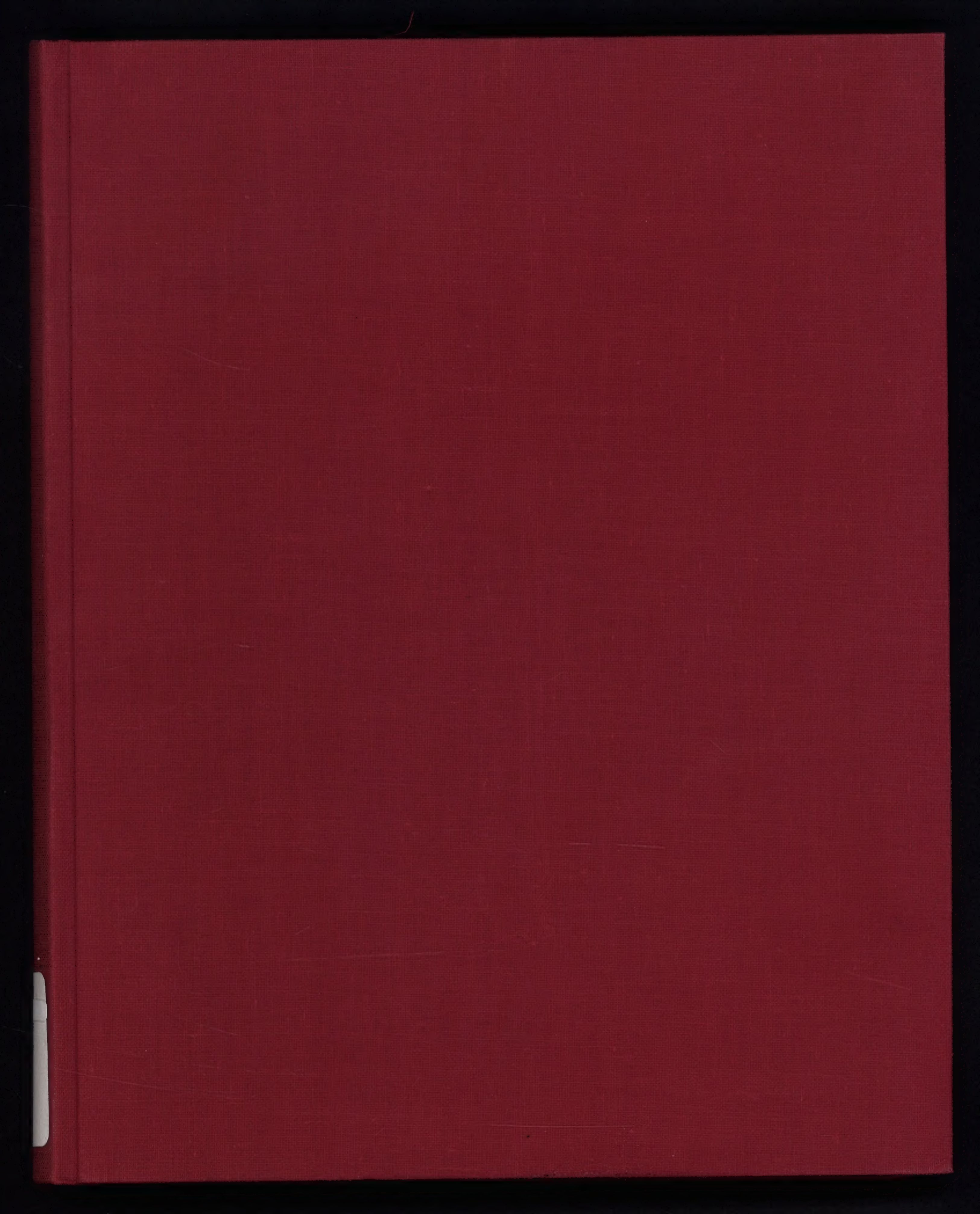
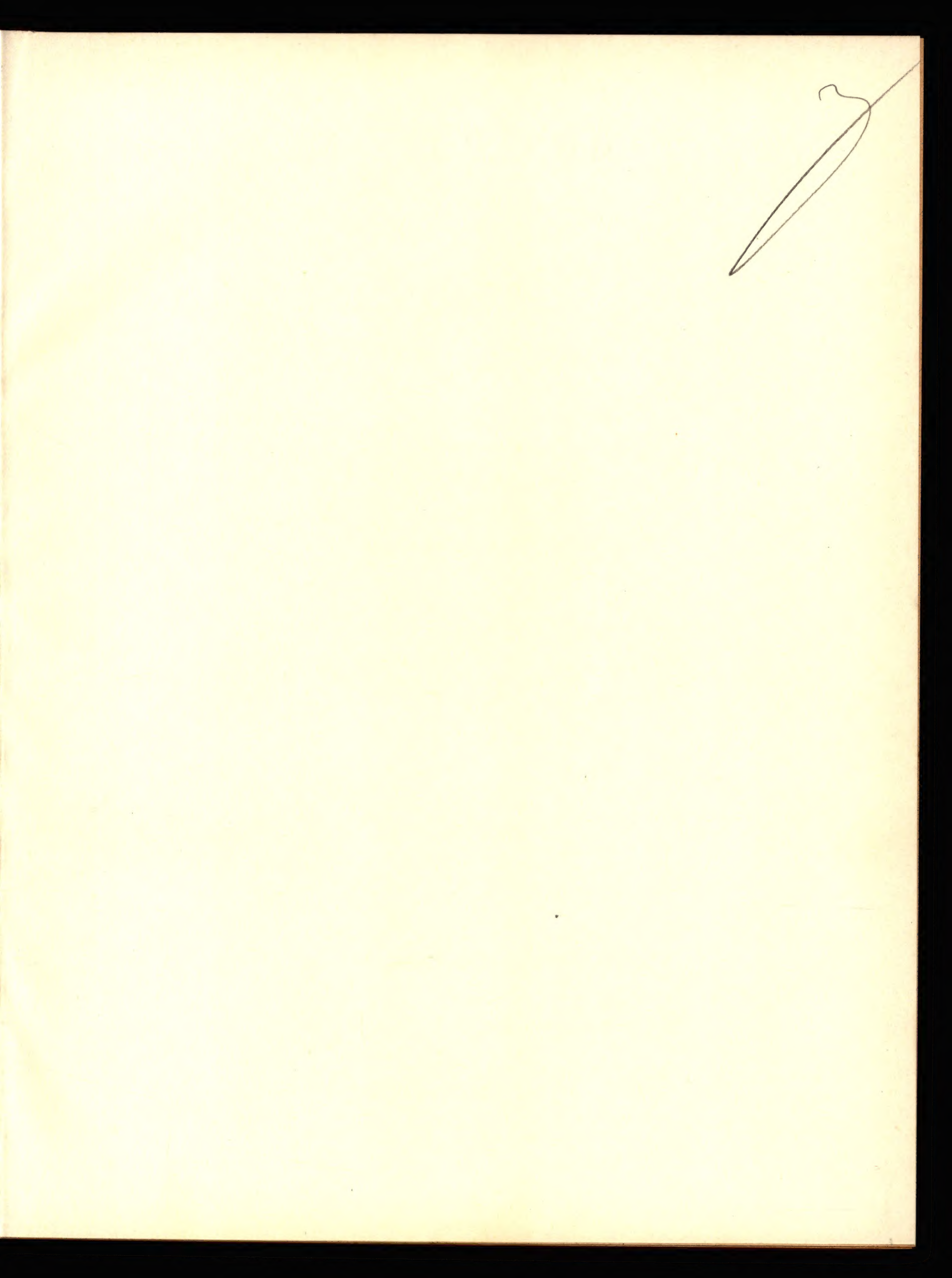




Hessenland.

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Siebenter Jahrgang.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

F. Zwenger.



Kassel 1893.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1893.

Geschichtliche Aufsätze.

Literarisches, Kulturhistorisches, Kunst und Verwandtes.

Erzählungen.

Vermischtes.

Gedichte.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Briefkasten.



№ 1. Kassel, 2. Januar. 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband, bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969.
Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel oder deren übrigen Filialen angenommen.

1893.

Es bröckeln sich vom sinkenden Jahrhundert
Die letzten Jahre, längst schon werden nicht
Die Thaten noch des einzelnen bewundert,
Dem scheidend unser Mund den Abschied spricht,
Nein, — durch die stolze Reihe der Jahrzehnte
Schweift, an des Jahres Neige, rückwärts jetzt
Der Menschengeist, weil gern er dort entlehnte
Die Kraft, auf die er gern sein Hoffen setzt.

Der Zukunft Schleier möchte er zerreißen;
Denn mit dem sterbenden Jahrhundert sinkt
Auch hin das Schöne, das es einst verheißen,
Und nahe seinem Ende nur noch winkt
Das auri sacra fames der Penaten,
Die, müde ihrer Segnung, flüchtig sind
Und nun die fluchbeladnen Menschenthaten
Hinschleudern, als ein Spiel für Sturm und Wind.

Das ist des Ganzen schreckenvolles Ende,
Die Goldgier des Jahrhunderts ekler Zug.
Sagt nicht, daß das der Zeitgeist so vollende,
Denn der ist nur des Menschengeistes Flug!
Den läutert — soll die Erde Blut nicht trinken,
Den zügelt, — daß kein Elend euch umkrallt:
Dann laßt nur des Jahrhunderts Rest versinken,
Und voll habt ihr das neue in Gewalt.

Carl Preser.



Die Bekehrung Hessens zum Christenthume.

Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel am 31. Oktober 1892 von Hermann v. Rogues, Major a. D.

(Fortsetzung.)

Doch es ist heute eigentlich gar nicht meine Aufgabe, über das Heidenthum der alten Chatten und über Flurnamen zu sprechen, sondern über die Bekehrung Hessens, oder genauer gesagt: des fränkischen Hessengaues, zum Christenthume, allein, will man die Bedeutung und den Werth dieser Bekehrung recht würdigen, so muß man nicht allein wissen zu was?, sondern auch wovon? unsere Vorfahren bekehrt wurden. Daher glaubte ich wenigstens in kurzen Zügen die Religion unserer Vorfahren schildern zu sollen. Nun aber müssen wir uns dem eigentlichen Thema dieses Vortrags zuwenden.

Schon sieben lange Jahrhunderte waren dahin gegangen, seitdem im fernen Jerusalem das endgültige blutige Opfer vollzogen war, dessen die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes des Vaters bedurfte, um das zwischen Ihm und der Menschheit durch die Sünde zerrissene Band wieder zu knüpfen, denn auch die von Gott Selbst bis in's Einzelnste angeordneten blutigen Thieropfer des alten Bundes hatten dies nicht bewirken können, sollten sie doch nur eine vorbildliche Bedeutung haben, um das auserwählte Volk immer wieder auf dies Eine höchste, aber auch letzte blutige Opfer hinzuweisen, das der im Fleische erschienene, längst verheißene Messias, unser Heiland Jesus Christus, aus Gehorsam gegen Gott den Vater und aus Liebe zu den Menschen am Kreuze darbringen wollte.

Aber während dieser sieben Jahrhunderte, in welchen eine lange Reihe christlicher Zeugen ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelten, hatte sich trotz der grausamsten Verfolgungen der Machthaber und des Spottes der Weltweisen das Christenthum stetig und allmählich ausgebreitet und immer neue Gebiete, dazu die Hauptstadt des Erdkreises, Rom, mit ihren vornehmsten und höchsten Beamten, ja endlich die Kaiser selbst, erobert, so daß ein Julianus Apostata nach allem seinem vergeblichen Ringen im Kampfe mit der neuen Religion ausrufen mußte: „Galiläer, Du hast gesiegt!" — ich sage: während aller dieser welterschütternden Ereignisse saß das Chattenvolk von allem dem unberührt ruhig auf seinen Höfen, jagte in seinen Jagdgründen oder schlug sich mit den Nachbarn herum, ohne die geringste Kunde von dem zu haben, was im fernen Süden inzwischen vor sich gegangen war.

Zwar am Rhein und an der Donau war längst die christliche Lehre durch römische Soldaten bekannt geworden, in Mainz und Trier schon in den ersten Jahrhunderten Kirchen, ja Bisthümer gegründet; allmählich auch waren die Glaubensboten näher herangerückt, wie denn der heil. Lubentius an der unteren Lahn, vielleicht auch weiter hinauf schon die Predigt vom Kreuze hatte erschallen lassen; allein diese war immer noch nicht nach Hessen selbst gedrungen. Erst einige Schlußfolgerungen gestatten die Annahme, daß der heil. Kilian, ein irischer Missionar, ehe er nach Franken und Würzburg ging, in Hessen und zwar sowohl in Ober-, wie in Niederhessen das Evangelium gepredigt habe. Weniger zwar das Vorhandensein der nach ihm benannten ältesten Kirche Marburg's, als die Nachricht, daß der heil. Bonifazius bei Amöneburg schon Christen vorfand, namentlich aber der Umstand stützen diese Annahme, daß noch im Jahre 1256 der Bischof Iring von Würzburg seine oberlehnsherrliche Zustimmung zu der Schenkung der Sanct Kilians-Kapelle bei Büchenwerra an der Fulda an das Kloster Breitenau gab;*) denn wie sollte diese Kapelle unter die Lehnsherrlichkeit des fernen Bischofs von Würzburg gekommen sein, wenn sie nicht von Alters her durch den heil. Kilian in's Eigenthum der Würzburger Kirche übergegangen gewesen wäre? Doch sei es, daß der Erfolg dieser Predigt des heil. Kilian kein nachhaltiger war oder daß nur eine kleine Gemeinde von Christen sich um diese Kapelle gesammelt hatte, genug, wir hören nicht das mindeste über Christen im fränkischen Hessengau vor der Zeit des heil. Bonifazius.

*) Die betr. Urkunde ist abgedruckt in: „Hess. Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst." II. Band p. 29.

Erst mit diesem großen Wohlthäter des deutschen Volkes treten wir auf geschichtlichen Boden, und für diese Zeit fließen die Quellen*) schon so reichlich, daß wir im Stande sind, uns ein deutliches und sogar ziemlich eingehendes Bild seiner Thätigkeit zu entwerfen, wenn ja auch immer noch Lücken genug bleiben, die man gern ausgefüllt sähe. In der kurzen Zeit eines Vortrags kann ich mich natürlich nur darauf beschränken, das Nothwendigste und Interessanteste und zwar nur in Beziehung auf den fränkischen Hessengau mitzutheilen, während die reiche Entfaltung seines Wirkens in Thüringen und Bayern, wie anderswo, ganz unberücksichtigt bleiben muß, und nur im Vorübergehen kann ich selbst des Oberlahngaues, unseres späteren Oberhessens, gedenken.

Aus gleichem Grunde muß ich mir versagen, irgend welche biographische Einleitung vorauszuschicken; nur das will ich ganz kurz bemerken, daß Winfrid, wie dieser große Missionar von Hause aus hieß, aus vornehmem, angelsächsischem Geschlechte der englischen Grafschaft Devonshire etwa um 680 nach Christus geboren, nachdem er früh Benediktiner-Mönch geworden, den heftigsten und anhaltendsten Drang empfand, seinen sächsischen Stammesgenossen in Deutschland die frohe Botschaft von der Erlösung zu bringen, daß er damit begann, den Friesen zu predigen, bald aber unverrichteter Sache wieder nach England zurückkehrte und später bei der bereits von Andern erprobten Unmöglichkeit, den Sachsen beikommen zu können, sich nach erhaltener Erlaubniß des Papstes zuerst zu den den Sachsen südlich vorliegenden Hessen und Thüringern wandte, um von da vermittelst der Nachbarschaft allmählich Einfluß auf das kräftige, aber trotzige Volk der Sachsen zu gewinnen. Gott lenkt auch die Wege der Glaubensboten, und so haben Hessen und Thüringer ihre Bekehrung zunächst der Hartnäckigkeit der Sachsen zu verdanken.

Im Jahre 722 betrat Winfrid zum ersten Male den chattischen Boden, zuerst den oberlahngauischen bei Amöneburg. Hier fand er, wie gesagt, schon Christen vor, die aber ihr wenig gepflegtes Christenthum wieder mit heidnischen Elementen gemischt hatten. Daher kann man immer mit Recht sagen, daß Winfrid die Brüder Detdic und Deorulf bekehrt habe, die vermuthlich in Seelheim wohnten und somit auch der Opferstätte von Amöneburg d. h. Burg an der Ohm, vorstanden und zwar als Häuptlinge des Oberlahngaues. Oder sollte Einer von ihnen Häuptling gewesen sein und der Andere Oberpriester, da doch Beide zugleich schwerlich Häuptlinge waren? Nachdem Winfrid auf dem altarförmigen Berge an der Stelle der Opferstätte ein kleines Bethaus — wir würden jetzt Kapelle sagen — errichtet und einige Mönche aus seiner Begleitung zu weiterer geistlicher Pflege und Missionirung dort zurückgelassen hatte, zog er nordöstlich in den fränkischen Hessengau und zwar gleich in das Herz desselben, nämlich in die Gegend an der Edder, wo am linken Ufer derselben, da wo jetzt Fritzlar liegt, ein heiliger Hain sich erhob, inmitten dessen eine dem Gotte Donar geweihte Eiche stand, die sog. Donar- oder Donnereiche. Nur eine Meile südwestlich von Gudensberg gelegen gehörte dieser Hain mit zu der ganzen in besonderem Grade den Göttern geweihten Gegend.

Hier in diesem bevölkertsten Theile des Gaues predigte er, umgeben von seinen Begleitern, in der zuvor erlernten chattischen Sprache den staunenden Heiden zum ersten Male das Wort vom Kreuze und zwar gleich mit großem Erfolge. Nachdem er nämlich, wie sein Haupt-Biograph Willibald berichtet, „viele tausend Menschen von dem alten Heidenthume gereinigt und getauft hatte," theilte er diesen unverwarteten Erfolg sofort durch einen Boten dem Papste Gregor II mit und folgte nach Rückkehr seines Boten einer Einladung des Papstes nach Rom. Von hier kehrte er im Frühjahr 723, nachdem er vom Papste zum Regionarbischof, d. h. Bischof ohne festen Sitz, geweiht worden war und den ehrenden Beinamen Bonifazius erhalten hatte, gleich wieder nach Hessen zurück, um das angefangene Werk fortzusetzen.

Indessen fand er nicht Alles bei den im vorigen Jahre Getauften, wie er hoffte, denn wenn auch ein Theil derselben, treu den in der heiligen Taufe übernommenen Pflichten, dem Heidenthume voll und ganz den Rücken gekehrt hatte, so daß Bonifazius ihnen nunmehr das Sacrament der Firmung ertheilen konnte, so „weigerten sich doch", wie Willibald berichtet, „Andere, welche noch nicht stark im Geiste waren, die Zeugnisse des unverfälschten Glaubens vollständig anzunehmen, denn Manche opferten verstohlen oder sogar ungescheut in Gehölzen und an Quellen, Andere befaßten sich heimlich oder auch öffentlich mit Vorherverkündigungen und Wahrsagungen und mit Zaubereien und Beschwörungen, und wieder Andere dachten auf Vogelschau und Zeichendeutung und beobachteten verschiedene Opfergebräuche; Andere jedoch, welchen ein gesunderer Sinn beiwohnte, hatten alles Entheiligende des Heidenthums abgelegt und verübten nichts von diesen Dingen." Soweit der Biograph Willibald. Es geht aus diesen Worten hervor, daß derselbe hier

*) Besonders die Biographien des heil. Bonifazius von Willibald und von Othlo, einem Fuldaer Mönche. Uebersetzt von Külb, die Erstere neuerdings auch von W. Arndt.

nur von getauften Christen sprach, denn von Heiden solches auszusagen, wäre sehr überflüssig gewesen; bei ihnen hätte sich ja dieses Alles von selbst verstanden. Gerade aber der Umstand, daß noch so viele irrige Auffassungen und so starke Hinneigung zu dem abgeschworenen heidnischen Glauben sich unter den Getauften fand, veranlaßte den heiligen Bonifazius, und zwar besonders auf Rath und Antrieb der Treugebliebenen, den Schritt zu thun, der mit Einem Schlage ein neues Zeitalter über Hessen herbeiführte, nämlich daß er die Axt an die dem Gotte Donar geheiligte Eiche legte und dieselbe zu Falle brachte.

Gestatten Sie, daß ich bei diesem weltgeschichtlichen Ereignisse noch etwas verweile und noch einige weitere Mittheilungen sowohl über die Veranlassung, als auch über die Folgen dieser kühnen That mache.

Hätte der heilige Bonifazius die Donnereiche bei seiner ersten Anwesenheit im Jahre 722 fällen wollen, so wäre er einfach und ohne Frage ein Opfer, man hätte wohl mit Recht sagen können, seiner Tollkühnheit geworden, allein im Jahre 723 lagen die Dinge schon wesentlich anders. Die Predigten des Heiligen, sowie der Empfang der heiligen Taufe Seitens Tausender von Bewohnern des Landes hatte, so verschieden auch die Einzelnen sie aufgefaßt und auf sich hatten wirken lassen, immerhin einen Sauerteig in die heidnischen Anschauungen gebracht, der nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Namentlich muß dies von den Getauften gelten, die angeregt und zum Theil freilich nur für den Augenblick überzeugt von der Wahrheit der Predigt, die heilige Taufe begehrt hatten. Es ist eigentlich viel mehr zu verwundern, daß ein Theil der Getauften sich gleich voll und ganz dem Christenthume zugewandt hatten und in Einem Jahre so reif und fest geworden waren, daß sie dem heiligen Bonifazius zu einem so gewagten Schritte rathen konnten, als daß ein anderer, wahrscheinlich viel größerer Theil der Getauften, mehr oder weniger noch an den tausendjährigen, von den Vätern ererbten heidnischen Vorurtheilen und Gebräuchen haften blieben und einem falschen Konservatismus huldigend die von den alten Deutschen so hochgehaltene Tugend der Treue zu verletzen glaubten, wenn sie die von den Altvordern überkommene Religion mit Allem, was ihren Eltern und Vorfahren und ihnen selbst von Jugend auf heilig und theuer gewesen war, mit Einem Male über Bord werfen sollten. Und man muß sagen, daß die deutsche Religion mit ihrer reichen Götter- und Sagenwelt, mit ihren vielen Festen und Gebräuchen, ein Herz, das nichts von der Wirklichkeit und Wahrheit wußte, schon gefangen halten konnte. Diese Wirklichkeit und Wahrheit war ihnen nun nahe getreten, allein bei der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere kann es nicht Wunder nehmen, wenn selbst unter den Getauften es im Innern noch gährte, wenn zwar die Einen gleich ganz gewonnen, die Andern aber noch starke Zweifel hegend sich abmühten in's Klare zu kommen, während noch Andere, den übereilten Schritt zur Taufe bereuend, sich wieder dem altgewohnten Heidenthume ganz zugewendet hatten. Aber nicht nur getaufte Christen, sondern auch sehr viele ungetaufte Heiden waren bei der kühnen That anwesend, welche, wie Willibald sagt, den Heiligen in ihrem Innern als Feind ihrer Götter eifrigst verwünschten. Um aller dieser Schwankenden, Abgefallenen und Heiden nun, die Ersten zu stärken, die Zweiten zu beschämen, die Dritten aber von der Ohnmacht ihrer Götter, zu überzeugen, griff Sanct Bonifazius inmitten dieser großen Menge, die zu einem Feste ihres Gottes Donar im heiligen Haine bei Geismar an der Edder zusammengeströmt war, im festen Glauben an die Nichtigkeit der Götzen und an die Hülfe des Einen wahren Gottes, aber auch Angesichts der Möglichkeit nahen Martertodes, zur Axt und schlug der alten, göttlich verehrten Donnereiche die Todeswunde in's Mark hinein. Die Nerven aller Umstehenden sind auf's äußerste gespannt. Wird der Gott des Blitzes und Donners herniederfahren und den Frevler zu Boden schmettern? Die Einen hoffen, die Andern fürchten es, aber nichts geschieht. Aufrecht bleibt der Kühne stehen mit seinen Gesellen, und nun stürzt nach wuchtigen Schlägen zwar, aber doch vielmehr durch einen Sturmwind geschüttelt, die mächtige Eiche krachend zu Boden: die Treuen jubeln, die Schwankenden sind gewonnen, die Feindseligen verstummen, ja sind sogar in diesem Augenblicke überzeugt, daß ihr Götterglaube ein nichtiger ist, denn da der Gott diesen unerhörten Frevel nicht rächte, so vermochte er es eben nicht; er hatte seine Ohnmacht gezeigt, und das war für einen Chatten — sein Todesurtheil.

Und welche Folgen hatte nun diese kühne That? Viele Tausende hatte Bonifazius im Jahre zuvor getauft, viele Tausende waren auch in diesem Jahre zu Ehren des Gottes Donar, wohl zum Maifeste,*) wieder versammelt; so mag der ganze Gau vertreten gewesen sein. Rasch muß sich daher die Kunde von diesem unerhörten Ereigniß verbreitet haben. Soviel wenigstens steht nach Willibald's Bericht fest, daß wenn auch noch viele Heiden übrig blieben,

---

*) S. Mogh a. a. O. p. 1090.

doch die meisten Gaubewohner dem Christenthume sich nunmehr zuwendeten. Man darf daher immerhin sagen, daß mit dem Falle der Donnereiche der fränkische Hessengau im Ganzen sich bekehrt habe. Wäre dem nicht so, so würde doch wohl eine Kunde davon zu uns gedrungen sein, daß Bonifazius bei seinem Zuge durch den Gau Widerstand gefunden oder daß gar sein Leben bedroht worden sei. Aber nichts von dem; im Gegentheil geht aus den Berichten seiner Biographen hervor, daß alles Weitere ohne Hindernisse verlief und es sich nur noch darum handelte, dem bekehrten Lande geordnete kirchliche Verhältnisse und Einrichtungen zu geben, d. h. es aus einem Missionsgebiete in ein Bisthum zu verwandeln.

Nun aber möchte ich noch die Frage nach dem Orte der That berühren.

Willibald erzählt uns, daß diese Eiche von wunderbarer Größe an einem Orte, welcher Geismere genannt wird, gestanden habe. Es giebt mehrere Geismar in Hessen, Thüringen und Westfalen; der Name bedeutet eine sprudelnde Mineralquelle, die sich bei allen diesen Orten in der That vorfindet.

In Folge dieser Bezeichnung haben mehrere derselben sich die Ehre beimessen wollen, daß bei ihnen die That geschehen sei. Allein es unterliegt, nach allen einschlägigen Verhältnissen und der ferneren kirchlichen Bedeutung dieser Orte zu urtheilen, nicht dem mindesten Zweifel, daß das Dorf Geismar bei Fritzlar gemeint ist. Aber nicht in dem Dorfe, auch nicht an einer der vielen gesuchten Stellen des jetzigen Waldes bei Geismar, sondern in der damaligen Gemarkung des Dorfes, auch mitten im Walde, nämlich da, wo jetzt die St. Peterskirche zu Fritzlar steht, da und nirgends anders hat meiner festen Ueberzeugung nach*) die Donareiche gestanden. Dies geht allein auch schon daraus hervor, daß Bonifazius aus dem Holze der Eiche eine Kapelle baute und zwar ohne Frage am selben Orte, denn es war ganz feste und sehr verständige christliche Gepflogenheit, an den Stellen, wo heidnische Heiligthümer waren, christliche Oratorien d. h. Bethäuser hinzubauen, einmal um den Ort christlich zu heiligen und dadurch die frühere heidnische Weihe zu vernichten, zum andern aber, weil das Volk gewohnt war, an diesem Orte seine Andacht zu verrichten und seine Götter zu verehren. Hätte Bonifazius das Oratorium an einem anderen Orte gebaut, so würde er ja den alten heiligen Hain für die umwohnenden Heiden bestehen gelassen und zwei Verehrungsstätten, eine heidnische und eine christliche, neben einander geduldet haben. Nein, gerade durch die Erbauung des christlichen Oratoriums genau an der Stelle des alten heidnischen Heiligthums benahm er den Heiden die Möglichkeit, am gewohnten Orte heidnischen Gottesdienst zu pflegen. Zum Ueberflusse kann ich Ihnen auch noch mittheilen, daß Wigand Gerstenberg in seiner thüringisch-hessischen Chronik erzählt,*) die Bewohner von Geismar wären zum Gedächtnisse der Vernichtung der Donnereiche alljährlich nach Fritzlar gekommen und hätten auf dem Friedhofe daselbst (nämlich vor der St. Peterskirche) einen Baum gefällt, selbstredend solange, als dort noch solche standen. Von einem Wohnorte Fritzlar war damals allerdings noch keine Rede; der ist eben erst in Folge der Kirchengründung entstanden; wohl aber ist es möglich, daß dieser Hain oder vielmehr der Ort, wo die Eiche stand, eingefriedet gewesen ist und schon Frideslar geheißen hat, denn lar bedeutet eben einen Ort überhaupt, nicht nur Wohnort, und zwar findet man diesen Ausdruck nur bei sehr alten, ja den ältesten Orten des Landes.

Bonifazius baute also aus dem Holze des Baumes ein Bethaus und weihte es zu Ehren des Apostels Petrus. Daß auch bei diesem Oratorium Bonifazius, ehe er weiter zog, einige seiner Begleiter zurück ließ, welche wie alle Missionare Mönche waren und zwar wie alle damaligen Mönche Benediktiner, unterliegt keinem Zweifel. Sie bauten neben dem Bethaus eine Zelle, in welcher sie wohnten und von wo aus sie nicht allein die Getauften weiter unterrichteten und pastorirten, sondern auch die noch Heiden gebliebenen durch ihre Predigten zur Annahme des Christenthums zu bewegen suchten. Diese Zellen, die überall errichtet wurden, wo Bethäuser erbaut waren, und die meistens später zu Dörfern wurden, wie so viele Ortsnamen mit der Endung Zell, besonders in der Gegend von Fulda, beweisen, bestanden, wie Baumann in seiner vortrefflichen Geschichte des Allgäues sagt**) „aus schmucklosen, von den Missionsmönchen eigenhändig errichteten Holzhütten, in deren Mitte sich ein ebenso schmuckloses Holzkirchlein erhob. Das erste Geschäft der Zellenbauer war . . ., den Wald um ihre Zellen zu reuten und den also gewonnenen Boden zu bebauen. Zugleich predigten sie denen, die sich um sie versammelten, Gottes Wort und brachten in deren Mitte das heilige Opfer dar.“ Und wie es im Allgäu war, so war es auch in Hessen und überall.

Willibald erzählt nur ganz kurz, daß Bonifazius nach dem Baue des Bethauses sofort nach

*) So auch Landau, Territorien p. 373. ff.

*) Nach Landau, Territorien p. 378.

**) Band I. p. 99.

Thüringen weiter geeilt sei. Er sagt aber, weder etwas über den Weg, den er dorthin genommen, noch über seine Missionsthätigkeit während seiner Reise. Ich habe mir Mühe gegeben, soweit möglich diesen Weg des heil. Bonifazius durch den fränkischen Hessengau nach Thüringen und zwar nach der Gegend von Eschwege, wohin er zunächst ging, festzustellen. (Forts. folgt.)

Silvester Jordan.

Bilder aus seinem Leben.

Von F. Zwenger.

Vor hundert Jahren, am 30. Dezember 1792, wurde zu Omes in Tyrol ein Mann geboren, dessen Name auf das Innigste mit der Geschichte nnseres Hessenlandes verbunden ist: Silvester Jordan, der unerschrockene Vorkämpfer für die konstitutionelle Gestaltung unseres engeren Vaterlandes, der Schöpfer unserer freisinnigen Verfassung vom 5. Januar 1831, gleich hervorragend als Mann der Wissenschaft, wie als Politiker und Staatsmann. Wohl Niemand hat in Deutschland in ernsterer Weise an die fürstliche Gewalt die Frage gestellt, ob und inwieweit sie es aufrichtig meine mit den Zugeständnissen, zu denen sie sich im Interesse der Völker und ihrer selbst nach längerem Zögern bereit erklärte, aber Niemand hat auch den Zorn der Feinde des Konstitutionalismus empfindlicher erfahren, als gerade Silvester Jordan. Aus den ärmlichsten Verhältnissen arbeitete er sich empor zu der angesehenen Stellung als ruhmreicher Verfechter der liberalen Zeitideen, um dann als Märtyrer derselben schwere Leiden zu erdulden, bis der Umschwung der Zeitverhältnisse ihn in jähestem Wechsel in amtlicher Stellung zum Vertreter der nationalen Bestrebungen berief, wegen deren er lange Jahre die Strafe des Verbrechers erduldet. Seit 1821 wirkte er als Professor der Rechtswissenschaft in Marburg. Von 1830 bis 1833 war er als Vertreter der Landes-Universität Mitglied der kurhessischen Ständekammer. Kein Name in Hessen, ja in Deutschland, war gefeierter als der seine, fast in jedem Hause unseres Hessenlandes fand man sein Bild, groß war die Verehrung, die Liebe, die ihm überall unsere hessischen Landsleute darbrachten. Sein Lebensgang ist bekannt. In den Nummern 19 und 20 des Jahrgangs 1889 unserer Zeitschrift „Hessenland“ ist von berufener Seite eine eingehendere Schilderung desselben entworfen; wir unterlassen es daher, hier einen biographischen Abriß zu geben, nur Bilder von dem Leben Silvester Jordans wollen wir skizziren, die weniger bekannt sein dürften. Nicht besser aber glauben wir dieselben einleiten zu können, als durch die Wiedergabe des prachtvollen Gedichtes unvergessenen und unvergeßlichen Andenkens von Franz Dingelstedt: „Osterwort“, das 1840 in Marburg vor Jordans Kerker geschrieben und als fliegendes Blatt verbreitet, in ganz Deutschland mit hellem einstimmigen Beifall begrüßt wurde. Das „Jordanslied“ lautet:

Osterwort.

Im Schloßhof zu Marburg.

1840.

Droben stand ich, wo inmitten eines Meers von Duft und Blüthen
Grau und groß das Schloß emporsteigt, Philipps alte Stadt zu hüten;
Rings zu Füßen dehnte lachend sich das traute Thal der Lahn,
Und mit ersten Maienblicken schaute draus der Lenz mich an.

Geister einer frohen Jugend tauchten aus dem heitern Grunde:
War's nicht da? — Und hier! — Und drüben . . . . . scholl's von der Genossen Munde;
Ein Erinnern still und innig ging wie Sonntagsglockenklang
Durch die Seelen lang Getrennter, die ein neues Band umschlang.

Plötzlich rührt an meine Schulter eines Freundes scheuer Finger;
„Dort am Gitter“, spricht er leise, deutet auf den innern Zwinger;
Und zwei Augen groß und glühend, und ein Antlitz bleich, entstellt,
Starrten dort aus dem Gemäuer nieder in die schöne Welt.

Herr des Himmels! — Stille, stille! Weck' ihn nicht aus seinen Träumen!
Ach vielleicht. daß just dies Auge, schweifend ob den grünen Bäumen,
Ob der Berge blauen Häuptern seinen Weg zur Heimath fand,
Spottend jener Thürm' und Quadern, in der Gletscher freies Land! —

Du erkennst ihn? — Ihn erkennen?! Kann ein Hesse sein vergessen?
Sah ich nicht, wie er gebietend an der Besten Tisch gesessen,
Wie er Blitze warf und Donner, wenn er zürnend sich erhob,
Wie vor seines Mundes Hauche List und Macht in Streu zerstob?

Sah ich nicht in Gips gegossen diese selben bleichen Züge,
Diesen Mund der Ueberredung, dieses Auge sonder Lüge,
Diese stolze Stirn mit Lorbeer und mit Eichenlaub geschmückt
Und am Fuß: „Silvester Jordan“ groß und prahlend ausgedrückt?

Stand ich nicht im Chor des Volkes, das mit blankgezog'nen Schwertern,
Das mit Fahnen und Drommeten grüßte seinen Heimgekehrten?
O der Wandlung: Wenig Jahre und ein solches Wiedersehen!
Freunde kommt! Mich fröstelt; laßt uns, Frühlings müde, heimwärts gehen!

Doch wohin ich schritt und blickte, überall derselbe Schatten,
Das Gedächtniß an die Zeiten, so ihn einst gehoben hatten,
Ihn, den Sohn der fremden Erde, mitten in die stolzen Reih'n,
Welche Gott berief, Apostel seinem deutschen Volk zu sein!

Seine Hand, die nun gebund'ne, schrieb die neue Offenbarung,
Kämpfte für des Geistes Freiheit, für des heiligen Rechtes Wahrung,
Legte zu dem Bau des Tempels stark und freudig ihren Stein,
Und nun wir darinnen wohnen, muß der Meister draußen sein!

Und sein Mund, der nun verstummte, wie er sprach und scholl, begeistert
Von dem Drang des Augenblickes, den der Mensch nicht immer meistert;
Ja, und wenn er sich vergessen, wenn er mehr gesagt, als Pflicht;
Der Strom, der nicht übersprudelt, wäre ja der Jordan nicht!

Kamst du darum, heilig Wasser, von den Bergen hergequollen,
Tränkten darum deine Wellen uns're unwirthbaren Schollen,
Daß das Land dich stumm verschlinge, dir ein frühes Grabmal sei?
Nein, o nein! Getrost! Es taget, Harrender, auch Dir ein Mai!

Herr und Fürst des schönen Landes, das der Frühling neu umfangen,
So wie er ein milder König, decke zu, was da vergangen,
Spreng' mit einem Wink der Gnade den und and're Kerker auf,
Gieb dem freien Sohn der Alpen wieder seinen freien Lauf!

Herr, dem an des Thrones Stufen treue Bürger freudig huldigen,
Kleine Fehler, so geschehen, laß die große Zeit entschuldigen;
Sieh', schon büßen nah' und ferne Viele ihr verjährtes Leid.
Neig' dein Scepter, Friedrich Wilhelm, zu erlösendem Bescheid!

Ach, daß deines Volks ein Dichter sich in deinen Glanz gewagt hat,
Daß, was Andre schweigsam flehen, er voll Ehrfurcht laut gesagt hat,
Herr, verzeih's! Ein Dichter fühlt es, was es heißt: gefangen sein,
Mehr als Andre. Ja, gefangen, und vergessen, und allein! —

Und dir, hinter deinen Gittern, Mann der Zeit, ein letztes Grüßen!
Trüg' ein West, ein Noah's-Täublein tröstlich dir dies Blatt zu Füßen:
Grün und duftend, Pfand des Lenzes, schmück' es deiner Zelle Wand,
Und aus todten Zügen fasse warm dich eine Freundeshand! — (Forts. folgt.)

Kasseler Tagesneuigkeiten aus dem 18. Jahrhundert.

Von Otto Gerland.

Mit der Bearbeitung der Lebensgeschichte meines mütterlichen Urgroßvaters Simon Ludwig Du Ry beschäftigt, finde ich unter dessen hinterlassenen Papieren zahlreiche Angaben, die für den angedeuteten Zweck ohne Bedeutung sind, die aber doch mancherlei Interessantes für die damalige Zeit bieten. Einzelnes davon habe ich schon in diesen Blättern veröffentlicht, im Nachfolgenden will ich allerhand Nachrichten mittheilen, die für die Geschichte Kassels und auch wohl für die allgemeine Kulturgeschichte nicht ohne Interesse sein dürften. Sie entstammen zumeist dem eifrigen Briefwechsel Du Ry's, dessen Bruders, Plantagen-Inspektors Karl Du Ry und dessen Schwester Jeannette Philippine Le Clerc geb. Du Ry, aus den Jahren 1748—56, während deren S. L. Du Ry seine großen Studienreisen machte, und den Jahren 1773—76, in denen J. P. Le Clerc eine Reise in das südliche Frankreich, die Heimath

ihres Gatten, unternahm. Sie mögen im Stil der alten Chroniken aneinander gereiht werden.

Im Herbst 1748 hatte der Fabrikant Theodor Landré zu Kassel einen Schneider Namens Neitz, der wegen seines großspurigen Wesens den Beinamen „der Baron“ führte, eine Arbeit übertragen und ihn, da die Arbeit nicht so schnell vorrückte, als er wünschte, gemahnt. Neitz entschuldigte sich wegen der langsamen Arbeit damit, daß er keinen Gesellen habe; er wolle ihm einen schicken, erwiderte ihm Landré. Da Neitz dies annahm, sandte ihm Landré am andern Morgen einen schwarzen Ziegenbock und ließ ihm dabei sagen, das wäre der Geselle, von dem er gesprochen habe. Neitz blieb ganz ruhig, bedankte sich für den Bock und sagte, er wolle ihn gleich an die Arbeit setzen. Ohne Zeitverlust schickte er zu einem Metzger, der dem Thier den Hals abschnitt und es vollständig zerstückelte. Gegen Abend ließ Landré den Bock zurückverlangen, der Schneider erwiderte, der Gesell säße an der Arbeit und er könne ihn jetzt nicht zurückschicken. Landré drohte und wüthete und ließ sagen, der Bock gehöre ihm nicht, er habe ihn nur geborgt, um Neitz einen Streich zu spielen. Doch alles half nichts, der Bock war todt und verscharrt. Landré klagte bei der Polizei, der Schneider that dasselbe und endlich fingen sie einen Prozeß an, wobei Landré alle Schneider in Kassel als seine Gegner hatte, die sich durch den ihrer ehrsamen Zunft in der Person des Neitz angethanen Schimpf gekränkt fühlten.

Um diese Zeit kamen die Sonnenschirme als etwas neues von Paris nach Kassel.

Im Frühjahr 1749 wurde im Kunsthaus ein Modell der in der Wüste aufgerichteten Stiftshütte gezeigt, ganz genau nach der von Moses gegebenen Beschreibung, aber in 17facher Verkleinerung. Die Bundeslade, der Tisch für die Opferbrote, der Leuchter und der Rauchopferaltar waren aus feinem Gold und sehr zierlich gearbeitet, die Stiftshütte war mit kleinen Plättchen von demselben Metall gedeckt, die so gut verbunden waren, daß man hätte annehmen sollen, das Dach bestehe aus einem Stück. Die übrigen Gegenstände waren aus denselben Stoffen hergestellt, aus denen sie in der Wüste bestanden. Eine Anzahl kleiner Figuren von Priestern, Opferpriestern und Leviten, war innerhalb und außerhalb des Zaunes vertheilt, aber nur, um ihre Kleidung zu zeigen; diese Figuren waren fingerlang, aber die des Hohenpriesters, die man für sich sah, war einen Fuß hoch. Alles war auf einer Art Tisch von 14 Fuß Länge und 7 Fuß Breite aufgestellt. Die Ruthe Aarons, die Gesetzestafeln, die 5 Bücher Mosis, die Mannakrüge, das Opfer der Philister, nichts war vergessen. Auch war die Neugier der Personen, die hingingen, um es zu sehen, befriedigt. Der Eigenthümer hatte den Göttinger Professoren einen Platz angeboten, sie hatten aber dafür gedankt. Er war ein sehr artiger junger Mann, dessen Frau sehr liebenswürdig erschien, es sollte die Tochter eines französischen Predigers aus Holland sein; sie kamen von Hamburg und gedachten nach Vollendung der Reise durch Deutschland nach England zu gehen, wo sie bessere Geschäfte zu machen hofften, wie in Göttingen.

Am 5. Juni 1749 schlug der Blitz bei einem heftigen Gewitter mehrfach auf der Oberneustadt und auch zweimal im Bellevueschloß ein.

Zu Beginn des Jahres 1750 hielt sich ein berühmter englischer Augenarzt Namens Taylor eine Zeit lang in Kassel auf, der sich berühmte, den Blinden das Augenlicht wieder zu geben, und der auch verschiedene Leute mit großer Geschicklichkeit operirte, ohne daß uns über die Erfolge seiner Operationen etwas mitgetheilt wäre. Trotz seiner großen Gewandtheit, die ihm niemand absprach, galt er mehr für einen großen Charlatan und hatte sogar den Spitznamen „Hase“ bekommen; hierzu trug wesentlich bei, daß er an seinem Wagen und allen seinen Werkzeugen eine lateinische Inschrift angebracht hatte, welche besagte, daß derjenige, der einem das Augenlicht wiedergiebt, ihm das Leben wiedergiebt. Durch sein Auftreten, bei dem er viel Geist und eine große Geschicklichkeit, sich in einem angenehmen Lichte erscheinen zu lassen, entwickelte, verschaffte er sich aber einen andern Eindruck; er hielt im Kunsthaus einen öffentlichen Vortrag, zu dem er auch Damen einlud, von denen aber nur wenige kamen. Auch in Privathäusern hielt er private Vorträge. Dabei zeigte er seine sämmtlichen Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände vor; alle Werkzeuge waren von Silber und in eleganten Behältern aufbewahrt. Alle Augenkrankheiten, an der Zahl 297, zeigte er in Miniatur gemalt in kleinen viereckigen Kästchen unter guten Gläsern, auch führte er einen Kasten voll sehr schön gearbeiteter künstlicher Augen in allen Farben bei sich. Er hatte fast alle europäischen Höfe besucht und bereiste nun die deutschen. Von Kassel begab er sich zunächst nach Göttingen.

Im Juni 1750 kam der preußische Feldmarschall von Schmettau in Begleitung des Professors Grischow (eines Mitglieds der Akademie der Wissenschaften zu Berlin) und eines Ingenieurs nach Kassel um den Meridian zu ziehen*); sie beobachteten dabei in Kassel die Eklipse des Mondes.

*) Nach Erbauung des Museums wurde der Meridian durch einen in den Fußboden des großen Bibliotheksaals eingelegten von den Bildern des Thierkreises begleiteten Messingstreifen bezeichnet.

Am 23. Juni 1750 fand eine große Hinrichtung statt, die größte, die bis dahin in Kassel stattgefunden hatte; sechs Verbrecher, darunter ein Jude, waren zum Tod durch den Strang verurteilt, von denen einer, ein 19jähriger Bursche zu lebenslänglichem Stockhaus begnadigt wurde. Am 11. Juli wurde ein Mädchen wegen Abtreibung enthauptet, am 18. vollzog sich dasselbe an einer andern. Niemals hatte man von so vielen Hinrichtungen gehört als seit einem Jahre, die Gefängnisse waren mit Verbrechern angefüllt, man sprach nur von Straßenräubern, Mördern und dergleichen. Die Zeiten schienen sich geändert zu haben; sonst hatte man zur Bezeichnung der Sicherheit der Straßen gesagt, man könne in Deutschland seinen Geldbeutel auf der Spitze seines Wanderstabes tragen, damals hätte das nicht mehr angegangen.

Im September 1750 wurde ein Herr v. P. ein Freund liederlicher Frauen, wegen Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung ins Zuchthaus gesteckt, wo er sich aufhing. Man fand ihn in seiner Zelle erhängt, auf dem Tisch lagen Erbauungsbücher, in denen er vermuthlich gelesen hatte, und ein eigenhändiger Brief, in welchem er erklärte, er sei wohl auf den Tod vorbereitet aus dem Leben geschieden und habe den Schritt, den er gethan, wohl überlegt; er bat darin den Statthalter*), seiner Frau und seinen Kindern seine Güter zu belassen und ihnen wegen seiner Handlungen kein Leid anzuthun, weil er nicht die Absicht gehabt habe ein Verbrechen zu begehen, und endlich bat er um ein ehrliches Begräbniß. Trotz dieser sehr dringlichen Bitten wurde er wie ein Selbstmörder begraben. Die Gefangenen mit schwarzen Aermeln, welche „ehrlos" waren, schleiften ihn mehr, als daß sie ihn trugen, ohne Sarg, fast nackt, noch den Strick, an dem er sich erhängt hatte, um den Hals, in den Winkel, in den „diese Unglücklichen" begraben wurden, mehr geschleift als getragen."

Zu jener Zeit machten auch zwei Schwindler Kassel unsicher. Zwei Männer Raymond und Ogier oder L'Ogier, von denen der erste sich den Grafentitel beilegte, der andere sich als Baron bezeichnete, kamen, nachdem sie „im Sommer bereits zu Hofgeismar manches Gänschen gerupft hatten", nach Kassel, wo sie am fürstlichen Hofe Zutritt erlangten. Die Ehre mit dem Prinzen Friedrich*) spielen zu dürfen, öffnete ihnen alle großen Häuser, wo gespielt wurde. Sie kamen sogar sehr oft an Hof, speisten dort und wurden vom Statthalter gern gesehen. Sie hatten das Aeußere anständiger Männer, Geist und Manieren; dies und der Grafentitel Raymond's verschafften ihnen in den betreffenden Kreisen Achtung. Als schließlich Raymond seiner Wirthin die Rechnung bezahlte, entwendete er ihr sofort wieder 10 Thaler davon, während andere erzählten, er habe ihr eine Dute mit 30 Thalern, die sie gerade auf die Fensterbank gelegt habe, gestohlen. Dann gingen die Abenteurer fort, die Wirthin aber, welche den Diebstahl merkte, lief hinter ihnen her und ließ sie durch die Wache am Weinberger Thor**) verhaften. Die Nacht brachten sie auf der Wache zu, am andern Morgen wurden sie auf das Müllerthor***) gebracht. Den Diebstahl gestanden sie ohne weiteres ein, auch „fanden sich dann eine Menge Kaufleute, die sie auch nicht von ihrer Abreise in Kenntniß gesetzt hatten". Sie wurden darauf mit der Weisung binnen 24 Stunden das Land zu räumen, aus der Haft entlassen. Ein Damenbrett, das man ihnen abnahm, führte zur Entdeckung ihrer Schurkereien, als man es öffnete, fand man darin nämlich sechs Würfel, von denen drei falsch waren, und ein Schnupftuch, an dem ein kleiner Spiegel angebracht war, dies legten sie sich auf die Kniee, wenn sie die Karten gaben, um die Karten der Mitspielenden dadurch kennen zu lernen. Die günstige Entwickelung ihrer Angelegenheit schrieb man dem Umstand zu, daß sie Tischgenossen des Statthalters gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den späteren Landgrafen Wilhelm VIII., der damals als Statthalter seines Bruders, König Friedrichs I. von Schweden in Hessen regierte.

*) Dem späteren Landgrafen Friedrich II.

**) Dem späteren Frankfurter Thor.

***) Dies Thor stand am Ausgang der Müllergasse und diente als Gefängniß.

Ihr letzter Brief.

Von K. Keller-Jordan.

Es ist wieder einmal Silvester!

Ich stehe an dem Fenster meines Zimmers und schaue hinaus in die kalte, blasse Winternacht. Vor mir giebt sich der Wiesengrund, unter den feuchten Nebelschleiern, wie ein weites Meer und daraus recken sich die Bäume mit den kahlen Aesten, starr und kalt in die Nacht.

In meinem Ofen knistert das Feuer, die grün

verschleierte Lampe brennt auf dem Tische, und das Wasser in der Theemaschine summt seine Märchen in den stillen Raum hinein.

War es nicht auch an einem Silvesterabende, als ich mit kummerschwerem Herzen hier an diesem Platze stand, in meinen zitternden Händen ihren letzten Brief?

Ich hatte ihn schon beim Tagesgrauen empfangen, aber doch fand ich erst am Abend den Muth, ihn zu lesen. Ahnte ich, was er enthielt und was ich in den zwei Jahren, in welchen ihre Briefe meiner Seelen Nahrung geworden waren, immer gefürchtet hatte? Wie diese feinen Züge für mich Leben und Sprache trugen und sich meine Augen hinein versenkten! „Verehrter Doktor!“ Wie kalt und fremd. Das war nicht die Anrede, die sie sonst zu brauchen pflegte. Oh, ich hatte nicht nöthig den Inhalt erst zu lesen, ich wußte alles. Meine Seele trauerte, und über die Schwelle des kommenden Jahres legten sich dunkle Schatten.

Mußte ich hinüber, ohne ihre klugen Worte, ihr sanftes Plaudern, ihr warmes Empfinden?

Auch bevor ich Zeile um Zeile ihres Briefes gelesen hatte, wußte ich, daß sie nun doch im Begriffe stehe, dem Manne ihre Hand zu reichen, den sie im Herzen trug, und von dem Charakter und Verhältnisse sie bisher geschieden hatten.

Konnte ich etwas Anderes erwarten? Aus meiner verschütteten Jugendwelt waren einmal wieder ein paar sanfte, weiche Klänge zu mir heraufgestiegen, friedevolle Melodien, das war Alles!

Leoni Dupret — ich durfte dennoch Deinem Wunsche, Dir weiter zu schreiben wie bisher, nicht willfahren — trotzdem ich die am Schlusse des Briefes mit zitternder Hand gekritzelten Worte verstand. Du warst mir dennoch mehr geworden, als ich selbst gewußt und daß meine Freundschaft auch Dir, in darbender Zeit Glück gegeben hatte, das mußte der Trost meiner Zukunft bleiben.

Es ist mir noch heute nach Jahren, als sähe ich ihre feine Gestalt in dunklem Gewande, im Garten auf dem niederen Stuhle kauern, zu dessen Füßen, sanft und geräuschlos, die Wellen des Bodensees trieben.

Der Zufall hatte eine kleine Gesellschaft da zusammengewürfelt, aus Nord und Süd, Alle — vielleicht die junge Tochter der Baronin Hahne ausgenommen — etwas angekränkelt von dem Leben. Individualitäten, die dem Schicksale die Stirn boten, nicht sonderlich von ihm verhätschelt, aber stark genug, sich von ihrem Selbst nichts abzwingen zu lassen.

Wir Alle aber, die wir hier in dem einsamen Dorfe zusammen trafen, wir hatten wenigstens den gleichen Zweck, wir suchten an den smaragdenen Wellen des Bodensees Einsamkeit und Ruhe. Auch in der Lebensschule bedarf der Mensch seine Ferienzeit, um den Kopf zu erfrischen und die Nerven zu stählen. Wir waren uns in der kleinen Gesellschaft dessen Alle bewußt. Der liebenswürdige Landgerichtsrath aus Schwaben, der Nestor der Gesellschaft, sprach das auch, nachdem wir uns etwas näher getreten waren, wiederholt und unverhohlen aus.

„Es geht im Leben wie in der Schule“, sagte er gleich in den ersten Tagen einmal zu mir, als wir uns in die Weinlaube geflüchtet hatten, von wo aus sich der Garten in allen Richtungen überblicken ließ, „man überbürdet uns und die Gesundheit leidet darunter; Dampf, Elektrizität, Ueberproduktion auf allen Gebieten, der Phonograph, der unsterblich macht und dazu die Statistik, die Alles in Zahlen peitscht! Da bleibe Einer vernünftig und ordne das schadlos in seinem armen, abgemüdeten Hirn. Ein wahrer Segen, daß unser vernünftiger Wirth dieses Familienheim hier eingerichtet hat. Ich glaube, mit der jungen Dame dort, die gestern angekommen ist,“ setzte er hinzu, während er sein Glas auf die Nase rückte, „haben wir das letzte Zimmer besetzt.“ „Die Familie wäre demnach vollzählig,“ ergänzte der Professor aus Sachsen, der eben hinzutrat und dessen müdes, überarbeitetes Gesicht es auch ohne Worte verrieth, wie gut ihm Luft und Ruhe thun mußten.

„Die Dame scheint leidend,“ sagte der Gerichtsrath, „wo kommt sie eigentlich her?“

„Sie ist eine Belgierin, Madame Leoni Dupret, so sagt das Fremdenbuch,“ anwortete der Professor.

Ich sah nach der Richtung, wo Madame Dupret saß. Ich könnte nicht behaupten, daß ihr Anblick etwas besonders Fesselndes hatte. Sie schien mir eine Dame von etwa dreißig Jahren, weder schön noch häßlich, ein bleiches, stilles Gesicht, mit reichem gelockten, braunem Haar. Jedenfalls sah sie bescheiden aus neben der schönen, jungen Frau Besserer, der reichen Hamburgerin, die in Begleitung ihrer Mutter ihre angegriffene Gesundheit hier stärken wollte.

In der ersten Zeit sah ich, außer Abends oder bei Tisch, die Damen selten. Ich machte Vormittags, mochte das Wetter sein wie es wollte, große Spaziergänge und kam dann gewöhnlich so müde nach Hause, daß ich mich nach Tische in mein Zimmer zurückzog und oft über Gebühr lange schlief. Abends vertheilte sich die Gesellschaft, Frau Besserer und die Baronin Hahne mit ihrer Tochter zogen es vor, im Zimmer zu bleiben, während sich Madame Dupret zu allen Zeiten, wenn es das Wetter erlaubte,

im Garten aufhielt und die Schönheiten der Sommernächte mit Vorliebe genoß. Sie sprach nicht geläufig Deutsch und es schien, als ob sie sich deshalb zuweilen von der Gesellschaft absondere, und da ich selbst keinen Grund fand, die ihre zu suchen, so sahen wir uns anfänglich nur wenig.

Ich hatte indessen bei Tische, sie saß mir gegenüber, nach und nach die Überzeugung gewonnen, daß sie eine gescheidte Frau sein müsse, eine Frau, die viel gedacht habe; ihre Augen leuchteten zuweilen seltsam auf und belebten dann anziehend das stille, ernste Gesicht.

Eines Morgens — es hatte die ganze Nacht geregnet und erst in der Früh ein kühler Nordost die Wolken verjagt — zog mein Professor, der etwas erkältet war, es vor, zu Hause zu bleiben. Ich ging indessen gleich nach dem Frühstück in die Berge. Die Luft war klar und die Sonne, welche jetzt ungehindert die Landschaft beherrschte, vergoldete den See zu meinen Füßen. Ich war durch verschlungene Pfade bis hinauf auf den höchsten Gipfel geklettert, wo ein paar alte Mauerreste sich stolz aus dem Gebüsche reckten, das sich in üppiger Wucherung um die Berge zieht. Der Volksmund hatte diese Ruine mit dem Zauber der Sage umsponnen und sie auf diese Weise zu einem Wallfahrtsorte für Unglückliche geweiht. Ein alter Schäfer, mit dem ich einmal des Weges gegangen war, hatte mir verrathen, daß der Mensch, der von schwerem Geschicke verfolgt sei, hier oben auf Erlösung hoffen dürfe, falls seine, in dieser Ruine gesprochenen Gebete aus gläubigem Herzen kämen. Ich hatte damals dem tieferen Sinne der Sage wenig nachgegrübelt, heute aber, als ich oben angekommen war, und das Landschaftsbild zu meinen Füßen schaute, das jetzt von der Morgensonne durchleuchtet, keusch den See begrenzte, heute begriff ich, daß dieser Anblick die Gedanken zum Höchsten lenken müsse, und daß die bedrückte Menschenseele in dieser todten Einsamkeit sich ungetheilt erheben könne.

Ich stand da oben und sah hernieder auf den glitzernden See, dessen Wellen sich kosend an die grünen Ufer drängten und dachte ergebener, als sonst, an schweren Lebensschmerz, an manche gescheiterte Hoffnung, an zerstörten Jugendtraum. Und dann wurde es stiller, immer stiller in mir und ich streckte mich, um die Luft, die duftig über der Erde lag, in vollen Zügen zu schlürfen, auf eine Bank zwischen Felsenriffen nieder und überließ mich jener reizvollen Gedankenlosigkeit, die der Anblik des Wassers fördert. Das stille, gleichmäßige Treiben der Wellen schläfert die Sorgen ein und wiegt die Seele in gestaltloses Träumen. Unser Sein wird wesenlos und wir lösen uns in den Bildern auf, die uns umgeben. Die Gedanken ziehen mit der Möve, die am Ufer kreist, sie einen sich halb wachend, halb träumend dem Wasserstaube, der von der Sonne durchgoldet zwischen Welle und Welle tanzt — sie spinnen mit den Herbstfäden, die über die Felder ziehen, und geben sich dem göttlichen Rausche hin, der sie weltvergessen in fremde Regionen treibt.

Welche tiefe und heilige Ruhe umgab mich! kein Geräusch der Welt — gar keines — nur hier und da hüpfte eine Meise von Ast zu Ast, oder ein verspäteter Falter säuselte farbenschillernd durch die Luft.

Ich hatte wohl schon lange gelegen, als ein sanfter Schritt mich aus meinen Träumen weckte und wie aus der Erde gewachsen, Madame Dupret vor mir stand. Sie trug ein schlichtes graues Kleid und ein gleichfarbiger Schleier wehte von ihrem Hute herab. Sie kam mir größer und schlanker vor als sonst, und während sie neben mir stand, fiel es mir zum erstenmale auf, wie edel auch ihre Haltung und der Ausdruck ihrer Gestalt sei. (Schluß folgt.)

Im Hafen von San José.

Die Wolke, die sich dort erhebt
Und über'm Himmelsrand hinschwebt,
So farbenmatt,
So wandersatt! . . . .
An welcher Firne wird sie hängen bleiben?
In welchem Thal wird sie zu Boden treiben?

Die Welle, die auf hohem Meer
Der wilde Sturm treibt vor sich her,
Die schaumgekrönt
So tief aufstöhnt! . . . .
Zu welchem Hafen wird sie sich wohl retten?
An welchem Strande sich zur Ruhe betten?

Und Du, der wie die Welle geht,
Den auch der Sturm des Schicksals weht
Der Ferne zu! . . . .
Wo legst auch Du
Die bange Sehnsucht zur Erinn'rung schlafen, —
Wo ist, — o sag'. — auch Deiner Seele Hafen?

Am Stillen Ocean, Sept. 1892.

Ricardo Jordan.

Meng Brot es wüll krostig. [1])

(Schwälmer Mundart.)

Meng Brot es wüll krostig,
Meng Ärwet [2]) es schwer,

O doch seng ich lostig,
Bie's Feschche im Meer:
Meng Äsſe wärzt Honger, [3])
Ö die Wält es voll Wonger. [4])

Die Rose ö Nälke,
Stäurände, [5]) die blieh,
Doch alle verwälke.
Vos bleiwt da noch grie, [6])
Bleiwt schie fer sich immer? —
Die Liew verwälkt nimmer.

In Jüchzer züm Himmel
Machts Ärweln [7]) so licht;
In Tronk äus dem Schimmel [8])
Baßt ööch zür Geschicht.
In Monz [9]), ha! net frostig,
Vom Schatz macht mich lostig.

Kurt Kuhn.

[1]) Mein Brot ist wohl krustig = hart. [2]) Arbeit. [3]) würzt Hunger. [4]) Wunder. [5]) Studenten (= Narcissus poeticus). [6]) grün. [7]) das Arbeiten. [8]) Krug. [9]) Kuß.

Aus alter und neuer Zeit.

Eine Patriotische That. Es war im Spät-Herbste des Jahres 1806, da langten in dem Dorfe Niederdünzebach, eine Stunde von Eschwege gelegen, mehrere Wagen an, welche mit vierpfündigen Kanonenkugeln beladen waren und von einer kleinen Anzahl von französischen Soldaten escortirt wurden. Diese Kugeln waren dem Kurfürstlichen Zeughause zu Kassel von den Franzosen entnommen und sollten auf höhern Befehl nach Eisenach gebracht werden. Es brach bereits die Nacht herein, als die Wagen auf einem Hofe der Pfarre gegenüber, auffuhren und man die Gäule ausspannte. Der damalige Pfarrer, Wilhelm Quentel, hatte nicht sobald Kenntniß erhalten, welcher Art die Ladung der Wagen sei, als er auch schon den Entschluß faßte, den Herren Franzosen einen Streich zu spielen, um dem Vaterlande das geraubte Gut zu erhalten. Zu diesem Zwecke wußte er den Fuhrleuten und der Mannschaft ein Fäßchen Branntwein in die Hände zu spielen, das die erhoffte Wirkung auch bald hatte; denn es währte nicht lange, so lagen Fuhrleute wie Wachen im festesten Schlafe und schnarchten um die Wette. Nun ging es ohne Säumen an die Ausführung des Vorhabens. Zwei zuverläsige Maurer waren bereits beschickt, dieselben mußten den Taufstein, welcher sich, wenn auch außer Gebrauch, immer noch in der Kapelle der Kirche befand, von seinem Platze rücken und, wo er gestanden, eine Grube ausheben, in welche der Pfarrer mit seinen Mägden die Kugeln trugen. Bereits waren die letzten in die Grube versenkt, als sich die nächtlichen Arbeiter verlegen fragten; aber wohin mit der ausgeschachteten Erde? Doch da galt kein langes Besinnen und: „Auf die Wagen!“ rieth der Pastor. Gesagt, gethan. Bald nahm die Erde die Stelle der Kugeln und der Taufstein den alten Platz wieder ein und, nachdem der Besen noch die letzte Spur der Hantierung vertilgt hatte, war das Versteck schlechterdings nicht zu entdecken.

Wer malt den Schreck und das Erstaunen der Bedeckungsmannschaft, als am andern Morgen die Fahrt weiter gehen sollte und auf den Wagen sich Erde statt der Kanonenkugeln vorfand, wer ihre Rathlosigkeit, die sich zum Grauen steigerte, als der Herr Pfarrer geschickt die Meinung zu wecken wußte, daß hier der leibhaftige Gottseibeiuns wahrscheinlich die Hand im Spiele haben müsse, welche die eisernen Kugeln in Dreck verwandelt habe. Ohne sich deshalb auf weitere Nachforschungen einzulassen trat die Mannschaft den Rückweg an, zur Freude der Fuhrleute, die in diesen Kriegsläuften wohl wußten, wann sie zu Kriegsfuhren die Heimath verließen, aber nicht, wann sie in dieselbe zurückkehren würden, und der noch größern des biedern Pastors.

Einige Zeit schien es, als sei höheren Orts kein Vermerk über das Geschehene genommen worden, dann aber erschien plötzlich eines Tages ein Detaschement Franzosen, das im Dorfe Nachforschungen nach dem Verbleib der Kanonenkugeln anstellen sollte. Dasselbe zog jedoch unverrichteter Sache wieder ab und seine Drohung, das Dorf einzuäschern wenn sich die Kugeln nicht fänden und die Thäter nicht entdeckt würden, blieb eben blos eine Drohung.

Nach Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. in sein Land ließ der patriotische Pastor die Kugeln ausgraben und führte vierhundert und achtunddreißig Stück dem Kasseler Arsenale kostenfrei zu. Viele Kugeln aber sind in dem Dorfe verblieben, dienen noch heute den Webern als Gewichte zur Spannung des Tuches, oder den Dörflerinnen zum Zerreiben des Kaffees; auch sieht man hin und wieder die Kinder mit „Franzosenkugeln“ spielen.

Als Anerkennung seines bewiesenen Patriotismus ward Herrn Pfarrer Quentel vom Kurfürsten das erledigte Vikariat Frieda und in seinem Auftrag das nachfolgende Schreiben:

„Wir haben Ihren und Ihrer Gemeinde patriotischen Eyffer, den Sie bey Verbergung der anherogesandten Kanonenkugeln bewiesen haben, unserem gnädigsten Landesfürsten unterthänigst angezeigt und von seiner Kurfürstlichen Durchlaucht den höchsten Befehl erhalten, Ihnen und Ihrer Gemeinde die höchste Zufriedenheit zu bezeigen, mit dem Beyfügen, daß Ihr und Ihrer Gemeinde Benehmen zu höchstem Wohlgefallen gereiche.

K. H. Kriegs Collegium, 2. Depart.
von Starkloff.

An
den Herrn Pfarrer Quentel
zu Niederdünzebach."

Die Urschrift dieses Schreibens befindet sich noch in den Händen von dem Sohne des Adressaten, dem jetzigen Herrn Pfarrer Quentel zu Niederdünzebach. Ihm verdanken wir auch die gemachten Angaben, wie sie derselbe aus dem Munde seines Vaters überkommen hat und welche noch aufgeführtes Referat illustriren, welches sich in Nr. 5 der „Casselschen Polizei und Commerzienzeitung mit Kurfürstlich hessischem, gnädigsten Privileg" vom Sonnabend den 23 Juli 1814 findet.

Nachdem die Zeitung nämlich das dritte Verzeichniß von den eingegangenen Beiträgen zu Klein-Montirungsstücken für die Kurfürstlichen Landwehr-Regimenter mitgetheilt, fährt sie wörtlich fort:

Recepiur, Cassel den 9. März.

Von der Gemeinde Niederdünzebach, Amts Eschwege: 438 Stück vierpfündige Kanonenkugeln. Diese Kanonenkugeln sollten bei der, vor 7 Jahren auf Befehl des französischen Gouvernements verübten Ausleerung des Casselschen Zeughauses, nach Eisenach transportirt werden. Die Gemeinde zahlte dafür 30 Thaler und sie wurden auf den patriotischen Rath und geschickte Veranstaltung des Herrn Pfarrer Quentel in der Kirche der Gemeinde vergraben. Hier sind sie bis jetzt unverrathen und unentdeckt geblieben und nun vom Herrn Pfarrer und der Gemeinde als ein kleines Opfer für das Vaterland ganz unentgeltlich und kostenfrei zum hiesigen Arsenal abgeliefert worden. Das Schöne dieser seltenen Handlung spricht für sich selbst so laut nnd erweckt einen so reinen Beifall, daß jedes weitere Lob überflüssig wird.

L. M.

Aus Heimath und Fremde.

Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Silvester Jordan's. Der hundertjährige Geburtstag Silvester Jordan's hat dem Stadtrathe von Kassel Veranlassung gegeben, durch Niederlegung eines prachtvollen Lorbeerkranzes am Grabe des am 15. April 1861 in Kassel verstorbenen und auf dem dortigen neuen Friedhofe beerdigten großen Volksmannes seine Theilnahme an diesem hessischen Gedenktage kundzugeben. Das Band, welches den Kranz ziert, trägt die Inschrift: „In dankbarem Andenken an den unermüdlichen Kämpfer für die kurhessischen Volksrechte, Professor Silvester Jordan, die Residenzstadt Kassel am 30. Dezember 1892.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel veranstaltet zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag Silvester Jordan's heute, den 2. Januar, eine außerordentliche Monatsversammlung, in welcher Dr. jur. G. Mollat die Festrede halten und ein Bild des politischen Wirkens des mit unserer hessischen Geschichte innigst verflochtenen Mannes, dessen hohe geistige Bedeutung keiner seiner Zeitgenossen verkannte, entwerfen wird. Mit dieser Feier wird zugleich eine Auslage von Erinnerungen an Silvester Jordan, sei es in Gestalt von Briefen, Bildern oder sonstigen Gegenständen, die in Beziehung zu ihm gestanden, verbunden sein. Bei dem großen Interesse, das für den uns Hessen unvergeßlichen Schöpfer der Verfassung von 1831, Silvester Jordan, in Kassel selbst, wie im ganzen Hessenlande besteht, wird die Betheiligung an dieser Feier zweifellos eine außerordentlich zahlreiche sein. Die Versammlung findet Abends 7 Uhr im Hanuschsaale statt. — Bericht über die Feier folgt in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift.

Hessenabende in Berlin. Es liegt uns der erste Bericht der zwanglosen Vereinigung geborener Hessen-Kasseler (Kurhessen) zu Berlin (Herbst 1890 bis Herbst 1892) vor, deren Hauptzweck es ist, die in Berlin wohnenden, den gebildeten Ständen angehörenden und sich in gesicherter sozialer Stellung befindenden, bis dahin getrennten hessischen Landsleute zu zwangloser und harmloser Geselligkeit, unter vollständigem Ausschluß der Verfolgung politischer Ziele, zu vereinen. Mit Genugthuung kann der Verein auf die beiden ersten Jahre seines Bestehens zurückblicken. Nahe an 50 Mitglieder zählt derselbe bereits und seine Zahl wächst von Monat zu Monat. Die Theilnahme an den „Großen Hessenabenden", die regelmäßig am ersten Mittwoch im Monat abgehalten werden (vom Oktober bis zum April bei Siechen, Behrenstraße 24 I, in der Zwischenzeit Leipzigerstraße 136 im Königsgarten) war eine über Erwarten rege. Auch finden in der Regel am dritten Sonnabend des Monats Damenabende statt, da es sich herausgestellt hat, daß auch die Frauen der Mitglieder vielfach aus Hessen stammen und von Jugend auf einander bekannt sind. Diese Festabende erhielten durch künstlerische Aufführungen mannigfacher Art ihre Weihe und die damit verbundenen Abendessen durch echte althessische Gerichte ihre besondere Würze. In besonderer glanzvoller Weise verlief eine nachträgliche Weihnachtsfeier am 9. Jan. v. J., zu der sich mehr denn fünfzig Hessen und Hessinnen eingefunden hatten. Noch mehr Theilnehmer sah ein Sommerausflug, der am 26. Mai auf einem Sonderdampfer nach den Müggelbergen, von dort nach Grünau unternommen wurde. Im Sommer fanden sich die jüngeren Mitglieder der Vereinigung monat-

lich mindestens einmal zusammen, um an den Ufern der Spree oder der Havel, sowie im Grunewald chattischer Wanderlust Genüge zu thun. — Die Beziehungen zur alten Heimath Hessen werden in treuester Weise gepflegt. Dem vom Feuer heimgesuchten Immenhausen konnte der Ertrag einer Sammlung aus dem Kreise der Vereinigung überwiesen werden. — Alle vorübergehend in Berlin weilenden hessischen Landsleute sind an den Vereinsabenden auch ohne besondere Einführung herzlich willkommen. — Der Bericht führt die Namen der Mitglieder der Vereinigung an. Es sind wohlbekannte Namen, die in unserem alten Hessenlande durchgängig einen guten Klang haben. — Wir wünschen der hochschätzbaren Vereinigung das beste Blühen und Gedeihen.

Von dem Altmeister deutschen Gesanges, dem Musikdirektor Ludwig Liebe in Constanz, sind eben bei Fr. Luckhardt in Berlin zwei neue Werke erschienen (op. 149 und 150), deren Texte sämmtlich aus unseres hessischen Landsmannes Carl Preser „Gedichten" genommen sind.

Das erste Werk enthält nur deutsche patriotische Gesänge in erhebenden, herz-erquickenden Melodien, wie namentlich der Chor:

Es braust ein mächtiger Liederstrom,
Wie Glockenklang von hohem Dom,
Durch Deutschlands weite Marken, —

in welchem der Uebergang von C- nach As-dur in der Crescendostelle:

Sein Quell, das ist der deutsche Geist,

von zündender Wirksamkeit ist. Die Chöre „Deutscher Geist", „Du deutscher Wald", „Rheinweinduft" und „Die Nordsee" sind wirklich Perlen patriotischer Chöre.

Würdig hieran reihen sich die Chöre des zweiten Werkes (op. 150.). „Die Rhein-Undine", im Volkston gehalten, erscheint in einer Komposition, die sehr bald als Volkslied erklingen wird, und uns Deutsche vielleicht noch von dem Vorwurfe befreit: daß wir, wenn wir recht lustig seien, nichts anderes zu singen wüßten, als „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin." Ein ungemein ansprechender Chor in diesem Hefte ist das Lied „Erwache mein Kind."

Wir glauben auf diese Erscheinungen unsere hessischen Männergesang-Vereine aufmerksam machen zu sollen.

— e —

Wir freuen uns, berichten zu können, daß die Intendanz der Königl. Schauspiele zu Kassel ein kürzlich von Franz Treller eingereichtes einaktiges Lustspiel „Die zehnte Legion" zur Aufführung angenommen hat. — Am 16. November v. J. ging Franz Treller's dreiaktiges, sich durch originelle Handlung sowie durch eleganten humorvollen Dialog auszeichnendes Lustspiel „Der neueste Schwank" im Stadttheater zu Hanau zum ersten Mal über die Bühne und fand großen Beifall.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Max Lehmann in Marburg hat einen Ruf als Professor für neuere Geschichte nach Leipzig, an des verstorbenen Professors Dr. Wilhelm Maurenbrecher's Stelle, erhalten und angenommen. — An des verstorbenen Geheimen Regierungsraths Professors Dr. R. Greeff's Stelle ist der Privatdozent Dr. Eugen Korschelt in Berlin zum ordentlichen Professor der Zoologie und Direktor des zoologischen Instituts in Marburg berufen worden. — Professor Dr. R. Cosack in Gießen ist als Professor für deutsches Privatrecht und Handelsrecht an die Universität Freiburg i. Br. berufen worden. — Die Privatdozenten Dr. phil. Karl Groos und Dr. iur. Ludwig Guenther in Gießen sind zu außerordentlichen Professoren, ersterer in der philosophischen, letzterer in der juristischen Fakultät, ernannt worden. — Der Privatdozent für Zoologie Dr. Albert Seitz in Gießen ist zum Direktor des zoologischen Gartens in Frankfurt a. M. ernannt worden. — Dr. med. Rudolf Armin Fick, bisher Prosektor an dem anatomischen Institute der Universität Würzburg, ist als außerordentlicher Professor der Medizin, speciell für Anatomie, an die Universität Leipzig berufen worden. Er ist ein Sohn unseres hessischen Landsmannes, des rühmlichst bekannten Physiologen Professor Dr. Adolf Fick in Würzburg.

Am 27. Dezember des verflossenen Jahres starb zu Kassel nach längerem Leiden im Alter von 71 Jahren und 4 Monaten der Reichsgerichtsrath a. D. Dr. iur. Viktor von Meibom, rühmlichst bekannt als ausgezeichneter Jurist und hochgeschätzt wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften von allen, die ihn kannten. Viktor von Meibom war am 1. September 1821 zu Kassel als Sohn des Generalmajors von Meibom geboren. Er besuchte von 1832 bis 1835 das Lyceum Fridericianum und von 1835 bis Ostern 1839 das Gymnasium seiner Vaterstadt. Nach glänzend bestandenem Maturitätsexamen — er erhielt die äußerst selten ertheilte Note I, 1 — studierte er in Marburg und Berlin Rechtswissenschaft. In Marburg war er ein angesehenes und beliebtes Mitglied des Korps Hasso-Nassovia. Nach beendigtem Universitätsstudium und vorzüglich bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen trat er als Referendar bei dem kurfürstlichen Obergerichte zu Kassel in den juristischen Vorbereitungsdienst. Von 1848 bis 1851 war Viktor von Meibom Assessor an dem neu errichteten Obergerichte zu Rotenburg. Als im letztgenannten Jahre in Folge der Le Hassenpflug'schen September-Ordon-

nanzen in Kurhessen die Verfassungswirren ausbrachen, nahm er als verfassungstreuer Richter seinen Abschied. Später wieder in den Staatsdienst eingetreten, war er von 1852 bis 1857 Unter-Staatsprokurator in Marburg. Hier machte er sich zuerst wissenschaftlich bekannt durch das mit Paul Roth gemeinsam bearbeitete „Kurhessische Privatrecht", dessen erster Band in Lieferungen von 1856 bis 1858 erschien. Dieses Werk trug ihm 1858 die Berufung in die Professor für deutsches Recht in Rostock ein. Von da kam Viktor von Meibom 1866 nach Tübingen, von wo er 1873 unter gleichzeitiger Ernennung zum Geh. Justizrath als Ordinarius nach Bonn berufen wurde. Aber bereits 1875 schied Meibom aus seiner akademischen Stellung aus, um als Rath beim Reichs-Oberhandelsgericht einzutreten. Von diesem ging er 1879 an das Reichsgericht über. Von den Schriften von Meibom ist an erster Stelle sein „Deutsches Pfandrecht" (1867) zu nennen, in welchem er eine gründliche geschichtliche Darstellung der pfandrechtlichen Verhältnisse vor der Aufnahme des römischen Rechts giebt. Zu erwähnen sind ferner: „Mecklenburgisches Hypothekenrecht" (1871 erschienen, 1889 ergänzt von v. Kühlewein), „Entstehung des Pfandrechts durch Arrest" (1877 in R. Roemer und Meiboms Festschrift zur vierten Säkularfeier der Universität Tübingen), „Der Immobiliararrest im Geltungsbereiche der deutschen Zivilprozeßordnung" (1888). „Bemerkungen zum Entwurfe eines Gesetzes betreffend die Abänderung des Patentgesetzes" (1890). Die letzten Jahre verlebte Meibom, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, in Kassel, bis zuletzt an der wissenschaftlichen Facharbeit regen Antheil nehmend.

Hessische Bücherschau.

Von unserer reich begabten hessischen Dichterin Anna Weidenmüller ist soeben im Verlage von Georg Wigand in Leipzig eine neue prachtvolle lyrisch epische Dichtung „Fides" erschienen. — Auch wollen wir nicht verfehlen, unsere Leser auf die neue Sammlung von Gedichten und Sprüchen „Im Abendhauch" von unserem hessischen Dichter Valentin Traudt (Kassel, Druck und Verlag von Friedr. Scheel, 1892) aufmerksam zu machen.

Weiter sind bei der Redaktion folgende neue Schriften zur Besprechung eingegangen:

Hoffmeister's Schatzkästlein für Knaben und Mädchen. Eine neue Sammlung von Märchen, Sagen und Erzählungen aus dem Heimathlande der Brüder Grimm. Zusammengestellt von Philipp Hoffmeister, weiland Pfarrer zu Nordshausen in Hessen. Mit einem Vorwort von Dr. Hugo Brunner. Kassel 1893. Verlag von Th. G. Fisher u. Comp.

66 hessische Sagen. Zur Unterstützung und Belebung des heimathlichen Unterrichts ausgewählt und bearbeitet von Emil Schneider, Lehrer an der Knabenbürgerschule zu Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1892.

Diätetik und Lebensweise für geistig Beschäftigte. Ein Rathgeber für Gelehrte, Künstler, Geistliche, Lehrer, Beamte, Geschäftsleute und alle Kopfarbeiter bei sitzender Lebensweise. Von Dr. J. K. Pecher. Leipzig 1892. Verlag von Karl Fr. Pfau.

Ehestandsbüchlein oder Allerlei Altes und Neues über die Ehe. Ein kurzer, aber sicherer Wegweiser zu häuslichem Glück und Frieden. Herausgegeben von Wilhelm Siebert, Pfarrer in Wolfershausen. Kassel 1892. Verlag von Gustav Klaunig, Hofbuchhandlung.

Anzeigen.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** beginnt mit dem 1. Januar 1893 seinen siebenten Jahrgang. In den sechs Jahren seines Bestehens hat es Wurzel geschlagen im hessischen Volke, es ist ein gern gesehener Gast in unserem engeren Vaterlande geworden; Dank der lebendigen Theilnahme und dem vollen Verständniß, die es allgemein gefunden, ist es ihm gelungen, seinem Zwecke möglichst gerecht zu werden.

Die Aufgabe unseres Blattes ist die Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen. Im deutschen Wesen liegt eben die Pflege stammlicher Eigenart tief begründet, und die Mannigfaltigkeit unseres Geisteslebens ist nicht zuletzt unserm ausgesprochenen Stammesgefühl zu verdanken. Darum will das **„Hessenland“**, ohne den Blick in weitere Gesichtsfelder sich trüben zu lassen, gerade den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, insoweit sie unserm engeren Vaterland entspringen, zur Heimstätte dienen, und wohl kann unsere Zeitschrift heute schon als der Mittelpunkt des literarischen Schaffens auf hessischem Boden betrachtet werden. Die heimathlichen Dichter und Schriftsteller von Ruf sind fast ausnahmslos unsere Mitarbeiter, und junge Kräfte für uns zu gewinnen, ist unser stetes Bestreben.

Auf dem Grund unseres bewährten Programms werden wir auch ferner stehen. Wir werden der Erforschung unserer **heimathlichen Sondergeschichte** nach wie vor einen bevorzugten Raum in unsern Spalten zuweisen; wir werden die mit ihr verwandten Gebiete der **Literar-, Kultur- und Kunstgeschichte** in entsprechender Weise berücksichtigen. Aber auch das Schaffen zeitgenössischer essischer Dichter und Schriftsteller soll stets von uns, — soweit in unsern Kräften steht —, gefördert werden. Wir werden wie in den bisherigen Jahrgängen **Erzählungen** und **Gedichte** in sorgfältiger Auswahl, bringen, und unsere besondere Sorge wird der **Volks- und Mundartdichtung** gelten.

Unsere Mitarbeiter und Leser bitten wir, uns auch in Zukunft zu unterstützen, und insbesondere auch für die Verbreitung des **„Hessenlandes“** wirken zu wollen. Möge Jeder von ihnen in seinem Kreise, insbesondere bei den ihm nahestehenden Landsleuten im Auslande, dahin wirken, daß unser Blatt immer mehr Boden gewinne. Das **„Hessenland“** sollte in keiner hessischen Familie fehlen, die geistige Interessen besitzt; können wir doch ohne Ruhmredigkeit sagen, daß sein Inhalt nichts Anderes ist als die Widerspiegelung vaterländischen Geisteslebens.

Möge uns das kommende Jahr die alten Freunde erhalten und viele neue zuführen.

Die Redaktion.

F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 2. Kassel, 16. Januar 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Winterlandschaft.

Ein weißlicher Duft
Durchflattert die Luft
Wie glitzernde Schleier.
Hier flimmert's wie Thau,
Dort fliegt es so grau
Vorüber am Weiher.

Die Bäume stehn kahl,
Verschneit ist das Thal
Und das einsame Häuschen.
An den Scheiben erblüht
Und funkelt und sprüht
Manch silbernes Sträußchen.

Kein Gräslein rings winkt,
Doch ein Prachtgeschmeid blinkt
Am Gipfel der Erlen.
Auch der Busch an dem Rain
Trägt Edelgestein
Und schimmernde Perlen.

Die Tannen im Kreis,
In den Kutten so weiß,
Kühn trotzen dem Tosen.
Das scheidende Licht
Auf die schneeige Schicht
Haucht liebliche Rosen.

Kein Käferlein summt,
Auch der Bach ist verstummt
Unter eisigem Schilde. —
Doch jubelnd im Hag
Tönt ein Amselschlag
In's öde Gefilde,

Der Winter ist da;
Der Frühling ist nah
Und meldet sich heute!
Unter Schnee, unter Eis,
Da pocht es schon leis
Von lenzlicher Freude.

E. Mentzel.



Die Bekehrung Hessens zum Christenthume.

Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel am 31. Oktober 1892 von Hermann v. Roques, Major a. D.

(Fortsetzung.)

Ganz zufällig erfuhr ich einmal bei einem Besuche in Nieder-Zwehren, daß dort bis vor Kurzem ein Weg vom Dorfe nach der Südspitze der Karlsaue, wo die idyllische Insel Siebenbergen liegt, geführt habe, der Bonifazius-Pfad geheißen, weil der heil. Bonifazius einst dieses Weges gezogen sei. Die Aecker, welche derselbe berührt habe, seien zehntfrei gewesen bis zur Ablösung des Jahres 1832. Der Weg sei zwar durch die Verkoppelung weggefallen, aber die Sache selbst stehe fest. Die Einsicht, die mir in die alten Kataster-Bücher und Karten von Nieder-Zwehren gütigst gestattet wurde, zeigte mir allerdings eine Anzahl zehntfreier Aecker genau in der mir bezeichneten Richtung dieses Weges. Weitere Nachforschungen führten mich auf das Dorf Balhorn im Kreise Wolfhagen *), wo ebenfalls zehntfreie Aecker lagen und wo ebenso wie in Zwehren die Tradition heute noch ganz lebendig ist, daß die Aecker um deßwillen zehntfrei waren, weil der Fuß des Heiligen darüber hingeschritten sei. Beiläufig bemerkt, giebt es auch bei Amöneburg, wie in Thüringen, solche zehntfreie Aecker, und ich nehme an, daß man bei weiteren Forschungen in alten Katastern solche auch noch an manchen anderen Orten finden würde. Kurz, es ist mir auf Grund dieser Traditionen, die ihre sehr greifbare, reale Grundlage in der Zehntfreiheit der Aecker haben, welche ja noch der ältere Theil der jetzigen Generation erlebt hat, höchst wahrscheinlich geworden, daß der heil. Bonifazius den Weg von Fritzlar nach Fällung der Donnereiche über Balhorn und, nach gefälliger Mittheilung des Herrn Pfarrers Braunhof zu Balhorn, auch über Altenstädt und Martinhagen und weiterhin über Nieder-Zwehren genommen hat.**) Ferner halte ich es gar nicht für unmöglich, daß Bonifazius in Nieder-Zwehren Halt gemacht hat, um an Stelle der heidnischen Opferstätte auf dem schon genannten Opper-Rain eine christliche Kultusstätte einzurichten.

*) S. v. Pfister, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau, p. 138.

**) Manche der das Dorf Nieder-Zwehren betreffenden interessanten Notizen habe ich der Güte des bisherigen Herrn Metropolitans Beß dortselbst zu verdanken.

Können wir den Weg des heil. Bonifazius bis zur heutigen Aue verfolgen, so ergiebt sich seine weitere Marschroute, nachdem er die Fulda am Südausgange der Aue oder, was wahrscheinlicher, am Packhofe unterhalb der hiesigen Fuldabrücke passirt haben mag, ganz von selbst, da weit und breit keine andere Straße über den Kaufunger Wald nach Thüringen führte, als die uralte Handelsstraße durch das Thal der Losse über Kaufungen und Helsa.

Wo Bonifazius unterwegs Halt gemacht, um Götzenhaine oder Opferstätten zu zerstören und christliche Bethäuser zu erbauen und wo er gepredigt hat, darüber haben wir auch nicht die mindeste Kunde; daß er aber Beides gethan, das unterliegt sowohl nach der allgemeinen Sachlage, als auch nach den Berichten seiner Biographen keinem Zweifel, denn diese erzählen, daß Bonifazius an vielen Orten, auch in Hessen, die heidnischen Götzen gestürzt, Kirchen und Klöster, d. h. hölzerne Bethäuser und Zellen, errichtet und denselben Geistliche, aus der Zahl der ihn begleitenden Mönche, — custodes, Wächter, nennt sie Willibald —, vorgesetzt habe.

Auf Grund verschiedener Erwägungen vermuthe ich, daß Bonifazius unter anderen auch die heidnische Opferstätte auf dem Bilstein bei Helsa zerstörte und dort eine Kapelle errichtete, die wie Landau*) sagt, der heil. Jungfrau Maria geweiht gewesen sei, denn daß daselbst eine Kapelle gestanden, ist gewiß, heißt doch heute noch diese Stelle im Volksmunde und auch auf den Wegweisern: „Bilstein-Kirche"; nur daß das Alter dieser Kapelle bis auf Bonifazius zurückreicht, ist allerdings lediglich meine eigene subjektive und immerhin anfechtbare Schlußfolgerung aus einer Reihe von Anzeichen.

Wir dürfen dem heil. Bonifazius auf seinem

*) Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen, p. 167.

weiteren Zuge nach Thüringen nicht folgen, wollen vielmehr an der Hand seines Hauptbiographen Willibald sehen, was er noch weiter für Hessen gethan hat. Freilich müssen wir bei der Knappheit des biographischen Berichtes noch Manches zu ergänzen suchen.

Daß Bonifazius Hessen auch in Thüringen nicht vergaß, ersehen wir aus Willibald, welcher sagt, daß von den vielen Mönchen, welche, um ihn zu unterstützen, namentlich aus England zu ihm hinströmten, auch ein Theil „in dem Lande der Hessen gepredigt“ hätte, um „das Volk von des Heidenthums unheiligen Wegen zurückzurufen“. Näheres freilich erfahren wir nicht. Es geht nur soviel daraus hervor, daß es immer noch Heiden genug im Lande gab, sowie aus Willibald's ferneren Worten, wonach auch von den Hessen „eine große Menge die Sakramente des Glaubens“, d. h. zunächst Firmung und Abendmahl, „empfingen und viele Tausende getauft wurden“, daß die Predigt des Evangeliums gute und reichliche Früchte wiederum getragen hatte.

Es würde sehr unritterlich und ungerecht sein, wenn ich neben den Gehülfen des heil. Bonifazius nicht auch der Helferinnen gedenken wollte, die von gleicher Begeisterung getrieben auf den Ruf des Heiligen und ausgesendet von ihren Aebtissinnen weder die Wogen des Meeres, noch die unwirthlichen Wälder, noch die Wildheit der deutschen Stämme scheuten, um sich dem großen Missionswerke zur Verfügung zu stellen. Denn das ist ja überall nothwendig, daß nach den Mönchen, welche die erste Pionierarbeit mit Predigt und Spendung der heil. Sakramente zu leisten haben, die weibliche Hand nachfolgen muß, um sich der Erziehung der weiblichen Jugend zu widmen, damit die christliche Bildung des ganzen Volkes für fernere Zeiten sicher gestellt werde. Zwar nennt ein anderer Biograph des heiligen Bonifazius, Othlo, nur sechs Frauen, unter denen die bekanntesten Lioba, Thekla und Walpurga sind, indessen hat er zweifellos nur die hervorragendsten namentlich aufführen wollen und von den vielen Gefährtinnen geschwiegen, denn was sollten wohl sechs Nonnen für ganz Thüringen, Franken und Hessen? Von den genannten aber kam keine Einzige auf Hessen, denn Othlo erzählt genau, wo diese in Thüringen und Franken Verwendung fanden, und doch sagt er, daß, als Bonifazius lehrend und taufend im Lande der Thüringer und Hessen umhergezogen sei, er angesichts der großen Erndte und geringen Arbeiterzahl sowohl Frauen als Männer von England habe kommen lassen. Es liegt daher sehr nahe anzunehmen, daß er auch Hessen bedacht und andere nicht namentlich genannte angelsächsische Nonnen dorthin geschickt und ebenso in Hessen wie anderswo mehrere uns unbekannt gebliebene oder in spätere Nonnenklöster aufgegangene Frauenzellen für dieselben gegründet habe.

Indessen fehlte trotz aller dieser Veranstaltungen immer noch viel, um eine geordnete Seelsorge und eine kirchliche, den kanonischen Vorschriften entsprechende Gliederung und Eintheilung des Landes vornehmen zu können. Dazu bedurfte es neben weiteren Bekehrungen noch zweier Hauptmittel, die nun eins nach dem anderen Sanct Bonifazius in Angriff nahm.

Daß der Zuzug von Mönchen aus England allmälig aufhören mußte, liegt in der Natur aller außergewöhnlichen Maßnahmen. Der Heilige, inzwischen zum Erzbischofe über ganz Deutschland, jedoch immer noch ohne feste Residenz, vom Papste Gregor III. ernannt, der im Jahre 731 auf Papst Gregor II. gefolgt war, mußte darauf Bedacht nehmen, Anstalten für die Bildung und Erziehung eines einheimischen Klerus zu treffen; dazu bedurfte es aber eines Klosters mit einer Schule, und eine solche gründete Bonifazius zugleich mit dem Kloster zu Fritzlar. Willibald erzählt uns: „Durch den Beistand der göttlichen Barmherzigkeit angeregt, erbaute Bonifazius dem Herrn zwei Kirchen, eine in Frideslare, die er zu Ehren des heil. Apostelfürsten Petrus weihte, und die andere in Amanaburg zu Ehren des heil. Erzengels Michael. Auch fügte er zwei Klösterlein den beiden Kirchen hinzu und versammelte in ihnen eine nicht geringe Anzahl von Dienern Gottes, so daß darin bis zum heutigen Tage dem Herrn Gott Ehre, Preis und Danksagung in Demuth dargebracht wird.“ Den Kirchen- resp. Klosterbau in Fritzlar können wir wohl in's Jahr 732 setzen.

Ich darf Sie heute nicht von Amöneburg unterhalten, muß bei Fritzlar allein bleiben, das, wie ersteres für den Oberlahngau, der kirchliche Mittelpunkt für den fränkischen Hessengau war und blieb. Daß Bonifazius nach der raschen Verbreitung des Christenthumes in Hessen an Stelle der ersten kleinen Bethäuser oder Oratorien hier wie dort nunmehr größere Kirchen baute, ist erklärlich; daß er aber die neue Kirche zu Fritzlar, ebenso wie das alte Bethaus dem heil. Apostelfürsten Petrus weihte, zeigt auf's Klarste, daß auch diese Kirche an derselben Stelle stand, wo er im heiligen Eifer die Donnereiche gefällt hatte. Und je mehr sich dieser anfänglich kleine, nachher aber im Laufe der Zeit immer größere Bedeutung und Umfang gewinnende kirchliche Mittelpunkt Fritzlar entwickelte, um so größer wird auch der Beweis, daß hier und nirgends anders das alte chattische Heiligthum, die Donareiche, gestanden hat.

Mit der Kirche verband Sanct Bonifazius, wie wir gehört haben, auch ein Klösterlein (monasteriolum), wo bis dahin nur eine Zelle gewesen war. Willibald mögen seine heimathlichen englischen, großen Klöster vorgeschwebt haben, als er das hier neu erbaute „Klösterlein" nannte, denn so klein dürfen wir uns dieses doch nicht denken, da die mitgegründete Klosterschule gleich eine größere Anlage erforderte.

Zunächst waren es wohl nur angelsächsische Mönche, die, auf des heil. Bonifazius Ruf von England herübergekommen, das Kloster zu Fritzlar bevölkerten, wie wir das wenigstens vom ersten Abte desselben, dem heil. Wigbert, wissen, der dem alten und berühmten Kloster Glastonbury entstammte und vom heil. Bonifazius schon fern von Fritzlar mit hoher Freude in Empfang genommen und nach Fritzlar geleitet worden war. Ihm führte Bonifazius sehr bald den jungen Sturm als Schüler zu, der einem vornehmen bayerischen Geschlechte entsprossen war und später als erster Abt über des Heiligen größte Klosterstiftung Fulda und als Apostel der Sachsen einen berühmten Namen gewann.

Der heil. Wigbert war nach der Schilderung seines Biographen *) ein äußerst eifriger, in seinen Sitten strenger und in den Wissenschaften wohlbewanderter Mann und wußte gleichen Tugendeifer und gleiche Liebe zu den Wissenschaften in seinen Untergebenen zu erwecken. Bonifazius durfte sich daher Glück wünschen, daß er ihn für seine neue Gründung als ersten Abt hatte erwerben können. Doch leider starb dieser große Abt schon im Jahre 747; sein Leichnam, der erst in Fritzlar ruhte, wurde im Jahre 774 bei dem Einfalle der Sachsen nach dem nahen festen Büraburg geflüchtet und kam von da mit Genehmigung Kaiser Karl's des Großen in das neugegründete Kloster zu Hersfeld. Zu seinem Nachfolger ernannte Bonifazius den Mönch Tatuin, vertheilte die höheren und niederen Klosterämter **) und fügte diesen Anordnungen aus der Ferne folgende Schlußworte bei: „Insbesondere aber beeifere sich ein Jeder nach besten Kräften, sowohl seine eigenen Sitten in Reinheit zu bewahren, als auch im gemeinschaftlichen Leben einander gegenseitig zu helfen und in brüderlicher Liebe zu verharren, bis wir, so Gott will, zurückkehren und bei Euch weilen werden. Und dann wollen wir mit einander den Herrn loben und in Allem ihm Dank sagen. Lebet wohl in Christo!"

In der That weilte Bonifazius öfters in seinem Kloster zu Fritzlar und wendete ihm seine besondere Sorgfalt zu, sowohl bezüglich seiner inneren Entwicklung als auch des Erwerbs von Gütern, die selbstredend auch einem Kloster vonnöthen sind. Und dem Kloster zu Fritzlar müssen sie sehr vonnöthen gewesen sein, denn Abt Wigbert schreibt noch im Jahre 735, also drei Jahre nach der Gründung des Klosters, an seine ehemaligen Genossen im Kloster Glastonbury: „Der allmächtige Gott verleiht durch seine Barmherzigkeit und Eure Verdienste unserem Werke gutes Gedeihen, obgleich es fast in jeder Beziehung sehr gefährlich und mühsam ist, sich bei Hunger und Durst und Kälte und bei den Streifereien der Heiden gegen einander hier aufzuhalten." Das will viel sagen, denn die Klosterleute jener Zeit waren an karges und hartes Leben gewöhnt, auch selbst in wohlhabenden oder reichen Klöstern, wie die englischen waren. Bonifazius selbst meldet im Jahre 751 dem damaligen Papste Zacharias, er habe in das Kloster Fulda Benediktiner-Mönche gesetzt, Männer von strenger Enthaltsamkeit, die ohne Fleisch, Wein und Meth und ohne Diener bei der Arbeit ihrer eigenen Hände zufrieden sind. Reicher Besitz gereichte überhaupt nur in entarteten Zeiten zum Nachtheil, denn sofern und solange ein Kloster genau nach der Regel des heil. Benedikt lebte, konnte auch beim reichsten Güterbesitz keine Ueppigkeit und Verweichlichung einreißen, da die Mönche bei ihrer einfachen Kost und Lebensweise blieben und der Ueberfluß nur den Armen und Klosterhörigen zu Gute kam.

Jedoch offenbaren Mangel sollte und durfte kein Kloster leiden, und um diesem bei Fritzlar abzuhelfen, schenkte Kaiser Karl der Große im Jahre 782 dem Kloster alle die ihm vom Erzbischofe Lullus von Mainz in Franken und Hessen, zugleich mit dem genannten Kloster selbst, aufgetragenen bedeutenden Besitzungen und nahm dasselbe unter seinen unmittelbaren Schutz, übertrug aber die besondere Schirmvogtei den hessischen Gaugrafen, die ja in nächster Nähe, in Gudensberg wahrscheinlich schon damals, ihren Sitz hatten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Servatus Lupus, Mönch des Klosters Ferrières in Orleans.

**) Näheres bei Külb I, p. 219.

Zur Geschichte der ältesten Zeitung in Hessen und ihres Begründers.

Von J. Uebelthau.

(Schluß.)

Der Sohn und Erbe Johann Carl Böffs, Georg Philipp, geboren den 12. Juni 1712, war beim Tode des Vaters erst sieben Jahr alt. Die Mutter führte das Geschäft für ihn mit Hülfe Kühn's fort, die Regierung verlängerte das Privilegium weiter von 10 zu 10 Jahren, auch geschieht dies nach dem Anfall Hanaus an Hessen-Kassel — 28. März 1736 — durch den Statthalter, späteren Landgrafen Wilhelm VIII. unter dem 4. März 1737 in der bisher üblichen Weise. An Beschwerden gegen den Inhalt der Zeitung fehlt es auch unter der neuen Leitung nicht. Doch sind dieselben meist mehr persönlicher als hochpolitischer Natur. Es sei nur noch eine davon hervorgehoben, da sie auf die Anschauung jener Zeit ein bezeichnendes Licht wirft. Die Fürstlich Ansbach-Bayreuthische Regierung zu Onolzbach wendet sich mit folgendem Schreiben nach Hanau unter dem 12. Juli 1729. „Nachdem man in Erfahrung bringen müßen, wesmaßen einige Zeitungsschreiber an ein und anderen Orten ein bereits in Anno 1727 erdichtetes gotteslästerliches durch öffentliche Zeitung aber allbereit von hießiger Hochfürstlicher gnädigster Herrschaft widersprochenes, an sich aber allerhand üble Folgungen nach sich ziehendes Lied abermalen abgesungen und ausgestreuet, worinnen einige unter denen fälschlich angegebenen Namen gar nicht vorhandene Juden in der Stadt Schwabach beschuldigt worden daß sie an einem Charfreitag einen Hund gekreuziget und dabei die Passionshistorie auf eine ärgerliche Weise vorgestellet hätten, als findet man sich genöthigt, dem publico sothanes ganz unwahrhaffte Ausstreuen in öffentlichen Zeitungen nachmalen kund und wißen zu machen, und wir ersuchen dem nach die Herren und Freunde den anliegenden Auffatz*) in die allda druckende Zeitung inseriren und übrigens dergleichen leichtfertige Liedersinger auf betreten zur wohlverdienenden scharfen Strafe ziehen zu laßen und durch ein darmit statuirendes Exempel dem täglich mehreres zunehmenden Aergerniß die förderſamste abhilfliche Maaße zu geben. Wir werden sothane Gefälligkeit bei anderen occasionen zu reciprociren nicht unterlaßen, und seyen übrigens zu freundlichen Diensten willig und bereit."

*) Ist in den Akten aber nicht vorhanden.

Im Jahr 1740 erhebt sich ein Streit zwischen der Regierung und dem Besitzer der Zeitung, der uns in seinem Verlauf werthvolle Einblicke in die Verhältnisse des Blattes gewährt. Nach und nach hatte die Regierung Böff dahin gebracht, daß er Bekanntmachungen derselben in seine Zeitung aufnahm, ohne dazu durch den Wortlaut seines Privilegiums verpflichtet zu sein. Nun verlangte die Verwaltung des neu eingerichteten Lombards zu Hanau das Gleiche für ihre Proclama und zudem noch ein Freiexemplar der Zeitung. Dagegen lehnten sich die Besitzer auf und verweigerten solchem Ansinnen Folge zu geben. Die Regierung, welche anfänglich dem Anspruch des Lombards beigetreten war, veranlaßte eine Vernehmung Kühn's zu Protokoll. Dieser führt darin aus: Sie, die Besitzer, hätten bisher willig die Avertissements der Regierung aufgenommen, und würden das auch ferner thun. Das Lombard sei aber keine Einrichtung des Staats, sondern stehe nur unter dessen Aufsicht. Durch den Druck solcher Bekanntmachungen entständen erhebliche Kosten und da er dafür kein besonderes Blatt herzustellen vermöge, so würde der Raum seiner Zeitung dadurch beschränkt. Er sei hauptsächlich auf den Absatz des Blattes nach auswärts angewiesen, sollte das Unternehmen gewinnbringend sein; auswärtige Leser hätten aber kein Interesse an dergleichen Avertissements. Die Zeiten wären schlecht, Papier und Druck, besonders aber die Korrespondenzen theuer, und der Vertrieb im Inlande werde hauptsächlich durch den unerlaubten Handel den die Unterbeamten mit den gelieferten Freiexemplaren trieben, beeinträchtigt. Die Regierung fordert von Kühn eine Aufstellung der Lasten, die auf der Zeitung ruhen, ein, die Folgendes ergiebt: 41 Freiexemplare, jedes zu 3 Gulden gerechnet, die Abgabe der schon früher angeführten auswärtigen Zeitungen, deren Beschaffung einen jährlichen Kostenaufwand von 40 Gulden 30 Kreuzer erfordert, sodann 75 Gulden an die Rentkammer und den gleichen Betrag für den zeitigen Herrn Präsidenten, in Summa 313 Gulden 30 Kreuzer.

Die Hanauer Regierung nimmt sich, der alten Ueberlieferung getreu, der Kasseler gegenüber des Zeitungsunternehmens entschieden an, — die im Laufe der Jahre so gestiegenen Lasten

erscheinen thatsächlich sehr bedeutend —, und setzte es durch, daß das Lombard angehalten wurde, seine Bekanntmachungen zu bezahlen.

Georg Philipp Böff stirbt 1746, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Um das Erbe entsteht nun ein Prozeß zwischen des Vaters Schwester und den Halbgeschwistern der Mutter Georg Philipp's. Die erstere war an den späteren Konsistorialrath und Stadtprediger Johann Georg Jüngst verheirathet gewesen, ihre Tochter Katharine Elisabeth ehelichte 1736 den Regierungssekretär Johann Peter van der Velde, dessen Söhnen Georg Ludwig und Karl Wilhelm die Erbschaft und damit der Besitz der Europäischen Zeitung schließlich zufiel. Unter ihnen geht das Unternehmen mehr und mehr zurück, die finanziellen Verhältnisse verschlechtern sich bis zur Unhaltbarkeit. Ob es den Gebrüdern an der nöthigen Geschäftskenntniß der stets wachsenden Konkurrenz gegenüber gefehlt hat, oder ob andere Ursachen den Verfall herbeiführten, läßt sich nicht beurtheilen. Sie geriethen nicht allein bei der Post für den Vertrieb der Zeitung in Schulden, sie blieben auch mit der Zahlung der Privilegiengelder im Rückstand. 1769 bitten die van der Veldes den Landgrafen um Erlaß der letzteren. Zwar wurde dies nicht zugestanden, wohl aber auf dringendes Befürworten der Hanauer Regierung die Abgabe an die Rentkammer auf 15 Gulden herabgesetzt. Allein das Geschäft war auch dadurch für sie nicht mehr zu halten, hundert Jahre nach der Begründung mußten es die Böff'schen Erben aufgeben, und bei dem 1773 erfolgenden gerichtlichen Verfahren stellte sich kein Exekutionsobjekt heraus. Die rückständigen Portogelder allein betrugen 1200 Gulden. Da die Post unter diesen Umständen den Versand der Zeitung einzustellen drohte und damit der Untergang des Blattes vorausgesetzt werden mußte, so gingen die van der Veldes auf die Offerte des Kaiserlichen Postoffizianten Barthels ein, das Geschäft ganz zu übernehmen. Die Hanauer Regierung verwendete sich in Kassel für das Abkommen und so wurde 1774 dem Barthels ein neues Privilegium ausgestellt. Er nannte das Blatt nun „Neue Europäische Zeitung". Barthels verpflichtete sich nicht nur, alle Geschäftsschulden zu bezahlen, sondern übernahm auch alle Lasten in der früheren Höhe. Die Pflichtexemplare waren sogar bis auf 53 gestiegen. Hieraus folgt, daß das Unternehmen bei geschickter Führung noch Gewinn abwerfen konnte. Und das muß es auch gethan haben, denn nach dem 1790 erfolgten Tode Barthels' führte es seine Wittwe bis 1810 mit Unterstützung des Postmeisters Handel fort. In diesem Jahr unterdrückte der neugebackene Großherzog von Frankfurt die Zeitung. Alles Bitten und Flehen der brodlos gewordenen Wittwe fand bei Dalberg nur ein taubes Ohr. Aber kaum hatten die verbündeten Waffen dem großherzoglichen Gaukelspiel ein Ende gemacht, erbat und erlangte die Barthels vom Kurfürsten die Wiederherstellung ihres Privilegs, sodaß noch im Dezember 1813 die unterdrückte Neue Europäische Zeitung als „Hanauer Neue Zeitung" wieder auflebte, unter der Redaktion von Handel. Aus dem Besitz der Barthels ist der Verlag dann 1826 in die Hand J. G. Kittsteiner's übergegangen, dessen Nachkommen die „Hanauer Zeitung" noch heute herausgeben. Wie schon erwähnt, finden sich die Drucker auf dem Blatt selbst nicht angegeben. Es haben sich jedoch als solche folgende Personen feststellen lassen.*) Stann starb 1726, nach ihm oder nach dem 1731 erfolgten Tode seiner Wittwe Joh. Georg Winnsheimer, stirbt 1736. Seine Wittwe heirathet Joh. Bernhardt Lehr, der die Zeitung bis zu seinem Tod, 1759, druckt. Es folgt Sara Maria Lehr bis 1762, von da ab Johann Bücher bis 1783. Dann geht der Druck vom 1. Juli 1783 bis zur Unterdrückung Ende Dezember 1809 an die Waisenhausbuchdruckerei zu Hanau über. Nach dem Wiederaufleben druckt J. G. Kittsteiner, welcher dann auch den Besitz erwirbt.

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf die Zensurverhältnisse werfen, wie sie sich nach dem Anfall Hanaus an Hessen-Kassel herausgebildet haben. Im Jahre 1742 war wieder einmal eine Beschwerde gegen die „Europäische Zeitung" durch einen Grafen Virmont beim Landgrafen Wilhelm VIII. erhoben. Dieser verfügte hierauf an die Hanauer Regierung, zunächst den Zeitungsschreiber zu vernehmen und weiter, „daß zur Vermeidung aller Inconvenientien für künftig die Zeitung, ehe sie zum Abdruck gegeben wird, vorher erst jedesmal revidiret werde: alß wollen wir unseren Geheimbden Rath von Edelsheim hierunter die Besorgnüß specialiter hiermit gnädigst aufgetragen haben". Gegen eine solche Zensur erhob aber nicht nur der Zeitungsschreiber unterthänigsten Einspruch, sondern Edelsheim selbst wehrte sich sozusagen mit Händen und Füßen gegen diesen Auftrag. Zunächst wandte er sich an den Rath Verna zu Kassel, damit dieser dem Landgrafen Vorstellung mache. Verna antwortete, daß das nichts geholfen habe, der Landgraf habe gemeint, Edelsheim's Vater

*) Mit Bezug auf die Anmerkung in Nr. 23 dieser Zeitschrift vor. Jahrg., Seite 299.

habe ja das Geschäft auch besorgt u. s. w. Nun erstattet Edelsheim selbst einen langen Bericht an den Landgrafen, in dem er ausführt und durch abschriftliche Anlagen beweist, daß die Zeitungen niemals vorher revidiret seien und daß, wie er von seinem Vater gehört, man aus dem Grunde jederzeit Bedenken getragen habe, die oft gehörte Zeitungsrevision einzuführen, „weil in Zukunft anstatt des Zeitungsschreibers der Revident angegriffen und, weilen man von einem solchen Correctore um so viel mehrere circumspection praetendirt, die Beschwerden nur vergrößert würden. Zudem sei es vor Jemanden, der so wie er durch viele andere Geschäfte beständig distrahiret, keine Möglichkeit, wöchentlich viermal, — so oft erschien damals das Blatt —, die Zeitung durchzulesen und jedesmahlen vorauszusehen oder zu ergründen, ob diese oder jene überschriebene Umstände in facto wahr oder Niemanden anstößig seien".

Ein landgräflicher Bescheid hierauf ist nicht vorhanden, es scheint, als ob die Angelegenheit wieder in Vergessenheit gerathen sei. Erst Erbprinz Wilhelm — später als Landgraf der IX. und Kurfürst der I. seines Namens —, der 1764 die Regierung zu Folge der Assekurations-Urkunde von 1754 übernommen hatte, brachte sie wieder in Fluß, und befahl 1765 eine diesbezügliche Untersuchung. Die Regierung durchsuchte die noch vorhandenen Akten und kam zu dem Schluß, daß nur für gelegentliche Bemühungen des jezeitigen Präsidenten um die Zeitungsangelegenheiten demselben jährlich 75 Gulden gezahlt seien, der jüngere von Edelsheim aber habe diese Einnahme abgelehnt. Darauf übertrug der Erbprinz die regelmäßige Ueberwachung dem Bibliothekrath Wegener, wofür der Zeitungsschreiber diesem jährlich 50 Gulden zu zahlen hatte. Die Zeitung sollte von nun an stets vor dem Druck vorgelegt werden und der Besitzer zur Befolgung der Korrektur verpflichtet sein. Hiergegen wandten sich die Gebrüder von der Velde in ausführlicher Eingabe, die auch die Regierung dahin unterstützte, daß die Zensur auf das, was das fürstliche Haus angeht und sonst anstößig sei, beschränkt werden möge, da sie im übrigen doch gänzlich impracticable wäre. Auch sei für diese geringe Mühe der Zeitungsschreiber nicht mit einer solchen Abgabe zu beschweren. Demgemäß verfügte nun auch der Erbprinz. Doch geht aus späteren Bewerbungen verschiedener Beamten, Döring, Bergsträßer, hervor, daß die Abgabe, sogar 75 Gulden, doch längst wieder eingeführt war, als Wegener 1790 starb. Das Zensoramt ging aber nicht auf einen der Vorgenannten, sondern auf den Hofgerichtsrath Rieß über. Das erst war der Anfang einer regelmäßigen Zensur.

Nachtrag. Durch eine mir gütigst gemachte Mittheilung des evangelischen Pfarramts der Marienkirche zu Hanau bin ich in der Lage, außer anderen schon oben angegebenen Daten über die Familie Böff und van der Velde noch Folgendes über den Begründer der Zeitung, Justus Böff, nachtragen zu können. Er war der Sohn des Land- und Gerichtsschöffen Kilian Böff zu Fechenheim und verheirathet mit Jungfrau Anna Katharina, weiland Meister Leyr'ens, gewesenen Bürgers und Fischers zu Frankfurt, hinterlassene eheliche Tochter.

Berichtigen muß ich sodann die irrthümliche Angabe in Nr. 23 der Zeitschrift Hessenland, der neue Kalender sei am 1. Januar 1748 in Hessen-Kassel eingeführt, es war dies vielmehr schon mit dem Jahr 1700 geschehen.

Ihr letzter Brief.

Von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

„Ich habe nicht gewußt, daß es hier oben so herrlich sein könne", sagte Leoni Dupret, überwältigt von dem sonnendurchleuchteten Thale zu unsern Füßen —, und ihre Augen glitten über den See und die Contouren der Alpen.

Ich störte sie nicht. Erst als sie sich mir wieder zuwandte und nach der zerklüfteten Ruine sah, zwischen der ich gelegen, bot ich ihr meinen Sitz an und sprach ihr zugleich meine Verwunderung über die Kühnheit aus, allein den einsamen Weg bis hierher gegangen zu sein.

„Ich bin gewohnt, allein zu gehen," sagte sie ruhig, „wenn schon ich nicht immer den Muth habe, mich so weit in unbekannten Wegen zu verlieren. Heute aber hat mich der herrliche Morgen alle Bedenken vergessen lassen."

„Wissen Sie, daß wir hier oben beinahe zwei Stunden von unserem Heim entfernt sind?" fragte ich sie.

Sie sah nach der Uhr, und erschrak offenbar, daß es schon so spät sei.

„Mir ist der Weg heute unglaublich kurz vorgekommen.“

„Dann müssen Sie angenehme Gedanken gehabt haben“, sagte ich, die ruhigen Bewegungen beobachtend, mit welchen sie den Hut abnahm und sich auf die Bank setzte.

Unsere Augen trafen sich einen kurzen Moment, und mir war es, als könne ich in dem dunklen Glanze der ihren schmerzvolle Wanderungen schauen, die ihre Seele durchlebt habe.

„Sind Sie schon Wittwe,“ fragte ich, an meine Gedanken anknüpfend, „und haben Sie keine Familie?“

„Ich bin ganz allein“, antwortete sie mit einer leichten Bewegung ihrer weichen Stimme.

Noch einmal sah sie mir mit ihren ernsten Augen prüfend in's Gesicht und dann fuhr sie zaghaft fort: „An dem Sterbebette meiner Mutter vermählte man mich, die Neunzehnjährige, mit Ernest Dupret. Er war ein alter, kränklicher Mann und ließ mich nach zwei Jahren allein.“

Sie hatte mit seltsamer hohler Stimme gesprochen, als käme dieselbe aus einem Grabe, und über ihr Gesicht legte sich ein starrer Zug.

„Und dann?“ — fragte ich, als sie schwieg, und ihr Blick herunter über den Bodensee glitt, als wisse sie nicht recht, ob sie mehr sagen dürfe.

„Und dann —, dann kam viel Ungemach über mich, Familienkonflikte, die dazu angethan waren, den Glauben an die Menschen zu vernichten. Vielleicht war ich selbst nicht ohne Schuld dabei, aber so wie ich einmal denke, konnte ich nicht anders handeln. Es wäre sich wohl auch gleich geblieben, ich stand zwischen zwei Familienparteien, — eine würde mich immerhin verurtheilt haben —; daß es gerade die meine sein mußte, war freilich bitter.

„Und hatten Sie Niemanden, der Ihnen zur Seite stand?“ fragte ich.

„Anfänglich war es mein Bruder, der mir beistand, aber nachdem ich, um demüthigen Misèren zu entgehen, auf die kleine Hinterlassenschaft verzichtet hatte, sagte er sich von mir los und überhäufte mich mit Vorwürfen.“

„Aber warum mußten Sie auf die Erbschaft verzichten?“

„Das würde Ihnen auseinanderzusetzen zu weitläufig und uninteressant sein“, entgegnete sie seufzend; „aber ich glaube, Sie würden meine Handlungsweise billigen, wenn Sie alles wüßten. Wo die Begriffe vom Recht auseinandergehen, hört das Verständniß auf.“

„Es hat übrigens alles seine zwei Seiten“, nahm sie nach einer Weile gegenseitigen Schweigens das Gespräch wieder auf; „ich wurde durch mein Handeln zur Arbeit gezwungen, und die hat mir später über Manches hinweggeholfen.“

„Hatten Sie nicht Lust, sich wieder zu verheirathen?“

Sie senkte die Augen und sagte dann langsam, mehr zu sich selbst als zu mir:

„Ich lernte vor fünf Jahren einen Mann kennen . . .“

„Der Sie liebte und Sie glücklich . . .“

„Nein, nein, nicht das“, wehrte sie mit der Hand, während sie mit ihren schlanken Fingern hastig eine blaue Erika zerpflückte, die auf ihrem Schooße lag, „nein, wir würden nicht glücklich geworden sein: Er bevorzugte sichtbar eine Andere — ein junges Mädchen —, mich kränkte das, nachdem er mir unzweideutige Beweise seiner Liebe gegeben hatte —, und so brachte uns das Leben auseinander.“

„Ist er verheirathet?“

„Nein, die Partie mit der Andern zerschlug sich, er liebte sie doch wohl nicht, wie er mich geliebt hatte, — aber ich — ich konnte mich nicht überzeugen und nun —“

„Und nun bereuen Sie, was Sie thaten?“

„Bereuen? Nein; denn ich glaube nicht an seine Fähigkeit zu lieben —, aber —“

„Aber Sie haben ihn nicht vergessen?“

„Nein, und darüber ging die Jugend hin. Ich bin schwerfällig in Allem, im Lieben, im Vergeben, im Vergessen.“

Ich betrachtete Leoni Dupret, wie sie jetzt vor mir saß; ein Sonnenstrahl glitt durch die Felsenspalte über ihr braunes Haar und legte sich, einem Goldreife gleich über den Scheitel, — ihr Gesicht trug ein Gemisch von schmerzlicher Sehnsucht und starrem Trotze.

Mich zog es sympathisch zu der Frau, die nichts auf dieser Welt ihr Eigen nannte als die Arbeit und das schwerfällige Festhalten an einmal Empfundenem. — Wir waren verwandte Naturen, auch ich konnte, — zäh wie ich war —, in fünfzehn Jahren die Frau nicht vergessen, die ich ein spärliches Jahr geliebt und besessen hatte. Ich sagte ihr das —, und während ich zu ihr sprach, und mein kurzes Lebensglück und meinen langen Schmerz vor ihr entrollte, sah sie mich mit thränenfeuchten Augen an. Ihre Züge gaben jeden Eindruck wieder, und als ich geendet hatte und zu ihr nieder sah, erschien sie mir durchgeistigt und seltsam schön, und ich begriff nicht, wie ich zehn Tage täglich mit dieser Frau verkehren konnte, ohne das zu bemerken. Sie erhob sich und reichte mir ihre Hand. Wir wußten, daß wir uns näher getreten waren, ja, daß wir uns, ohne es auszusprechen, Freunde bleiben wollten in der Welt.

War es nicht göttliche Eingebung, daß verschlossene Naturen, wie die unseren, den Muth gefunden hatten, sich das Tiefste zu enthüllen, was die Seelen empfanden? Ich trat in gehobener Stimmung auf die Höhe der Ruine, die der Volksmund geheiligt hatte; Leoni Dupret folgte mir. Vor uns lag der Wald in Mittagsgluth und senkte sich gegen das Dorf. In der Ferne streckte sich der Säntis traumhaft aus der Kette der Alpen, und über dem See flatterte, von sanfter Luft gewiegt, hier und da ein gelbes Blatt im Sonnengolde und sank geräuschlos in die Wellen.

„Wissen Sie, daß diese Ruine ein gottgeweihter Tempel ist?" fragte ich leise, als ob selbst die Stimme sich vor der Heiligkeit des Augenblicks senken müsse.

Sie sah mir fragend in's Gesicht.

„Der Volksmund sagt, daß ein Gebet aus tiefster Seele, in dieser Ruine gesprochen, von Gott erhört würde."

„Von Gott erhört?" Sie hatte die Worte nur gehaucht und dann schwieg sie und neigte den Kopf über die Hände.

Ob sie betete?

Ich selbst hatte keine Wünsche mehr, ich hatte abgeschlossen mit meinem Leben; aber es war mir doch, als ob ich Gott bitten solle, Leoni Dupret mit dem Manne zu einen, den sie liebte.

Als wir bergab nach Hause gingen, waren wir schweigsam geworden. Ich dachte, es wäre schon genug des Glückes, still neben einander zu gehen mit dem Bewußtsein gegenseitigen Vertrauens. Zuweilen sah ich zu ihr hin und bemerkte, wie ihre leuchtenden Augen über den See glitten oder mit sanftem Ernste an der Alpenkette hingen, die sich in scharfen Umrissen in blauer Ferne dehnte.

Ich hatte einmal als Knabe etwas Kostbares gefunden, etwas, was mir begehrenswerth und unerreichbar geschienen. Ich barg es in meiner Tasche und ging zum Erstaunen meiner Mutter früher in mein Bett als sonst —, um mich ungestört meinem Glücke zu überlassen. Am nächsten Morgen, als ich meine Freude nicht mehr verbergen konnte und mein Kleinod den Anderen zeigte, beschied man mich, daß es mir nicht gehöre und daß man kein Recht habe an fremdem Eigenthum.

Ein ähnliches Gefühl von Glück beschlich mich an dem Abende jenes Tages, als ich mich frühe zur Ruhe legte. Die Luft war warm, ich ließ die Fenster offen, sah vom Bette aus durch die graue Nacht die Kronen der Kastanienbäume im Nachbargarten und hörte das geheimnißvolle Gurgeln der Wellen, wie sie sanft gegen das Gestade brandeten. Ich hatte etwas Kostbares gefunden, etwas seltsam Beglückendes —, eine edle, sympathische Menschenseele. Ich nahm mir vor, sie still zu verwahren, damit nicht auch eines Tages eine Stimme mir zurufen möchte, „daß sie nicht mir gehöre und daß man kein Anrecht habe an fremdem Eigenthume".

Am anderen Tage war der Professor hergestellt, und wir begannen wieder unsere gemeinschaftlichen Wanderungen. Nur des Nachmittags kürzte ich meinen Schlaf und setzte mich dafür in die Laube, in welcher die Damen sich versammelten und mit Handarbeit beschäftigt waren. Sehr oft fand ich nur Madame Dupret und die Mutter der schönen Hamburgerin, die sich besonders zu gefallen schienen, und dann las ich ihnen wohl eine der reizvollen Novellen Turgenjew's vor, oder was ich sonst bei mir trug.

Wenn ich geendet und Leoni Dupret, während sie ihre Augen zu mir aufschlug, von dem Eindrucke sprach, den sie gehabt hatte, — von irgend einer Lebensfrage angeregt, die Unterhaltung sich in weitere und ernste Labyrinthe verlor, dann wurde ich mir immer mehr bewußt, welche reiche Innenwelt diese Frau in sich trage, und wie rein und schön sich die Welt in ihrer Seele spiegele.

Unsere kleine Gesellschaft löste sich beinahe am gleichen Tage auf.

Am letzten Nachmittage, als alle Anderen mit Packen beschäftigt waren, stieg ich noch einmal mit Madame Dupret auf die zerklüftete Ruine. Wir hatten es nicht verabredet, es gab sich von selbst. Unsere Schritte lenkten unwillkürlich demselben Ziele zu. Wir sprachen nicht viel, der Abschied lag drückend auf uns Beiden; denn das Leben trieb uns in verschiedene, weit getrennte Bahnen. Es war fraglich, ob wir uns jemals wieder begegnen würden, aber ein verwandter Zug, ein sympathisches Etwas verband uns und sicherte uns ein getreues Gedenken. Leoni hatte sich über die Brüstung der zerfallenen Mauer gelehnt und sah, wie die Sonne in glitzerndem Golde hinter den Alpen versank. Zwischen dem feinen Geflock der dunklen Wolken leuchtete es zuweilen wunderbar auf, zitterte über die tanzenden Wellen des Sees und verschwand dann wieder hinter dichten Wolken, die in schweren Massen am Horizonte lagen. Zuweilen fiel ein Strahl über ihr Gesicht und durchleuchtete die stillen Züge. Das Leid hatte seinen heiligenden Stempel darauf gedrückt. Wir blieben stehen, bis die letzten Farben verblaßten und der Herbstnebel seine durchsichtigen Schleier in weichen Flocken über das Gebirge warf, dann reichte ich ihr meinen Arm, und wir gingen, nur selten eine Bemerkung machend, durch die verschlungenen Pfade, die zu unserem Dörfchen führten. Bevor

wir unsern Gasthof erreichten, bat ich sie um die Erika, die sie in ihrer Hand trug.

Am anderen Morgen fuhren wir mit dem Dampfer in Begleitung des alten Gerichtsraths nach Constanz. Seine heiteren Bemerkungen rissen uns aus der gedankentiefen Stimmung und halfen uns gnädig über die Abschiedsstunden. Ich geleitete Madame Dupret zum Bahnhofe, von wo aus sie durch die Schweiz zurück in ihre Heimath fuhr. Für uns Beide begann nun wieder das strenge Leben der Arbeit und der Pflicht —, ein Segen für Naturen, welche die Bedingungen großen Glückes in sich tragen und verzichten müssen.

In dem Augenblicke dachte ich indessen nicht daran. Als ich neben ihr am Coupé stand, wollten sich bittere Bemerkungen über das Schicksal auf meine Lippen drängen —, aber der Schmerz, von ihr zu scheiden, machte mich sprachlos. Auch ihr Gesicht war bleich, und die Augen schwammen in Thränen.

Ehe ich mir recht bewußt wurde, wie es geschah, brauste der Zug von dannen und ich sah nur noch ein paar kurze Augenblicke ihren Schleier, der, als sie sich aus dem Wagen neigte, vom Winde getragen, über ihr liebes Gesicht flatterte.

Und doch verflog die Taurigkeit bald in der Ueberzeugung, daß ich ihre Freundschaft gewonnen hatte, und dies Bewußtsein hob mächtig die Flügel meiner Seele.

Alles, was mich in Zukunft bewegen sollte, jeder Gedanke, der sich in uns regen würde, jede flüchtige Fiktion der Empfindung, Alles durfte ich ja ihr schreiben und dafür ihre Innenwelt schauen, die sie mir vertrauensvoll enthüllen würde.

O, wie erinnere ich mich des Festtages, an dem ich die ersten Zeilen ihrer Hand erhielt! Es war inzwischen November geworden, grauer und undurchdringlicher Nebel lag an meinem Fenstern und verhüllte mir die äußere Welt. Aber wie sonnige Frühlingsboten begrüßten mich die engen Linien ihres Briefes, und was sie sagten, senkte sich sanft und beseligend in mein Herz. Wir hatten den Muth, den wir Auge in Auge nicht gefunden, uns zu gestehen, daß unsere Freundschaft unsere beste Habe sei; daß wir in ihr den Halt suchen wollten, dessen wir Beide bedürften, und daß es die Gnade Gottes gewesen, die uns zusammen geführt habe.

Ihre Briefe sprachen mir nach und nach von Allem, was ihr das Leben gebracht hatte, von ihrer schweren Kindheit, ihrer einsamen Jugend, ihren Kämpfen um die Lebensexistenz —, von ihrem darbenden Herzen. Wie ein elegischer Ton wehte die Klage um den verlorenen Geliebten hindurch, zuweilen gewaltig und mächtig und dann leiser, immer leiser, bis sie zuletzt beinahe verklang. Zuweilen, wenn ihre Briefe besonders innig waren, wenn sie der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß unsere Seelen in ihrer wunderbaren Uebereinstimmung für einander geschaffen schienen und daß die sagenhafte Ruine am Bodensee der Wallfahrtsort gewesen, der ihrer Seele Frieden geläutet —, gab ich mich dem Wahne hin, daß sie vielleicht dereinst in meiner Freundschaft, — so wie ich in der ihren —, ein volles Genügen finden könne.

Ich las kein interessantes Buch mehr, ohne an sie zu denken, bezeichnete mit der Bleifeder die Stellen, die mich bewegten, und sobald ich es beendet hatte, ging es unter Kreuzband nach Belgien zu ihr. Und dann tauschten wir Eindruck und Meinung, und eng beschriebene Bogen flogen von Hand zu Hand. Im Sommer las ich ihre Briefe auf den einsamsten Hügeln der Anlagen, wo mich nur das Säuseln des Windes umwehte. Und war es Winter, dann lag ich im Lehnstuhle, seitwärts vom Ofen —, meine Gedanken spannen weiter — köstliche Gebilde, und meine Phantasie lebte mit der Frau, die so verständnißvoll mit mir fühlte.

War es dennoch mehr als Freundschaft gewesen, was mich zu Leoni Dupret gezogen? War sie der Inbegriff von Allem geworden, was die Seele umfassen kann? Ich weiß es nicht, ich habe meine Gefühle niemals zergliedert; aber als ich an jenem Sylvestertage ihren Brief erhielt, da bin ich wie ein zum Tode getroffenes Wild zusammen gebrochen, und mein Schmerz, daß ich nicht mehr der einzige Vertraute ihrer Gedanken sein sollte, blieb größer als die Freude über ihr endliches Glück. Ich habe an dem Abende, nachdem ich ihren letzten Brief gelesen, in welchem ihre Liebe zum Geliebten so rührend bemüht war, dem Freunde nicht Alles zu entziehen, bitterlich geweint. Ich las den herrlichen Brief, der mir mehr als Alles ihren feinen Charakter zeichnete, wieder und wieder; ich las auch die mit bewegter Feder unter den Brief gekritzelten Worte: „Schreiben Sie mir, wie bisher, ich kann Ihre Briefe nicht entbehren.“ Sie verriethen mir, wie auch ich ihr theuer geworden war, wie der Verlust meiner Briefe beinahe einen Schatten werfen könne über das Glück ihrer Liebe —, und dennoch — mir war es, als fiele meine letzte Lebensblume entblättert zu meinen Füßen.

Jahre sind seitdem vorüber gegangen, ich bin inzwischen ein alter, müder Mann geworden. Ich weiß nichts von ihr —, nicht, ob sie lebt

oder im Grabe ruht. Aber Eines weiß ich gewiß, ich weiß, daß, wenn sie lebt, unsere Gedanken sich in stimmungsvollen Stunden, wie heute an der Neige des Tages, einen, und daß Leoni Dupret ihr Versprechen gehalten hat, mit welchem sie auf der Ruine am Bodensee ihre Hand zum Freundschaftsbunde in die meine gegeben.

Die Schloacht.

Gedicht in Wetterauer Mundart
von **Friedrich von Trais.**

Hannjuste hahn[1]) haut Schloacht.
's treibt met Schnie eann eaß so fresch
— Imm siwwe Auer, do gabb's Kresch[2]);
Do woar dann gleich vermouth[3]),
Deaß schuhnd ds Säuche blout[4]).

Dr Hob[5]) wärt ruuth eann weiß.
E Jeres schafft se gout wäi's kann;
Ds Hannesi, doas hoabbt[6]) die Pann[7]),
Hen ehs[8]) — sähr[9]) hen se schlau —
Naut vo err duure Sau.

Mir[10]) easse emohl devohn,
Eann doun[11]) sich Gouts ohn Flaasch eann Woscht.
Uhns Feind, dr Hunger eann dr Doscht[12]),
Däi musse innerleihe[13])
Eann schuhnd beim Queallflaasch schweihe.

Nauschihrig[14]) stihn die Keann[15])
Imm's Säuche her. Segoar die Hond
Sein schnäuberig nooch Flaasch eann Schlond.
„Ds Heseholz ebei"
— Do woar dr Hob schuhnd frei.

Aach die ahld Wääs[16]), däi kohm
Eann saht „genn Dach[17]), Gevoarrermann,
„Ei met Verrlaab, woas weiht[18]) se dann?
„'s eaß doach derrallerbest
„Wann Ahns met Schruutfricht[19]) mäst."

Gebroit[20]), geschoabt woar bahl,
Dann woar geschnearre[21]) kreuz eann quer,
„Etzt schwinn[22]) emohl die Uhrn[23]) häi her!"
Die Keann, däi läfe e Steck
Bei dreatthalb Schouh serreck.

Etzt scheckt dr Meatzeler[24]) aus
De Konneroad nooch dr Gintherpreß
Eann met dr Gritt, dr mächt e Späß.
Däi eaß zoum Werttche[25]) gange
Eann soll ds Woschtmooß[26]) lange.

Wäi Generoalmarsch laut's —
Imm's Hackfloatz drewe[27]) sich drei Bosch[28]),
Sein fruh eann hahle ihrn Deschkosch[29]),
Trinke vo Zeit ze Zeit
Vo wäje Troackenheit.

Die Weibsleu ohn dr Bonn[30]),
Däi schneire Gräiwe[31]), all dr Stoat! —
Däi wärrn die Ärrwett[32]) goar näit soad;
Eann Alles Läibs eann Gouts.
Bei so err[33]) Helf, do dout's.

„Eann die Gevoarrerleu?"
Däi worrn geloare, reckte ohn,
Hun saich Genihe[34]) rächt gedohn,
's hott sich Kahns schiniert.
's horr ohn naut mangihrt[35]).

Reissoppe kohm derrihrscht[36])
Eann Rinncheslaasch met Mörrch[37]) debei,
Dann Speack eann Kraut eann Herrschebrei[38]),
Se deare[39]) sich die Moih[40])
Eann koachte Schnorrboartsbroi[41]).

Se bleawwe schihn beinahn[42]),
Ds Gloas broocht Ahns dem Annern zou,
Ihrscht imm zwelf Auer geng's zerr Rouh.
Se hun sich innerhahle[43])
Die Junge eann die Ahle.

Die Läffil worrn gewescht.
Etzt „prost die Mohlzett" häiß, ihr Keann,
„Mir schloachte aach bahl, feand uch eann!
„Uhns Säuche eaß bahl feit,
„Mir mache's wirrer wett."

De Moar'e trugk die Mahd
Eamm häusern Deppe[44]) Soppe aus,
„E Complement aus Hannjust's Haus!"
E Woscht lägk off emm Grond
Schihn äppelich eann rond.

Eann Hannjust's Hausehrn geng's;
Die Keann met Houste eann met Schnoppe[45]);
„Ge Moarje imm e Meatzelsoppe!"
Die Wääs Lisbeth, die ahld,
Hott naut wäi ausgedaalt.

's eaß wirrer emol geschloacht,
's eaß gesoargkt ferr lange Zeit.
Wer waaß wäi schwer dr Schmelzer weiht[46])?
De Majeruhnsgeroach
Spihrt merr nooch Woche noach.

Gihr etzt dr Bauer aus,
Se denkt e: e Steck Woscht rächt gout
Eaß besser wäi e Fearrernhout[47])
Eann wäi e Gäulszih[48]) deck
Hott hen eamm Sack sein Steck.

Eaß streibber[49]) aach die Welt.
Dr Bauer säht: „aich hun kahn Foacht[50]).
„Hätt Jeres off dr Welt geschloacht,
„'s geb, waaß dr Herr, kahn Streit."
Do seaht err[51]), wu's ohn leiht[52]).

---

1) halten. 2) Gekreische. 3) vermuthet. 4) blutet. 5) Hof. 6) hält. 7) Pfanne. 8) er esse 9) sagt er. 10) wir. 11) thun. 12) Durst. 13) unterliegen. 14) neugierig. 15) Kinder. 16) Base. 17) guten Tag. 18) wiegt. 19) Schrotfrucht. 20) gebrüht. 21) geschnitten. 22) geschwinde. 23) Ohren. 24) Metzger. 25) Wirthchen. 26) Wurstmaß. 27) drehen. 28) Bursche. 29) Diskurs. 30) Bolle (Mulde). 31) Wurstkrieben. 32) Arbeit. 33) solch' einer. 34) Genüge. 35) = gefehlt. 36) zuerst. 37) Meerettig. 38) Hirsebrei. 39) thaten. 40) Mühe. 41) Schnurrbartsbrühe (vorzügliche kräftige dunkle Sauce). 42) bei einander. 43) unterhalten. 44) im Topfe von Steingut. 45) Schnupfen. 46) wiegt. 47) Federhut. 48) Gäulszehe. 49) streitbar. 50) Furcht. 51) Da seht Ihr. 25) woran es liegt.

Aus Heimath und Fremde.

Wie alljährlich seit dem Hinscheiden des **letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen**, so war auch in diesem Jahre, am Sterbetage, den 6. Januar, sein **Grabmal** auf dem alten Friedhofe zu Kassel reichlich mit Kränzen und Schleifen

in den hessischen Farben, roth-weiß, geschmückt, welche die Angehörigen der fürstlich Hanauischen Familie und andere hohe Anverwandte, sowie dem früheren Hofe nahe stehende Persönlichkeiten hatten niederlegen lassen.

Erfreulich ist es, berichten zu können, daß die vom Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel zum Gedächtniß des hundertjährigen Geburtstages Silvester Jordan's veranstaltete Versammlung eine außerordentliche Theilnahme hervorgerufen hat. Sie fand, wie s. Z. angekündigt, am 2. d. M. im Hanusch'schen Saale statt, war sehr zahlreich besucht und nahm einen würdigen erhebenden Verlauf. Eine besondere Bedeutung erhielt die Feier, wie das „Kasseler Tageblatt" meldet, durch die damit verbundene Ausstellung von persönlichen Erinnerungen an Jordan, welche vieles Interessante enthielt. Zu derselben hatte Dr. Uhlworm aus der Murhard'schen Stadtbibliothek drei Portraits gegeben, Stadtrath Landgrebe einige handschriftliche Schachaufgaben und Rösselsprünge, welche Jordan im Gefängniß verfaßt hat, Frau Keller-Jordan in München, bekanntlich eine Tochter Silvester Jordan's, Briefe und Gedichte, sowie ein Crucifix, das er zuletzt in der Hand gehabt hat, Privatmann Fränkel in Münden Bilder von Jordan, sowie die Portraits der Mitglieder des Verfassungs-Ausschusses, Messerschmiedemeister Rothamel ein Bild, Dr. v. Knoblauch in Marburg einige Gymnasialhefte von Jordan's Sohn, Pfarrer a. D. Dithmar in Marburg ein Exemplar der von ihm besorgten Neuauflage des „Osterwortes aus Kurhessen" von Dingelstedt, die Landesbibliothek die Werke Silvester Jordan's und einige Bilder. Die Versammlung wurde von dem Vorsitzenden des Vereins, Bibliothekar Dr. Brunner, eröffnet, welcher die Anwesenden begrüßte und erwähnte, wie das zahlreiche Erscheinen beweise, daß der Verein mit der Veranstaltung einer Silvester Jordan-Feier das Rechte getroffen habe. Das Interesse für dieselbe habe sich besonders in der Betheiligung an der Ausstellung gezeigt, für welche die Gegenstände von Nah und Fern eingeschickt seien. Redner sprach Allen im Namen des Vereins den Dank aus. Danach hielt Herr Dr. G. Mollat den angekündigten Vortrag über Silvester Jordan, in welchem Redner ein geistvolles und hochinteressantes Charakterbild Jordan's entwarf. Der Vortrag wurde mit allgemeinem lebhaften Beifall aufgenommen. An den Vortrag des Herrn Dr. Mollat schloß sich das vorgesehene gesellige Zusammensein an. Dr. Brunner ließ den Festredner hochleben, während dieser einen Toast auf den Geschichtsverein ausbrachte. Außerdem brachte ein Mitglied das Jordanslied, „das Osterwort von Franz Dingelstedt" aus dem Jahre 1840, zum Vortrage.

Hessische Bücherschau.

Von unserm hochgeschätzten Freunde und Mitarbeiter Dr. D. Saul in Stuttgart ist soeben in der Deutschen Illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" (Nr. 16) ein höchst interessanter Aufsatz, „Oberstein und seine Industrie" mit Originalzeichnung von R. Koch, erschienen, worauf wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen wollen.

In Kürze erscheint in dem Verlage der Universitätsbuchhandlung von Oskar Ehrhardt in Marburg ein Band Gedichte, betitelt: „In Sturm und Sonnenschein". Es ist das Werk dreier Freunde, eines Brandenburgers (Schmidt-Brädikow), eines Landsmannes von uns (Valentin Traudt) und eines Elsässers (Christian Schmitt). Bestellungen wolle man gütigst an Valentin Traudt in Rauschenberg richten.

Briefkasten.

C. K. Kassel. Mit Dank angenommen.

L. M. Eschwege. Wird in der nächsten Nummer gebracht. Freundlichsten Gruß.

E. M. Frankfurt a. M. Sie haben uns durch Ihre gütige Zusendung recht erfreut. Empfangen Sie dafür unsern verbindlichsten Dank.

L. F. Inowrazlaw. Wir sind Ihnen für Ihre freundliche Zusendung sehr verbunden. Mit dem Abdrucke wird in einer der nächsten Nummern begonnen werden. Auch die weiter in Aussicht gestellte Abhandlung wird uns sehr willkommen sein.

H. K. J. München. Wir nehmen Ihr gütiges Anerbieten mit Dank an und behalten uns vor, brieflich Ihren Rath einzuholen.

A. T. Wien. Zusendungen erhalten. Werden darauf zurückkommen. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

Berichtigung.

In Nr. 1, Jahrgang 1893, Seite 13, 1. Spalte, Zeile 5 von oben ist zu setzen statt: Sohn „Enkel" und Zeile 9 statt: noch aufgeführtes „nachaufgeführtes".

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 3. Kassel, 1. Februar 1893.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Möven.

Von den Möven, die im Zug
Huschten wie ein Schatten,
Sah ich eine, deren Flug
War schon im Ermatten.

Mit zerschoss'ner Schwinge fuhr
Mühsam sie von hinnen,
Um der andern leichte Spur
Wieder zu gewinnen.

Doch vergebens, daß sie ringt
Vorwärts, unverdrossen;
Und ihr Hilferuf verklingt
Nach den Fluggenossen.

Armer Vogel, wie du bangst,
Daß sie dir entkamen!
Ich versteh' den Schrei der Angst
Eines Flügellahmen.

D. Saul.



Die Bekehrung Hessens zum Christenthume.

Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel am 31. Oktober 1892 von Hermann v. Roques, Major a. D.

(Schluß.)

Nach der Gründung und ersten Leitung des Klosters Fritzlar, aus welchem allmälig einheimische Priester in genügender Anzahl hervorgingen, erübrigte es noch, daß Bonifazius sein Werk in Hessen dadurch krönte, daß er ihm die nothwendige bischöfliche Spitze gab. Bisher hatte Bonifazius die bischöflichen Funktionen überall selbst ausgeübt, allein das war bei der zunehmenden Größe des Arbeitsfeldes und bei seinen immerwährenden Reisen gar nicht mehr möglich. Die Einsetzung von Territorial-Bischöfen mit festen Sitzen im Lande war eine unabweisliche Nothwendigkeit geworden, auch für Hessen, da hierdurch allein die hessische Kirche nach einheitlichen Glaubens-, Sitten- und Verwaltungsgrundsätzen dauernd regiert und vor allen fremdartigen und schädlichen Einflüssen behütet werden konnte. Die Gründung des hessischen Bisthums im Jahre 740 fiel zeitlich mit der dreier anderer, nämlich von Erfurt, Würzburg und etwas später Eichstedt, zusammen. Es trat diese Einrichtung in's Leben nach des heil. Bonifazius Rückkehr von Rom, wohin er zum dritten Male gepilgert war, um mit dem damals noch lebenden Papste Gregor III. als dem Oberhaupte der Kirche über verschiedene wichtige Fragen persönlich Raths zu pflegen und dessen Entscheidung einzuholen. Der Papst gab ihm drei Briefe mit, unter denen einer an die Hessen und die benachbarten Stämme gerichtet ist; in diesem Schreiben ermahnt er alle diese Völkerschaften, daß sie dem vom apostolischen Stuhle abgesandten und unterwiesenen Bonifazius in Allem Gehorsam und Folge leisten, die vom ihm geweihten Priester und Bischöfe annehmen, dagegen die von ihm als Irrlehrer verworfenen Priester nicht weiter hören möchten. Sodann ermahnt er sie, daß sie von allen Arten des Heidenthumes und Aberglaubens, welche früher bei ihnen im Schwange gewesen und noch immer nicht ganz ausgerottet waren, ablassen, Wahrsager, Loosdeuter, heidnische Todtenopfer, Hain- und Quellenheiligthümer, Amulette, Zaubereien und andere derartige Bräuche meiden und verabscheuen und sich von ganzem Herzen zu Gott wenden, ihn allein fürchten, ehren und anbeten möchten.

Es dürfte hier der Platz sein, die Frage zu berühren, wie sich die Kirche zu den in Mark und Bein des Volkes übergegangenen und mit Zähigkeit festgehaltenen heidnischen Gebräuchen stellte. Es wird einleuchten, daß diese je nach ihrer Art verschieden zu behandeln waren. Mit Nachdruck und Beharrlichkeit trat die Kirche überall nur denjenigen Gebräuchen entgegen, welche geradezu gegen den christlichen Glauben und das christliche Sittengesetz verstießen oder gar mit Verbrechen verbunden waren. Hierzu gehörten in erster Linie die Menschenopfer, die Vielweiberei und die Blutrache, weiterhin aber auch die Thieropfer, eine Reihe von Opfergebräuchen, die Verehrung von Bäumen und Quellen, Zaubereien, Weissagungen und dergl. Andere aus dem Heidenthume stammende Gebräuche ließ die Kirche entweder, weil an sich harmlos, einfach bestehen oder sie erfüllte sie, dieselben umdeutend, mit christlichem Inhalte. Manches duldete sie auch bei den im Heidenthume Großgewordenen, was sie den von christlichen Eltern Geborenen nicht mehr nachsah. Mit Einem Worte: Die Kirche befleißigte sich im Allgemeinen der größtmöglichen Schonung, ging milde und nachsichtig gegen Vieles vor, was abzuändern war, und duldete noch lange Zeit hindurch Solches, dessen Abstellung nicht sogleich zu erreichen war. Indessen selbst bei dieser verständigen und verständlichen Praxis gelang es der Kirche nicht immer, die tiefgewurzelten Gebräuche nach ihrem Sinne zu leiten, so daß wir jetzt noch eine Menge derselben, theilweise entschieden abergläubischer Natur, von unserem Volke ausgeübt sehen, welche aus dem Heidenthume stammen, deren Bedeutung uns aber fremd bleibt, wenn wir dieselbe nicht aus Schriften, wie z. B. Kolbe's „Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit“, aus Mühlhause's „Urreligion des

deutschen Volkes in hessischen Sitten und Sagen", oder aus mehr wissenschaftlichen Werken, wie Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie" und anderen, kennen lernen.

Andere mit dem Volksleben eng verwachsene Einrichtungen, wie die Sklaverei, mußten dem allmäligen Absterben überlassen werden, da sie nicht geradezu gegen ein Gebot Gottes verstießen und es zu ihrer Entfernung erst einer Umwandlung der Herzen zu christlicher Liebe und Milde bedurfte, ehe die heidnisch-ererbte Mitleidslosigkeit und Härte verdrängt werden konnte. Doch wurde wiederum u. A. sogleich und energisch die grausame Sitte verboten, daß christliche Herren Sklaven an Heiden verkauften zu dem ausgesprochenen Zwecke, daß dieselben den Göttern geopfert werden sollten. Allmälig entwickelte sich aus der Sklaverei ein mildes Hörigkeitsverhältniß, wie wir es im ganzen Mittelalter, abgesehen von persönlichen Ausnahmen, in segensreichster Blüthe für Herren und Knechte finden. Und wie oft hat die Kirche Hörige und Unterthanen in Schutz genommen gegen harte und ihre Rechte mißbrauchende Herren und diese gezwungen, gerecht und milde zu sein, und wenn es mit dem Bannstrahl war!

Daß es geraumer Zeit bedurfte, bis durchweg der christliche Geist in das Leben des Volkes eindrang, wird nicht Wunder nehmen; wird ja doch auch ein Rekrut nicht gleich nach Ableistung des Fahneneides ein vollkommener Soldat, sondern es bedarf vieler Uebungen und Ermahnungen, bis die alten, die Ausbildung hemmenden Gewohnheiten des Leibes und der Seele *ausgerottet* sind. Bei weitem größere Geduld noch mußte die Kirche gegenüber der Anhänglichkeit an althergebrachte und liebgewonnene Gebräuche walten lassen.

Um so mehr wird es erhellen, wie nothwendig ein im Lande residirender und stets anwesender eigener Bischof war. Als solchen weihte nun für Hessen Bonifazius im Jahre 740 seinen angelsächsischen Landsmann Witta — zu deutsch: Weiß, latinisirt: Albuinus oder Albinus —, und wies ihm nach eingeholter Genehmigung des Papstes Zacharias seinen Sitz auf dem Büraberg Fritzlar gegenüber an. Hier lag die alte, bereits befestigte Ansiedelung Büraburg, vom heil. Bonifazius oppidum, Stadt, von Andern castrum, Burg, genannt, welche nahe an dem aufblühenden Fritzlar mit seiner nunmehr bischöflichen Kirche den nöthigen Schutz gegen die wilden heidnischen Sachsen bot, die schon gleich jenseits Wolfhagen und im nördlichen Waldeck hausten. Von dem später auch heilig gesprochenen Bischof Witta wissen wir nur sehr wenig; er erhielt einen Brief des Papstes Zacharias, der ihn zu seiner Würde beglückwünschte, und wohnte bald nach seiner eigenen Weihe der seines Mitbischofs, des heiligen Willibald von Eichstedt, bei, die, wahrscheinlich schon im Jahre 741, auf der Salzburg an der fränkischen Saale stattfand. Auch befand er sich unter den bischöflichen Theilnehmern des von Bonifazius berufenen ersten deutschen Konzils, das im Jahre 742, man weiß nicht wo?, vielleicht in Frankfurt oder Worms, abgehalten wurde. Witta starb im Jahre 786 und wurde im Kloster Hersfeld beigesetzt.

Ob nach seinem Tode, wie berichtet wird und nach einem sehr alten Fritzlarer Todtenbuche glaubhaft erscheint, der Fritzlarer Mönch Megingoz den Bischofsstuhl von Büraburg bestieg, muß freilich nach den dagegen vorgebrachten Gründen*) zweifelhaft bleiben. Mindestens aber ist nach Bischof Witta's Tode der Sitz des Bisthums nach Fritzlar verlegt worden, und n a c h Megingoz hören wir jedenfalls nichts mehr von einem hessischen Bischofe; das Bisthum ging ein und wurde dem Erzbisthum Mainz einverleibt, sei es, um dessen Umfang angemessen zu vergrößern, sei es als Entschädigung für abgetretene Gebietstheile. Der Zeitpunkt dieser Einverleibung scheint die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts gewesen zu sein. Näheres über den Vorgang wissen wir nicht. Doch beachtenswerth bleibt für die Beurtheilung desselben immerhin, daß der Nachfolger des Erzbischofs Lullus von Mainz, Riculf, sich im Jahre 787 in F r i t z l a r zum Bischofe weihen ließ, woraus man geschlossen hat, daß schon damals die Einverleibung stattgefunden *habe, denn allerdings: Lullus und Witta* starben fast gleichzeitig im Jahre 786. Mag dem nun sein, wie es will, so kann man im Interesse des Landes nur sehr bedauern, daß das hessische Bisthum sobald schon einging, wenn auch selbstredend die bischöflichen Funktionen für den Hessengau erhalten blieben, indem der Erzbischof von Mainz, soweit dies kanonisch zulässig war, zunächst wohl den Abt des Klosters, später aber den Propst des Stiftes als Archidiakonus**) mit der Ausübung der bischöflichen Gerechtsame und der Gerichtsbarkeit beauftragte, so daß Fritzlar das ganze Mittelalter hindurch der kirchliche Mittelpunkt des fränkischen Hessengaues blieb, der später Grafschaft Gudensberg und noch später Niederfürstenthum Hessen genannt wurde.

---

*) S. darüber Abel, Jahrb. d. fränk. Reiches unter Karl d. Gr. I, p. 538 ff.

**) Der Archidiakonat für die Erzdiözese Mainz trat wahrscheinlich schon mit dem 10. Jahrhundert in's Leben, (B i n t e r i m, Denkwürdigkeiten I. 1, p. 417 f.), etwa zu gleicher Zeit, als das Kloster in ein Kollegiatstift verwandelt wurde (Wenck, Hess. Landesgesch. II, p. 250).

Der Ort Büraburg ging allmälig ein, indem dessen Bewohner sich in's Thal zogen, denn, nachdem die Sachsen Christen geworden waren und ihre Raubzüge eingestellt hatten, hörte die frühere Bedeutung des Ortes von selbst auf, von der noch einige konzentrisch um die Kuppe des Berges laufende Ringwälle Zeugniß geben.*) Jetzt befindet sich an diesem schönen Aussichtspunkte nur noch der Todtenhof der Gemeinde Ungedanken, auf welchem eine sehr einfache Kapelle steht. Alljährlich in der Bittwoche geht von Fritzlar eine Prozession hinauf nach dem alten hessischen Bischofssitze.

Des heil. Bonifazius Wunsch, sein Leben für den christlichen Glauben lassen zu können, war inzwischen erfüllt worden. In Friesland, wohin ihn sein Herz immer wieder zog, war er mit seinen Gefährten am 5. Juni 755 von einer Rotte wüthender Heiden erschlagen worden. Sein Leichnam war seinem Willen gemäß im Kloster Fulda beigesetzt worden, nachdem Utrecht und Mainz vergeblich versucht hatten, denselben für sich zu behalten. Bevor Bonifazius nach Friesland aufbrach, hatte er nicht allein mit Genehmigung des Papstes Stephan's III. seinen Schüler Lullus als seinen Nachfolger zum Erzbischof von Mainz geweiht und eingesetzt, sondern auch die christliche Kirche Deutschlands soweit organisirt, daß sie nun gänzlich aus einer Missionskirche in die Bahnen geordneter kirchlicher Einrichtungen übergeleitet war, — er hatte eben sein Werk in Deutschland vollendet, darum wollte er sein Amt niederlegen und seine geliebten Friesen bekehren. Er hatte nämlich nicht allein die Bisthümer Deutschlands einheitlich unter das Erzbisthum Mainz zusammen gefaßt, welches die Metropolitangewalt über Deutschland, soweit es christlich war, vom Papste erhalten hatte, sondern auch eine Anzahl Synoden vom Jahre 742 an abgehalten, deren Aufgabe es war, solche Bestimmungen zu treffen, daß Klerus und Volk in den vom christlichen Glauben, den Geboten Gottes und der Kirche, sowie den kanonischen Satzungen vorgeschriebenen Bahnen laufen, irrgläubige oder sittenlose Geistliche entfernt, die Reste des Heidenthums abgethan und Alles so geleitet würde, daß der innere Zustand der Herzen in Einklang mit dem äußeren Bekenntnisse des Glaubens stände, — überall und allezeit das schwerste Stück jeder Missionsarbeit.

Zum Schluße erübrigt es noch, einige Worte über die kirchliche Eintheilung Hessens zu sagen.

Der fränkische Hessengau grenzte nördlich, unweit Kassels schon, an den sächsischen Hessengau, östlich an den Leinegau und an Thüringen, südlich an das Grabfeld und die Wetterau und westlich an den Oberlahn- und den Ittergau. Er war in 9 Centen oder Hundertschaften eingetheilt, die einigermaßen unseren heutigen Kreisen entsprachen. Es waren die Centen Maden, Kirchditmold, Gensungen, Braach bei Rotenburg, Ottrau, Kreis Ziegenhain, der Vernagau in der Homberger Gegend, Urf, sodann Affoldern, letztere den südlichen Theil des Fürstenthumes Waldeck umfassend, und endlich Schützeberg mit der Gegend von Wolfhagen. Dieser politischen Gliederung des Landes schloß sich nun nach der weisen Taktik der christlichen Kirche, nichts Vorgefundenes ohne zwingende Gründe zu zerstören, die kirchliche Eintheilung des Gaues einfach an, und sie konnte es um so mehr, als ja ohnehin die Centen möglichst den natürlichen Grenzen im Innern des Gaues angepaßt waren.*) So finden wir denn auch 9 erzpriesterliche Sprengel oder Dekanate vor. Die St. Peters-Kirche zu Fritzlar, der Dom, blieb die Haupt- und Mutterkirche aller Kirchen des Gaues, die sog. Gaukirche. Von ihr ging die Gründung der übrigen acht Centkirchen aus, die daher auch von ihr abhängig waren. Dieselbe geschah wahrscheinlich schon durchweg im 8. Jahrhundert, wenigstens wissen wir es bestimmt von den Centkirchen zu Mardorf im Vernagau, zu Ottrau und zu Gensungen, und, wenn im Leben des heil. Heimerad, des Einsiedlers von Hasungen, erwähnt wird, daß in Kirchditmold im Jahre 1019 zwei Kirchen standen, von denen die Eine, wahrscheinlich weil von Holz gebaut, bereits verfallen war, so ist die Vermuthung nicht allzukühn, daß diese gefallene die älteste und erste Kirche war, die wohl schon etwa 250 Jahre lang gestanden haben konnte. Die Kirchen der übrigen Dekanats- oder Cent-Hauptorte, die nur in einzelnen Centen nicht zusammenfielen, werden zwar erst später, die meisten erst im 11. Jahrhundert, genannt, allein, daß sie damals schon längst vorhanden waren, darf wohl ohne Frage angenommen werden. Wenn aber weiterhin die Dekanatskirche zu Ottrau schon im Jahre 782 urkundlich als Mutterkirche bezeichnet wird, so erhellt daraus, daß auch schon eine dritte Reihe von Kirchen, nämlich die der einzelnen Dorfschaften der Cent, wenigstens zum Theil, im 8. Jahrhundert gebaut war,

*) S. O. Bug, Die Schanzen in Hessen, in Zeitschrift des Vereins für Hess. Gesch. N. F. XV. Band, p. 112 ff.

*) Ich bin hierin Landau's Anschauungen (Territorien 2. Buch: Die Bildung und Entwickelung der kirchlichen Territorien, p. 365 ff.) gefolgt, deren Richtigkeit bezüglich der Dekanate allerdings bestritten wird. Für die endgültigen Resultate fehlen noch zuviele Grundlagen, insbesondere die schon lange ersehnte Herausgabe der hessischen Urkunden, womit leider erst ein kleiner Anfang gemacht wurde.

denen Pfarrer, auch Rektoren genannt, vorgesetzt wurden. Steht das Alter der Bezeichnung als Mutterkirche zwar nur für diese Eine Cent durch die zufällige glückliche Erhaltung der Urkunde Kaiser Karl's des Großen vom Jahre 782 fest, so darf man dennoch mit gutem Grunde annehmen, daß nicht allein die Cent Ottrau soweit vorgeschritten war, sondern daß vielmehr auch in allen anderen Centen oder erzpriesterlichen Sprengeln eine ganze Anzahl solcher Dorfkirchen ebenfalls zu jener Zeit schon bestanden. Und diese Annahme entspricht auch vollständig den Nachrichten, welche uns die Biographen des heil. Bonifazius über die sehr rasche Verbreitung des Christenthumes in Hessen hinterlassen haben.

Wir dürfen daher ohne zuviel Wagniß schließen, daß mit dem Ausgang des 8. Jahrhunderts die gesammte kirchliche Organisation des Gaues und zweifellos auch die Bekehrung aller Bewohner desselben vollendet war.

Wenn ich hiermit meinen Vortrag schließe, so bin ich mir bewußt, daß derselbe bei Weitem nicht das inhaltreiche Thema erschöpft hat, das ich darin behandelt habe und über das man tagelang reden könnte. Indessen hoffe ich doch wenigstens ein einigermaßen klares Bild der Ereignisse und Zustände dieses wichtigsten Abschnittes der Geschichte unseres hessischen Vaterlandes und Volkes gegeben zu haben.

Gott segne Hessenland!

Beiträge zur Geschichte der Stadt Felsberg.

Von Dr. Fenge.

I. Die älteste Stadt-Rechnung.

Zu den werthvollsten Schriftstücken im Stadt-Archive zu Felsberg, die sich durch die Stürme des 30jährigen Krieges bis auf unsere Zeit gerettet haben, gehören die Stadtrechnungen aus dem 17. Jahrhundert. Leider ist aus der Zeit vor dem unheilvollen Kriege nur die eine aus dem Jahre 1614 erhalten; aus der Kriegszeit selbst bewahrt das Archiv bloß 6 Jahrgänge, die recht deutlich die wirthschaftliche Noth und das Elend vor Augen führen, das der Krieg über ein kleines Gemeindewesen brachte. Als Beitrag zu der Geschichte der Stadt Felsberg sei die älteste Rechnung aus dem Jahre 1614, die mit musterhafter Ordnung und peinlichster Sorgfalt geführt ist und den damaligen Beamten alle Ehre macht, dem wesentlichsten Inhalte nach hier mitgetheilt. Den Umschlag derselben bildet ein Pergamentblatt eines alten Kirchenbuches mit gut erhaltenen Noten und deutlicher Schrift.

Der Titel auf dem Umschlage lautet: Stadt-Register dero Burgemeister, Bawmeister, Weinmeister. Rechnungen betreffend. Anno 1614. — An erster Stelle ist nun die Rechnung der Bürgermeister und Schößer aufgestellt unter der Ueberschrift: Stadtrechnung. Register uber Innahmen und Ausgabe Burgermeistere Henrich Möller deß Raths, Heyderich Hilgenberg der Gemeinde, Herrn Hanß Gerlachen deß Raths, und George Happeln der Gemeinde beide Schößere erhoben und berechnet. Anno 1614.

Die hauptsächlichste ständige Einnahme bildete das Tisch- und Wiesengeld, das in diesem Jahre von den 114 in der Rechnung namhaft gemachten Bürgern*) erhoben wurde und im ganzen 70 Thaler 4 Albus einbrachte. Ueber das Wesen dieser Steuer erfahren wir Genaueres in einem noch vorhandenen Saalbuche: An Tisch- und Wiesengeld hat ein jeder einverleibte Bürger alljährlich zu zwei verschiedenen Malen auf Walpurgi und den Frohnleichnamstag auf's Rathhaus zu entrichten: 16 Albus. Für diese „Auslegung" hat ein jeder Bürger „zue Ergetzlichkeit desselbigen einen halben Acker Wiesen gewächs, ein drittentheil eines Ackers Brennholz im Beurholze und ein Pflanzen Orth sich zu nießen und zu gebrauchen." — Von den 1614 in der Stadt wohnenden Familien sind heutzutage daselbst noch folgende ansässig: Löber, Lohr, Schmidt, Römer, Haupt, Scheffer, Bettenhausen, Krantz und Kinnback. Die Juden hatten nur einen Vertreter in der Stadt, Namens Jakob.

Die Schößer des Vorjahres waren 50 Thl. 6 Alb. 8 Hell. schuldig geblieben.

Aus Wiesen „so hiebevor unter Bürgern umbgangen, nunmehr etzliche uf Leib, etzliche uf Anzahl Jahr umb gewis Gelt verlehnet sind" kamen 38 Thl. 14 Alb. ein.

Unter dem Titel „Soldatensteuer" wurden von jedem Bürger 7 Alb., im ganzen 29 Thl. erhoben und nach Kassel geliefert. Diese Steuer dient „zur Erhaltung Ihrer Fürstl. Gn. Obristen, Rittmeister und Hauptleuten, deren man sich

*) Wenn man jeden Haushalt zu 6 Personen rechnet, ergiebt sich für 1614 eine Einwohnerzahl von rund 700 Seelen.

ufm Nothfall zu Rettung und Beschuetzung des Vaterlandes gebrauchet, auch anderer angenommener Soldaten mehr."

„Innahm=Geldt von Buergern, so hier abgezogen und ihre buergerliche Gerechtigkeit uf Sankt Thomae Tag mit dritthalben Alb. ingelöst. Wilcher solche nicht löst, ist der Bürgerschaft verlüstig: 12 Alb. 6 Hell." Wer später wieder in die Stadt ziehen wollte, mußte seine Bürgergerechtigkeit wieder erkaufen mit einem Viertel Wein, oder wie er sonst mit Bürgermeister und Rath übereinkam. Unter diesen abgezogenen Bürgern findet sich einer mit dem klassischen Namen Plato.

Die städtischen Fischteiche lieferten einen Ertrag von 3 Thl.

„Von newen Buergern, so hier zugezogen: 49 Thl. 14 Alb." Wenn ein Fremder in die Stadt zog, mußte er, außer einem Goldgulden an die „Herren", in die Stadtkasse 14 Thl. entrichten, wenn einer sich anhero befreiet, eine Witwe oder Bürgerstochter ehelicht, muß er der Stadt 6 Thl. geben und dem Fürsten ebensoviel.

„Innahm=Geldt wegen unsers Gn. Fürsten und Herrn zu peinlichen und ohngepotenen (ungebotenen) Gerichten: 3 Thl., so unser Gn. F. und H. jerlichen dem Rath deputiert zu den 2 ungepotenen Gerichten uf Oster und Michel; hat der Herr Rentschreiber entrichtet."

Stadt=Geschoß und Beisitzer=Geschoß ergaben eine Einnahme von 70 Thl. 22 Alb. $7^1/_2$ Hell. Ueber das erstere belehrt uns das Saalbuch wie folgt:

1) Wenn ein Ausländischer, er sei edel oder unedel, geistlich oder weltlich, ein in der Terminei von Felsberg liegendes Gut einem Bürger abkauft, so soll er jährlich von jedem Acker der gemeinen Stadt in ihr Geschoß geben: 2 Alb.
2) Ein jeder dieser Stadt einverleibte Bürger muß jährlich wegen seiner unterhabenden Behausung" zu ständigem Geschoß geben: 10 Alb.
3) So sich ein Bürger des Brauens gebrauchet und befleißiget, muß er derentwegen 10 Alb. bezahlen.
4) Von den in der Felsberger Terminei liegenden Ländereien, die den deutschen Herren zu Marburg, der löblichen Universität daselbst, denen von Meysenbugk und andern vom Adel zuständig und zinsbar sind, ist jährlich von den diese Huben innehabenden Bürgern von jeder Hube $6^1/_2$ Alb. zu entrichten. Brauchen es aber die Eigenthumsherren zu ihrer selbst eigenen Haushaltung, so sind sie nichts zu geben schuldig.

Das Beisitzer=Geschoß wird von denjenigen Manns= oder Weibs=Personen erhoben, die in der Stadt Felsberg seßhaftig sind, aber keine eigene Behausung haben und nichts desto weniger wie andere Bürger ihr Vieh mit auf die Weide treiben, auch anderer Nutzbarkeit genießen wollen. Doch haben sie keinen Antheil an den jährlich zu vertheilenden Wiesen, an Holz vom Beuerholz und am Gras vom Edderfrasen. Solche Personen sollen jährlich zu Beisitzer=Geschoß 8 Alb. und zur Soldatensteuer 7 Alb. zahlen. Da sich, fügt das Saalbuch hinzu, auch allerhand Handwerksleute hereinschleifen und also das Brot andern Bürgern dieser Stadt vor dem Maule abschneiden würden, dieselbigen soll man dahin anhalten, entweder daß sie ihr Bürgergeld erlegen, oder aber über 8 Tage in der Stadt nicht geduldet werden.

Solche, die aus den benachbarten Ortschaften Aecker der Felsberger Gemarkung ererbt oder angekauft haben, müssen von jedem Acker 2 Alb. als sogenanntes Landgeschoß auf Sankt Thomae Tag in die Stadtkasse entrichten, was in diesem Jahre 12 Thl. 16 Alb. $7^1/_2$ Hell. einbrachte.

Die Sopheia Neumann zu Gudensberg hatte ein Kapital von 100 Thalern legirt, aus dessen Zinsen (Pension, wie man es damals nannte) an die Armen jährlich um Pfingsten Brod und Wecke ausgetheilt werden sollten, worüber Bürgermeister und Rath zu Inspektoren gesetzt waren. Die Zinsen betrugen 6 Thl. 4 Alb.

„Summa Summarum aller Innahm Geldt Inhalt Registers anno 1614: 570 Thl. 12 Alb. 9 Hell."

Von den Ausgaben, in deren Aufzählung die Rechnung besonders genau ist, seien ebenfalls einige Titel mitgetheilt:

An den fürstlichen Rentschreiber Henrich Kalckhof zahlte die Stadt zu Walpurgi an ständigen Abgaben 97 Thl. 2 Alb.

Von 7 aufgenommenen Kapitalien waren im ganzen 17 Thl. 15 Alb. 8 Hell. Zinse zu bezahlen. Die Gläubiger waren der Gotteskasten zu Niederwildungen, der zu Niedenstein, das Felsberger Hospital, die Herren von Boyneburg und Hanß Wendel.

Durch „Unkosten und Zehrunge" ist eine Ausgabe von 29 Thl. 7 Alb. entstanden. Darunter sind 10 Thl. 4 Alb. verausgabt worden „uf die Chor (= Bürgermeister=Wahl) für 33 mas Wein, jedem Beampten, Herrn des Raths und Dienern 2 mas, jedes mas 8 Alb.

1 Thl. 19 Alb. der gemeinen Bürgerschaft damals zue Bier gegeben".

So erhalten ferner Bürgermeister und Rathsmitglieder „Zehrungsgeld", wenn sie die Geschosse erheben, oder wenn sie auf den Markwald (das Beuerholz) gehen, um zu sehen, was dort der Winter für Schaden angerichtet hat oder was für Atzung (Eicheln für die Schweine) darauf sei, wenn sie die ungebotenen Gerichte abhalten oder die Gemarkung begehen. Bei Abhörung und Schließung der Stadtrechnung gebühren den Herren sogar 4 Thl.

Unter dem Titel „Ausgabe Geld ins gemein. Summa 79 Thl. 19 Alb. 8 Hell." finden sich auch einige interessante Notizen.

Wie bescheiden damals die Ansprüche waren, beweist die Summe, die der Raths-Schößer Hans Gerlach und der Stadtschreiber liquidiren, als sie als „Abgefertigte" zum Landtage 8 Tage in Kassel gewesen sind. Sie haben in der Herberge an Schlafgeld und anderem 4 Thl. gebraucht. Während einer zweiten Landtags-Periode verzehren der Bürgermeister und der Stadtschreiber in 13 Tagen gar nur 3 Thl. 18 Alb.

„8 Alb. den Pögeltäntzern*) von Niedenstein verehrt.

8 Alb. den Pölgeltenzern von der Lichtenau verehrt.

1 Thl. dem Buchdrucker zu Kassel wegen 3 Exemplaren der Tanz-Beschreibunge des Einzugs Landgrafs Otten."

Für das Kleinmachen einer Klafter Holz zahlte man 6 Alb.

Dem fürstlichen Kammer-Secretarius Mäuschen verehrt der Rath zur Hochzeit 2 harte Reichsthaler.

Die Bademutter (die Hebamme, die man in Felsberg sonst Eltermutter nennt) erhält aus der Stadtkasse 1 Thl. 6 Alb. und aus dem Gotteskasten ebensoviel.

Dem Gn. Fürsten und Herrn, sowie dem Landgrafen Otto sammt deren beiden Gemahlinnen verehrt der Rath am 31. Juli 8 Viertel Wein.

*) Was es mit den Pögel- oder Pölgeltänzern für eine Bewandtniß hat, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht kann mir Jemand darüber Auskunft geben.

Aus den Zinsen (= 20 Thl.) eines Kapitals von 400 Thl., das Pfarrer Hermann Bone zu Gudensberg, Henne Rode zu Felsberg und die gewesenen Bürgermeister Johann Fincke und Henrich Thomas daselbst zu Gottes Ehren gestiftet hatten, wurde alljährlich unter die Armen graues Tuch vertheilt, das Bürgermeister und Rath dies Jahr von Thomas Bender in Melsungen gekauft haben.

2 Alb. werden einem Studiosus, der sich im Hause des Bürgermeisters aufhält, verehrt. — 9 Alb. erhält ein Edelmann, der auf dem Wasser Schaden erlitten, 6 Alb. ein anderer, der von Türken geplündert worden ist. — 2 Alb. schenkt man zwei Personen aus Frankreich, 1 Alb. 6 Hell. einem armen Manne, mit der „schweren Plag" beladen, 1 Alb vier siechen Männern, „so hier umbgesungen".

Besonders häufig verlangen und erhalten Brandbeschädigte Unterstützungen.

3 Alb. verehrt der Rath einem lahmen Schulmeister, so scheube (schiefe) Füße gehabt.

Von der Verpflichtung, dem Gn. Fürsten und Herrn 2 Reisige zu halten, ist die Stadt entbunden worden. Die Pferde hat man abgeschafft; jedoch müssen die beiden Designirten, Hans Gerlach und Konrad Löber, stets zum Dienste bereit sein, auch die Ausrüstung der Pferde in guter „Besserung" halten.

Die Besoldungen waren herzlich gering. Es erhielten der Bürgermeister des Raths 2 Thl., der Gemeine Bürgermeister 2 Thl., die beiden Schößer 4 Thl. Der Schulmeister bekommt jährlich — in 2 Terminen zu zahlen — 5 Thl.; ebensoviel steht ihm aus dem Hospital und dem Gotteskasten zu. Dafür sollen aber die Bürgerskinder kein Schulgeld bezahlen. Der Stadtknecht hat eine Besoldung von 5 Thl. 17 Alb., der Förster erhält 6 Thl. 13 Alb., die beiden Wächter 11 Thl. 24 Alb., ferner 1 Thl. zu Schuhen, der Flurschütz 2 Thl., das höchste Gehalt mit 23 Thl. 6 Alb. hat der Stadtschreiber, dem auch die meiste Arbeit zufiel.

„Summa Summarum aller Ausgabe Geldt dieses Registers 492 Thl. 9 Hell. Innahm und Ausgabe verglichen, übertrifft Einnahm die Ausgabe, und bleiben die Schößere in Stadt-Rechnung schüldigk 78 Thl. 12 Alb.

(Fortsetzung folgt.)

Sein Orakel.*)

Novellette von E. Mentzel.

Aus der Villa des Grafen Wenderlin schimmert der Glanz von vielen Lichtern auf die schneebedeckten Bäume des angrenzenden Gartens.

Das Gesumme und Gesurre zusammenklingender Stimmen tönt aus den prächtig eingerichteten Gesellschaftsräumen in den stillen, klaren Winterabend hinaus, während draußen wieder große Flocken durch die Luft fliegen und immer dichtere Polster auf das Steingesimse der hohen Fenster niederlegen.

Der Bruder des Königs, der kunstsinnige Prinz Ludwig Wilhelm, hatte sich soeben verabschiedet, um noch einer anderen gesellschaftlichen Pflicht zu genügen. Ehe er ging, war der größte Theil der Anwesenden eifrig bemüht gewesen, noch einen flüchtigen Gruß von Seiner Königlichen Hoheit zu erhaschen, jetzt aber wandten die meisten vornehmen Herrn und Damen ihre Aufmerksamkeit einem schlank gewachsenen Manne von etwa dreißig Jahren zu, den der Prinz nicht nur während der Tafel, sondern auch noch beim Verabschieden ganz besonders auszeichnete.

Da Prinz Ludwig Wilhelm, der als strenger und verständnißvoller Beurtheiler künstlerischer Werke bekannt war, offen und rückhaltlos ausgesprochen hatte, welchen Genuß ihm die kürzlich erschienenen Novellen des jungen Dichters bereiteten, so hielt man es natürlich jetzt für eine Andstandspflicht, den Worten des hohen Herrn noch ein rauschendes Echo folgen zu lassen. Doktor Adolf Franke sah sich mit einem Male von allen Seiten umringt. Obwohl es ihm höchst peinlich dabei zu Muthe war, konnte er es dennoch nicht verhindern, daß er plötzlich der Gegenstand eifrigster Huldigungen wurde. Schon aus Rücksicht für den Gastgeber, der seine geistigen Bestrebungen immer freundlich unterstützt hatte, mußte er es ruhig mit anhören, wie man ihn mit den größten Dichtern der Nation verglich und seinem Werke Vorzüge nachrühmte, über deren Fehlen sich niemand klarer war als er selbst.

In dem bunten Stimmengewirre, das ihn umrauschte, schlugen wohl einige verständnißvolle Bemerkungen an sein Ohr, aber alles Uebrige war doch nur ein oberflächliches Spielen mit Worten. Während Doktor Franke verbindlich lächelte und da und dorthin sich dankend verneigte, gestand er sich mit heimlichem Groll, daß die meisten dieser Lobredner keine Zeile von seinem Buche gelesen hatten. Aber Prinz Ludwig hatte ihn heute Abend in die Mode gebracht, Franke wußte, es würde künftig zum guten Ton gehören, seine Bücher gelesen zu haben. Deshalb ertrug er auch im Hinblick auf sein künftiges Streben mit heroischer Selbstüberwindung alle an ihn gerichteten faden Schmeicheleien.

Franke kannte die Welt und die Menschen, er wußte, daß er an diesem Abend eine interessante Persönlichkeit, vielleicht sogar, wenn ihm der reiche Prinz fürder seine Gunst zu Theil werden ließ, eine gute Partie für manche der anwesenden jungen Damen geworden war. Daß man dies bereits annahm, merkte er an den scheinbar schüchternen Huldigungen einiger reizenden jungen Mädchen, die den Dichter wie Libellen umgaukelten und auf ein freundliches Wort aus seinem Munde warteten.

Wie es schien, davon wohlthuend berührt, sagte Franke denn auch jeder jungen und alten Dame etwas Angenehmes. Jedoch zuweilen flog sein scharfes stahlblaues Auge über die bunten Gruppen seiner nächsten Umgebung hinaus durch die lange Flucht der hellerleuchteten Räume nach dem kleinen Eckzimmer, das an den Wintergarten grenzte. Wenn er jedesmal dort die junge schlanke Dame im weißen Kleide erblickte, die in Gedanken auf und ab ging, während man ihm hier huldigte, dann glitt etwas wie Beschämung über sein männlich schönes Gesicht, und es schien ihn die Lust anzuwandeln, schnell seiner Umgebung zu entfliehen und zu ihr zu eilen. Allein dies war immer nur das Bedürfniß einer flüchtigen Sekunde. Im nächsten Augenblick packte ihn wieder etwas wie Trotz. Alle hatten wenigstens versucht, ihm ein freundliches, aufmunterndes Wort über sein letztes Buch zu sagen, nur sie, die doch seinen unbeholfenen Erstlingswerken ein so tiefes Verständniß entgegenbrachte, nur sie war stumm geblieben.

Empfand Baronesse Susanna Reue darüber, daß sie vor zwei Jahren zu dem armen Hauslehrer der Söhne ihres Vetters sagte, sein Beruf sei ein anderer, ein viel höherer als der des Pädagogen? Oder schämte sie sich der Stunden, in denen sie in dem alten Schloßpark mit sichtlichem Entzücken seine Balladen, seine Lieder und die ersten Szenen seines Dramas anhörte? Was hatte sie gedacht, als sie ihn oft so wunderbar

*) Nachdruck verboten.

dabei ansah, daß er wie verzaubert war und alle Kraft zusammen nehmen mußte, um sich nicht zu einer gefährlichen Unvorsichtigkeit hinreißen zu lassen? — Ja, die schöne Zeit war dahin, dahin auf immer, in der sich die vornehme Dame in der Rolle einer gütigen Fee gefallen hatte! Jetzt, wo ein so reicher Freier wie Graf Düren sich eifrig um ihre Hand bewarb, jetzt mußte sie sich zusammennehmen und eine geistige Freundschaft verleugnen, die für den hochgestellten Herrn jedenfalls bald ein Stein des Anstoßes gewesen wäre! —

Während solcher Gedankenfolgerungen krampfte sich das Herz des jungen Dichters vor heimlichem Groll und Weh zusammen, und er empfand zum ersten Mal über seinen Triumph eine wohlthuende Genugthuung. Doch obgleich er nur mit Bitterniß an Baronesse Susanna dachte, kam er doch in merklicher Unruhe einer Aufforderung Graf Wenderlin's nach, der ihn jetzt bat, sich ein wenig nach dem Sturme auszuruhen und mit ihm einen Gang durch den Wintergarten zu machen.

Etwas später standen die beiden Herrn vor Baronesse Susanna, die sich auf eine Bank zwischen hohen Koniferen niedergelassen hatte. Franke wollte durchaus ruhig erscheinen, konnte es aber nicht verhindern, daß sein Herz doch recht ungestüm zu pochen anfing, als er der hohen, königlichen Erscheinung gegenüberstand und die schönen dunklen Augen mit ruhiger Klarheit auf sich gerichtet sah.

„Nun, meine Gnädige," begann Graf Wenderlin artig, „Sie freuen sich sicher auch über den Erfolg, den unser gemeinsamer Freund heute Abend erlebte."

„O gewiß, Herr Graf", gab die junge Dame leicht erröthend zurück. „Ich gönne dem Herrn Doktor alles Gute, hätte mich aber allerdings noch mehr gefreut, wenn er diesen Sieg einer seiner anderen Arbeiten verdanken würde."

„Einer seiner anderen Arbeiten?" wiederholte der alte Herr betroffen und streifte mit einem scheuen Blick das Antlitz des jungen Dichters. Dieser hatte sich entfärbt und nagte verlegen an der Unterlippe.

„Ja, Herr Graf", fuhr Baronesse Susanna im Tone ernster Ueberzeugung fort. „Wer einen so tiefen Einblick in die geistige Werkstätte des Herrn Doktor Franke gethan hat wie ich, der weiß, daß er viel Bedeutenderes leisten kann als diese Novellen. Es mag nicht recht von mir sein, dies gerade heute Abend auszusprechen, doch ist es mir nun einmal unmöglich, gegen meine Ueberzeugung zu reden."

Graf Wenderlin tupfte sich verlegen mit einem feinen Taschentuch an die Stirne. Er wußte in der That nicht, wie er den Eindruck des Urtheils der schönen unerbittlichen Richterin wieder auslöschen solle.

Doktor Franke aber, der trotz ihrer strengen Worte nicht unterlassen konnte, ihr schönes, an die Juno Ludovisi erinnerndes Antlitz wohlgefällig zu betrachten, faßte sich jetzt schnell und entgegnete scheinbar ruhig: „Darf ich mir die Frage erlauben, gnädigste Baronesse, welcher meiner Arbeiten Sie am meisten einen Erfolg wünschen würden?"

Ein Schatten flog über ihr edles Antlitz, ihre Lippen bebten leise, als sie freundlich zurückgab: „Ich stehe heute noch auf demselben Standpunkte wie vor zwei Jahren, Herr Doktor. Sie haben es wieder vergessen, daß ich Ihnen damals sagte, auf dem Gebiete des Dramas müßten Sie Ihre größten Siege zu erringen suchen und darum für andere Bestrebungen keine kostbare Zeit verlieren."

In Franke kämpfte tiefe Beschämung mit einem wonnigen Freudeschrecken, er hatte große Mühe, beides zu verbergen. Ihr Gedächtniß war also treuer wie das seinige! Er begriff nicht, daß er über andere Eindrücke dieses Abends ihren wohlgemeinten Rath vergessen konnte, und erinnerte sich mit einem Male wieder jedes Wortes, das sie ihm damals gesagt hatte. „Nein," erwiderte er mit verrätherischer Wärme, „nein, mein gnädiges Fräulein, ich habe nicht vergessen, was Sie für meine eigentliche Aufgabe hielten! Kein Wort von ihren verständnißvollen Winken ging mir verloren! Von nun an soll es auch mein eifrigstes Bestreben sein, Ihre in mich gesetzten Erwartungen zu erfüllen."

„Je eher ich Ihnen zu einem Erfolge gratuliren kann, der Ihrer Begabung ganz entspricht, desto mehr will ich mich freuen! Wirklich, Sie dürfen jetzt nur noch schaffen, was für Sie die Gewähr einer naturnothwendigen Bestimmung in sich trägt." Baronesse Susanna reichte dem Dichter die Hand, sah ihn freundlich, aber doch mit ernster Ruhe an und fuhr nach einer Pause fort: „Jetzt aber bitte ich Sie noch, mir nicht darüber zu zürnen, daß ich mich den Huldigungen des Prinzen und der anderen Herrschaften nicht anschloß. Ich habe Ihnen früher einmal versprochen, unter allen Umständen stets aufrichtig gegen Sie zu sein, und ich pflege mein Wort zu halten."

Ehe ihr Doktor Franke danken und gestehen konnte, daß Ihre Ansichten auch heute noch die Bedeutung eines untrüglichen Orakels für ihn hätten, hatte sich die junge Dame schon verbeugt und zu Graf Düren gewandt. Dieser war eben auf sie zugeschritten und bot ihr jetzt seinen Arm.

Während der Gastgeber froh war, mit einem anderen hinzutretenden Herrn ein Gespräch beginnen zu können, das ihn gegenüber dem jungen Dichter aller beruhigenden Erklärungen überhob, blickte dieser der schlanken Gestalt nach, so lange er sie in dem bunten Schwarm der Gäste verfolgen konnte. Dann fuhr er mit der Rechten ein paar Mal durch sein welliges dunkelblondes Haar und machte eine Bewegung, als ob er etwas von sich abschütteln wollte. Warum sollte er auch solchen thörichten Gedanken nachhängen? Trotz ihrer herben Aufrichtigkeit, die er höher schätzte als die Lobsprüche der Andern, war es ja doch nur vornehmes Wohlwollen gewesen, was sie ihm von jeher entgegen brachte. Dennoch freute er sich auf die nahe bevorstehende Aufführung seines Schauspiels, das, falls nicht alle Zeichen täuschten, ihren schönen Lippen das heißersehnte Lob abringen mußte. Freilich, wenn es so weit war, dann hatte ein Anderer, ein Bevorzugterer als er selbst, schon viel Beglückenderes von diesem holden Munde gehört und genossen! Franke durfte daran nicht denken. Um sich zu zerstreuen, machte er einigen jungen Damen eifrig den Hof, fuhr aber immer erschrocken zusammen, wenn seine Blicke zufällig den schönen dunklen Augen der Baronesse Susanna begegneten. Sie ruhten viel öfter auf ihm, als er ahnte, suchten aber immer schnell einen anderes Ziel, sobald er einmal unwillkürlich zu ihr hinübersah.

(Fortsetzung folgt.)

Trügerische Sterne.

O Sternenhimmel mit deiner Pracht,
Mit deinem Glanze, so lieb und traut,
Wie hab' ich so oft in heimlicher Nacht
Zu dir bewundernd emporgeschaut!

Und freute ich mich an deinem Schein,
So wunderherrlich, so tröstlich mild,
Dann zog mir Vertrauen in's Herz hinein
Und zeigte mir freundlicher Tage Bild. —

Die Nacht enteilte, der Tag brach an,
Viel Wolken zogen im Sturme daher,
Der Kampf um's Leben wieder begann —,
Und oben blinkte kein Sternlein mehr.

C. Nefner.

Das einsame Mädchen.

Ich bin in meinem Stübchen, im lieben Heim, allein,
Ruh' aus von schwerer Arbeit nun bei der Lampe Schein.

Das alte Hausgeräthe steht traulich um mich her,
Es wurde, mich zu trennen von ihm, mir einst zu schwer.

Die Bilder an den Wänden all meine Lieben sind.
Du, Mütterlein, vor allen winkst freundlich Deinem Kind.

Es ist so still und friedlich. — Die Hände feiern nicht,
Sie sticken Zweig und Blüthen in's feine Leinen dicht.

Und die Gedanken wandern weit in die Welt hinaus
Und bleiben endlich stehen bei einem fernen Haus.

Ich seh' ein hohes Zimmer, mir ist es wie ein Traum,
Und eine Hausfrau waltet gar sorglich in dem Raum.

Sie richtet her für Zweie das Mahl mit Emsigkeit
Und stellt zum warmen Feuer den weichsten Stuhl bereit.

Und ist so froh geschäftig, man merkt sie thut es gern,
Thut sie's doch für den Einen, der immer bleibt noch fern.

Nun endlich hört sie Schritte, sie eilt, so schnell sie kann,
Läßt innig sich umfangen von dem geliebten Mann.

Er ist für mich kein Fremder, hab' früher ihn geseh'n,
Da träumte ich verwegen, so sollt' mir einst gescheh'n —

Will denn das Licht verlöschen, wird's dunkel um mich ganz?
Ach nein, nur bitt're Thränen verschleiern seinen Glanz.

Emilie Scheel.

Aus alter und neuer Zeit.

Blücher's Vater, hessischer Rittmeister. In der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ las ich jüngst aus der Feder des Herrn v. Winterfeld, als man des vor 150 Jahren geborenen Feldmarschalls und Fürsten, der uns vom „Feinde losriß“, gedachte, daß der Vater unseres Helden Hessen-Kasselscher Rittmeister gewesen ist. Soweit es mir möglich war, suchte ich mich nun über die Beziehungen Christian Friedrich Blücher's (dies der Vorname des Vaters), der am Ende des 17. Jahrhunderts in's Leben gekommen war, genauer zu unterrichten. Es wäre mir sehr erwünscht gewesen, wenn mein Nachforschen das Resultat gehabt hätte: Blücher, der Vater, wäre ein geborener Hesse gewesen, der hier im Lande einer Familie Pflüger oder Pflücker entstammte, diesen Name aber mit dem schöner lautenden Blücher vertauschte. Die Sache verhält sich aber anders, als ich ausfindig zu machen hoffte.

Dr. Fr. Wigger, dessen Schrift: „Geschichte der Familie Blücher“ ich im Allgemeinen als meine Quelle benutze, macht über Herkunft und Leben des Vaters Blücher's folgende Mittheilungen, die schwerlich weiter ausgeführt oder vervollständigt werden können:

Die Blücher sind ihrer Herkunft nach deutschen Blutes und Lüneburgische Ministerialien gewesen Alle Linien haben in Niederdeutschland gewohnt. Blücher's Vater, Christian Friedrich, ist im Jahre 1696 zu Kirchmuldom geboren und ist frühe in ein Mecklenburg-Schwerinisches Reiterregiment eingetreten. Er hat in diesem einen Feldzug in die Ukraine mitgemacht, wohin der Herzog seine Armee geschickt. Am 24. Februar 1727 aber ist er als Rittmeister in das Hessen-Kasselsche Reiterregiment Prinz Maximilian eingetreten. Als solcher hat er ohne Zweifel unter diesem Prinzen (und dessen Brüdern), der ein Sohn des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel war und ein Bruder des Gemahls der schwedischen Königin Ulrike Eleonore, Friedrich's, des Besiegers Tallard's bei Hochstädt, Feldzüge mitgemacht. Der Rittmeister Blücher erlebte in Hessen 1730 den Tod des Landgrafen Karl. Friedrich, der in der hessischen Geschichte als Friedrich I. aufgeführt wird, besuchte mehrmals die hessische Heimath und verweilte daselbst einige Zeit, z. B. 1731, und es läßt sich vermuthen, daß der Rittmeister Chr. Fr. Blücher zu dem Schwedenkönig Friedrich in Beziehungen gestanden, vielleicht ihn auf einer Reise nach Wismar, welches damals schwedisch war, als Adjutant begleitet hat. Im Jahre 1731 verheirathete sich Blücher, der Vater, mit Dorothea Marie von Both zu Totenwinkel, allein die junge Frau folgte dem Gemahl nicht nach Hessen, wohin derselbe zurückkehrte, sie blieb im elterlichen Haus. Blücher bekleidete jetzt in Hessen die Stelle eines Regimentsquartiermeisters. Daß von Ausländern der Dienst im hessischen Militär vielfach gesucht wurde, beweisen uns die Wutginau, Donop, Schlieffen, Knyphausen bis herab zu Radowitz, welcher im Jahre 1821 in Kassel Kapitain war. Was wir schließlich noch von dem Vater unseres Blücher erfahren, ist eine freilich in's Dunkel gehüllte Katastrophe, welche ihn zur Flucht genöthigt hat. Sie fand in Marburg statt. Es ist nämlich eine Familiensage, daß Chr. Fr. Blücher wegen einer Duellaffaire mit tödtlichem Ausgang, bei welcher er sekundirt hatte, im Jahre 1737 ~~Marburg~~, seine Garnison, in großer Eile verließ. — Da als Mutter des am 16. Dezember 1742 zu Rostock geborenen Gebhard Leberecht Blücher eine geborene von Pülow genannt wird, so ist Chr. Fr. Blücher mehr als einmal verheirathet gewesen. — Wir Hessen rechnen es uns übrigens zur Ehre, daß der Vater Blücher's im hessischen Militärdienst hessische Ehre und Tapferkeit (das blinde Hessenthum) sympathisch kennen gelernt und denkbarer Weise das hessische Vorwärts auf den Sohn vererbt hat.

G. Th. D.

Aus Heimath und Fremde.

Am 25. Januar fand im Residenzschlosse zu Berlin die feierliche Vermählung des Prinzen Friedrich Karl von Hessen mit der Prinzessin Margaretha von Preußen, der jüngsten Schwester des Kaisers Wilhelm II., unter zahlreicher Betheiligung von Fürstlichkeiten statt. Nachmittags 4½ Uhr wurde nach vorausgegangener standesamtlicher Trauung in der Schloßkapelle die kirchliche Vermählung durch den Generalsuperintendenten Dr. Dryander vollzogen. Es folgte dann große Cour im weißen Saale, Ceremonientafel im Rittersaale, bei welcher der Kaiser das Wohl der Neuvermählten ausbrachte, und zum Schlusse im weißen Saale der herkömmliche Fackeltanz. Aus Hessen war, wie die Kreuzzeitung berichtet, zu den Vermählungsfeierlichkeiten eine Deputation der althessischen Ritterschaft, bestehend aus dem Vice-Marschall und Kammerherrn Freiherrn Hans von Malsburg-Escheberg, Obervorsteher und Kammerherrn Freiherrn Hugo von Dörnberg und Kammerherrn Freiherrn Rabe von Pappenheim-Liebenau in Berlin eingetroffen. Am 30. Januar hielt das neuvermählte fürstliche Paar seinen feierlichen Einzug in Schloß Philippsruhe, um dort einige Zeit zu verweilen und dann später seine Residenz in Schloß Rumpenheim zu nehmen.

Die am Montag den 30. Januar abgehaltene Monatsversammlung des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ war zahlreich besucht. Der Vorsitzende Bibliothekar Dr. H. Brunner eröffnete dieselbe mit einer kurzen

Ansprache und erstattete hierauf geschäftliche Mittheilungen. Dr. Erich Meyer hielt sodann einen eingehenderen Vortrag über den Landgrafen Friedrich II. und seiner Gemahlin Maria", der beifällige Aufnahme fand. Wir werden darauf zurückkommen.

Musikalisches.

Unser Landsmann Karl Rundnagel, Hoforganist und Kammermusiker in Kassel, ist bekanntlich einer der besten, wenn nicht der beste Spohrkenner. Nach des berühmten Louis Spohr Tode hat Rundnagel die Herausgabe der hinterlassenen Werke des Verstorbenen veranlaßt, und durch seine oftmals nöthig werdende Bearbeitung derselben sein tiefes Eindringen in die Spohr'sche Eigenart hinlänglich bewiesen. So erschienen bisher, von Rundnagel herausgegeben, folgende Werke Spohr's: „Rondo für Piano und Violine" op. 51, „Drittes Conzert für Clarinette in B", „Viertes Conzert für Clarinette in A" mit Begleitung des Orchesters oder Klaviers, „Der 24. Psalm" für gemischten Chor mit Klavierbegleitung, „Gebet vor der Schlacht" für Männerchor, ein „Festmarsch", Ouverture zu dem Schauspiel „Der Matrose", sowie die letzte Violinkomposition Spohr's aus dem Todesjahre 1859. Vor Kurzem nun hat Rundnagel noch ein interessantes Tonstück des berühmten Meisters bei Breitkopf und Härtel in Leipzig veröffentlicht, mit dem es eine eigene Bewandtniß hat. Moritz Hauptmann schreibt über das wahrscheinlich im Jahre 1808 entstandene Tonstück in seinen Briefen an Franz Hauser (II. Bd., S. 255—256) folgendes: „Leipzig, d. 8. Dez. 1865 ... In den letzten Tagen habe ich ein altes Klavierstück, in Walzerform, von Spohr nach dem Gedächtniß aufgeschrieben, was ganz bestimmt nicht aufgeschrieben existirt, gedruckt gleich gar nicht. Franz [ein Schüler Spohr's und Freund Hauptmann's] hatte es von Gotha, bei seinem ersten Aufenthalte dort, mitgebracht im Jahre 1809. Spohr wollte nicht viel davon wissen, es hat eigentlich keinen Schluß in der Tonika; uns machte es viel Vergnügen, daß ich's eben ganz auswendig konnte und jetzt, nachdem ich's wohl 50 Jahre nicht nach Noten gesehen habe, es auch längst verloren war, aus dem Kopfe noch aufschreiben konnte ..... Es ist so ganz der alte Spohr in dem Stück und von einer Veraltung doch noch keine Spur; und doch sind's fast 60 Jahr." — Die Wiedergabe im Druck hält sich — von einigen der Spielbarkeit und der klanglichen Wirkung zu Gute kommenden Aenderungen abgesehen — genau an die Niederschrift Hauptmann's. Einen Schluß in der Haupttonart hat Rundnagel in kleineren Noten zum beliebigen Gebrauch beigefügt. Der Walzer kostet 1 Mk. 50 Pfg. und kann warm empfohlen werden.

Neben dem verdienstvollen Unternehmen, die zurückgelassenen Spohr'schen Tondichtungen zu veröffentlichen, hat aber Rundnagel auch Uebertragungen von Kompositionen anderer Tondichter und eigene Schöpfungen herausgegeben. Am bekanntesten dürfte wohl Rundnagel's „Adagio religioso" für Pianoforte und Violine, Clarinette oder Violoncell mit Harmonium ad libitum (op. 8) sein. Ebenso wie dies Tonstück haben vielen Beifall bei Musikern und Musikliebhabern gefunden: „The tear" (Die Thräne), Romanze von John Thomas für Pianoforte oder Harfe und Harmonium oder Orgel, „Larghetto und Siciliano" von G. F. Händel für Violine oder Violoncell mit Klavier- und Harmoniumbegleitung.

Wie diese Werke Rundnagel's können wir unsern Lesern noch angelegentlichst die soeben erschienene Sammlung von „87 Chorälen aus dem Choralbuch für den Konsistorialbezirk Kassel, nebst einem Anhange von Gesängen zu besonderen Veranlassungen, dreistimmig für Sopran- und Altstimmen zum Gebrauche in Kirche, Schule und Haus" empfehlen. Die Sammlung ist bei Röttger in Kassel herausgekommen und für 75 Pfg. zu haben. *L.*

Briefkasten.

A. W. Kassel — V. T. Rauschenberg — E. S. Haina. Mit Dank angenommen.

C. K. Kassel. Wird besorgt, doch kann die Aufnahme erst später erfolgen.

H. S. Kassel. Verbindlichsten Dank für Ihre Zusendung. Mit der Veröffentlichung wird in einer der nächsten Nummern begonnen werden.

A. v. D. Marburg. In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem Abdrucke Ihrer Abhandlung, den Sie uns gütigst gestattet haben. Nochmals besten Dank.

O. G. Hildesheim. Zusendung erhalten. Verbindlichsten Dank. Besprechung erfolgt in einer der nächsten Nummern.

D. S. Stuttgart. Die in Aussicht gestellte Novelle soll uns sehr willkommen sein. Bitte, senden Sie dieselbe möglichst bald ein. Freundlichsten Gruß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 4. Kassel, 16. Februar 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Mein Heim.

Es ist mein Heim der Wiederschein
Von meines Herzens Walten,
Rings grüßt, wie Sonnenlicht so rein,
Anheimelndes Gestalten.

Was da hindurch so traulich zieht
Rührt her von altem Lieben,
Wie mir's aus manchem Jugendlied,
Trotz Stürmen, wach geblieben.

Und rauscht es durch die Räume hin
In tönenden Akkorden,
Weiß jeder Gast: mein Liedersinn
Ist erblich hier geworden.

Der Wände Schmuck, der Räume Zier,
Hat sich mein Herz ersonnen,
Just wie es durch die Seele mir
Erklang in Schmerz und Wonnen.

Und weil der Geist, der hier regiert,
Der warmen Brust entglommen,
So heißt er frei und ungeziert
Beim Becher gern willkommen.

Mir scheint, es ist mein trautes Heim,
Im Geiste meines Strebens,
Auf Herz und Seele nur der Reim
Im Liede meines Lebens.

Carl Preser.



Beiträge zur Geschichte der Stadt Felsberg.

Von Dr. Fenge.

(Schluß.)

Aus der Baurechnung, die von Hieronymus Buch und Cleoß Quantz aufgestellt ist, theile ich ebenfalls einige interessante Punkte mit.

Im Jahre 1533 hatte Landgraf Philipp die Stadt Felsberg mit der Ziegelhütte unter der Carthaus (dem alten Kloster Eppenberg, jetzt zur Domäne Mittelhof gehörend) und dem Süsterhause, (vergl. Vilmars Idiotikon unter Süster) gemeiner Stadt zum Besten, begnadigt. Der Ziegelei stand ein Ziegler vor, der dem Bürgermeister und Rathe für die ordnungsmäßige Herstellung der Ziegeln und Backsteine verantwortlich war. Aus der Baurechnung des Jahres 1614 ist nun zu ersehen, daß diese Ziegelei eingegangen ist und die Stadt ihre Ziegeln von der Ziegelhütte an der Fahra beziehen mußte.

Fleischer und Bäcker hatten eine Abgabe vom Fleischschirn bezw. das Fenstergeld zu entrichten. Das Bäcker-Gewerbe betrieben damals nicht weniger als zwölf Meister, während ein Metzger für die Lieferung des Fleisches genügte.

An „Markt- und Ständegeld" kamen 2 Thl. 19 Alb. ein. Durch eine Verordnung Landgraf Philipps vom 30. August 1545 waren der Stadt Felsberg zwei Jahrmärkte bewilligt und privilegiert worden, und zwar den einen auf den Sonntag Sexagesimae, und den andern auf den Sonntag Jacobi. Das Privilegium ist „derogestalt, daß die von Felsberg sich aller Freyheit und privilegien wie andere unsere Städte unsers Fürstenthumbs gebrauchen und ein jeder Kaufmann mit seiner Waar daselbst hinzuziehen und freyen Kauf haben mag; doch soll man in allewege unserer ausgegangenen Ordnung uf solchen Jahr-Märkten halten und handhaben, auch keine Spiel oder derogleichen anrichten, furbehaltlich auch Uns und Unsern Erben diese zwey Jahr Märkte zu endern, zu verrücken oder ganz abzuschaffen, nach Unser und Unserer Erben Gefallen und der Landschaft Gelegenheit ohne Gefehrde."

Das Wegegeld war an Hanß Maußhund für 16 Albus verpachtet.

An Pfanngeld kamen 11 Thl. 13 Alb. ein; jeder der Brauberechtigten zahlte für einmaliges Brauen 13 Alb. in die Stadtkasse. Eine vom Landgrafen Philipp a. 1535 erlassene Polizei-Ordnung hatte die Stadt Felsberg in Gnaden privilegiert, „daß hiesige Stadt zu ihrer bessern Nahrunge und andern ertragenden Beschwerden alleine Bier zue brauen, zue verschenken, und außerhalb zue verschroden befugt und berechtigt sey; hingegen aber den Ampts Unterthanen, wie die auch Namen haben mögen (es were dann Jemand sonderbahrs dartzue privilegieret), einiges Bier brauen, oder auch die Biere aus frembden Orten und Ämptern abzulangen und auszuschroden, im geringsten nicht zugelassen noch gestattet sein soll; sondern es sollen die Wirte und andere jederzeit die Biere bey der Stadt Felsbergk ausschroden und ablangen, mit dem Anhange, daß einer oder der ander dargegen gehen, einige Kessel Bier brauen, oder auch wider das Herkommen außerhalb frembde Biere ablangen würde, daß alsdann die Stadt bemächtiget sein soll, solche Biere Ihrer Fürstl. Gn. und der Stadt zum besten, doch mit Vorbewußt und Zuziehung Ihrer Fürstl. Gn. Beampten, zu confiscieren, abzulangen und ufm Rathhause zu verschenken. Und da im Fall zur Zeit einiger Mangel an Bier sein und also die Dorfe anderwertige Biere zu holen benöthigt werden sollten, sollen sie jederzeit Licenz- und Permissions-Zettel anhero auszuwirken und deswegen Ihrer Fürstl. Gn. von einem Fuder solches Bieres einen Gulden Trankfsteuer zu erlegen schuldig sein."

In diesem Jahre wurden größere bauliche Veränderungen am Rathhause vorgenommen. Die dazu nöthigen Kalksteine hatte man von Eubach geholt. Das Brauhaus wurde neu- oder wenigstens umgebaut. Die Braupfanne, die Meister Hanß Thorwirt zu Homberg geliefert hatte, kostete 73 Thl. 22 Alb. — Auch das vor dem Niederthore gelegene Hirtenhaus wurde einer durchgängigen Reparatur unterzogen. Für eine neue Stubenthür zahlte man damals dem Tischler — es war der Bürgermeister Henrich

Möller — 10 Alb.; das Beschlagen derselben kostete 12 Alb.

An Besoldung erhielten die beiden Baumeister 1 Thl. 6 Alb.

Zum Schlusse folgt die „Weinrechnung. Unkosten und Verdienst dreier Quartal des Weinzappens (=zapfens) dieser Stadt Felspergk, von Ostern bis uf den letzsten Decembris durch die ersamen Herrn Joannes Sältzern des Raths und Ludwig Löbern Fenrichen versehen und berechnet. Inbedacht weil die Stadt den Zappen etliche Jahre vermeiert gehabt aber itzo uf Oster wieder zue sich genommen."

In der Zeit von Ostern bis zum Schlusse des Jahres 1614 wurden 7 Fuder $1^1/_2$ Ohm 6 Viertel $3^1/_4$ Maß Trinkwein ausgeschenkt und daraus ein Verdienst von 146 Thl. 2 Alb. 8 Hellern erzielt. An die fürstliche Renterei mußten dafür an Accise und Ungeld 48 Thl. 16 Alb. 1 Heller gezahlt werden. — Den Wein hatte man bezogen von Emanuel Meyer in Fritzlar, Johannes Hase in Neukirchen, Friedrich Posten zu Grabenau (Grebenau?), Hieronymus Gramel Fenrich zu Treysa, Cornelius Kalckhoff zu Felsberg und Sontag Köller zu Tübingen. — Den Wein zum heiligen Abendmahle an den drei hohen Festtagen lieferte die Stadt umsonst. — Das Weinschank-Privilegium der Stadt datiert aus dem Jahre 1360 und ist vom Landgrafen Heinrich dem Eisernen und seinem Sohne Otto gegeben. Diese Fürsten haben die Bürger der Stadt Felsberg „deromaßen privilegieret und begnadigt, daß sie den Trink- und Branntewein vor sich in ihrem Weinschank allein schenken, und außer deme weder in Stadt noch Ampte ein solches zue thun niemandem gestattet werden; viel weniger auch Frucht-Branntewein heimblich oder offentlichen bey Maeßen zue verkaufen, zue brennen, zue verschenken zuegelassen sein soll." Dafür soll die Stadt dem Fürsten von jedem Fuder Trinkwein 6 Gulden 17 Albus „Ungeld und Niederlage", von Branntewein aber die Hälfte des Verdienstes zu entrichten schuldig sein. Wenn jemand in Stadt und Amt dagegen verfahren würde, soll ein solches Verbrechen nach Gebühr bestraft werden und die Stadt berechtigt sein, mit Zuziehung der Beamten, solche Trink- oder gebrannte und Fruchtweine, wo sie sie antreffen, wegzunehmen. Wenn ein Wirth aus dem Amte in seiner Wirthschaft Wein schenken will, soll er denselben bei hiesiger Stadt zapfen, und außerhalb keinen, es sei Rheinisch- oder Fruchtwein, ablangen und schenken.

Auch der Brannteweinschank war nach der eben angeführten landgräflichen Verordnung städtisches Monopol. In den 3 Quartalen von Ostern bis Ende 1614 wurden $1^1/_2$ Ohm 7 Viertel $2^3/_4$ Maß Branntewein verschenkt, der samt und sonders von Hanß Möller in Melsungen bezogen war. Der Stadtkasse floß aus dem Schnaps-Ausschank ein Verdienst von 33 Thl. 15 Alb. 4 Heller zu, den sie zu gleichen Theilen mit dem Fürsten theilen mußte. Die der fürstlichen Renterei für den Branntwein zustehende Accise belief sich auf 1 Thl. 22 Alb. 10 Heller.

Die Stadtrechnung, aus der wir die vorstehenden Mittheilungen entnommen haben, ist am 20. Mai 1615 im Beisein des Bürgermeisters und Raths und etzlicher als Ausschuß von der Gemeinde und des Gemeinen Bürgermeisters von den beiden fürstlichen Beamten der Stadt Felsberg, dem Schultheißen S. Kraushaar und dem Rentschreiber Heinrich Kalckhof abgehört und richtig befunden worden.

Kasseler Tagesneuigkeiten aus dem 18. Jahrhundert.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Damals gab in Kassel die Truppe des Schauspielers Schusch Vorstellungen, welche aus den Trümmern der Truppe der Neubert bestand; es war eine ganz gute Gesellschaft, die auch nicht schlechte Tänzer bei sich führte. Sie gaben täglich ein großes Stück, ein Ballet und ein kleines Stück, welches durch die üblichen Sprünge Hanswursts gewürzt wurde. Sie spielten keine „Haupt- und Staatsaktionen", auch nicht „das verfolgte Christenthum und Hanswurst", sondern meist aus dem französischen übersetzte Stücke, z. B. Orest, Alzire, Mithridates und Merope von Voltaire, die Merope von einem Mitglied der Truppe selbst übersetzt.

Anfang Juni 1751 wurde an einem Thüringer Handelsmann im Hohlweg zwischen Kassel und Rothenditmold ein Raubmord verübt, wobei dem Dieb eine Geldkatze mit 500 Thalern zur Beute fiel.

Im Juni 1753 erzählte eine fuldaische Frau, welche Porzellan der Kasseler Fabrik zum Verkauf umhertrug, in der Tann in der Rhön folgende

Geschichte: Ein armer Landmann aus der Umgegend von Kassel hatte mehrere Kinder, aber kein Brot für sie. Er lud deshalb einige Bunde Stroh, die er besaß, auf einen Schubkarren, um sie nach Kassel zu bringen und dort ihren Verkauf zu versuchen. Als er sich dem Leipziger Thor näherte, begegnete ihm ein kleiner Mann, der ihn fragte, was er mit dem Stroh anfangen wollte. Auf die Antwort, er wolle es verkaufen, rieth ihm der kleine Mann dies nicht zu thun, sondern in eine Schenke zu gehen und es dort gegen einen Schoppen Wein zu vertauschen. Der Bauer sagte darauf, wenn er Wein tränke, würden seine Kinder nicht gesättigt, aber der kleine Mann drang in ihn, daß er in eine Schenke gehen solle. Endlich gehorchte der Bauer, ging in die ihm bezeichnete Schenke und forderte einen Schoppen Wein für sein Stroh. Man brachte ihm diesen in einem Krug, als er aber trinken wollte, fand es sich, daß der Wein in Korn verwandelt worden war. Er rief den Wirth, dieser war über die Verwandlung sehr erstaunt, lud ihn ein, mit ihm in den Keller zu kommen, und zog zum zweitenmal von demselben Faß ab. Aber kaum war der Wein im Krug, so verwandelte er sich in Blut. Sie zogen zum drittenmal ab, und da war der Krug sofort mit Geld gefüllt, welches der Bauer sehr vergnügt von dannen trug. Auf dem Rückweg fand er den kleinen Mann noch an derselben Stelle, wo er ihn verlassen hatte, und erzählte ihm, was ihm begegnet sei. Dieser sagte, er wisse es schon, das habe ein Engel gethan, das Korn bedeute, daß die nächste Ernte eine vorzügliche sein werde, das Blut, daß es im nächsten Jahre große Kriege gäbe, und das Geld, daß er später soviel Geld haben werde, daß er nicht wissen werde, was er damit anfangen solle. Dies wurde wie ein Evangelium geglaubt.

Im Jahre 1771 herrschte in Kassel Faulfieber.

Ende Juli 1773 mußte das Kürassierregiment von Wolff, weiß und blau, seine Pferde abgeben, die zu Bettenhausen verkauft wurden. Dadurch glaubte man eine Ersparniß von 16000 Thalern zu erzielen. Eine Anzahl hessischer Offiziere verschiedener Grade forderten ihren Abschied und traten in preußische Dienste, um in den neuen Regimentern, welche Friedrich der Große in Polen bildete, eingestellt zu werden. Unter anderen erhielt ein Herr von Wintzingerode ein preußisches Dragoner-Regiment.

Im Sommer 1773 richteten die Menschenblattern viel Unheil an. Ende Juli und Anfang August starben wöchentlich 5—6 Kinder an ihren Folgen; auch herrschte Scharlach gemischt mit Fleckfieber.

Als ein neues wirksames Mittel gegen die Schwindsucht wurde damals der Aufenthalt in den Kuhställen empfohlen, wovon man, namentlich in Paris, gute Wirkungen beobachtet haben wollte.

Während der Augustmesse wurde die Hochzeit des Freiherrn Knigge mit der Hofdame Fräulein von Baumbach am Hof im Orangerieschloß gefeiert.

Um diese Zeit schenkte der seit 1772 als französischer Gesandte in Kassel angestellte Oberst Charles Olivier de Saint Georges Marquis de Verac dem Landgrafen Friedrich II. eine Gruppe aus Sèvre-Porzellan, Pygmalion mit seiner belebten Aphrodite-Statue darstellend*) an deren Fußgestell die Verse angeschrieben waren:

„Si Pygmalion la forma,
Si le ciel anima son être,
L'amour fit plus, il l'enflamma,
Sans lui que serviroit de naître?“

Der Marquis ließ die Gruppe, während der Landgraf auf der Parade war, in dessen Zimmer in dem Orangerieschloß setzen, wo sie der Landgraf bei seiner Rückkehr fand. Nicht nur das Geschenk selbst, sondern vor allem die galante Art der Ueberreichung entzückte den Landgrafen sehr. Gleichzeitg gab Marquis de Verac in seiner Wohnung in der oberen Karlstraße**) ein großes Fest. Man versammelte sich um 6 Uhr abends, die einen tanzten, die andern spielten. Um 9 Uhr mußte mit dem Tanzen aufgehört werden, damit im Saal gedeckt werden konnte. Um ½12 fing der Tanz wieder an und dauerte bis 4 Uhr morgens. Vor dem Haus waren zwei Schildwachen aufgestellt, auch waren die drei dort befindlichen Straßenlaternen beseitigt und an ihrer Stelle sowie an noch zwei weiteren Plätzen Näpfe voll Talg aufgestellt, so daß die ganze Straße erleuchtet war. Eine Menge Zuschauer erfüllte die Straße und die benachbarten Häuser.

Prinz Friedrich schenkte seinem Vater Landgraf Friedrich II. einen Elefanten***) für die Menagerie; er hatte ihn vom Prinzen von Oranien erworben und erhielt von seinem Vater als Gegengeschenk zwei Pferde.

Da, wohl in Folge der großen Ausgaben für den Hofhalt, das Geld knapp geworden war, so erwog man den Gedanken, den größten Theil der fürstlichen Gärten zu verpachten, nämlich den

---

*) Ueber das weitere Schicksal dieser Gruppe fehlt mir leider jede Kenntniß.

**) Gegenüber dem jetzigen Militär-Kasino.

***) Das Gerippe dieses Elefanten steht noch im Kunsthaus.

Küchengarten, den Garten des Prinzen George,*) die Gärten zu Morschen, Jesberg, Wabern und Freienhagen. Die Unterhaltung der Aue und des „fürstlichen Gartens"**), sowie der Menagerie***) sollten in Verding gegeben werden. Es scheinen sich aber keine Liebhaber gefunden zu haben.

Am 10. Oktober wurde der Geburtstag der Landgräfin Philippine zu Weißenstein durch ein großes Fest mit Illumination und Feuerwerk gefeiert.

Eine 15—16 jährige junge Dame namens Keppel rückte, während ihr Vater verreist war, mit ihrer Magd aus. Zur Bestreitung der Reisekosten brachte sie die Kleidungsstücke und das Leinenzeug ihres Vaters auf den Lombard, erbrach dessen Bureau und nahm alles Geld, das sie finden konnte. Sie entwich in der Richtung nach Frankfurt zu.

Alles erstaunte sich damals, daß der reformirte Pfarrer Knyrim zu Melsungen eine Lutheranerin, Fräulein Hubert, heirathete.

Das alte französische Hospital†) wurde für 2050 Thaler an den Weißbinder Waßmuth verkauft und das Geld zur Bezahlung der Baukosten des neuen Hospitals verwandt.

Kassel wurde in acht Bezirke eingetheilt, für das Land wurden Landräthe angestellt, deren Aufgabe die Förderung der Landwirthschaft, der Gewerbthätigkeit und der Fabriken, zugleich aber auch die Beaufsichtigung der Verwendung der städtischen Einkünfte sein sollte, zu jedem Landrathsamt wurden vier bis fünf Aemter geschlagen.

---

*) Beide unterhalb der schönen Aussicht.
**) Der jetzigen sogenannten kleinen Aue.
***) Unterhalb des Frankfurter Thores.
†) In der Georgenstraße.

Das Karl-*) und Königsthor**) wurden geschlossen, so daß man, um von der Karlstraße auf den oberen Weinberg zu gelangen, aus dem Weißensteiner Thor gehen mußte.

Kaufmann Roux legte vor seinem Haus***) so schlechte Platten auf den Bürgersteig, daß man nicht darübergehen konnte, ohne fürchten zu müssen, den Hals zu brechen, einige davon waren 8 Zoll höher, als sie sein durften. Die Pflaster-Kommission erkannte dies nicht als eine ordnungsmäßige Herstellung des Bürgersteiges an und verlangte Aenderung. Roux weigerte sich beharrlich, eine Aenderung vorzunehmen, und wandte sich mit verschiedenen Beschwerden an den Landgrafen, die dieser einfach an die Komission abgab. Endlich riß letzterer die Geduld, und sie ließ zwangsweise auf Roux Kosten einen ordnungsmäßigen Zustand herstellen.

Im Jahre 1773 war ein sehr schöner Herbst, so daß es bis zum 13. November weder gereift noch gefroren hatte.

Auch sprach man um diese Zeit wieder von der Ausführung des Kanals zwischen Karlshafen und Kassel.

Die kasseler Bürgerkompagnieen wurden von zweien auf sechs gebracht, zu denen der Landgraf die Offiziere ernannte. Bei der Kompagnie der Oberneustadt war Hauptmann der Posamentier Wagner, Lieutenant der Wirth zum schwarzen Adler†) Heydecker und Fähnrich ein junger Bindernagel.

(Forts. folgt.)

---

*) Am oberen Ende der Karlstraße.
**) Am oberen Ende der Königstraße, nicht zu verwechseln mit dem jetzigen Königsthor, das damals Weißensteiner Thor hieß.
***) Der jetzigen Kommandantur.
†) Dies Gasthaus lag an der Ecke der Wilhelms- (damals Amalienstraße) und Königstraße, dem Meßhaus gegenüber.

Sein Orakel.

Novellette von E. Mentzel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Einen noch viel größeren Erfolg als Doktor Frankes Novellen erlebte sein bald nach dem Erscheinen der letzteren aufgeführtes Schauspiel, das einen Stoff aus dem modernen Leben in höchst wirksamer und ethisch bedeutender Weise behandelte. Der König und Prinz Ludwig Wilhelm wohnten der ersten Aufführung bei und gaben selbst mehrmals das Zeichen zu nicht enden wollendem Beifall. Auch die gesammte Kritik, die Franke beim Erscheinen früherer Werke oft scharf getadelt hatte, war mit diesem Erfolge einverstanden. Sie bekannte einstimmig, daß die deutsche Bühne in ihm wieder einen Dichter gefunden habe, dessen glückliche Begabung die strenge Wahrheit des Lebens mit den idealen Anforderungen der Kunst zu vereinigen wisse.

Obwohl Doktor Franke auf die Kritiken einiger kunstverständigen Männer im höchsten Grade gespannt war, griff er doch am andern Morgen nicht zuerst nach den bedeutenden Zeitungen, sondern nach einem Briefe, der in der Aufschrift die bekannten festen Schriftzüge trug. Hastig

öffnete er denselben und las klopfenden Herzens die wenigen Zeilen:

Sehr geehrter Herr Doktor.

Von Herzen gratulire ich Ihnen zu dem großen wohlverdienten Erfolge! Ich wünsche, daß dieser Ihr künftiges Streben bestimmen und zum Segen des deutschen Theaters der Anfang einer ebenso befriedigenden als siegreichen Laufbahn für Sie werden möge! In bekannter Hochachtung grüßt Sie freundlichst

Ihre ergebene

Susanna von Harteggen.

Sie war also doch im Theater gewesen, obgleich er trotz mannigfaltigster Inanspruchnahme vergeblich nach ihr gespäht hatte! Jedoch so sehr es auch Franke beglückte, daß sie diesen seinen ersten nach jahrelangem Ringen gewonnen Bühnensieg miterlebte, so peinlich war es ihm, wenn er sich vorstellte, wie ernst sie geblickt haben möge, als er nach den Gunstbezeugungen des Königs und des Prinzen Ludwig Wilhelm von allen Seiten wahrhaft zudringlich mit Huldigungen überschüttet wurde. Und sie hatte dies ohne Zweifel beobachtet und war davon abgestoßen worden; denn sonst hätte sie es sicher nicht unterlassen, ihm mündlich zu gratuliren! Da alle Welt wußte, daß Baronesse Susanna so gut wie verlobt war, konnte sie das ja jetzt schon wagen, ohne sich wieder dem Gerede auszusetzen, sie sei sterblich in den ehemaligen Hauslehrer der Söhne ihres Vetters verliebt.

Als Doktor Franke die Kritiken in den Zeitungen überflogen hatte, las er ihren Brief immer und immer wieder. Ja, dieser verrieth die herzlichste Theilnahme an seinem gestrigen Erfolge, an seinem geistigen Fortschritt überhaupt, aber im Grunde genommen, war er doch kalt und förmlich gehalten. Wie hatte er nur jemals denken können, daß dies stolze Wesen wärmer für ihn empfand als sie es vor Andern zeigte! Wie konnte er den großen Abstand zwischen einer reichen unabhängigen Erbin und einem mittellosen bürgerlichen Dichter vergessen! Mit bitteren Vorwürfen vergällte Franke sich die erste Siegesfreude, dennoch vermochte er den Wunsch nicht zu unterdrücken, in allen geistigen Bestrebungen ihren Rath, ihr Urtheil zu hören. Was er nun einmal aus diesem schönen Munde vernahm, klang ihm wie ein Orakel, hielt er für einen unabweislichen Wink der Vorsehung. —

Nach dem glanzvollen Theaterabend kamen für Doktor Franke ein paar böse verstimmte Wochen. Er hatte gemeint, daß ihn ein freundlicher Erfolg zu weiterem Schaffen anregen würde, fühlte sich jedoch unfähig, irgend eine neue Arbeit zu beginnen. Was ihm früher nie in den Sinn gekommen war, beschäftigte ihn in den letzten rauhen Wintertagen unausgesetzt. Es war die Frage, ob sein Talent auch wirklich stark und tief genug sei, um ihm ein ganzes Leben zu widmen und mit ihm eine gesicherte Stellung in der Welt zu erringen. Da der mittlerweile immer mehr hereinbrechende Lenz seine Verstimmung nur noch vergrößerte, kam Franke bald auf den Gedanken, daß es eine große Thorheit gewesen sei, aus Liebe zu einem freien Dichterleben seinem Berufe zu entsagen. Es kamen Stunden, in denen er es bitter bereute, die Professur in einer kleinen Universität abgelehnt zu haben. Aber Baronesse Susanna war mit aller Entschiedenheit dagegen gewesen, und er hatte in wonnigem Wahn gemeint, ihrem Rathe unbedingt folgen zu müssen. Jetzt wußte er, daß ihre Worte doch nur ein trügerisches Orakel gewesen waren und ihn eigentlich auf den falschen Weg geführt hatten. O, käme er doch nur noch einmal in die glückliche Lage, in einen gesicherten Hafen einlaufen zu können! —

Als der Frühling mit Macht durch die Lande zog und die schlummernden Knospen an Busch und Strauch erweckte, sah der junge Dichter jeden Morgen in angstvoller Spannung die eingetroffenen Briefschaften durch. Im April war Baronesse Susannas einundzwanzigster Geburtstag gewesen, an dem alle Welt endlich die Veröffentlichung ihrer Verlobung mit Graf Düren erwartete. Seit etwa zwei Monaten lebte die reiche Erbin mit einer gleichalterigen unvermögenden Cousine und einer älteren Verwandten, die schon seit dem Tode der nach dem Vater verstorbenen Mutter bei ihr war, auf ihrem eine Stunde von der Stadt gelegenen Gute. Allein trotzdem Doktor Franke genau erfahren hatte, daß Graf Düren dort fast täglicher Gast war, traf doch die erwartete Verlobungsanzeige noch immer nicht ein.

Statt dessen kam eines Tages ein Handschreiben vom Prinzen Ludwig Wilhelm, in dem ihm derselbe im Namen des Königs die Stellung als Hausbibliothekar der königlichen Familie mit gutem Gehalte und dem Titel als Hofrath anbot. Was sich Franke sehnlichst gewünscht hatte, wurde ihm also jetzt unverhofft und mühelos zu theil. In der ersten freudigen Ueberraschung wollte er sofort zusagen, aber dann kamen ihm plötzlich leise Skrupel, die ihn heftig zu quälen begannen. Wenn er diese Stelle annahm, die mehr Arbeit verlangte, als der ihm wohlgesinnte Prinz ahnte, dann mußte er die besten Mußestunden des Tages seiner Amtsthätigkeit opfern. Kam er dann aber nicht in einen qualvollen Zwiespalt zwischen Pflicht und unwiderstehlicher Neigung? — Ohne Zweifel würde dies oft geschehen. Aber durfte er wegen solcher Bedenken abschlagen, was er nicht allein selbst

ersehnt, sondern auch der Huld seines hohen Gönners zu verdanken hatte? Immer unbehaglicher wurde es ihm zu Muthe, er fühlte sich durch den Antrag plötzlich wie in's uferlose Meer versetzt. Franke konnte keinen Entschluß fassen. Mehrmals fragte er sich unwillkürlich, zu welcher Entscheidung ihm Baronesse Susanna wohl rathen würde. Da er aber nicht mit ihr sprechen konnte, eilte er schließlich zum Grafen Wenderlin, um dessen Meinung in dieser wichtigen Angelegenheit zu hören.

Warm und freundlich schien die Sonne vom Himmel als er bald darauf in den schönen Park vor der Villa des Grafen eintrat. An allen Ecken blühte und duftete es, da und dort sangen die Vögel Lenzeslieder auf grünem Gezweig, spielte ein wohliger Wind mit Gräsern und Knospen. Gedankenvoll war Franke auf den breiten Kiespfad getreten, er hatte nicht aufgeblickt und fuhr heftig zusammen, als ihm Baronesse Susanna plötzlich freundlich grüßend entgegentrat. Sie war wie immer einfach, aber trotzdem elegant gekleidet. Das tiefblaue Kleid mit der gleichfarbigen eng anschließenden Jacke stand ihr vortrefflich, und der kleine runde Hut ließ die edle Form ihres Kopfes deutlich hervortreten. „Sie haben sicher dieselbe Absicht wie ich, Herr Doktor," begann Susanna liebenswürdig. „Ohne Zweifel wollen Sie doch auch dem gräflichen Ehepaare einen Besuch abstatten."

„Das ist allerdings mein Vorhaben," stammelte er verlegen, denn der Blick der schönen dunklen Augen verwirrte ihn wieder.

„Leider müssen Sie den Besuch ein andermal ausführen; denn wie ich soeben hörte, sind die Herrschaften vor einer Weile ausgefahren."

„O, das ist recht fatal für mich! Wäre ich nur etwas früher gekommen!" erwiderte er mißmuthig, ohne daran zu denken, daß er dies Geständniß der Baronesse wegen eigentlich nicht hätte ablegen dürfen."

Sie schien ihm aber die Unhöflichkeit durchaus nicht übel zu nehmen und erwiederte ruhig: „Es geht mir gerade wie Ihnen, Herr Doktor. Auch ich hätte die Herrschaften gerne gesprochen, weil ich ihnen selbst eine Freudenbotschaft mittheilen wollte.

„Eine Freudenbotschaft?" wiederholte er mit bebender Stimme, und in seinem Gesichte malte sich innere Unruhe.

Baronesse Susanna wandte sich zur Seite und lächelte schelmisch. Frankes Verhalten eben schien ihr durchaus keinen unangenehmen Eindruck zu machen. „Ja, Herr Doktor," versetzte sie dann. „Ich wollte nämlich dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin eröffnen, daß sich meine Cousine Luise gestern Abend mit dem Grafen Düren öffentlich verlobt hat."

Jetzt machte der Freudeschrecken den jungen Dichter sprachlos. Eine Weile stand er wie gelähmt da, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dann lächelte er glückselig und sagte tief aufathmend: „O, ich gratuliere von Herzen!"

„Danke schön!" erwiderte Baronesse Susanna, über deren Augen sich plötzlich ein feuchter Schleier senkte. Es mußte sie etwas tief bewegt haben; denn ihre Hand zitterte leise, als sie dieselbe in seine dargebotene Rechte legte.

Eine ziemlich lange Pause folgte, in der die beiden Menschen sich in rathloser Verwirrung gegenüber standen. Dann faßte sich Baronesse Susanna zuerst und fragte, nur um etwas zu sagen und das Gespräch wieder in Fluß zu bringen. „Sie wollten wohl auch den Herrschaften eine freudige Mittheilung machen? — Haben Sie wieder ein neues Werk geschrieben, Herr Doktor?"

„In der letzten Zeit nicht, gnädiges Fräulein, ich war nicht in der Stimmung, etwas zu schaffen," gestand er ehrlich und setzte noch hinzu, daß er den Herrn Grafen in einer wichtigen Angelegenheit habe um Rath fragen wollen.

Baronesse Susanna sah ihn forschend an und wurde um einen Schein blässer. Allein trotzdem plötzlich etwas in ihre Seele gedrungen war, was sie heftig ängstigte, fragte sie doch mit vornehmer Ruhe: „Kann ich Ihnen vielleicht mit einem gutgemeinten Worte dienen, Herr Doktor? — Sie haben früher immer Vertrauen zu mir gehabt und werden dies hoffentlich nicht verloren haben."

„O, gewiß nicht!" versetzte er warm. „Ich wüßte gar keinen Menschen auf der Welt, dessen Ansicht ich in diesem Falle lieber hören würde."

„So kommen Sie dort zu der Bank neben den blühenden Bäumen," bat sie herzlich und schritt voraus. „Da können wir unbeobachtet miteinander plaudern."

Etwas später saß er an der Seite der Geliebten und theilte ihr den Antrag des Prinzen mit. Merklich erleichtert hörte sie ihm zu und erwiderte auf die Frage, was er thun solle. „Können Sie in der That einen Augenblick darüber im Zweifel sein, Herr Doktor?"

„Ja, ja, ich bin es wirklich, ich fühle, daß ich an einem Wendepunkt meines Lebens stehe."

„Das glaube ich selbst, aber ich kenne auch die Richtung, die Sie einschlagen müssen! Sie dürfen Ihr eigentliches Sein nicht aufgeben, dürfen den Pegasus nicht in's Joch spannen! Keineswegs verkenne ich die gute Absicht des Prinzen, er will Ihnen wohl und ahnt nicht, was er Ihnen aufbürdet. Das Amt eines Hofbibliothekars verlangt einen ganzen Menschen, doch eine Anstellung, die Sie annehmen könnten, dürfte nur eine Sinekure sein."

„Eine solche werde ich wohl nie finden, mein gnädiges Fräulein," versetzte Doktor Franke und sah sie staunend an.

„Desto besser für Sie, für Alle, die Großes von Ihnen erwarten! Sie müssen frei und unabhängig bleiben, wenn Ihre Gaben zur höchsten Entfaltung kommen sollen. Es betrübt mich wahrhaft, daß Sie dies nicht selbst empfinden."

„Halten Sie denn mein Talent wirklich für so bedeutend, daß Sie glauben, ich müsse ihm künftig alle meine Kraft widmen?"

„Gewiß thue ich das," gab sie ernst und entschieden zurück „Sie wissen", ich kann nicht schmeicheln. Es ist meine heiligste Ueberzeugung, wenn ich Ihnen heute wie damals sage, es giebt nur die eine Aufgabe für Sie, und diese ist, unserem Volke eine Anzahl guter, geistig und sittlich bedeutender Dramen zu schenken. Es können Viele die Stellung eines Bibliothekars ausfüllen, aber nur wenige das höhere Amt eines Dichters. Und ein Dichter müssen Sie bleiben, darin darf Sie selbst kein König irre machen."

Baronesse Susanna hatte mit Begeisterung gesprochen. Ihr Gesicht glühte, ihr Athem flog, als das letzte Wort über ihre Lippen kam. In unaussprechlicher Wonne sah er sie an, er wußte nun, daß die Stimme seines Genius aus ihr gesprochen hatte, daß es keine Wahl mehr für ihn geben konnte. Aber er hörte auch, wie laut ihr Herz klopfte und durchschaute mit einemmale in beseligender Erkenntniß, wie theuer er ihr war und immer gewesen sein mußte. Und diese Ueberzeugung, die immer tiefer in seine Seele drang, je länger er sie in holder Verschämtheit neben sich sitzen sah, gab ihm plötzlich einen unerhörten Muth: „Ja," rief er, ihre leise bebende Hand erfassend, „ja, ich will mir treu bleiben, will keinen Augenblick mehr schwanken! Jedoch, wenn ich wirklich ein ächter Dichter werden und noch etwas Großes leisten soll, dann darf mich meine holde Muse nicht wieder fliehen! Nun werden Sie zum letztenmale mein Orakel und entscheiden Sie über mein Glück und meine Zukunft."

Er sah sie in leidenschaftlichem Verlangen an und näherte sich ihr immer mehr. Baronesse Susanna blieb äußerlich ruhig, aber sie wurde ganz blaß, als sie nach kurzer Pause entgegnete: „Sie legen viel in meine Hand, doch wenn ich wirklich zu Ihrem geistigen Wohl, zu ihrem Glück etwas beitragen kann, so bin ich gewiß gerne bereit dazu."

„Susanna, ist es wahr, ist es kein Traum, liebst Du mich denn wirklich?" rief er jubelnd und schlang seinen Arm um sie.

Erröthend hauchte sie ein leises „Ja" und ließ es willig geschehen, daß er sie in der stillen Umgebung blühender Bäume herzlich küßte und stürmisch an sein Herz drückte. Aber Franke konnte sich so leicht noch nicht in sein großes Glück finden. Er war wie berauscht und mußte ihr immer wieder in's glückstrahlende Antlitz sehen, um sich von der beseligenden Wahrheit zu überzeugen. —

„O, warum war ich kleinmüthig, warum habe ich mich nicht früher an die Erkenntniß beseligender Augenblicke gehalten?" fragte er erregt. „Wie manche qualvolle Stunde wäre mir erspart geblieben!"

„Auch mir," erklärte sie mit der edlen Offenheit, die einen Grundzug ihres Wesens bildete. „Aber muthige Aufrichtigkeit, die doch am meisten herzliche Neigung verrathen kann, schlägt oft die besten Menschen mit Blindheit. Mir wäre diese Blindheit beinahe verhängnißvoll geworden, wenn Gott um einer wahren Liebe willen nicht manchmal noch den Zufall eine dankbare Vermittlerrolle spielen ließe."

Franke verstand den leisen Vorwurf wohl und sah verlegen zu Boden. Dann aber zog er sie in unaussprechlicher Seligkeit wieder an sich und bat sie, ihm heilig und theuer zu versprechen, daß sie allzeit auch ferner sein ehrliches Orakel bleiben wolle.

Als dies geschehen, machte das junge Paar einen Gang durch den Garten, dessen lenzlicher Schmuck die glückliche Stimmung ihrer Herzen noch erhöhte. Während die Finken schmetterten, die Falter im hellen Sonnenscheine tanzten, unterhielten sich die beiden glücklichen Menschen wieder von der schönen Zeit vor zwei Jahren, in der sich in ländlicher Stille ihre Herzen für immer gefunden hatten. Alles lebten sie noch einmal durch, auch die kurze bange Zeit des gegenseitigen Meidens. Dann traten sie doppelt beglückt dem gräflichen Ehepaare entgegen. Dies zeigte zwar beim Anblick des Brautpaares großes Staunen, war aber durch mancherlei Beobachtungen im Grunde genommen keineswegs überrascht.

In den nächsten Wochen bildeten die beiden gleichzeitig veröffentlichten Verlobungen den hauptsächlichsten Gesprächsstoff in den höheren und höchsten Kreisen der Residenz. Obwohl man nicht genug darüber erstaunen konnte, daß Graf Düren sich eine ganz unbemittelte Braut ausgesucht habe, wurde Doktor Frankes Herzensbündniß mit der reichen Erbin doch noch eingehender nach allen nur denkbaren Punkten scharf beleuchtet. Die Einen beneideten den jungen Dichter um sein unerhörtes Glück, die Anderen bemitleideten ihn, weil er neben einer gesellschaftlich hoch über ihm stehenden Frau doch nur

eine untergeordnete Rolle spielen könne. Freilich, wer das Brautpaar zusammen gesehen hatte, der war anderer Ansicht und wußte, daß die auf tiefem geistigen Verständniß beruhende Harmonie ihrer Herzen nie ein Mißverhältniß würde aufkommen lassen.

Zu den Personen, die sowohl Franke als seine Braut ganz verstanden, gehörte auch Prinz Ludwig Wilhelm. Er brachte der Baronesse selbst seine Glückwünsche und fand es in der ritterlichsten Weise begreiflich, daß der Dichter unter solchen Umständen die angebotene Stellung ausschlug und einzig den Worten seines ehrlichen Orakels folgte.

Zur Erinnerung an Frau Doktor Emma Jordan,

Gattin des Dichters Wilhelm Jordan.

(† 21. Februar 1892.)

Ihrem Sohne Hans Jordan am Bestattungstage seiner Mutter gewidmet.

Am Himmel goldne Lichter schwimmen
Nach trüben Tagen kalt und grau,
Vom Dome tönen Glockenstimmen:
Schlaf wohl, Du liebe seltne Frau!

Die Welt durchrauscht ein heimlich Klingen,
Wie ist es draus so lind und lau!
Ein warmes Lüftchen hör ich singen:
Wirst nie vergessen, wackre Frau!

Von feuchten Büschen rieselt's leise
Herab wie große Tropfen Thau;
Vom braunen Aste ruft die Meise:
Wir lieben all Dich, edle Frau!

Die ersten Gräslein, die da blicken
So muthig nach dem Himmelsblau,
Sie recken hoch sich auf und nicken:
Du hast gesiegt nun, muthge Frau!

Der Winter flieht; schon im Gehege,
Da schimmert's grün wie in der Au,
Der Frühling ruft zum letzten Wege
Dir zu: ich schütz Dich, herzge Frau!

Und mir im Herzen hallet wieder,
Was rings ich höre, was ich schau,
Zur Ruh' gehn Deine müden Glieder,
Dein Geist bleibt bei uns, große Frau!

E. Mentzel.

Aus alter und neuer Zeit.

Wir entnehmen der „Vossischen Zeitung“ nachfolgende historische Notiz, welche für die Leser unserer Zeitschrift gewiß von Interesse sein wird: „Die im königlichen Schlosse zu Berlin am 25. Januar erfolgte fürstliche Vermählung des Prinzen Friedrich Karl von Hessen mit der Prinzessin Margarethe von Preußen ist die siebzehnte eheliche Verbindung, die zwischen den Häusern Hessen (Brabant) und Brandenburg-Preußen (Hohenzollern) im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden hat. Die erste Verschwägerung geschah im Jahre 1297 durch die Heirath Johannes I. Burggrafen von Nürnberg mit Agnes, Tochter des Landgrafen Heinrich „das Kind“ von Hessen, Herzogs von Brabant, Tochtersohn und Erbe der Heil. Elisabeth von Thüringen. Es folgt, zweitens, im Jahre 1383 die Heirath Hermanns des Gelehrten, Landgrafen von Hessen mit Margarethe, Tochter des Burggrafen Friedrichs IV. von Nürnberg und Schwester des Kurfürsten Friedrichs I. von Brandenburg. Drittens der regierende Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt 1598 mit Magdalene Markgräfin von Brandenburg. Bei den nun folgenden Verbindungen tritt eine Erscheinung ein, die in der Genealogie wohl zu den Seltenheiten gehört; es finden durch neun aufeinanderfolgende Generationen der beiden hohen Häuser in jeder Generation mindestens einmal Ehebündnisse statt, und zwar vermählten sich, um mit der entferntesten zu beginnen in der neunten Generation: Der regierende Landgraf Wilhelm VI. von Hessen-Kassel 1649 mit Hedwig Sophie von Brandenburg, Schwester des „Großen Kurfürsten“. In der 8. Gen.: a. König Friedrich I. in Preußen (als Kurprinz) 1679 mit Elisabeth Henriette von Hessen-Kassel, b. der reg. Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt 1687 mit Dorothee Charlotte, Tochter Alberts von Brandenburg-Ansbach In der 7.: König Friedrich I. von Schweden, Landgraf von Hessen-Kassel, 1700 mit Luise, Tochter König Friedrichs I. in Preußen. In der 6.: a. Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen, 1752 mit Prinzesin Wilhelmine von Hessen-Kassel, b. Friedrich II., reg. Landgraf von Hessen-Kassel, 1773 mit Philippine, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt. In der 5.: König Friedrich Wilhelm II. von Preußen 1769 mit Friederike, Prinzessin von Hessen-Darmstadt. In der 4.: a. Kurfürst Wilhelm II. von Hessen-Kassel 1797 mit Auguste, Tochter Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, b. Prinz Wilhelm von Preußen 1804 mit Maria Anna, Tochter des souv. Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg. In der 3.: Prinz Karl von Hessen und bei Rhein 1836 mit Elisabeth, Prinzessin von Preußen. In der 2.: a. Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel 1853 mit Anna Prinzessin von Preußen, b. Landgraf Alexis von Hessen Philippsthal-Barchfeld 1854 mit Luise Prinzessin von Preußen. In der ersten und jüngsten

Generation: a. Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Wilhelms II., deutschen Kaisers und Königs von Preußen 1888 mit Irene, Tochter Großherzogs Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein, und endlich b. Prinz Friedrich Karl von Hessen 1893 mit Margarethe Tochter Friedrichs III., deutschen Kaisers und Königs von Preußen."

Aus Heimath und Fremde.

(Hessendenkmal in Eschwege). Das Comité, welches zu Eschwege die Ausführung des Hessen-Denkmals in die Hand genommen hat, ist nunmehr dem „Wie?“ der Ausführung näher getreten. Unter den beiden Projekten Obelisk oder Löwe hatte von vornherein das letztere den größeren Beifall gefunden, und waren dieserhalb entsprechende Schritte gethan worden. Bildhauer Deutschmann in Erfurt hat einen Entwurf eingesandt, der einen schlummernden Löwen darstellt, welcher auf einem einfach gehaltenen Postamente ruht. Derselbe würde aus gutem Sandstein hergestellt werden. Das Denkmal ist dem in der Karlsaue zu Kassel ähnlich, zeigt aber schärfer ausgeprägte Züge und würde, wenn es zur Ausführung kommt, ein prächtiger Schmuck der Anlagen in Eschwege und der Stadt selbst ein schönes geschichtliches Erinnerungsmal werden. Zur Deckung der Kosten sind allerdings noch ein paar hundert Mark nöthig. Doch wird sich gewiß noch mancher bereit finden, einen Beitrag zu spenden, wie es auch eine große Anzahl auswärts wohnender Kinder unserer Stadt gethan haben, so daß die Ausführung baldigst in Angriff genommen werden kann. (Hess. Bl.)

Viktor, Herzog von Ratibor. Am 30. Januar verschied auf Schloß Rauden im schlesischen Kreise Rybnik in seinem 75. Lebensjahre der Herzog Viktor Moritz Karl Franz von Ratibor, Fürst von Corvey, Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Präsident des preußischen Herrenhauses und General der Kavallerie à la suite der Armee. Der Tod dieses Fürsten weckt alte Rotenburger Erinnerungen auf, da derselbe, wie die „Hessischen Blätter“ melden, nicht nur in Rotenburg geboren war, — im Gothaischen Hofkalender wird freilich Langenburg als sein Geburtsort bezeichnet —, sondern seine Herrschaften in Schlesien und an der Weser einst landgräflich hessen-rotenburgischer Besitz waren, und der Verblichene, der stets ein mildthätiger und leutseliger Herr war, sein Lebenlang für die Rotenburger Armen viel gethan hat. Prinz Viktor Moritz Karl Franz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey war geboren am 10. Februar 1818 als der älteste Sohn des Fürsten Franz Joseph und der Constantia, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, einer Schwester der zweiten Gemahlin des letzten, in drei Ehen kinderlos gebliebenen Landgrafen Viktor Amadeus von Hessen-Rotenburg. Dieser letzte Landgraf von Hessen-Rotenburg besaß das ehemals reichsunmittelbare, später österreichische, durch den Breslauer Frieden (1742) an Preußen abgetretene und von diesem im Jahre 1822 zum Mediatfürstenthum erhobene Fürstenthum Ratibor, welches er in dem letztgenannten Jahre als Entschädigung erhalten hatte für seine 1815 an Preußen abgetretenen Besitzungen in der niedern Grafschaft Katzenelnbogen (Hessen-Rheinfels) und in Hessen-Kassel, Abtretungen, die Preußen dann wieder gegen nassauische und hannoverische Gebietstheile austauschte. Auf Grund desselben Tauschrechtes besaß der Landgraf seit 1820 auch die säkularisirte gefürstete Benediktiner-Abtei Corvey a. d. Weser. Als der Landgraf am 12. November 1834 zu Zembowitz in Schlesien am Schlagfuß gestorben und mit ihm die männliche Deszendenz des Hauses Hessen-Rotenburg erloschen war, fand es sich, daß er die Fürstenthümer Ratibor und Corvey testamentarisch seinem Neffen, dem Prinzen Viktor Hohenlohe, vermacht hatte. Obwohl die kurhessische Regierung diese testamentarische Verfügung im Prozeßwege anfocht, vermochte sie doch kein obsiegendes Erkenntniß zu erzielen, und der Prinz trat nach seiner Mündigkeitserklärung (1840) die Erbschaft an und wurde auf Grund derselben von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Herzog von Ratibor erhoben. Gleich ihm haben auch seine jüngeren Brüder ihre Kindheit zum großen Theile am Rotenburger Hofe unter den Augen ihrer Tante, der wegen ihrer Mildthätigkeit noch heute in Rotenburg gepriesenen Landgräfin Elise († 6. Oktober 1830), verlebt. Der nächst jüngere Bruder ist der frühere bayerische Ministerpräsident, jetzige Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Chlodwig Hohenlohe, welcher nach der Rotenburger Erbschaft des ältern und dem im Jahre 1845 erfolgten Ableben eines jüngeren Bruders die alte Hohenlohe'sche Familienherrschaft Schillingsfürst im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken übernahm. Der folgende Bruder, Prinz Gustav, ist der zur Zeit des Kulturkampfes viel genannte Kardinal Hohenlohe, und der dritte, Prinz Konstantin, war bis vor Kurzem der Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich. In Rotenburg hörte man immer mit einem gewissen lokalpatriotischen Stolze von der glänzenden Laufbahn dieser Hohenlohe'schen Prinzen, deren Spiele im dortigen Schloßhofe und deren Spaziergänge auf der Schloßbleiche sich die ältesten Rotenburger noch sehr wohl erinnern können“. —

Die politische Thätigkeit des Herzogs Viktor von Ratibor erstreckt sich hauptsächlich auf seine Mitgliedschaft des preußischen Herrnhauses, des deutschen Parlamentes in Erfurt und des deutschen Reichstags. Noch nicht dreißigjährig wurde er Mitglied der Herren-

kurie des preußischen vereinigten Landtags, und seit der Bildung des Herrnhauses war er ununterbrochen dessen thätiges Mitglied. Von 1856 bis 1876 war er dort einer der Abtheilungsvorsitzenden. Als Graf Otto Stollberg-Wernigerode, zum Botschafter in Wien ernannt, den Vorsitz niederlegen mußte, wurde er am 11. Januar 1877 zum Herrenhauspräsidenten erwählt. Er hat dieses Amt ununterbrochen mit allseitig anerkannter Unparteilichkeit und Geschäftsgewandtheit in völliger Unabhängigkeit geführt. Im Jahre 1850 war er Mitglied des deutschen Parlaments in Erfurt, und vom Jahre 1867 bis 1878 hat er im norddeutschen und bis zum Jahr 1887 im deutschen Reichstage den Kreis Breslau-Neumarkt vertreten, bis er dort bei den Neuwahlen 1890 der Gegnerschaft des Centrums unterlag und durch den Freiherrn von Huene ersetzt wurde.

Bekannt ist der Name des Verblichenen in der Sportwelt. Sein Interesse für Pferdezucht äußerte sich durch die Gründung des Unionklubs, dessen Vorsitzender er über 25 Jahre war, und dessen Verdienste um die Hebung der deutschen Rennen allerseits anerkannt werden. Für gemeinnützige Interessen hat er eine lebhafte und mannigfaltige Thätigkeit entfaltet. Das deutsche Gewerbemuseum in Berlin, das Viktoria-Lyzeum, der Invalidendank haben ihm ganz besondere Anerkenung zu widmen, da er viele Jahre lang an der Spitze ihres Vorstandes gestanden hat. Unvergessen wird ihm auch bleiben, daß er 1860 den Dichter Hoffmann von Fallersleben, der wegen seiner politischen Lieder 1842 seines Amtes als Professor in Breslau entsetzt worden war, zum Bibliothekar seiner Bibliothek in Corvey berufen hatte, um auf diese Weise dem muthigen Dichter bis zu seinem Tode im Jahre 1874 ein sorgenfreies Alter zu sichern. In der Reichshauptstadt, wo er alljährlich mehrere Monate im Winter weilte, öffnete er seine gastlichen Räume weiten Kreisen der Gelehrten- und Kunstwelt. Er hatte sich hier ein großes Palais, dem Generalstabsgebäude gegenüber, errichtet, und hier verstanden er und die Herzogin, eine geborene Prinzessin von Fürstenberg, mit der er seit dem 19. April 1845 in glücklicher Ehe verheirathet war, es schnell, einen vielgesuchten Mittelpunkt des hervorragendsten geistigen Lebens der Reichshauptstadt zu bilden. Besonders vertrauliche Beziehungen verbanden ihn mit dem alten Kaiser Wilhelm, der ihn zu seinen treuesten und anhänglichsten Freunden zählte, und daß er sich auch der besonderen Hochschätzung des gegenwärtigen Kaisers Wilhelm II. erfreute, geht schon daraus hervor, daß dieser sich an der Leichenfeier für den Dahingeschiedenen, die am 3. Februar zu Schloß Rauden stattfand, persönlich betheiligte.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät zu Göttingen Dr. Alexander Leist — vor seiner Berufung nach Göttingen Privatdozent in Marburg — ist vom 1. April d. J. ab in gleicher Eigenschaft an die Universität Marburg versetzt. — Der bisherige Medizinal-Assessor und außerordentliche Professor an der Universität Marburg. Dr. Franz Tuczek, ist zum Medizinal-Rath und Mitglied des Medizinal-Kollegiums für die Provinz Hessen-Nassau ernannt worden — Dr. Richard Cramer, Sohn des Direktors der Irrenheilanstalt zu Marburg. Geheimen Medizinalraths Professor Dr. Cramer, hat sich in der medizinischen Fakultät der Universität München als Privatdozent habilitiert. — Der Königliche Oberförster Dr. Heinrich Martin zu Jesberg wird am 1. April d. J. einen zweijährigen Urlaub antreten, um während dieser Zeit als Lehrer der Forstwissenschaft an der Universität Gießen zu wirken. — Der außerordentliche Professor der Rechtswissenschaft Dr. Hermann Rehm zu Marburg ist als ordentlicher Professor für Deutsches Privatrecht und Handelsrecht an die Universität Gießen berufen worden und hat den Ruf angenommen. Dr. Rehm war im Jahre 1891 von München als außerordentlicher Professor für Staats-, Verwaltungs-, Völker- und Kirchenrecht nach Marburg berufen worden. — Der ordentliche Professor der klassischen Philologie und Direktor des philologischen Seminars Dr. Theodor Birt in Marburg hat den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf an die Universität Breslau abgelehnt.

Wie sollte der König der niederhess. Berge eigentlich heißen?*)

Ein Aufruf an alle hessischen Landsleute, besonders die Touristen, an Sprachforscher und an Jünger der Erd- und Landeskunde.

I. (Behauptung.) Der jetzt üblichen Schreibung Meißner (auch wohl Meisner in Büchern und auf Karten stehen einstimmig entgegen erstens die gesammte geschichtliche Ueberlieferung des Namens und zweitens die gleichlautende Aussprache des Wortes bei der um- und anwohnenden Bevölkerung. Denn alle Urkunden des Mittelalters nennen nach Landau (Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen, Cassel 1842, Seite 293 unten) den Berg „Wissner" und der Landmann auf allen Seiten des die Fulda von der Werra trennenden Höhenzuges spricht noch heutigen Tages „Wiss(e)ner" mit betontem,

*) Auf Wunsch des hochgeschätzten Herrn Verfassers bringen wir den obigen, den „Touristischen Mittheilungen" Nr. 7, Kassel 1893, entnommenen Aufruf zum Abdruck.
D. Red.

kurzem i und scharfem ss. — Das sind die Thatsachen, von denen ausgegangen werden muß. Sie sind zuerst fundamental zu prüfen und genau zu erwägen. Dafür wäre es wichtig festzustellen: 1) Ob es vor dem Jahre 1500 oder 1550 eine nicht mit W anlautende Namensform (sagen wir Missner) giebt? — Bis jetzt ist eine solche nachzuweisen, noch nicht gelungen. 2) Ob im Volksmunde eine andere Aussprache als „Wissner“ sich aufzeigen läßt? — Aber eine solche dürfte meinen Nachforschungen nach kaum vorhanden sein.

Demnach ist es Ehrenpflicht eines jeden Hessen, vor allem der den Berg besuchenden Touristen, und jedes Mannes der Wissenschaft dahin — besonders durch ausschließlichen Gebrauch des Wortes Weissner — zu wirken, daß der ursprüngliche und allein sinn- und bedeutungsvolle Name wieder in sein Recht eingesetzt wird.

II. (Namenerklärung.) Denn der Name Meißner oder Meisner ist dem Unterzeichneten trotz allen Suchens völlig unverständlich geblieben; doch bin ich für jeden dargebrachten Deutungsversuch mit Begründung sehr dankbar. Was bedeutet denn Meißner? — so lautet die dritte Frage — Dagegen wird wohl Weißner soviel als „Weißer Berg“ bedeuten, sowohl sprachlich als sachlich, und die versuchte Anlehnung an das Wort „Wiese“ in beiden Richtungen abzulehnen sein. Doch ist der lautphysiologische Beweis hier allein zwingend und kommt es namentlich auf das kurze, klare i und das scharfe Doppel-s in „Wiss(e)ner„ an. Denn im hessischen und im thüringischen Dialekte, dem sprachlich das untere Werrathal und der Ostabhang des Berges zufallen, lautet der Ausdruck für Wiese völlig verschieden von dem Worte für weiß: der Vokal klingt dabei stark nach e hin und s ist merklich weicher. Damit stehen wir vor drei neuen Fragen, die wir den obigen hier anreihen wollen:

4) Kann „Weißner“ den weißen Berg bedeuten?
5) Ob nicht „Wiss(e)ner“ soviel als Wiesenberg? und
6) Kann das Wort noch irgend eine andere Deutung haben und welche?

Alt- und Mittelhochdeutsch dürfte es „Wîzenaere“ (wîzanâri) gelautet haben. (z als „sz“ aussprechen!)

III. Erklärung des falschen M.) Wie konnte aber, so fragt man mit Recht, aus Wissner das Wort Meißner entstehen? Bei der Antwort auf diese siebente Frage ist der Uebergang von i zu ei sehr leicht aus der Sprache zu belegen, man denke nur an hessisch: minn Schwinn, hochdeutsch: mein Schwein. Aber wie ward aus dem anlautenden W ein M? — Wohl nur durch Verbalhornung eines nicht ganz Ortskundigen. Die meisten erklären a) durch Verschreibung oder Verlesung eines verschnörkelten W, dem M am meisten ähnlich ist, (doch ist das ein Nothbehelf und müßte erst im Einzelnen nachgewiesen werden) und b) durch Verhören von „uf'm Wissner“; dies scheint zur Zeit mir die einleuchtendste Erklärung zu sein, die ich, wie so manche Nachweise, der Güte des Herrn Bibliothekars Dr. Brunner zu Kassel verdanke. Als Frage Nr. 8 ließe sich stellen: In welchem Jahre kommt nachweislich zuerst die Form Meißner auf? und wäre der Antwort genaue Belegstelle beizufügen und 9) Wer weiß die Verdrehung von Wissner zu Meißner etwa noch anders zu erklären? — Doch hat der ganze letzte Punkt nur Fragen zweiten Ranges gegenüber der thatsächlichen Doppel-Benennung.

Mein schon sehr reiches Material zu allen diesen Fragen gedenke ich in den nächsten Nummern dieses Blattes nach und nach vorzulegen, bin aber für jeden Beitrag zur Lösung obiger neun Fragen sehr dankbar und bitte hierdurch um rege Beihülfe. Denn nur vereinte Kräfte im Sammeln des entlegenen Materials und ruhiges Prüfen all der schwierigen Probleme können zum Ziele führen.

Dr. phil. **Fritz Seelig.**

(Adresse: Kassel, Königsthor 3.)

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 5. Kassel, 2. März 1893.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband, bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Vergessen.

„Wenn Dich die Welt im Stiche läßt,“
„So sprachst Du einst, „ich halte fest!“
Nun lassen viele mich im Stich,
Und Du — vergißest mich.

Und wieder sprachst Du einst: „Mein Herz
Empfindet mit Dir jeden Schmerz.“
Nun lieg' und wein' ich bitterlich,
Und Du — vergißest mich.

In Haus und Hof herrscht tiefe Ruh,
Ein Käuzchen nur schreit immerzu;
Ob es auch ihm am Herzen frißt,
Daß es ein Freund vergißt?

Die Wanduhr tickt von Tag zu Tag
Den ewig gleichen Stundenschlag,
Mir ruft die ganze Nacht sie zu:
Vergiß auch Du, auch Du.

A. Weidenmüller.



Erinnerungen aus dem Leben des Gymnasialdirektors Dr. K. Brauns

(† 1846 zu Rinteln)

von Dr. H. Siebert.

Motto: Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Karl Eduard Brauns*) war geboren d. 9. Mai 1793 zu Rotenburg a. d. Fulda. Sein Vater war Christian Wilhelm Brauns, Hauptmann im Grenadierbataillon Landgraf Karl; dieser, von Geburt ein Hannoveraner, war schon in früher Jugend bei den hessischen Truppen angestellt und hatte als Fähndrich den nordamerikanischen Krieg mitgemacht.**) Die Mutter war eine Tochter des Stadtschulzen Weiß zu Hofgeismar. „Der Vater, so heißt es in den handschriftlich von ihm hinterlassenen „Bruchstücken aus meinem Leben," zog den Tag nach meiner Geburt in den Flandrischen Krieg, aus dem er, nachdem er in Ypern gefangen worden und während der Robespierreschen Schreckenszeit in großer Lebensgefahr gewesen war, erst im Jahre 1795 in die Heimath zurückkehrte. Meine Mutter hatte unterdes mit mir in Hofgeismar gewohnt. Das Regiment meines Vaters wurde zur Garnison in Hanau bestimmt. Dort wohnten wir mehrere Jahre. Im 5. Lebensjahre erkrankte ich lebensgefährlich an den Blattern. Das Gesicht ward durch Narben entstellt und an bösen Augen litt ich bis zum 14. Jahr. — Eine Schwester war schon vor meiner Geburt gestorben. Die Mutter sagte mir, das liebe Schwesterlein wohne jetzt im Himmel bei Gott und spiele mit den seligen Engelein. Als ich mit den Eltern einst in einem Garten war, neben welchem ein klares Bächlein floß, in dem sich der Himmel spiegelte, ergriff mich eine wunderbare Sehnsucht nach dem nie gesehenen und doch so theuren Schwesterchen, und ich sprang ins Wasser. Zum Glück war der Bach nicht tief. Ich erhob ein klägliches Geschrei; der Vater half mir heraus. Die Mutter weinte.

Das Lernen ward mir leicht. Ein artiges Kind war ich auch, wie mir die Schwestern meiner Mutter oft versichert haben. Vorsätzlich habe ich meine Eltern nie betrübt, oft betete ich zu Gott, daß er es ihnen möge wohl gehen lassen. Die gottesfürchtigen Eltern erzogen mich in der Furcht des Herrn. Der Vater strafte mich oft hart, zeigte aber auf der andern Seite so innige Liebe, daß ich ihn immer sehr lieb behielt. Die Mutter liebte ich noch mehr und hegte zu ihr ein unbedingtes Vertrauen. An Entbehrungen aller Art wurden wir gewöhnt. Nur zweimal in der Woche bekamen wir Butterbrot, worauf wir uns mehr freuten als verweichlichte Kinder auf Biscuit und Marzipan. Spielsachen mußten wir uns selbst machen und hatten keine Langweile.

Von meinem 6—7 Lebensjahre wohnten wir in Langenschwalbach. Hier besuchte ich zuerst die Schule. Das Regiment meines Vaters, der inzwischen Kapitän geworden war, jedoch ohne Kompagnie, wurde nach Hersfeld verlegt. Hier wohnten wir bis zu meinem 9. Jahr. In der Schule lernte ich auch etwas Latein. Ich hatte eine große Achtung vor dem Lehrer, ich gehörte zu seinen Lieblingsschülern. In den Mußestunden spielten wir Soldaten. Untröstlich war ich, als sich mein zahmes Eichhörnchen an seinem Kettchen erdrosselt hatte. Unter Thränen flehte ich zu Gott, er möge meinen Liebling in das Leben zurückrufen, und erst spät konnte ich mich entschließen das todte Thierchen zu begraben. Ausflüge mit den Eltern nach benachbarten Dörfern, mit einer sauren Milch oder Butterbrot am Ziele der Wanderschaft, waren immer ein Fest für mich. So entwickelte sich schon früh der Sinn für Naturschönheit.

Der Vater erhielt nun eine Kompagnie bei dem Grenadierbataillon des Regiments Landgraf Karl, wodurch seine äußere Lage sich sehr ver=

---

*) Da die Erlebnisse und Schicksale dieses Mannes, der sich durch eine harte Jugend zu seinem Beruf hindurch gekämpft hat, zugleich ein anschauliches Bild davon geben, wie die weltgeschichtlichen Vorgänge vor ungefähr einem Jahrhundert in das Leben des Einzelnen eingriffen, die Weltbegebenheiten aber selbst wieder durch die Erinnerung eines Einzelnen ihr besonderes Licht erhalten, so wird ein Einblick in dieses Leben den Lesern der Zeitschrift willkommen sein.

**) Auch hier keine Spur von jener ganz ungeschichtlichen Auffassung, als habe ein Verkauf hessischer Landeskinder an England stattgefunden.

besserte; zugleich ward ihm meine Geburtsstadt Rotenburg als Wohnort angewiesen. Ich erhielt Privatunterricht bei dem Rektor, nachmals Oberpfarrer (seit 1835 Dekan) Wenderoth und lernte Latein, Französisch, Englisch, Geschichte und Geographie. Wir lasen schon Ovid und Virgil, als wir kaum dem Cornelius Nepos gewachsen waren. Meine übrige Lektüre war nicht die ausgewählteste, außer dem Weißeschen Kinderfreund, einem herrlichen Buche, das ich schon im 9. Jahre so zu sagen verschlang, las ich besonders Ritterromane jeder Art und Kotzebues und Lafontaines Schriften mit Begierde. In meinem 11. Jahre machte ich die ersten Verse (Knittelreime). Tummelplätze der fröhlichen Schuljugend waren die Schloßbleiche und die Emanuelsberge.

Als ich 12½ Jahr alt war, ward ich Fahnenjunker im Regiment Landgraf Karl und mußte einen steifen Zopf tragen. Mein Vater, so wenig Glück er auch im Soldatenstande gemacht hatte, blieb dennoch ein sehr eifriger Soldat und hatte alle seine Söhne (es waren damals außer Karl noch drei jüngere da) zu Soldaten bestimmt. Uebrigens that ich nur in der Exerzierzeit und bei Revüen Dienst und besuchte nach wie vor die Schule. Ich lernte tüchtig Latein. Der Vater war selbst im Lateinischen wohl bewandert und mußte mir oft bei der Vorbereitung helfen. Ueberhaupt war er ein sehr verständiger Mann; er zeichnete vorzüglich schöne Pläne, drechselte und schnitzte gut und besaß manche andere Geschicklichkeit, z. B. die in Pappe zu arbeiten*), womit er sich in den Mußestunden beschäftigte. Selten ging er aus, und auch nur mit seiner Familie, in deren Kreis er sich überhaupt am glücklichsten fühlte. Den Sommer über war seine Lieblingsbeschäftigung, einen kleinen Garten, den er gemiethet hatte, anzubauen.

Als im Jahre 1805 Bernadotte mit seinem Korps durch Hessen zog, versammelten sich die hessischen Truppen in der Nähe von Kassel, und auch ich mußte mich waffnen zur Vertheidigung des Vaterlands. Anfangs wohnte ich in Vollmarshausen bei meinem Vater, der einen Unteroffizier seiner Kompagnie statt meiner bei der Musketierkompagnie, zu der ich gehörte, Dienste thun ließ, und unter diesen Verhältnissen gefiel es mir noch ganz gut. Ich ging nach dem Exerzieren mit meinem Vater oft nach Kassel, dessen Pracht des Knaben Auge blendete, und kehrte mit Kuchen und Zuckerwerk beladen in das Standquartier zurück, wo den Erschöpften alsdann ein Glas Wein, das der Vater spendete, zu erquicken pflegte. Nachmals jedoch erhielt das Grenadierbataillon den Befehl einige Ortschaften zu besetzen, welche die Franzosen auf ihrem Durchmarsch berührten, und ich mußte nach Wellerode wandern und nun wie jeder andre Fahnenjunker Dienst thun. Das waren traurige Tage. In einem schlechten Bauernhause wohnte ich zugleich mit einem Feldwebel und Sergeanten und theilte mit ihnen Nachts ein Bette. Beide waren wohlbeleibt und nahmen mich in die Mitte. Wie mußte ich Armer da schwitzen! Morgens gegen 3 Uhr ward aufgestanden, gegen 5 Uhr ausgerückt und dann auf dem Forste bei Kassel bis gegen 11 Uhr exerziert, in der Mittagshitze nach Wellerode zurückmarschiert und dann ein dürftiges Mittagsmahl — gewöhnlich ein unschmackhaft zubereitetes Gemüse mit Speck — zur Stärkung genossen. Schnaps trank ich nicht, und Wein war in dem Dorfe nicht zu haben, selbst nicht einmal trinkbares Bier. Ich war in einer bedauernswerthen Lage, und mein damals noch sehr zarter Körper unterlag fast den Anstrengungen. Dazu mußte ich denn auch die Unfläthereien der gemeinen Soldaten hören, was noch mehr dazu beitrug, mir den Soldatenstand ganz verhaßt zu machen. Hätte ich freie Wahl gehabt, so würde ich gewiß schon damals eine andre Laufbahn gewählt haben.

Wie freute ich mich, als ich in das Elternhaus zurückgekehrt war und wieder die Schule besuchen konnte! Im Frühjahr 1806 ward mein Vater nach Treysa bei Ziegenhain versetzt. Er sowohl wie meine Mutter schieden ungern von Rotenburg, wo so viele ihrer alten Freunde wohnten. Wir Kinder freuten uns eine neue Stadt kennen zu lernen. Ich erhielt Privatunterricht bei dem Rektor Siebert, einem sehr braven und kenntnißreichen Manne, der besonders viel auf Gründlichkeit hielt und mir Gelegenheit gab manches nachzuholen, was bei dem früheren Unterricht versäumt worden war. Unsere Familie fand bei der des Rektors überhaupt sehr freundschaftliche Aufnahme, und meine Eltern versöhnten sich nach und nach mit ihrem neuen Wohnorte.

Im Herbst 1806 erschien gleichsam eine neue Ära in meinem Leben. Ein hessisches Armeekorps zog sich im September dieses Jahres bei Ziegenhain zusammen; mein Vater kam nach Niedergrenzebach zu liegen, und ich diente wieder in seiner Kompagnie. Wenn ich nicht irre, so war es der 1. Oktober, als ich mit meines Vaters Erlaubniß und in Begleitung seines Burschen auf seinem Pferd nach dem Mittagsessen vor das Dorf spazieren ritt. Kaum 300 Schritte mochten wir uns von dem Dorf entfernt haben, da wird mein Pferd wild, bäumt sich in die Höhe, ich, ein ungeübter Reiter, verliere den Zügel, stürze vom Pferde herab, rutsche mit dem linken Bein

*) Ein aus Pappe kunstvoll gearbeiteter Behälter für ein Strickknäuel, welches er später in der Luxemburger Gefangenschaft angefertigt hat, wird als werthvolles Andenken in meiner Familie aufbewahrt.

in den Steigbügel und werde von dem wild dahinrennenden Gaul über das Feld in das Dorf hinein bis vor den Stall geschleift. Mein einfältiger Bursch bindet inzwischen erst sein Pferd an einen Baum fest und läuft dann mir nach, als schon keine Möglichkeit mehr da ist mein unbändiges Roß einzuholen. Ich lag, während mich das Pferd schleifte, Anfangs auf dem Hinterkopfe, hatte aber noch Ueberlegung genug mich herumzudrehen und die Hände vors Gesicht zu halten. Diesem Umstand allein verdanke ich meine Rettung, da der ungeschützte Hinterkopf gewiß zerschmettert worden wäre; der Vorderkopf, dem die Nase als Schutzmauer diente, konnte schon eher einen Stoß vertragen. Merkwürdig war es, daß ich noch kurz vorher, ehe mir die Besinnung schwand, keine größere Besorgniß hegte, als der Vater möchte mich nach diesem Vorfall so bald nicht wieder ausreiten lassen. — Vor seinem Stalle blieb mein Pferd stehen, und herzukommende Soldaten machten mich von ihm los und brachten mich auf mein Bette. Ich war ohnmächtig und blieb in diesem bewußtlosen Zustand fast zwei Tage. Das Kinn war gespalten, das Gesicht, besonders die Nase, zerrissen, der Kopf hatte mehrere tiefe Löcher, und das linke Schienbein war ganz zerschmettert. So fand mich mein Vater, den ein Eilbote aus Ziegenhain geholt hatte, so fand mich die Mutter, welche am Tage darauf von Treysa gekommen war und deren Thränen, als ich erwachte, ich durch die Versicherung zu stillen suchte, daß ich mich recht wohl befände und bald wieder der Parade beiwohnen zu können hoffte. Wie hatte ich mich verrechnet!

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Porzellainfabrik in Neu-Hanau.*)

Von Professor C. A. v. Drach.

In der keramischen Litteratur hat seither die in der Ueberschrift genannte Fayence-Fabrik trotz ihres fast 150 Jahre andauernden Bestehens — sie wurde im Jahr 1661 gegründet und endigte im ersten Dezenium unseres Jahrhunderts — kaum mehr als eine namentliche Erwähnung gefunden.[1]) Dadurch, daß in derselben verfertigte und mit dem vollständigen Ortsnamen bezeichnete Stücke hier und da in Sammlungen sich finden, sowie ab und zu im Antiquitätenhandel vorkommen, erschien zwar die einstige Existenz der Manufaktur erwiesen, für die Geschichte der deutschen Keramik war damit jedoch wenig gewonnen; es fehlte jeder Anhalt, um eine bestimmte Fabrikmarke für Hanau in Anspruch nehmen und daraufhin sonstige Hanauer Fabrikate konstatiren zu können. Wären Hanauer Marken bekannt, so hätte sich wenigstens ein ohngefährer Schluß auf die Leistungen der Fabrik, d. h. den Umfang ihres Betriebes und die Beschaffenheit ihrer Erzeugnisse machen lassen; die wenigen mit „Hanau" signirten Stücke reichten dazu nicht aus. Am Orte selbst ist nach dem Eingehen des Etablissements die Erinnerung daran in verhältnißmäßig kurzer Zeit fast gänzlich verloren gegangen. Wie Verfasser, welcher seine Jugend in Hanau verlebte, aus Erfahrung weiß, dachte daselbst, wenn, was noch häufig geschah, das stattliche Wohnhaus des früheren Fabrikherrn mit den angrenzenden, jetzt gleichfalls zu Wohnräumen eingerichteten Arbeitsgebäuden, „die Porzellainfabrik" genannt wurde, kaum jemand mehr daran, daß vor nicht gar zu langer Zeit dort Töpferscheiben und Brennöfen in Betrieb gewesen seien, und von in den besseren Haushalten noch vorhandenen Tellern, Schüsseln und Tassen das eine oder andere Stück daselbst angefertigt sein könne.

Daß die Hanauer Fayencerie bezüglich ihrer Geschichte und Erzeugnisse eingehendere Nachforschungen verdient, wird einleuchtend beim Lesen nachstehender, im „Hanauischen Magazin" über sie gemachten Mittheilungen. In dem im Jahre 1784 erschienenen Band VII der

*) Mit Genehmigung des Herrn Verfassers und des Herrn Verlegers der in Leipzig erscheinenden, von Paul Ludwig herausgegebenen „Deutschen-Töpfer-Zeitung" entnommen.

[1]) In Jännicke, Grundriß der Keramik wird nur folgendes über dieselbe mitgetheilt: „In Hanau bestand etwa von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab eine von zwei Niederländern errichtete Fayence-Fabrik, welche Anfangs des 18. Jahrhunderts auf Simon van Alphen übergegangen ist. Ueber die Erzeugnisse derselben Näheres ausfindig zu machen, ist mir bis jetzt nicht gelungen."

Das daselbst mit Vorbehalt als Hanauer Marke (M. V. 1279) mitgetheilte Zeichen dürfte wohl eher ein etwas eigenthümlich mißrathenes Spezimen der Offenbacher Marke (M. V. 1359) sein.

Wodurch von Schorn in dem als LXV. Band von „Das Wissen der Gegenwart" erschienenen Schriftchen: „Die Kunsterzeugnisse aus Thon und Glas" dazu veranlaßt wurde, a. S. 108 zu sagen: „Vorzügliche Arbeiten lieferten außerdem Hanau und Höchst", blieb uns unerfindlich.

außerhalb der ehemaligen Grafschaft Hanau wohl kaum verbreitet gewesenen Wochenschrift ist auf Seite 128 als „Vierter Beitrag zu der Geschichte der Fabriken und Manufakturen in Hanau" folgendes eingerückt:

„Von der Fayence-Fabrik, aus den von ihr selbst mitgetheilten Nachrichten."

„Als noch in ganz Deutschland keine Fayence oder ordinäres Porzellain fabrizirt wurde, so errichteten zwei ansehnliche Kaufleute aus den Niederlanden eine dergleichen Fabrike im Jahre 1650 in Frankfurt am Main. Durch eben dieselben wurde hernach eine in der hiesigen Neu-Stadt errichtet, welche in kurzer Zeit in besten Flor kam, da sie auch von dem damals regierenden Grafen zu Hanau mit ansehnlichen Freiheiten beschenkt wurde. Vor ohngefähr 70 Jahren hat sie Simon van Aphen an sich gekauft, dessen Nachkommen und Erben sie noch bis jetzt mit der größten Sorgfalt fortgeführt haben. Ob nun zwar unterdessen sehr viele dergleichen Fabriken in Deutschland entstanden sind, so hat doch die hiesige jederzeit wegen ihrer Ordnung und wegen ihrer schönen und guten Waare in einem guten Ruf gestanden, und noch jetzt versendet sie ihre Waare in alle Gegenden Deutschlands. Landgraf Wilhelm VIII. zu Hessen, der ein besonderes Augenmerk auf diese Fabrike gehabt hatte, hat sie deswegen mit vorzüglichen Freiheiten begnadigt,[2]) die alle von unserm gegenwärtigen theuersten Landesfürsten bestätigt worden sind.

Vor Zeiten, da wenige dergleiche Fabriken in unseren Gegenden vorhanden waren, haben zuweilen 50 und mehrere Arbeiter in derselben gearbeitet. Gegenwärtig arbeiten noch in derselben 21 Leute."[3])

Als vorstehendes vor einer Reihe von Jahren zur Kenntniß des Verfassers gelangt war, konnte er sofort eine ihm bekannte Marke[4]) als die van Alphens deuten und darauf hin sein systematisches Sammeln von Hanauer Fayencen beginnen. Behufs Feststellung der Geschichte der Manufaktur blieb er auf die im Königl. Staatsarchiv zu Marburg a. L. vorfindlichen Urkunden, welche lediglich äußere Verhältnisse der Fabrik, namentlich Ertheilung und Verlängerung des Privilegs betreffen, angewiesen. Von befreundeter Seite ihm zugestellte Kopien und Auszüge aus den Rathsprotokollen von Neu-Hanau ergaben nichts von Belang. Aus den eigentlichen Fabriksakten, d. h. Rechnungen, Lohnbüchern, Brandzetteln, Waarenverzeichnissen u. dgl. scheint leider nichts vorhanden zu sein. Trotzdem konnte aus den Marburger Archivalien die nachstehends zum Abdruck gelangende Skizze zusammengestellt werden. Eine vom Verfasser veranlaßte Durchsicht der Hanauer Kirchenbücher lieferte die Namen einer großen Anzahl in der Fabrik beschäftigt gewesener Personen; sie gelangen am Schlusse des Aufsatzes in alphabetischer Reihenfolge mit den anderweit ermittelten zur Mittheilung.

Der Beginn der Hanauer „Porzellain-Backerey" datirt, wie oben schon bemerkt, aus dem Jahr 1661; am 1. März jenes Jahres gelangte an den Rath der Neustadt Hanau folgendes Gesuch um die Gestattung der Anlage:[5])

Edel, Ehrenvest Vnd Wohlgelährt, Ehrsam, Fürsichtig Vnd Wohlweiße dießer Newstatt Hanaw Wohlverordnethe Herrn Schultheiß, Bürger Meister vnd Rath Grg. HochgeEhrte Herrn 2c.

Ew. E. F. vnd Wohlgeb. geben wir die endtßvnderschrieben hiermit Vnderdienstlichen zu erkennen, Waß maßen wir Vns vorgenommen eine Newe Vnd dießer Landen bishero ohnbekannte Porcelain Backerey ahnzurichten, Zu welchem ende wir bereits Von langer Handt Vndterschiedtliche großer onkosten Vnd Reißen nacher Niederlandt Vnß Vnderfangen Vnd nunmehro So weit damit kommen, daß nur allein der orth wo wir solche Backerey anstellen mögten noch nit resolvirt haben.[6])

Nachdeme dan wir berichtet worden, ob hetten E. E. F. Vnd Wgb. allen denen die Einige

[2]) In Folge des am 26. Juli 1643 mit der Landgräfin Amalia Elisabeth von Hessen-Kassel, einer geborenen Gräfin von Hanau, abgeschlossenen Erbvertrages gelangte im Jahre 1736 nach dem Aussterben des Hanauer Grafenhauses die Stadt Hanau mit den ehemals Münzenbergischen Landen an Hessen. Der spätere Landgraf Wilhelm VIII., damals Statthalter seines Bruders Friedrich, welch' letzterer zugleich König von Schweden war, übernahm die Regierung der Grafschaft und hielt am 25. April 1736 seinen Einzug in Hanau.

[3]) Obenstehendes ist offenbar die Quelle für die sich in Gädicke, Fabriken- und Manufacturen-Adreß-Lexikon von Teutschland (Th. II. S. 214) findende Mittheilung über die Hanauer Fayencefabrik gewesen und dürfte es auf diesem Wege dann auch die Grundlage für die Angaben in Jännicke's Grundriß geworden sein.

[4]) Nr. 1352 in Jännicke's Markenverzeichniß; daselbst aber ebenso, wie bei Jacquemart, les merveilles de la céramique. (Paris 1871) T. III. p. 209 verkehrt gelesen. In Gräffe. Guide de l'amateur de porcelaines et de poteries (Dresden 1873) findet sich die Marke (Nr. 370) auch verkehrt abgebildet und auf Rouen bezogen, während die anderen Autoren sie wenigstens unter den deutschen Marken aufführen.

[5]) Wie hielten es für zweckmäßig, diese ältesten auf die Gründung der Fabrik bezüglichen Urkunden ihrem ganzen Wortlaute nach hier mitzutheilen.

[6]) Die endesunterzeichneten Bittsteller, Daniel Behaghel nnd Jakobus van der Walle, hatten zunächst

Newe Fabric oder Manufactur dießer orthen einführen würden, einige Jahr Freiheit Von allen bürgerlichen beschwehrden grg. Verordnet, Vnd wir ohne daß Zu dießer Statt allezeit Vnsere sonderliche Vnderthänige Affection getragen, So wehren wir wohl entschloßen, solche Nwe Vnd dießer Landen niemahlß geübte Negoti /:durch welche keinem einzigen Menschen der geringste Eintrag oder Nachtheil nicht geschicht, Sondern Vielmehr die bürgerliche Nahrung Vnd gewerb gebeßert, auch selbst Gemeiner Statt Ruhm Vnd aufnehmen befordert wird:/ alhier in dießer löblichen Newen statt[7]) ahnzufangen, Vnd daß darzu nothwendige erforderte Capithal, welches im ersten Jahr Vnder 6000 fl. nit würdt sein können in die wag zu stellen.

Wofern dieses Privilegium Vnd Freyheit zu erhalten: 1) daß in denen nächst nacheinander folgenden fünf Vnd Zwantzig Jahren dergleichen Porcelain Backerey, Niemanden anderst als Vns Vnd den Vnsrigen in dieser Statt Vnd gantzen Graffschaft Hanau ahnzurichten erlaubet, 2) die darzu gehörige Materialien Vnd Materiata mit keiner beschwehrung deß ein= Vnd ausführens belegt, Vnd 3) Vnserem Zu solcher schwehren Arbeit bestelten Verwalter Vnd seinem Gesinde/: nach Verfließung obgedachter grg. Verwilligter befreyungs=Zeit:/ gegen erlegung Zimblicher und gebührenden Schutzgeltes Von allen Bürgerlichen Beschwehrden alhier zu wohnen Verstattet, Vnd über solcheß alleß Schriftlichen darzu benöttigter Schein Vnß ertheilt werde.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. für die Anlage in Aussicht genommen Am 21. Febr. 1661 wurde daselbst im Rath ein Gesuch beider verlesen, „Ihnen allhier eine Feuerstätte und Purcellain=Backerey auf 20 Jahre zu vergönnen.“ Die Thatsache, daß sie schon nach wenigen Tagen sich nach Hanau wandten, beweist, daß in Frankfurt Schwierigkeiten entstanden waren. Wann am letzteren Orte eine Fayencefabrik in Betrieb gesetzt wurde, ist noch unermittelt; die Angabe des Jahres 1650 im Hanauischen Magazin scheint mit Rücksicht anf vorstehendes irrig zu sein.

7) Ueber die Gründung der Neustadt Hanau vgl. m. Junghans, Kurze Geschichte der Stadt und des Kreises Hanau 2c. S. 29 ff. Daselbst sind auch die den Einwanderern, welche größtentheils aus im Jahre 1555 aus der Heimath vertriebenen Wallonen und Niederländern bestanden, die sich seitdem in Frankfurt a. M. niedergelassen hatten, jetzt aber auch dort in der freien Religionsübung gehindert wurden, durch die sog. Kapitulation vom 1. Juni 1597 zugesicherten Freiheiten angegeben. Ueber die in Folge derselben zu Hanau entstandenen Fabriken findet sich näheres ebenda Seite 85 ff.

Kasseler Tagesneuigkeiten aus dem 18. Jahrhundert.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Anfangs 1774 wurden zur Durchführung der Kleiderordnung Besichtigungen in den einzelnen Häusern vorgenommen, sie erwies sich aber als undurchführbar. Nicht besser erging es dem erneuerten Verbote des Kaffees, „das niemand verhinderte, ihn zu trinken, und dem der Schokolade.“

Im Frühjahr starb der Leibneger des Landgrafen, nachdem er vorher getauft worden war. Vom 20 — 24 Mai erfror alles Obst.

In der Unterneustadt fand eine Hochzeit statt, „die wie die der Lapither endigte“ und sehr traurige Folgen nach sich zog. Ein Bäcker aus der Unterneustadt heirathete eine Tochter des Stallschreibers Wenderoth. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, und abends kam ein betrunkener Offizier vom rosenrothen Regiment, der ein Freund der jungen Frau gewesen sein sollte, hinzu und wurde unverschämt. Einige Bürger, namentlich der Gerber Pinhard und der Sohn des Mühlenmeisters Engelhard fielen deshalb über ihn her und schlugen ihn. Als der Offizier den Degen ziehen wollte, wurde er die Treppe hinunter geworfen, wo er einem Polizeidiener begegnete, der ihm Degen und Portepee abnahm, ihn durchprügelte und im Koth herumwälzte. Als er auf der Erde lag, wurde er noch sehr mißhandelt. Der Offizier erhielt einige Zeit Arrest, die Bürger wurden, nachdem sie sich auf der Polizei sehr unverschämt verantwortet hatten, in der Goldkammer*) eingesperrt, und es wurde dann Engelhard zu 9 Monaten Festung, Pinhard zu 6 Monaten Zuchthaus verurtheilt.

Bald darauf machte eine andere Skandalgeschichte von sich reden. Die sich damals am kasseler Hof aufhaltende Prinzessin Soubise hatte als Hausmeister einen gewissen Fevé, der früher Advokat zu Nancy gewesen war. Da dieser sein Amt schlecht verwaltete, so beauftragte die Prinzessin den in hessischen Diensten stehenden Hauptmann Dumont damit, Fevé Rechnung

*) Dem bürgerlichen Gefängniß im alten Rathhaus an der Fischgasse.

legen zu lassen, letzterer legte aber keine Rechnung ab. Eines schönen Sonntags nun begegneten sich beide auf dem Friedrichsplatz. Dumont redete Fevé höflich wegen der Angelegenheit an, worauf dieser ausfallend antwortete und mit Prügeln drohte. Darüber aufgebracht, zog ihm Dumont einige Hiebe mit seinem Rohrstock über, der dabei auf Fevé's Rücken zerbrach. Als letzterer seinen Gegner entwaffnet sah, griff er nun zu seinem Stock, gab Dumont einige Schläge und hieb ihn namentlich in die Nähe des Auges, so daß das Blut herauslief. Nun konnte sich Dumont nicht mehr mäßigen, zog seinen Degen und traf den kleinen Advokaten so gut, daß dieser zur Erde stürzte. Dann rief er die Wache und ließ ihn auf die Pritsche bringen, er selbst aber meldete sich sofort beim Landgrafen, der ihm sofort Arrest gab, die Sache untersuchen ließ und, als er fand, daß Dumont der Angreifer war, ihn auf 6 Wochen nach Spangenberg schickte. Kurz ehe diese Frist abgelaufen war, forderte Dumont seinen Abschied; da aber die Vorschrift bestand, daß Offiziere, welche ihren Abschied forderten, auf eine gewisse Zeit nach Spangenberg geschickt werden sollten, so hatte er eine neue Strafe zu verbüßen. Fevé anlangend, so diente dieser 3 Stunden lang mehr als 600 Menschen „aller Stände und Völker" im Wachthaus auf dem kleinen Weinberg *) zur Ergötzung und zum Schauspiel, dann wurde er in einer Portechaise nach Haus gebracht, um sich von seinen Hieben heilen zu lassen, und als er wieder ausgehen konnte, erhielt er seinen Abschied.

Der Winter von 1774—75 war leidlich kalt. Die Kälte dauerte von 15. November bis Ende Januar, während der Schnee sechs Wochen lang zwei gute Fuß hoch lag. Anfang Februar 1775 begann ein längeres Regenwetter mit einzelnen schönen Tagen dazwischen.

Anfang 1775 wurde das Chausseegeld eingeführt und zu dessen Erhebung wurden in gewissen Entfernungen von einander Schlagbäume aufgerichtet.

Um diese Zeit kaufte der Landgraf den ganzen Abhang des Weinbergs, um daselbst Weinbau zu betreiben. Er ließ einen Winzer von Genf kommen und alsbald 30 000 später noch 20 000 Weinstöcke pflanzen. Der Plantagen-Inspektor Karl Du Ry mußte dort auch Maulbeerbäume anpflanzen und ließ die Weinbergsschanze**) einebenen, um dort solche Bäume zu pflanzen. Diese wurden in Alleen gepflanzt, deren jede ein Dorf oder einen bemerkenswerthen Berg als Aussichtspunkt hatte, und die an ihren Kreuzungen verschiedene kreisrunde, länglichrunde und viereckte Kabinette bildeten, „was sehr artig und von gutem Eindruck" war. „Ich glaube gern," schreibt Karl Du Ry seiner Schwester, „daß wir hier keinen Champagner ziehen werden, aber das schadet nichts, es ist immer eine Verschönerung; es wird besser aussehen als der wüste Berg am Eingang der Stadt, und wenn die Sommer so warm sind als dies Jahr, so können wir auch einen trinkbaren Wein ziehen." Die Weinernte des ersten Jahres, um das gleich hier zu erwähnen, ergab eine Ohm, man hoffte aber später mehr zu keltern, schließlich ganz Hessen damit zu versorgen und auch noch auszuführen. Dem Weinbau stellten sich aber und ebenso der Seidenzucht klimatische Hindernisse entgegen. In letzterer Richtung schreibt Karl Du Ry Ende Juli 1775: „Ich habe eben meine Seidenwürmer geerntet, es hat dies Jahr lange gedauert, weil das Frühjahr bis Ende Mai kalt gewesen ist und die Maulbeerbäume selbst erfroren waren, so daß ich die Würmer künstlich ausbrüten mußte. Die Seidenwürmer würden recht gut gerathen sein, wenn das Laub nicht gefehlt hätte; aber dies letztere hatte ein wenig gelitten." Man bevorzugte die schwarzen Würmer, weil diese die schönsten Kokons geben. Die Ernte von 1775 ergab 140 Pfund Kokons, je 3 Unzen schwer, und 30 Pfund zu je anderthalb Unzen; der Vereinbarung zufolge erhielt die ersteren der Landgraf, die letzteren Karl Du Ry als Honorar. Wein und Seidenbau giengen bald wieder ein.*) Es mögen hier noch einige andere botanische und gärtnerische Nachrichten mitgetheilt werden. Karl Du Ry sandte seiner Schwester nach Südfrankreich holländische, englische, lange rothe Nieren- und dicke weiße Frühkartoffeln, Schwertbohnen und Erbsen, letztere aus dem Garten des Herrn von Zanthier**), die also wohl die besten zu Kassel gewesen sein müssen, dazu einen Host Nachtviolen, einige immer tragende Erdbeeren und eine Blechbüchse mit Cichorienkaffee, dagegen sandte die Schwester dem Bruder den Samen eines Krautes, das sie zu Carassonne gefunden hatte, das für Wunden heilkräftig sein sollte, wenn man sie mit dem Saft der Pflanze beträufelte und mit einem ihrer gequetschten Blätter bedeckte, wie es auch gegen das Wundgehen der Füße wirksam sein sollte, täglich zweimal frische Blätter des

---

*) Dem jetzigen Auethor.

**) Zwischen der Humboldtstraße und Wilhelmshöher Allee.

*) Der letzte Rest der gewonnenen Seide befindet sich als ein aus dem Nachlaß von Karl Du Ry stammendes Knäuel Rohseide in der mit der städtischen Bibliothek zu Kassel verbundenen Sammlung hessischer Alterthümer.

**) Dieser Garten lag an der Stelle des jetzigen Friedrichs-Gymnasiums.

Krautes unter die Füße zu legen. Es wurde festgestellt, daß dies Kraut schon seit einer Reihe von Jahren unter dem Namen Hörnermohn im botanischen Garten der Universität Rinteln gezogen wurde. Karl Du Ry säete den ihm geschickten Samen, um das heilkräftige Kraut allgemein nutzbar zu machen, unter dem Weinberg am ehemaligen Philosophenweg aus, wo es sich bis vor vielleicht 40 Jahren selbst fortgepflanzt hat, dann aber in Folge der Veränderungen, die mit jener Gegend vorgenommen wurden, ausgerottet worden ist.

Vom 15. April bis Johannis 1775 fiel kein Tropfen Regen, so daß „die Unglücksraben schon Ach und Weh schrien"; gegen Johannis trat eine von starken Gewittern begleitete Regenzeit ein, Mitte Juli wurde das Wetter wieder schön, so daß man sich keines so schönen Sommers seit 1766 erinnerte. Es gab Kirschen im Ueberfluß und viel Getreide von guter Beschaffenheit.

Der damalige hessische Gesandte in Berlin Oberst Graf von O., früher Gesandter im Haag und in Wien, hatte das Geheimniß erfunden, in Berlin 26 000 Thaler durchzubringen, die einen Theil der Mitgift der Landgräfin*) ausmachten. Das Geld war ihm ausgezahlt, um es nach Kassel zu schicken, er aber verlor es zum Theil im Spiel, und das übrige brachte er mit einer gewissen Frau von Münchow durch. Nach seiner Zurückkunft wurde ihm der Prozeß gemacht, er verlor seine Gardekompagnie und seine anderen Stellen „und sitzt nun in Spangenberg, Gott weiß, auf wie lange Zeit."

Um diese Zeit erschien eine neue Beerdigungsordnung. Die Kriegs- und Domänenkammer ließ einen Leichenwagen**) bauen und gab ihn bei einem Fuhrwerksbesitzer Ullrich in der Müllergasse in Verwahrung. Die Verordnung bezweckte die Verminderung der Beerdigungskosten. Wer in landgräflichen Diensten stand, wurde verpflichtet, den Wagen zu gebrauchen. Der Wagen war mit einem Himmel bedeckt und wurde bei der Beerdigung einer Person der sechs ersten Rangklassen von vier, sonst von zwei schwarz verhangenen Pferden gezogen, deren jedes von einem schwarz gekleideten Stallknecht geführt wurde. Für eine Person der sechs ersten Rangklassen gingen sechs, im übrigen vier Sargträger neben dem Wagen her. Pfarrer und Verwandte sollten dem Wagen zu Fuß folgen, bei Regenwetter aber wurden zwei Wagen gestattet, einer für den Pfarrer und einer für die Verwandten. Die Marschälle wurden beibehalten, nicht aber deren Ersatzmänner. Für eine Beerdigung mit sechs Pferden wurde der Fuhrlohn auf 3 Thaler 10 Albus 8 Heller, für eine mit zwei Pferden auf 2 Thaler festgesetzt, jeder Träger erhielt 8 Albus oder auch 10 Albus 8 Heller. Handwerker und Arme brauchten den Wagen nicht zu benutzen, ersteren war gestattet, von den Zunftgenossen getragen zu werden, letztere wurden durch die Träger der Hospitäler befördert. Kinder unter acht Jahren sollten in alter Weise, d. h. in einer Chaise begraben werden. Die erste Beerdigung vermittels des neuen Leichenwagens fand bei der Leiche der Mutter des Hofschmieds Kersting statt, es folgten ihr 4—500 Menschen, ungerechnet von etwa 100 Gassenjungen.

Im Herbst 1775 kam der Erbprinz*) nach Kassel; über diesen Besuch erzählt Karl Du Ry folgendes: „Unser Erbprinz war auf seiner Durchreise im Gasthof zum Stralsund**) abgestiegen; er kam abends an und anderen Morgens gegen 4 Uhr war er auf den Beinen, um die alten und neuen Gebäude zu besichtigen. Gegen 10 Uhr traf ich ihn auf der Oberneustadt beim französischen Hospital, gefolgt und umgeben von einer großen Menge Menschen; alt und jung, groß und klein lief hinter ihm her und sagte: das ist der Erbprinz. Endlich von diesem Haufen ermüdet, gieng er aus dem Weißensteinerthor hinaus und befahl der Schildwache, niemanden hinaus zu lassen. Dann wandte er sich um die Mauer, als wenn er nach dem kölnischen Thor zu wollte; die Menge, durch diese Handlungsweise getäuscht, lief nach dem Königsplatz, im Glauben, daß er darüber zurückkehre. Ich gieng denselben Weg mit dem jungen Herrn Huber***). Als wir in der Nähe des Wilhelmsthores vorbei kamen, sagte uns die Schildwache, die es durch eine Ritze wahrgenommen hatte, er sei auf seinem Weg zurückgekehrt, wir machten es ebenso und eilten mit großen Schritten zur Weißensteiner Allee. Dort stellten wir uns vor dem Amelungschen Haus auf, wo er vorbei kam, begleitet vom dicken Malsburg. Er machte einen großen Theil des Weges zu Fuß und schlief zu Weißenstein; die Wasser ließ er aber erst am andern Morgen um 5 Uhr spielen, um der Menschenmenge aus dem Wege zu gehen, die ihm sonst gefolgt wäre. Von dort besuchte er Wilhelmsthal und Geismar und begab sich dann nach Hanau, von wo er einige Tage darauf nach England abgereist ist."

Im Herbst 1775 wurden Fiaker eingerichtet, die auf dem Platz vor dem Schloß gegenüber

---

*) Landgräfin Philippine, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt.

**) Dies war der erste Leichenwagen in Kassel.

*) Der spätere Landgraf Wilhelm IX.; er scheint inkognito gereist zu sein.

**) auf der Altstadt

***) Dessen Vater war Professor am Carolinum.

dem Marställer Platz aufgestellt wurden; jedermann durfte sie benutzen wie die Portechaisen. Die Herren Bröckelmann und Genossen ließen sie durch die ganze Stadt fahren, man zahlte 1/4 Gulden*) für die Fahrt. Auch wurden Stiefelputzer „à la Royale“ eingeführt, ebenso Eichwasserträger, und endlich wurde den Kaufleuten aufgegeben, bis 10 Uhr abends ihre Läden erleuchtet zu halten. Am 4. Oktober fieng man an, den Saal zu erleuchten, in dem die großen nnd kleinen Spiegel auf dem Meßhaus untergebracht waren. Auch wurde es untersagt, innerhalb der Stadt Schweine zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

*) 50 Pfennig.

Frage und Antwort.

Wann zieht der Frieden in mein Herz hinein?
Wann höret auf sein oft so stürmisch Schlagen?
Wo findet's Ruh', wenn's mutlos will verzagen?
Das arme Herz, mit seiner Lust und Pein. —

Wo ist der Ort, der alle Qualen endet?
Der Alles birgt, gleich dem verschloss'nen Herzen,
Des Lebens Lust, des Lebens Freud' und Schmerzen
Und endlich mir die ew'ge Ruhe spendet?

Es ist das Grab, auf das die Scholle fällt,
Das allen Kummervollen und den Müden,
Auch mir nicht fern, vielleicht schon bald beschieden; —
Denn dieses ist das letzte Ziel der Welt. —

Kommt dann der sanfte Abendwind gezogen,
Dringt durch den Totenkranz ein leises Beben.
Die Blumen fangen wieder an zu leben
Und flüstern: „Endlich ruht nun seines Herzens Wogen!“ —

Carl Weber.

Das Heimathland.

Wo himmelan sich Hessens Berge heben,
Wo froh erschallt des deutschen Sängers Lied,
Wo holde Sagen ihren Schleier weben —
Im tiefen Schacht des Schatzes Feuer glüht —
Wo alle Herzen eint der Treue Band.
Da liegt mein liebes theures Vaterland.

Ich steh' allein in andachtsvollem Lauschen.
Sanft schwebt der Abendglocken Klang empor,
Und in des Frühlingswindes sanftem Rauschen
Erklingen traute Weisen meinem Ohr.
Wenn Schmerz die Brust im Weltgetümmel fand:
Hier werde Frieden ihr — im Heimathland.

Und wie im Lenzeshauch die Knospen schwellen
Zieht neues Leben in das Herz hinein.
Seid mir gegrüßt, ihr klaren Stromeswellen!
Sei mir gegrüßt, Du Frühlingssonnenschein!
Ich grüße Dich, Du Stadt am Fuldastrand.
Du edle Perle in dem Heimathland!

Doch sollte mich die Macht des Schicksals scheiden
Von meines Heimathlandes Herrlichkeit,
Und muß ich fern den Schmerz der Sehnsucht leiden,
Getrennt vom Orte goldner Jugendzeit:
Dir bleibt mein ganzes Sinnen zugewandt,
Land meiner Träume, schönes Heimathland!

Wenn bang die Trennungsstunde denn geschlagen
Will ich noch einmal sein auf Hessens Höhn,
Will ich, wie in des Glückes sonn'gen Tagen,
Bewegten Blicks auf Flur und Auen sehn;
Den letzten Gruß winkt bebend meine Hand
Dem Land der Ahnen, meinem Hessenland!

H. A.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus der Chronik des Wilhelm Buch.

Heinz von Lüder.

Um das hessische Vaterland hat sich unter andern Familien die der Buch hochverdient gemacht, aus welcher mehrere bedeutende Männer im Civil- und Militärdienst hervorgingen. Der älteste Buch, von welchem wir etwas Genaueres wissen, war Johannes Buch, Lehrer des nachherigen Landgrafen Wilhelm IV. Er ist noch in hohem Alter fürstlicher Bibliothekar und Rathsherr in Kassel gewesen. Sein Sohn Wilhelm ging in hessendarmstädtische Dienste, ward ähnlich seinem Vater Lehrer der landgräflichen Kinder und später Hospitalsverwalter in Hofheim. Dieser W. Buch ist ein „besonderer Liebhaber“ alter und neuer Geschichte gewesen und hat auf Befehl des Landgrafen Georg I. eine hessische Chronik wohl aus mehr als 500 Seiten bestehend in Folio geschrieben, ohne den Willen sie drucken zu lassen, „so daß das Stück von Philipp dem Großmüthigen an bis auf's Jahr 1625 pro arcana historia zu halten sei.“ (Strieder 2—6. S. 52)

In dieser Buch'schen Chronik, die neuerdings in einer darmstädtischen Zeitung (1891) zum Abdruck gebracht worden ist, liest man allerdings viel Unbedeutendes, doch hat sie auch Partien, welche den geduldigen Leser ansprechen, so vorzüglich folgende Stelle,

welche mir merkwürdig genug schien, sie dem Herausgeber des „Hessenland“ zur Benutzung mitzutheilen.

Anno 1535 ungefähr als Landgraf Philipp der Aeltere vielleicht anderer schwerer Händel perturbieret (nicht wohl disponirt) und Heinz von Lütter, derzeit Hauptmann zu Ziegenhain und Obervorsteher der 4 Oberhospitalien übergeben gehabt (verächtlich behandelt), ist gemelter Heinz in großem Unmut vom Landgraf heimgegangen und hat seinem Diener Hans Sengarn befohlen, seine Gäule fertig zu machen, er wollte nach Straßburg reisen, und sich daselbst beneben ihm auf die Amtmeisterstube verdingen. (Heinz ist damals noch ledig gewesen, er hätte keine Kinder, so hätte er auch Gelds genug, es hätt' ihn der Landgraf übergeben, welches er nit um ihn verdienet, auch nit wohl erdulden könnte, solche Cavillanten (Verspottungen) zu ertragen. Wie ihm nun sein Diener abwehret und allbereit seine Stiefelchen angezogen und davon wollte, läßt ihn der Landgraf wiederum zu sich fordern, erscheint Hans in seinen Stiefeln und Sporen, fragt ihn der Landgraf, wohin er wollte. Sagt Heinz, er wollte hinweg. Da antwortet ihm der Landgraf höflich und sagt: Siehe Heinz, wenn ein großer wuchtiger Mühlstein von einem großen Berg herunterliefe und du stündest unten am Berg und wolltest dem großen Stein nicht weichen und ihn im vollen Laufe aufhalten, da würdest du ja viel zu klein und gering zu sein, er würde dich doch gar zerquetschen und verderben, wenn du ihn aber wohl läßt herunterfallen, alsdann magst du ihn mit Vorteil aufhalten*) Siehe Heinz, also ist es auch mit mir als einem großen mächtigen Herrn auch beschaffen, ich bin dir viel zu schwer und mächtig, wo wolltest du dich wohl vor mir bergen und verkriechen. Wann aber der Zorn vorüber ist, alsdann kannst du deine Notdurfte und Entschuldigung wohl vorbringen. Hat also Heinz seine vorgenommene Reise eingestellt.

Es ist wohl Heinz von Lütter eine kleine magere Person gewesen von Leib, aber in Händen wie auch von Gemüt stark und groß. Denn als ihn auf eine Zeit zu Ziegenhain im Schloß einer von Reckenrodt, ein großer starker von Adel, gevexiret, er wäre doch eine kleine unvertige Creatur, was er auch machen wollt? schweigt er still und als sie von Tisch aufgestanden, erwischt er den großen Mann ungewarnter Sachen und wirft ihn unter sich, dessen sich jedermann verwundert hat.**) Er hat sich auch der Hospitalien treulich und ernstlich angenommen Wann und so oft er nach Haina und anderen Hospitälern vorging, hat er ihm (sich) allemal aus den Armen ihren Topf Essen geben lassen, nicht besser oder mehr, den Wein, den er getrunken, hat er wohl contentirt, gesagt: Wenn ich sterbe, werden mich etliche Hofschranzen einen Heiligenfresser heißen, wie es geschehen ist. Er hat sich frisch und ernsthaftig gegen Jeden gezeigt und bewiesen.

G. Th. D.

*) Man meint Philipp wäre in Homer's Iliade belesen gewesen.

**) Leute von besonderer Körperkraft waren noch: Johann von Ziegenhain und drei Pfarrer; Ulrich, Mannel, Knierim.

Joachim Roell, der letzte Abt von Hersfeld. Am 24. Februar 1606 starb Joachim Roell, Abt von Hersfeld, gewählt am 27. Oktober 1592. Er beschließt die lange Reihe von Aebten, nachdem das Stift Hersfeld 840 Jahre unter der Regierung des Krummstabes gestanden hatte. Abt Joachim war ein Mann von sanftem Charakter und redlichem Herzen und gewiß nicht ohne Gelehrsamkeit, da er die Freundschaft des Landgrafen Moritz von Hessen, des größten Gelehrten, der wohl je auf dem Throne gesessen, in vollem Maße besaß. Er wurde in der Stiftskirche zu Hersfeld begraben, die Leichenrede hielt dem katholischen Abte der protestantische Prediger Vitus. Von Joachim Roell heißt es bei Winkelmann:

Et Joachimus erat ingens virtutibus abbas,
Officio promptus, praeidioque bonis.
Tranquillae semper pacis studiosus et aequi,
Nil nisi vera loquens, nil nisi vera probans.

Vom Landgrafen Moritz ist noch eine launige poetische Epistel in lateinischer Sprache an Abt Joachim vom Jahre 1603 vorhanden, die eine Einladung zur Jagd nach Friedewald enthält. Sie lautet:

Reverendissimo Joachimo,
confirmato Abbati Hersfeldensi Amico nostro.

Haec tibi certificat nostram Joachime salutem
Exoptat pariter teque salute frui;
Significat reditum de Fulda, nec tacet ipsum
Accessum ad laetum pacificumque nemus,
Pacificum nemus, facturum sacra Dianae,
In dicat, ad festum te Joachime vocat.
Crastina lux ducat, salvum te ducat ad illam,
Quae sacra est paci, pacis amore, domum.
Linque domi vestem pullam, venatibus aptam
Indue, quo faveat pulchra Diana tibi.
Sic partem praedae capies, sic vota Dianae
Persolves, et sic noster amicus eris.
Adduc Nicolaum tibi, laurentemque Lucanum,*)
Iunge viros laetos, laetitiaque probos.
Nil mihi rescribas, sed protinus indue soccos
Atque iter accelera, me pete, perge, veni!
Gaude, cum nostram videas fumare culinam,
Crede tibi quod sit copia parva cibi.
Vix vini binos catinos tibi crede bibendos,
Est locus in quo acidae valde bibuntur aquae.

*) Der Propst Nikolaus Selig und der Hofprediger Lucanus.

Caetera grato animo bene suscipe, more recepto.
Me redama, qui sum plenus amore tui.
Nil pro more trahe, sed celer ito, videto,
Hac charta inscribat quis tibi dulce vale.

Datae Stoppeliae superioris d. 9. Julii 1603.

Mauritius Hassiae Landgravius.

Die in Nr. 23 der Zeitschrift „Hessenland„ vom 1. Dezember 1892 wiedergegebene Inschrift auf dem Hessendenkmal nächst dem Friedberger Thor zu Frankfurt am Main verkündet der Nachwelt die Namen der vor hundert Jahren daselbst gefallenen Helden. Indem wir nachstehend eine kurze Lebensbeschreibung des an zweiter Stelle genannten Majors Chr. D. von Donop geben, möchten wir dazu anregen, daß uns auch über noch mehrere der Tapferen dergleichen nähere Mittheilungen eingesandt würden.

Als der am 27. Juli 1711 geborene königlich Dänische Major Karl Ludwig von Donop Erbherr zu Maspe und Nassegrund, Erbburgmann zu Blomberg (Lippe) im Jahre 1759 den 14. November starb, hinterließ er aus seiner 1743 mit Catharina Elisabeth, Tochter Dietrichs von Heimann und Elisabeth Sophie von Lützow, geschlossenen Ehe neben vier Töchtern den einzigen Sohn Christoph Dietrich Kasimir Ludwig, der am 12. October 1744 auf dem Gute Oedsted bei Fredericia in Jütland das Licht der Welt erblickt hatte und schon im dreizehnten Lebensjahre, am 27. April 1757, als Fähnrich in das Dänische Heer beim Seeländischen geworbenen Infanterie-Regiment, demjenigen seines Vaters, eingetreten war. Bei diesem Truppenkörper, der im Jahre 1768 den Namen Kronprinz Friedrich Regiment erhielt, rückte er 1760 zum Sekonde- und am 1. Mai 1769 zum Premier-Lieutenant auf. Am 26. Februar 1772 erhielt Chr. Dietrich von Donop auf sein Gesuch seinen Abschied in Dänemark und wir finden ihn während des amerikanischen Krieges als Hessischen Kapitän in dem Regimente von Donop wieder. Zuvor hatte er sich zu Küterbrok den 10. November 1774 mit Dorothee Eleonore Amalie, Tochter des Ernst Christoph Georg von und zu Gadenstedt und der Maria Franziska von Friesenhausen aus Nieder Maspe, vermählt, die ihm am 14. September 1776, einen Sohn, das einzige Kind dieser Ehe, gebar. Dieser wurde auf den Namen Johann Karl Ludwig getauft und diente 1798 in Cassel als Fähnrich. Schon längst ist sein Zweig erloschen. —

Christoph Dietrich von Donop war der letzte der langen Reihe seines Geschlechts, die Jahrhunderte hindurch in Dänischen Diensten standen und sich rühmlichst hervorthaten, wo immer ihnen die Gelegenheit dazu geboten war. Herr Jägermeister Schöller in Kopenhagen wird demnächst in der „Personalhistorischen Zeitschrift“ einen Aufsatz veröffentlichen: „Die von Donop in Dänischen Diensten.“

F. H.

Aus Heimath und Fremde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel hielt am Montag den 27. Februar in der Aula der Realschule seine Monatsversammlung ab. Dieselbe wurde von Herrn Dr. Scherer in Vertretung des Vorsitzenden Herrn Dr. Brunner mit geschäftlichen Mittheilungen eröffnet, welche sich auf den Zu- und Abgang von Mitgliedern und auf dem Verein zugegangene Geschenke bezogen, von welchen letzteren die von Frhrn. v. Eberstein in Berlin, Herrn Bug in Grottkau in Schlesien, Frl. Pauline Goldschmidt und Herrn Josef Rinald in Kassel und Herrn Ludwig Müller in Marburg besondere Erwähnung fanden. Sodann hielt Herr Oberlehrer Dr. Knabe den angekündigten Vortrag über: „Das Schulwesen zur Zeit der französischen Fremdherrschaft“. (K. T.-Bl.)

Die „Hessische Morgenzeitung“ schreibt: „Unser Landsmann Johann Lewalter, der sich durch eine Reihe werthvoller Liederkompositionen und eine Sammlung von Volksliedern aus Niederhessen einen geachteten Namen erworben, hat soeben op. 19 seiner Lieder, betitelt „Der Blinde“, herausgegeben. Das musikalische Gewand, welches der Komponist dem Texte verliehen, ist in Farbe und Zuschnitt dem letzteren durchaus ebenbürtig und sehr kleidsam. Daniel Saul kann gewiß mit solch' poetischer Auffassung und musikalisch gehaltvoller Gestaltung seines Gedichtes zufrieden sein. Verständnißvolle Uebertragung des textlichen Inhalts in's Reich der Töne und edle Harmonien zeichnen die Komposition von der ersten bis zur letzten Note aus. Ein einigermaßen ausdrucksvoller und inniger Vortrag sichert dem Werke schon eine tiefere Wirkung. Wir sind überzeugt, dieses Produkt der Schaffenskraft Lewalters wird bald gleich seinem Liede „So laß mich sitzen ohne Ende“ im Konzertsaal und Salon heimisch werden und empfehlen dasselbe angelegentlichst.

W.

Universitätsnachrichten. Dem Professor der klassischen Philologie und Direktor des philologischen Seminares Dr. Theodor Birt in Marburg, welcher den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf an die Universität Breslau abgelehnt hat, ist am Dienstag den 21. Februar von der Marburger Studentenschaft eine besondere Ehrung in Gestalt eines solennen Fackelzuges dargebracht worden. — Der außerordentliche Professor der Chemie Dr. Wilhelm Roser

in Marburg hat von den Farbwerken in Höchst a. M. einen Antrag zum Eintritt in die Stellung eines Vorstandes des wissenschaftlichen Laboratoriums erhalten und wird dem Rufe wahrscheinlich Folge leisten. — An der Universität Gießen hat sich der Gymnasiallehrer Dr. Matthäi als Privatdozent für Kunstgeschichte habilitiert.

Am 10 Januar starb zu Zürich im Alter von 84 Jahren unser hessischer Landsmann, der Professor der Theologie Dr. theol et phil. Gustav Volkmar. Geboren am 11. Januar 1809 zu Hersfeld, studierte er nach Absolvirung des Gymnasiums zu Rinteln, von 1828 bis 1832 in Marburg Theologie und Philologie, war Gymnasiallehrer in Rinteln, Kassel, Hersfeld, Marburg und Fulda, betheiligte sich in der vor- und nachmärzlichen Zeit in radikalem Sinne an den politischen und religiösen Bewegungen, veröffentlichte, als im Herbste 1850 die Verfassungswirren in Kurhessen ausbrachen, die Schrift „Der Kriegszustand in Kurhessen oder der Sieg eines freien Volkes über eine Willkür-Regierung von Gottes Gnaden," wurde in Folge dessen unter Anklage gestellt in Haft genommen aber bald wieder freigelassen. Doch wurde ihm die Fähigkeit abgesprochen, in Kurhessen ein Lehramt zu bekleiden und am 7. Februar 1853 wurde er seines Amtes entsetzt. Dr. Volkmar ließ sich hierauf in Zürich nieder und habilitierte sich daselbst in der theologischen Fakultät als Privatdozent; 1858 wurde er zum außerordentlichen und 1863 zum ordentlichen Professor für neutestamentliche Bibelexegese ernannt. In seinen wissenschaftlichen theologischen Anschauungen war Professor Volkmar ein Anhänger der kritisch-negativen sog. Tübinger Schule. Seine literarische Thätigkeit war eine sehr umfangreiche. Sie erstreckte sich meist auf Veröffentlichungen kirchenpolitischen und bibelexegetischen Inhalts.

Am 28. Januar verstarb zu Kassel nach kurz vorher vollendetem 70. Lebensjahre ein in den 60er Jahren sehr bekannter und geachteter Schulmann Dr. Wilhelm Jäger. Er war in Kassel, am 21. Januar 1821 als der Sohn des damaligen Vizebürgermeisters Pfarrers Hermann Wilhelm Jäger geboren. Nachdem er Gymnasium und höhere Gewerbeschule besucht hatte, lag er zwei Jahre lang zu Altmorschen dem praktischen Studium der Landwirthschaft ob, bereitete sich dann privatim auf die akademischen Studien vor und bezog hierauf die Universitäten Berlin und Marburg. Herbst 1846 legte er die Schulamtsprüfung ab, promovirte auch, und zwar auf Grund einer Abhandlung aus dem Gebiete der höheren Mathematik. 1848 trat er als Praktikant an der hiesigen Realschule ein, wo er bis zum Jahre 1851 thätig war. 1860 übernahm er die Falckenheiner'sche Privatknabenschule, deren Leiter er bis zum Jahre 1869 war. Er zog sich in's Privatleben zurück und lag eifrigst naturwissenschaftlichen Studien ob, bis ihn ein immer störendes auftretendes Augenleiden zwang, allen Arbeiten zu entsagen. —k—.

Aufruf!

Mit den Vorarbeiten zur Herausgabe einer umfassenden dialektischen Räthselsammlung beschäftigt, richte ich an alle Forscher und Freunde des deutschen Volksthums und Dialekts die herzliche und dringende Bitte, zur Erreichung der einem solchen Werke nothwendigen Vollständigkeit das ihnen zugängliche Material an dialektischen Volksräthseln zu sammeln und mir geneigtest recht bald einzusenden. Wo es gewünscht wird, erhalten die Einsender das handschriftliche bezw. gedruckte Material zurück.

Im voraus danke ich meinen lieben norddeutschen Landsleuten herzlich für die gütige Unterstützung und bitte dringend, mein Unternehmen, wenn auch durch den kleinsten Beitrag zur Räthselkunde, zu fördern.

Nörten in Hannover.

Rudolf Eckart,
Privat-Gelehrter.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 6. Kassel, 17. März 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969.
Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel oder deren übrigen Filialen angenommen.

Im Vorfrühling.

Voreil'ger Falter! Am besonnten Raine,
Wo gestern kaum der Märzenschnee verschwand,
An dünnbegrastem, winterlichem Land,
Suchst Blumen du, gelockt vom warmen Scheine.

Im Irren, glaubt' ich, steh' der Mensch alleine:
Doch sieh, dich täuschen bunte Stückchen Band,
Vom Zufall hergewehter Mädchentand,
Du ruhst, zu nippen von dem Blüthenweine.

Du Armer! Fliegst zu gleichem Flitter fort,
Der drüben glänzt — kehrst dann zum ersten Ort —
Nun, arg enttäuscht, entschwingst du dich in's Blaue.

Leichtgläub'ger Flügelträger, nicht verzagt!
Du hast zu frühe dich hervorgewagt,
Er kommt, er kommt der Lenz, wart' und vertraue!

Carl Liebrich.



Erinnerungen aus dem Leben des Gymnasialdirektors Dr. K. Brauns

(† 1846 zu Rinteln)

von Dr. H. Siebert.

(Schluß.)

In einer Art von Sänfte brachte man mich am folgenden Tag nach Treysa, wo mich ein Regimentsfeldscheer, der eben nicht viel verstand, ein Kompagniechirurgus A. und ein Dr. S. in die Kur nahmen. Jetzt fingen meine Leiden erst an. Alle Tage wurde das kranke Bein von neuem eingerückt, und die unverständigen Aerzte begriffen nicht, daß es schon beim Hinlegen, weil es ganz zersplittert war, sich wieder verrücken mußte, und endlich ward es sogar durch eine Maschine auseinandergeschraubt, um so liegen zu bleiben, bis die Knochen an einander gewachsen wären. Dabei schnitt man täglich an ihnen, riß Knochensplitter mit der Zange heraus, verletzte die Haut des noch gesunden Knochens, daß er auch anfing angefressen zu werden, und bohrte dann diesen wieder an, damit er um so schneller wegfaulen möchte. Das so mißhandelte Bein schwoll wie ein Butterfaß an, es war fast ganz eine große eiternde Wunde, vielleicht ein Schoppen Eiter ging täglich ab, es zeigten sich schon Brandblasen, ich bekam die fürchterlichsten Krämpfe und lag drei Tage lang am Rande des Grabes. Gott, wie innig betete ich damals zu Dir, daß Du mich von diesem furchtbaren Schmerze befreien oder lieber augenblicklich sterben lassen möchtest! Du erhieltest mich am Leben, und ich habe oft nachher Deine Weisheit gepriesen. Auch diese Leiden mußten zu meinem Heil dienen, und ich danke Dir noch stündlich, gütiger Gott und Vater, dessen Vorsehung in allen Schicksalen meines Lebens sichtbar waltete.

Am 1. November 1806 nahmen die Franzosen Hessen in Besitz, das Militär mußte die Waffen niederlegen, und die Offiziere, welche dem alten exilirten Fürsten treu blieben, wurden nach Frankreich in Gefangenschaft geschickt. Mein Vater ward nach Luxemburg abgeführt.*) Welch ein Abschied, als er seinen Erstgebornen dem Tode nahe verlassen mußte!

*) Siehe Anmerkung Seite 55.

Bald nach des Vaters Abreise verlangten die Aerzte die Amputation des Beins. Diese hätte ich gewiß nicht mehr ausgehalten. Da erschien der Freund unsres Hauses, der Rektor Siebert, als Helfer in der Noth. Er vermochte die Mutter dazu, den Feldscheer A. abzuschaffen und die Kur meines Beines dem geschickten Regimentschirurgus Rathemann ganz anzuvertrauen. Nur durch vieles Zureden des Rektors ließ sich Rathemann dazu bewegen, da er selbst an der Rettung des kranken Beins verzweifelte. Er hörte auf, mich mit stets neuem Einrücken zu quälen. Seine Behandlungsart bewährte sich, die Wunden heilten nach und nach, nachdem die Knochensplitter herausgeschworen waren. Nun kam das Bein in Schienen. Da erkrankte ich an Scharlach und die Wunden eiterten wieder mehr. Ich bekam Krämpfe in dem Bein, die Schienen mußten wieder abgenommen werden. Als sie später angelegt wurden, war der Knorpel schon zu hart geworden und mein Bein blieb schief.

Ich war noch sehr krank, als mein jüngster Bruder Theodor geboren ward. Meine Mutter ward von ihrer Schwester Henriette gepflegt, die seit einem Monat an den Pfarrer Theobald verheirathet war. Es ging meiner Mutter kümmerlich während der Gefangenschaft meines Vaters, und sie wußte oft nicht, woher sie das Geld zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen nehmen sollte. O, wie die Gute litt!

Nach einem halbjährigen Schmerzenslager durfte ich das Bett verlassen und lernte auf zwei Krücken gehen. Welche Wonne, als ich nur einmal wieder bis zum Fenster gehen und den blauen Himmel schauen konnte! Neue Wonne, als ich zuerst des Nachbars Haus und hernach den Todtenhof, von wo man eine schöne Aussicht nach Ziegenhain hat, besuchen durfte!

Jetzt kehrte mein Vater aus der Gefangenschaft zurück und lebte einige Zeit ohne Amt. Mein Entschluß Theologie zu studieren, den ich auf

dem Krankenlager gefaßt, ward von ihn gebilligt. Sobald meine Gesundheit es erlaubte, begann ich mit neuem Eifer Latein und Griechisch; mein Lehrer war der wackere Rektor.

Im Anfang des Jahres 1808 ward mein Vater als Commandant en second d. h. eigentlich als Lieutenant bei der Präfekturgarde in Marburg angestellt mit einem monatlichen Gehalt von etwa 30 Rthlr. Das war hart für den alten Krieger. Er reiste mit der Familie bald dahin, ich blieb in Treysa zurück, um konfirmirt zu werden. Die Pfarrerin Breul gab mir Wohnung und Kost und pflegte mich wie eine Mutter. Schon war ich konfirmirt und im Begriff nach Marburg zu reisen, da erhielt ich die unvermuthete Trauerbotschaft von dem Tode meiner trefflichen, mir ewig theuern Mutter. Ich wußte, daß sie krank war, an Seitenstichen litt, ahnte aber nicht, daß dieses eine Krankheit zum Tode wäre. Ich glaubte den Schmerz nicht ertragen zu können und der geliebten Mutter ins Grab folgen zu müssen. Die Zeit schließt alle Wunden. Aber oft noch denke ich mit Liebe und Wehmuth an die unvergeßliche Mutter und im Traume umschwebt mich oft ihr freundliches Bild.

Ich kam nach Marburg und fand den Vater trostlos. Meine Lage war traurig. Ich war noch schwach, hatte noch eine Wunde am Bein, die sich erst einige Jahre darauf schloß; zu einer Nachkur fehlte Zeit und Geld. Ich trat in die Prima des Marburger Pädagogiums. Doch war ich im Griechischen noch weit zurück, konnte kaum dekliniren und das Verbum τύπτω (das regelmäßige Verbum) und mußte Homer, Xenophon u. s. w. übersetzen. Ich mußte Tag und Nacht arbeiten. Der Vater ward immer mehr hypochondrisch, vernachlässigte die Sorge für den Haushalt, und ich mußte die Aufsicht über die jüngeren Geschwister führen, die nicht gehorchen wollten. Es war eine schmerzenreiche Zeit, ein Wunder, daß mein siecher Körper nicht unterlag.

Mein Vater hatte einen starken Körper, er war früher nie krank gewesen. Aber die Unzufriedenheit mit der Westfälischen Regierung, die Trauer über den Tod meiner Mutter und so manches andere nagten an seinem Leben, und Gott nahm ihn, wie er es wünschte, bald von dieser Erde, wo für ihn keine Freude mehr sein konnte. Er starb den 31. Mai 1809."

So waren beide Eltern, noch ehe die Morgenröthe der deutschen Freiheit anbrach, ins Grab gesunken; sie hinterließen sechs unversorgte Kinder, von denen der so hart geprüfte Karl, der älteste, erst eben das 16. Lebensjahr zurückgelegt hatte. Die übrigen Kinder wurden von Verwandten und Freunden aufgenommen, Karl allein blieb in Marburg zurück und ward schon im Herbst desselben Jahres, also in einem Alter von 16½ Jahren, nach 1½ jährigem Besuch des Pädagogiums von seinen Lehrern für fähig erklärt die Hochschule zu beziehen. Das von dem damaligen Pädagogiarchen, Prof. Arnoldi, unter dem 20. Juni 1809 ausgestellte Reifezeugniß ist in den ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßt. Sein treuer Freund Wilhelm Münscher, ältester Sohn des Professors und Konsistorialrathes Münscher, (1835—68 Direktor des Gymnasiums zu Hersfeld) ward gleichzeitig mit ihm Student: Diese Freundschaft ward durch das ganze Leben sorgfältig erhalten und gepflegt. Trotz Freitisch und Beneficium mußte sich der junge Studiosus sehr einschränken, indessen war er an Entbehren gewöhnt. „Wollte ich wie ein Fürst leben, — so heißt es in den Bruchstücken — so ließ ich mir eine Schüssel Reisbrei oder einen s. g. reformirten Thee oder auch nur einen Kaffee bereiten." Bei dem angestrengtesten Fleiße aber war er doch kein Kopfhänger und Verächter erlaubter Freude; er konnte fröhlich sein mit den Fröhlichen, doch mit dem rohen Treiben der meisten gleichzeitig in Marburg Studierenden konnte er sich nicht befreunden. Rohe und unwissende Renommisten gaben den Ton an, und die Fleißigen hatten viele Neckereien von jenen zu erdulden. Doch er ließ sich nicht irre machen und ging seinen Gang still weiter. Der Umgang mit ächten Freunden brachte ihm manche heitere Stunde, und in Gemeinschaft mit ihnen genoß er besonders alles Schöne, was dem Naturfreund die reizende Umgegend von Marburg darbietet. Ueberhaupt besaß er von seiner frühen Jugend an bis zum Grabe die höchste Empfänglichkeit für den Genuß der Naturschönheiten und hat auch in späteren Jahren aus seinen öfteren in Gemeinschaft mit einem oder mehreren Freunden unternommenen Reisen geistige Erfrischung und körperliche Erholung für seine anstrengenden Berufsarbeiten geschöpft. Außer Münscher waren ihm Kehr, Holzapfel und Nietsch nahe befreundet. In den Ferien ging er meist nach Wollrode und Hofgeismar, wo er liebevolle Aufnahme bei Verwandten von mütterlicher Seite fand. Auf einer dieser Ferienreisen machte er die erste Bekanntschaft seiner nachmaligen Gattin, der Tochter des zu Eberschütz verstorbenen Pfarrers Schmidt. „Sobald ich sie sah, sagt er, schien es mir, als ob sie einst mein Weib werden müßte, und mein Herz gehörte ihr". In Eberschütz verlebte er nun den größten Theil seiner Ferien und hier hielt er später seine erste Predigt.

Seine Studien nahmen inzwischen einen glücklichen Fortgang. Münscher, „ein wahres Licht

Marburgs," Wachler, „der hochgelehrte" Arnoldi und Tennemann waren seine Hauptlehrer, Creuzer sein freundlicher Beschützer. Münscher und Wachler unterstützten ihn zugleich mit litterarischen Hilfsmitteln. An dem neuerrichteten philologischen Seminar nahm er sogleich Theil und blieb bis zum Abgang von der Hochschule thätiges Mitglied. Schon damals erwachte in ihm die Liebe zum Schulfach.

Im Frühjahr 1813 erhielt er durch Professor Creuzers Vermittlung einen Ruf zu einer Hofmeisterstelle bei dem Grafen Fritz Reventlow in Enckendorf unweit Kiel. Die Reise in das Holsteinische, welche er mit seinem ebenfalls als Hauslehrer dorthin berufenen Freund Grimm machte, war wegen der Belagerung Hamburgs durch Davoust und wegen des dadurch gehemmten Postenlaufs mit nicht geringen Gefahren verbunden. Von Hannover aus fuhren sie mit Schmugglern nach Steinkirchen und von da mit einem Schmugglerschiff bei stürmischem Wetter nach Altona. Dort mußten sie wegen der Einnahme Hamburgs durch die Franzosen einige Tage verweilen, ehe sie Extrapost erhielten, welche sie nach Enckendorf brachte. Die Aufnahme in der gräflichen Familie war außerordentlich freundlich. Zwei Neffen des Grafen, Joseph Reventlow-Criminil, (später Präsident der schleswig-holsteinischen Kanzlei), und Heinrich (später Minister der auswärtigen Angelegenheiten), waren seine Zöglinge. Obgleich der Aufenthalt in diesem gräflichen Hause nur kurze Zeit dauerte, so trug er für Geist und Gemüth des strebsamen Jünglings doch bleibende Früchte, indem er ihm die Bekanntschaft mit Christian Stolberg, Rantzau, Pfaff, Hegewisch, Reinhold, dem alten M. Claudius und andern, die dort oft als Gäste weilten, verschaffte. Aber schon nach vier Monaten ward er durch verschiedene unerwartete Verhältnisse bewogen eine andere Hauslehrerstelle bei dem Kammerherrn und Amtmann von Steemann in Apenrade, das in einer der schönsten Gegenden Schleswigs liegt, anzunehmen. Dort verlebte er, belohnt durch die erfreulichen Fortschritte wackerer Schüler und Schülerinnen, im Besitz hinlänglicher Zeit zum Fortstudieren, im Genuß einer herrlichen Natur, die ihn zu mancher Dichtung begeisterte, und im Umgang mit nahen Freunden, namentlich mit Dr. Neuber, einem Arzt, Philosophen und Dichter, so frohe Tage, daß er sie stets zu den glücklichsten seines Lebens gezählt und noch auf dem Sterbebett die müde Seele an den heiteren Erinnerungen dieses Lebensabschnitts erquickt hat. Manche Gedichte (Romanzen, Geburtstagsgedichte und dgl.) entstanden in jener Zeit, und die in Marburg begonnene Kynomachie ward in Apenrade vollendet.

Im Herbst 1814, als Hessen wieder frei geworden war, zog ihn die Sehnsucht nach dem Vaterland, die Sorge um die jüngeren Geschwister und die Hoffnung, in Hessen bald eine Anstellung zu finden, in die Heimath zurück. Ein Hesse liebt, glaube ich, — dies sind seine Worte — sein Vaterland fast ebenso sehr, als ein Schweizer. Wie freute ich mich, als ich die heimathlichen Berge wieder erblickte!" Während er sich nun bei seinem Oheim, dem Pfarrer Weiß in Wollrode, zum theologischen Examen vorbereitete, bot sich ihm abermals eine Hauslehrerstelle dar bei dem ehemaligen Staatsrath von Berlepsch. Da diese Stelle reichliche Muße zum Studium versprach, so entschloß er sich zur Annahme und trat sein Amt Ostern 1815 an. Das theologische Examen aber gab er nun auf, da er entschlossen war sich ganz dem Lehrerberuf zu widmen. Zu Pfingsten 1816 ward er nach rühmlich bestandener philologischer Prüfung Kollaborator am Lyceum Fridericianum zu Kassel, an welcher Anstalt er bis zu ihrer Umwandlung in ein Gymnasium gewirkt hat. Freilich brachte diese Stelle im ersten Jahre nur 300 Thaler ein, und so sah er sich genöthigt durch Privatunterricht seine Einnahme zu verbessern. Aber er arbeitete mit Lust. Noch im Herbst desselben Jahres ward ihm der ehrenvolle Auftrag, den Töchtern der damaligen Kurprinzessin, den Prinzessinnen Karoline und Marie Unterricht im Deutschen, Lateinischen und Griechischen zu geben. Wie sehr sich aber beide Fürstinnen durch diesen viele Jahre hindurch fortgesetzten Unterricht befriedigt gefunden haben, höher noch schätzten sie in ihrem Lehrer den edlen Menschen; das erhellt aus den bis zu den letzten Zeiten in ihren Briefen ausgesprochenen Versicherungen der unwandelbaren Fortdauer ihres Wohlwollens. Weihnachten 1816 konnte der junge Kollaborator seine geliebte Braut Henriette Schmidt als Gattin heimführen. Der glücklichen, fast dreißigjährigen Ehe entstammten sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter, von denen die älteste in ihrem fünfzehnten Lebensjahre starb. Außerdem gehörte sein jüngerer Bruder Fritz bis zum Abgang zur Universität und seine einzige Schwester Henriette bis zu ihrer erstmaligen Verheirathung zu den Mitgliedern seiner Familie.

Wer den trefflichen Mann ganz wollte kennen lernen —so schließt der aus einem Freundesherzen kommende Nachruf von Münscher*) — der mußte ihn im trauten Familien-und Freundeskreise beobachten, wo die ernste und gemessene Haltung des Schulregenten der liebenswürdigsten Gemüth-

*) Dieser Nekrolog erschien in dem „Beiblatt zur Kassel'schen Allg. Zeitung" Nr. 46 und 47 vom 16. und 23. November 1846 kurz nach dem Tode des Freundes.

lichkeit und der heitersten Laune Platz machte. Wie sein Vater, so suchte und fand auch er seine Erholung nur im Schooße seiner Familie und der Natur. Mit innigem Dank gegen Gott erkannte und pries er das Glück, das er als Gatte und Vater genoß. Am 3. Weihnachtstage 1841 feierte er im Kreise aller Seinigen seine silberne Hochzeit. Die Folgen der früheren Leiden und allzu anstrengenden Arbeitens machten sich mit der Zeit in einem verschlechterten Gesundheitszustand fühlbar. Dagegen lebte er ganz seinem Berufe. In dem Tagebuch, welches er seit seinem 15. Lebensjahr zur eigenen Belehrung und Besserung geführt und erst 18 Tage vor seinem Tode geschlossen hat, spricht er sich über sein Wirken mit edlem Selbstgefühl folgendermaßen aus: „Das Schulhalten ist für mich wahres Bedürfniß geworden, und in keinem andern Stande würde ich mich glücklicher fühlen, als in dem gewählten. Ich werde arbeiten, so lange ich Kraft dazu habe, bin aber auch jeden Tag, jede Stunde bereit, wenn Gott es will, mein Arbeitszeug niederzulegen und Rechenschaft davon zu geben, welchen Gebrauch ich von dem anvertrauten Pfand gemacht habe. Mein Wille war immer gut, was ich aber doch gefehlt habe, das, hoffe ich, wird mir mein gnädiger Vater im Himmel verzeihen, dem mein Herz immer vertraut hat und auch ferner vertrauen wird im Leben und Sterben.“

In ehrender Anerkennung seiner Verdienste verlieh ihm die Universität Marburg 1827 bei der Feier ihres dritten Jubiläums das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie. Im Jahr 1835 ward er zum zweiten Lehrer und Professor an dem neu errichteten Gymnasium zu Kassel, im Sommer des Jahres 1839 zum Direktor des Gymnasiums zu Rinteln ernannt. Den 8. Mai 1841 feierte er sein fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum. Von Kassel aus ward ihm zu dieser Feier das folgende von Dingelstedt verfaßte Gedicht übersandt:

Jubel-Gruß

an Dr. Karl Ed. Brauns, Dir. und Professor des Gymnasiums in Rinteln, von seinen früheren Kollegen O. F. L. Appel, F. Dingelstedt, F. A. Dommerich, J. C. Flügel, J. W. Fürstenau, C. F. Gayer, E. W. Grebe, C. W. Jacobi, W. Jäger, F. E. Lichtenberg, G. Matthias, G. W. Matthias, H. A. Müller, E. F. A. Rauschenbusch, H. Rieß, L. Schimmelpfeng, A. F. A. Theobald, J. H. J. P. Volkmar, L. F. Weber, J. Wiegand.

. . . Ne forte credas
Interitura! . . . . .
Horaz.

Es schwimmt ein Blatt, mit Grüßen reich beladen,
Stromabwärts mit der Fulda gelber Fluth,
Zur Weser strebt's auf reichen Wasserpfaden,
Vertraut in der Najaden treue Hut,
Und landet an den freundlichen Gestaden,
Wo Rinteln in dem Schooß der Berge ruht,
Dort strandet es an Deines Hauses Schwelle,
Noch feucht, noch zitternd von dem Kuß der Welle.

Freund, nimm es auf! Du ahnst, was es bedeute,
Von wannen und warum es zu Dir eilt,
Die Züge kennst Du: lauter gute Leute,
Bei denen Du manch lieben Tag geweilt,
Die mit Dir jubeln, mit Dir schwelgen heute,
Wie sie die Sorgen einst mit Dir getheilt,
Und könnten sie, sie kämen selber gerne
Statt ihres Grußes aus der blauen Ferne.

Nicht wahr, Du denkst zuweilen noch der Zeiten,
Da Du mit ihnen, sie mit Dir vereint?
Und doppelt heute, wo von allen Seiten
Dein Haus, Dein Heerd, Dein Herz belagert scheint,
Wo Lieb' und Ehrfurcht feiernd dich umschreiten
Und Wehmuth ihre Freudenthränen weint,
Wo von des Festes sonntäglichen Höhen
Sinnend die Augen in's Vergang'ne sehen!

Ein halb Jahrhundert! Breite Zeitenspanne,
Verklärt in der Erinn'rung Mondenlicht!
Fünf Lustren in des Amtes strengem Banne,
Im Schweiß und Staub täglich erneuter Pflicht!
Ziemt nicht an solchem Ziel dem Ehren-Manne
Der Kranz, der heute Deine Stirn umflicht,
Wenn er, wie um ihn Raum und Zeit auch gährte,
Stets stark und treu und redlich sich bewährte?

Wohl ist der Stab aus schwerem Holz geschnitten,
Damit ein guter Hirt die Jugend führt;
Viel hat die Hand gewankt, geglüht, gelitten,
Die fünfundzwanzig Jahre ihn gerührt,
Und viel der Fuß, der kühn vorangeschritten
Und Fremden rechte Pfade ausgespürt,
Und viel der Geist, der, immer aufgeschlossen,
In Andere verleugnend sich ergossen.

So thatest Du! die steilen Weges-Strecken
Du hast sie leicht und mild zurückgelegt,
Und mehr noch: um den unfruchtbaren Stecken,
Der Mosis-Quellen aus dem Felsen schlägt,
Schlangst Du, das Herz zu laben und zu wecken,
Der Dichtung Reis, das Frucht in Blüthen trägt;
Drum ruhet auch, gepflückt in jungen Jahren,
Noch frisch ein Lorbeerzweig in Deinen Haaren.

Was kümmert's Dich, daß nicht mit Schaugepränge
Die großt Welt Dein Jubelfest begeht?
Im Stillen reift, fern von der lauten Menge,
Dein Ruhm, nicht prahlend auf- und abgeweht,

Und war der Weg auch unscheinbar und enge,
Den härmt es nicht, der hoch am Ziele steht,
Wenn überall ihn gold'ne Ernte freuet,
Wo er bescheiden dunk'le Saat gestreuet.

Nicht bloß der Mann des Krieges ist unsterblich,
Der Sänger nicht, der klassische, allein!
Nein, vom Geschlechte zum Geschlechte erblich
Geht auch der Lehrer durch der Zeiten Reih'n,
Sein Bild ist wie sein Name unverderblich,
Und trägt sie Klio in ihr Buch nicht ein,
So schreibt die Liebe, dankbar und geschäftig,
Sie in die Herzen tief und lebenskräftig.

Schau um Dich, Freund! Sie kommen Dich zu grüßen,
Voran in heil'gem Rund der Deinen Schaar,
Dann Deine Jugend, feiernd Dir zu Füßen,
Wo horchend sie so oft gesessen war,
Zuletzt die Freunde, die den Zirkel schließen,
Den opfernden, zu Deinem Festaltar:
Nun tritt heran aus Deines Tempels Gründen,
Um selbst die Flamme kundig zu entzünden.

Da glimmt sie auf. Gott schütze ihre Lohe,
Er fache sie mit günst'gem Athem an,
Sie steige, eine senkrecht=wolkenhohe,
Mit unsern Wünschen ihre luft'ge Bahn!
Fünf Lust'rn noch! und wieder sei der frohe
Festliche Kreis von heut' Dir aufgethan,
Bis einst den Greis, der lächelnd heimgegangen,
Des Himmels größte Kreise sanft empfangen!

Noch in demselben Jahr 1841, am 3. Weihnachtstag, feierte Brauns im Kreise aller Seinigen seine silberne Hochzeit. Am 27. Oktober 1846 beschloß er sein schicksal= und thatenreiches Leben. Unheilbare Verschleimung der Brust und des Unterleibs wird als Todesursache angegeben. Mit welcher Ergebung er seinem Tode entgegenging, zeigt der Schluß seines Tagebuchs, welches er seit seinem 15. Lebensjahr zu eigner Besserung und Belehrung geführt und erst am 9. Oktober 1846 geschlossen hat; hier sagt er: „Den Meinigen kann es nichts nützen, wenn ich einige Wochen länger lebe und leide, sondern es macht ihnen nur Kummer, Last und Sorge. Herr gieb mir bald einen möglichst sanften Tod; aber Dein Wille geschehe, nicht der meine. — Sterben werde ich mit der zuversichtlichen Hoffnung, die ich meinem Heiland verdanke, daß du als gütiger Vater Gericht über mich halten werdest. Gott ich habe Dich von Kindheit an geliebt und stets Dir vertraut; mit Liebe, Dank und Vertrauen zu Dir, und zwar mit dem innigsten, werde ich aus diesem Leben scheiden, um da ein neues Leben zu beginnen, wohin Deine Weisheit und Güte mich rufen wird."

Der Schluß des Nekrologs giebt eine Zusammenstellung dessen, was Brauns im Druck veröffentlicht hat. Am Lyceum zu Kassel schrieb er drei Programme: 1821, 1827, 1832. — In Rinteln fügte er dem Osterprogramm von 1844 68 Pädagogische Aphorismen bei, welche in dem Neuen Jahresbericht für Philologie und Pädagogik von Jahn und Klotz Band 43. H. 2 als schöne Erzeugnisse einer ächt praktischen und scharf beobachtenden Lehrerweisheit bezeichnet werden, „in denen ebenso die Wahrheit der Auffassung wie die naheliegende Anwendung auf bestehende Verhältnisse sich schlagend herausstellt." — Gemeinschaftlich mit Dr. Aug. Theobald († 1846, Münscher nennt ihn eine Hauptzierde des Kasselschen Gymnasiums) hat Brauns den 1. Jahrgang des Statistischen Handbuchs über die deutschen Gymnasien, Kassel 1837, bearbeitet. — Die Kynomachie, ein humoristisches Heldengedicht in drei Gesängen, erschien zu Kassel 1824. — Die Sammlung der Lyrischen Gedichte erschien ebenfalls zu Kassel 1829 und wurde von mehr als einem Kritiker freundlich begrüßt. Wie in dem Nekrolog möge auch hier zur Charakteristik des Dichters wie des Menschen das letzte Gedicht der kleinen Sammlung eine Stelle finden:

Mein Engel.

In stillen Nächten schwebet oft lichtumstrahlt
Ein wunderholdes, seliges Götterbild
Aus seinem Himmel zu mir nieder,
Füllet die Brust mir mit Wonneschauern.

Der Engel ist es, der auch dem Knaben einst
Im Traum erschien, und höheren Liebessinn
Und unnennbares Sehnen früh schon
Haucht' in des harmlosen Kindes Leben.

Nicht mehr genügt ihm, seit er den Engel sah,
Der Jugendspiele heitere Tändelei;
Er irret einsam in den Wäldern,
Weinet und weiß nicht, warum er weine.

Und aus den Zweigen flüstert's oft sanft ihm zu,
Er hört die Stimme, die ihm im Traum erklang,
So reich, so schmelzend, die in seinem
Innern leiser und leiser forttönt.

Und wenn im Abendwalde der Himmel schwimmt,
Aus lichtem Wölkchen lächelt ihm friedlich mild
Ein ungetrübtes Engelauge,
Glänzend von Liebe und heil'ger Ahnung.

Der Jüngling sucht auf Erden das Götterbild,
Und glaubt, gefunden ruh' es an seiner Brust.
Wie glühend liebt' er, wähnte, nimmer
Könne die lodernde Flamm' erlöschen!

Die Jahre schwanden, denen ein Nimbus noch
Des Lebens eitle, flüchtige Reize birgt,
Und irdische Gestalten binden
Nicht der ätherischen Liebe Flügel.

O heil'ger Engel, der Du im Traume jetzt
Mich wieder liebest, wo Du auch wohnen magst,
Mein Engel bist Du, warst Du ewig:
Läutere Du mich für Deine Liebe!

Bald schlägt die Stunde, täuschet mich Ahnung nicht,
Wo Du zu Deinem Himmel empor mich trägst;
Denn heller leuchtet mir Dein Auge,
Näher schon hör' ich den Ruf der Liebe,

Wenn eingewiegt vom Schlummer die Sinne ruh'n,
Und frei der Geist sich über die Erd' erhebt,
Dorthin, wo meine Ideale
Blühen in ewiger Frühlingsschönheit.

Kasseler Tagesneuigkeiten aus dem 18. Jahrhundert.

Von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

Das französische Hospital beherbergte damals einen interessanten Bewohner. Dieser, aus Karlsdorf gebürtig, hatte vor 40 Jahren zu Kassel in der Garde in der Kompagnie des Prinzen von Gotha gedient. Nachdem er den Abschied erhalten hatte, war er nach Holland gegangen und hatte sich seiner Erzählung nach als Hausmeister (Obersteward) auf ein Schiff vermiethet, das an die afrikanischen Küsten bestimmt war. Dort ging er einmal ans Land, um Lebensmittel einzukaufen, aber die algierischen Seeräuber fingen ihn und brachten ihn nach Konstantinopel, wo sie ihn als Sklave verkauften. Nachdem er sechs Jahre lang Sklavendienste verrichtet hatte, arbeitete er einmal an der Meeresküste. Da sah er ein im Absegeln begriffenes neapolitanisches Schiff und rief dessen Besatzung zu, sie möge ihn mitnehmen. Man erwiderte ihm, daß man nicht wage, dies öffentlich zu thun, wenn er aber zu ihnen schwimmen könnte, wollten sie versuchen, ihn aufzunehmen. Der Mann stürzte sich ohne Zaudern ins Meer und gelangte an das Schiff, das ihn glücklich nach Italien brachte. Dann bettelte er sich durch ganz Italien, die Schweiz und Deutschland durch und kam nach Kassel, wo man ihn in's französische Hospital schickte, um ihn womöglich von dem „Aussatz", an dem er im höchsten Grade litt, zu heilen.

Der Winter von 1775—76 brachte furchtbare Kälte; während des ganzen Monates Januar lag der Schnee 2—3 Fuß hoch, verschiedene Leute wurden erfroren im Felde gefunden. Das Eis der Fulda war etwa 2 Fuß stark. Als Ende der ersten Hälfte Februar der Eisgang eintrat, riß das Eis die Brücken von Breitenbach, Rotenburg und Röhrenfurt weg, hob zwei zum Schutz der alten Fuldabrücke aufgestellte Eisbrecher „wie Zündhölzer" in die Höhe und beschädigte einen der alten Brückenpfeiler sehr; Ende Februar war zwar die Luft mild, aber das Wasser noch sehr groß.

Dieser Winter brachte ein sehr wichtiges Ereigniß für Hessen, den amerikanischen Krieg. Am 16. Dezember 1775 schreibt Simon Ludwig Du Ry: Es geht hier allgemein das Gerücht, daß 4000 oder, wie andere sagen, 6000 Hessen in englischen Sold treten sollen. Es ist hier ein englischer Oberst namens Faucit, der Audienz beim Landgrafen gehabt und mit v. Schlieffen verhandelt hat. Es ist derselbe Offizier, der 4000 Hannoveraner eingeschifft hat, welche die englischen Truppen in Gibraltar und Port Mahon ersetzt haben. Man sagt, daß unsere Truppen nach Irland gehen, um dort die englischen Besatzungen des Königreichs zu ersetzen, die nach Amerika geschickt werden, um zu versuchen, die Bewohner der englischen Kolonien zur Vernunft zu bringen, die ihrem Mutterland nicht mehr gehorchen wollen. Der Oberst von Gohr wollte die hessische Artillerie-Abtheilung bei dieser Unternehmung befehligen, aber der Landgraf macht Schwierigkeiten, ihm diese Erlaubniß zu ertheilen, wie er mir soeben gesagt hat."

Am 15. Februar 1776 schreibt S. L. Du Ry weiter: Der englische Oberst Faucit hat mit unserm Hofe einen Subsidienvertrag abgeschlossen, demzufolge 12000 Hessen auf 6 Jahre in englischen Sold treten. Diese 12000 Mann bestehen nur aus Fußvolk, das erste Bataillon Garde geht mit, das zweite und dritte bleiben zu Kassel, aber an ihrer Stelle läßt man fünf Garnison-Bataillone, genannt Landmiliz, marschiren, denen man aus den alten Regimentern gezogene Offiziere gegeben hat, und die umgekleidet sind wie die Linientruppen. Die Engländer wollten durchaus keine Regimentsgeschütze und deshalb auch keine Kanoniere. Diese 12000 Mann werden unterhalb Bremen eingeschifft und gehen geradewegs nach Amerika, desgleichen 4000 Braunschweiger, 1600 Waldecker und 14 Bataillone Hannoveraner. Als sich die Nachricht verbreitete, daß der Kriegsschauplatz in Amerika sein würde, baten eine Anzahl Offiziere

um ihren gänzlichen Abschied, darunter der berühmte Oberst Lemppe, der übrigens den Krieg nur in der Eigenschaft eines Generalquartiermeisters mitgemacht haben würde, eine Stelle, die ihn weit genug von der Gefahr, erschossen oder skalpirt zu werden, gelassen hätte. Er hat Schwäche vorgeschützt, die ihn hinderte, die Anstrengungen des Krieges auszuhalten, und hat wirklich bereits den Dienst verlassen. Alle Welt hält sich über ihn auf, und das verdient er. General von Heister wird die Hessen befehligen. Als man ihm diesen glänzenden Posten anbot, nahm er ihn sofort an, stellte aber gleichzeitig vor, er sei voller Wunden und geschwächt durch die Anstrengungen von, ich weiß nicht, wie viel Feldzügen und stehe in einem vorgerückten Alter. Er wisse nicht, ob er das Ende dieses neuen Feldzugs erleben werde, habe eine große Familie, aber kein Vermögen, so daß, wenn er in Amerika bliebe, seine Familie der Mildthätigkeit anheim fiele. Diese Vorstellungen haben auf den Herrn Landgrafen ihre Wirkung nicht verfehlt, er hat 1200 Thaler Pension seiner Familie während seiner Abwesenheit und seiner Witwe nach seinem Tode zugesichert und außerdem seine Schulden bezahlt, die, wie man sagt, 6—8000 Thaler betragen haben. Der Herr Oberst von Donop hat gebeten, den Feldzug mitmachen zu dürfen, er wird vier Bataillone befehligen, die aus Kompagnien von 16 Regimentern gebildet sind, und zwei Kompagnien Jäger, jede zu 150 Mann. Da General von Heister weder englisch noch französisch versteht, so sucht man einen Sekretär für ihn, der diese beiden Sprachen kennt. Jemand schlug Mauvillon vor, der wirklich sehr geeignet war, diesen Platz auszufüllen. Mauvillon antwortete, er wolle die Stelle annehmen, wenn man außer 400 Thalern Gehalt, die er für sich verlange, seiner Frau während seiner Abwesenheit die 330 Thaler belassen wolle, die er augenblicklich genießt. Dagegen ist nichts zu sagen, und er hätte vielleicht diese beiden Forderungen erlangt, allein er verlangte außerdem Sitz im Kriegsrath und daß die Kriegsoperationen nach seinen Plänen und Gedanken ausgeführt werden sollten. Auf diese beiden letzten Punkte hat man nur mit lautem Lachen geantwortet. Es ist wahr, ich weiß es vom Major Pistor*) dem es der Herr von Heister erzählt hat."

„Die erste Brigade unserer Truppen ist am 15. dieses Monats in Marsch gesetzt nach Lehe, einem Flecken an der Weser unterhalb Bremen, wo sie die englischen Transportschiffe aufnehmen sollen. Sie besteht aus dem Leibgarde-Regiment, Regiment von Ditfurth, Erbprinz, Prinz Karl, den Grenadieren Rall's oder bisher Landgrenadieren; ein Bataillon Grenadiere besteht aus vier Kompagnien und 150 Jägern. Die andern Brigaden sollen drei Tage später folgen, d. h. jede Brigade drei Tage nach dem Abmarsch der vorhergehenden marschiren. Am Abend des Marschtages kam ein Kurier aus England, infolgedessen man sofort Eilboten an alle Brigaden schickte. Am letzten Sonntag*) kehrten die Regimenter, die ich Dir nannte und die schon zu Dransfeld im Hannoverschen angekommen waren, nach Hessen zurück und belegten die Dörfer Bettenhausen, Sandershausen, Ochshausen, Heiligenrode, Waldau, Krumbach und Niederkaufungen; dort blieben sie, bis zu neuen Befehlen liegen. Man weiß nicht, was diese schnelle Rückkehr verursacht hat. Man hat der Wahrheit gemäß bekannt gemacht, daß die englischen Transportschiffe nicht bereit wären und daß sie wegen des Eises nicht gleichmäßig in die Weser einlaufen konnten, aber mir scheint, das hätte man doch voraussehen können, ehe man die Truppen auf den Marsch setzte. Die, welche besser unterrichtet zu sein glauben, behaupten, es seien Vergleichsverhandlungen zwischen den Kolonien und England in Gang gebracht, andere, das englische Volk wolle nicht den Krieg mit den Kolonien und wolle die vom König geforderten Subsidiengelder nicht bewilligen. Schließlich spricht jeder nach seiner Einsicht. In wenigen Tagen wird man die wahre Ursache der Verzögerung erfahren; man erwartet, daß der Herr General von Schlieffen morgen oder übermorgen nach London abreisen wird. Das Beste, was unserem Lande begegnen könnte, wäre, daß der Frieden zwischen den Kolonien und dem Mutterland hergestellt würde und unsere Truppen in englischem Sold (?) in Hessen zurückblieben."

„Die Garnison von Kassel besteht augenblicklich aus drei Bataillonen Garde und drei Dragoner-Regimentern. Die Umwandlung der fünf Bataillone Landmiliz in Linientruppen hat eine wunderbare Beförderung unter den Offizieren mit sich gebracht, sie sind aufgerückt, ohne daran zu denken, aber es darf kein Frieden bleiben. Die Offiziere mit den dicken Bäuchen und den alten Gesichtern werden kein leichtes Spiel haben, wenn es keinen Krieg giebt." —

Von der damals beliebten, jetzt wieder beseitigten Veränderung der alten Straßennamen in Kassel möge hier nur einiges hervorgehoben werden. Der Platz vor dem alten Kloster erhielt den Namen Garde-du-Corps-Platz; es wurden damals die Namen Königsstraße und Königsplatz, Karlsplatz und Wilhelmsplatz (für den Meßplatz) eingeführt. Die Esplanade erhielt den Namen

*) Später General in russischen Diensten.

*) 21. Februar.

Friedrichsplatz, die Straße oberhalb davon längs der Oberneustadt wurde Friedrichsstraße, die unterhalb am Museum (der Bibliothek) her Bibliothekstraße, die jetzige Georgenstraße Philippsstraße, die Große Straße die Frankfurter Straße, die Gartenstraße die Bellevuestraße, der jetzige Garde-du-Corps-Platz der Gensdarmen-Platz genannt.

Zum Schluß mag noch aus späteren Vermerken entnommen werden, daß im Juli 1789 die neu erbaute Kirche zu Niederzwehren noch ohne Dach war, trotzdem aber darin allsonntäglich Kirche gehalten wurde, und daß Anfang August 1796 König Friedrich Wilhelm II. von Pyrmont nach Kassel kam. Er logirte eine Nacht auf dem Weißenstein und kam folgenden Tags in die Stadt, besah die Wachtparade, das Marmorbad, die Bildergalerie, die katholische Kirche und das Museum. Des Abends wurde der ganze Augarten**) illuminirt und darauf ein Maskenball im Orangerieschloß abgehalten. Nach zwei Tagen reiste der König, sehr befriedigt von seinem Aufenthalt, wieder ab und hinterließ werthvolle Geschenke.

**) Die kleine Aue zwischen der Orangerie und dem Regierungsgebäude.

Der Taugenichts.

Eine kleinstädtische Geschichte. Von D. Saul.

Der Bürgermeister von Glimpfingen, Herr Gotthold Krughöfer, erfreute sich nicht nur der größten Achtung seiner Mitbürger, deren Geschicke er zu leiten berufen war, sondern genoß auch das Zutrauen der Einwohner der benachbarten Landstädtchen und Dörfer. Die Glimpfinger waren stolz auf ihr Stadtoberhaupt, dessen Charakter und Kenntnisse so allgemeine Anerkennung fanden, der seine Amtsgenossen sämmtlich überragte und von dem sogar ein Gerücht ging, daß er mehrere Semester auf der Hochschule geweilt und Tag und Nacht in den Schachten der Wissenschaft gegraben habe. Aufrichtig gesagt, hatte der ehrenwerthe Bürgermeister Krughöfer nie in einem Kolleg gesessen, aber er hütete sich, jene geheimnißvolle Legende zu zerstören, denn ihr verdankte er, daß er, den Reichthum und Einfluß an die Spitze des Gemeinwesens gestellt, auch von den „Studirten“ Glimpfingens als ebenbürtig angesehen wurde. Auch übte er weise Selbstbeschränkung insofern aus, als er es vermied, sich Blößen zu geben und geschickt es umging, über gefährliche Dinge zu reden. So herrschte denn kaum ein Zweifel über die akademische Vergangenheit des Herrn Bürgermeisters, zumal bei Jenen, die in der Ecke seines Studirzimmers ein leibhaftiges buntes Mützchen und darüber ein Paar drohend gekreuzte Rappiere erblickt hatten.

Daß nun der einzige Sohn des Bürgermeisters studiren und zwar die Rechte studiren sollte, darüber wunderte sich unter den obwaltenden Umständen Niemand in Glimpfingen. Die mageren Jahre des Referendar- und Assessor-Lebens waren nicht zu fürchten, denn Papa Krughöfer's Mittel erlaubten ihm, den Sohn ausreichend zu unterstützen. Als Fritz daher sein Maturitätsexamen bestanden hatte, mußte er trotz seines heftigen Widerspruches die Hochschule beziehen und sich der Rechtsgelehrtheit widmen. Man denke, der Sprößling des Hauses Krughöfer hatte es sich in den Kopf gesetzt, Maler zu werden; schon während er das Gymnasium besuchte, hatte er eifrig Zeichnenstunden genommen und seine Lehrer behaupteten, es stecke ein ganz ungewöhnliches Talent in ihm. Nun ließ sich der gestrenge Herr Bürgermeister wohl herbei, zu lächeln, wenn man ihm von dieser künstlerischen Begabung seines Einzigen berichtete, und er vermochte selbst eine gewisse Schadenfreude nicht zu unterdrücken, wenn der Sohn durch schnöde Karrikaturen die Feinde des Hauses Krughöfer ärgerte; aber zu dulden, daß der einzige Sprosse des Geschlechtes der Krughöfer ein Farbenkleckser werde, das hieß doch seinem Stolze zuviel zumuthen. Und wie sehr sich auch Fritz sträubte und ob er tausendmal versicherte, daß er ohne die Kunst nicht leben könnte, er mußte sich dem väterlichen Machtworte fügen. Schluchzend und zähneknirschend packte der gute Junge seine Siebensachen zusammen und reiste zur Hochschule ab. In ganz Glimpfingen aber pries man die beispiellose Weisheit und Entschiedenheit, die Krughöfer sen. bei dieser Gelegenheit wie immer an den Tag gelegt hatte; besonders laut ertönte sein Lob im „Hirschen“, wo er selbst mit den übrigen „Honoratioren“ zu verkehren pflegte. Daß der Bürgermeister ein Glied der menschlichen Gesellschaft vor schwerer Verirrung, ja vor dem sicheren Untergang bewahrt hatte, stand für Alle fest und nur der Doktor wagte es, zu widersprechen und die Partei

Fritzens zu ergreifen. Der Doktor war, beiläufig bemerkt, dafür bekannt, daß er mit einigen wenigen Gleichgesinnten Herrn Gotthold Krughöfer Opposition zu machen liebte; ja er stand im Geruche, ein Demokrat zu sein, eine Annahme, die sich allerdings auf einige wichtige Anzeichen stützte. Seine Kasinopfeife trug ein schwarz-roth-goldenes Troddel und sein Buchfink pfiff die Marseillaise. Zudem nahm der Doktor, wenn ihm eine Maßregel der Obrigkeit nicht gefiel, kein Blatt vor den Mund und war wegen seiner boshaften Reden gefürchtet. Man sollte denken, er wäre deshalb von der guten Gesellschaft im „Hirschen" ausgeschlossen worden; aber das ging nicht gut an, schon darum nicht, weil er der einzige Arzt im Städtchen war und obendrein ein kenntnißreicher, tüchtiger und beliebter Arzt. Da mußte man schon ein Auge zudrücken.

Es waren etwa drei Jahre vergangen, seitdem Fritz die Hochschule bezogen hatte. Man hatte herzlich wenig von ihm gehört, denn die Ferien brachte er meist bei fern wohnenden Verwandten zu. Um diese Zeit ging es eines Abends im „Hirschen" ganz besonders lebhaft zu. Krughöfer sen. hatte desselben Tages auf dem Rathhause einen großen Sieg erfochten. Die uralte Lindenallee, die vom Städtchen hinauf zu der in Trümmern liegenden Burg Glimpfingen führte, sollte nach Vorschlag des Herrn Bürgermeisters fallen und die Gemeindevertretung hatte dem Antrage beigestimmt. Der Doktor, der auch Gemeinderath war und der den Antrag früher schon als „barbarisch" und „unsinnig" bekämpft hatte, war nicht da; eine Familienangelegenheit hielt ihn seit Wochen fern. So siegte der Bürgermeister beinahe ohne Widerstand und als er Abends im „Hirschen" erschien, drängte sich Alles um ihn und beglückwünschte ihn wegen des Erfolges; das war um so aufrichtiger gemeint, als auf jeden Bürger ein paar Klafter Freibrennholzes fielen, wenn die überflüssigen Linden beseitigt wurden. Gotthold Krughöfer trug noch seinen schwarzen Staatsrock, auf dessen linker Brustseite ein Orden oder Verdienstzeichen glänzte, über welchen Gegenstand dunkle Gerüchte im Schwange gingen. Selbst der Apotheker, der als Kenner galt, wußte die Auszeichnung nicht zu deuten. Der Doktor behauptete freilich, es sei das eine Rettungsmedaille, die Herr Gotthold Krughöfer sich in seiner Jugend verdient habe, indem er einen Menschen, der ihm eine erhebliche Geldsumme schuldete, aus dem Wasser gezogen hätte; die meisten Glimpfinger glaubten aber an ein bedeutendes, bis zur Stunde unbekannt gebliebenes Verdienst des Bürgermeisters um Regierung und Vaterland. Sei dem, wie ihm wolle; jedenfalls paßte der geheimnißvolle Orden heute zu dem strahlenden Gesichte des Herrn Krughöfer, dessen Freude um so reiner war, als die Anwesenheit des Doktors sie nicht vergällte. Schon hatte man eine Depesche an die Regierung in's Auge gefaßt, um diese von dem Siege der Gutgesinnten in Kenntniß zu setzen, als plötzlich zum allgemeinen und nicht gerade freudigen Erstaunen der Doktor eintrat, der offenbar soeben von seiner Reise zurückgekehrt war. Der unwillkommene Ankömmling begrüßte die Anwesenden wie gewöhnlich, ließ sich seinen Bierkrug und seine Pfeife mit der revolutionären Quaste geben und nahm am runden Tische Platz, ohne sich durch die unfreundlichen und schadenfrohen Mienen der Andern beirren zu lassen.

„Eine Ueberraschung für Sie!" begann der Gutsbesitzer Röhrig, zu dem Doktor gewendet. „Sie wissen doch noch nicht, was heute im Rathhaus — —"

Der Angeredete unterbrach ihn gleichmüthig: „Sie meinen die Linden! Durchaus keine Ueberraschung! Ich hörte vorhin schon davon; und wie ich die Herren kenne, die im Gemeinderath die Mehrheit haben, durfte ich ihnen einen solchen Beschluß schon zutrauen. Ich traue ihnen noch ganz andere Dinge zu."

Dem Bürgermeister schwebte eine zornige Entgegnung auf der Lippe, aber er bezwang sich und versuchte, den Spöttischen zu spielen: „Nun, also keine Ueberraschung für Sie, das ist schade, wir haben es wenigstens gut gemeint. Vielleicht haben Sie aber eine für uns."

„Gewiß," sagte der Doktor, „damit kann ich dienen. Ich habe eine Neuigkeit, die Sie allesammt und besonders den Herrn Bürgermeister interessiren wird."

„Das wäre! Ei lassen Sie hören!" ließen sich Einzelne vernehmen. In Glimpfingen, das in einem Gebirgskessel liegt und von keiner Eisenbahn bisher berührt wird, ist jeder frisch von der Reise Kommende für einige Zeit der Mittelpunkt der Gesellschaft.

„Sie kommen — —" sagte der Apotheker ungeduldig.

„Direkt aus der Hauptstadt," erwiderte der Doktor.

„Nun erzählen Sie, Sie sehen ja, wie wir warten," rief der Amtsrichter.

Der Doktor that einen kräftigen Zug aus seinem Krug, blies die blauen Ringe aus seiner verdächtigen Pfeife und sagte: „Seit gestern ist man dort in einer gelinden Aufregung."

„Aufregung? Worüber? Sind Wolken am politischen Horizont aufgestiegen? Hat es einen Krach gegeben?"

„Nichts!" sagte der Doktor besänftigend. „Die Ursache der Aufregung ist harmloser Natur. Es

handelt sich um den ersten Preis in der Gemäldeausstellung."

„Gemäldeausstellung! Sie wollen uns foppen! Was geht das uns an? Wenn Sie weiter keine Neuigkeiten haben!" So schwirrte es durcheinander, bis der Doktor mit einem Lächeln sagte:

„Nur langsam, meine Herren! Ich glaube, die Sache wird Sie doch interessiren, wenn ich Ihnen sage, daß den ersten Preis auf der Gemäldeausstellung ein Glimpfinger erhalten hat."

„Ein Glimpfinger! Was Sie nicht sagen! Aber wer? Wie heißt er?"

„Ja rathen Sie!" sagte der Doktor, sich an dem Staunen der Anderen weidend. Ehe aber Einer es rathen konnte, setzte er hinzu: „Ich will es Ihnen sagen, ein junger Student der Rechte, Namens Fritz Krughöfer, ist der Glückliche."

Alle fuhren in die Höhe und Krughöfer sen. nicht am wenigsten. Was war das? Sollte der Junge neben seinen Rechtsstudien noch soviel Zeit haben, um sich mit solchen Dingen zu befassen? Unwillen und Genugthuung rangen in dem Bürgermeister um die Oberhand und schließlich sagte er: „Nun ja, der Fritz ist begabt. Ich werd's ihm aber verbieten, erst soll er seine Examina bestanden haben."

„Das wird sich wohl kaum machen," sagte der Doktor, „denn soviel ich weiß, ist Ihr Sohn in den drei Jahren seines Studiums nie im Kolleg gewesen, dagegen hat er sich als begabter Schüler der Malerakademie hervorgethan. Er hat übrigens in diesen Tagen auch formell die Juristerei an den Nagel gehängt und ist in das Atelier eines berühmten Künstlers eingetreten.„

Diese Mittheilung des Doktors wirkte wie ein Blitzschlag. Einige der Anwesenden waren aufgesprungen und starrten den Doktor an, Andere waren in sich zusammengesunken und saßen wie gelähmt. Das würdige Oberhaupt der Gemeinde Glimpfingen aber bot einen bedauernswerthen Anblick. Mehrmals öffnete Herr Krughöfer den Mund, allem Anschein nach, um etwas zu sagen, aber er konnte nur hörbar nach Luft schnappen wie ein Fisch im Sande. Endlich entrangen sich ihm die Worte: „Das ist gelogen."

Ein finsterer Blick des Arztes traf ihn und mit schneidender Betonung sagte der Beleidigte: „Ihrer Aufregung, Herr Bürgermeister, halte ich es zu Gute, daß Sie mich der Lüge zeihen. Doch ich habe Ihnen die Beweise mitgebracht." Er zog aus seiner Westentasche ein halbes Dutzend Zeitungsausschnitte und warf sie auf den Tisch.

„Es ist kein Zweifel!" hauchte der Apotheker. Und die Andern gaben ein unverständliches Gemurmel von sich, das für den Herrn Bürgermeister nicht sehr ermuthigend klang.

„Es ist nicht wahr, es ist nicht möglich, und wenn es hundert Mal in den Zeitungen steht!" Diesen Trost spendete sich Krughöfer sen., aber er selbst glaubte nicht recht daran. Der Schwergeprüfte versank in eine Art Betäubung, und erst als sich ihm der Herr Pfarrer mit einigen Trostworten nahte und ihn auf den biblischen Dulder Hiob verwies, kam er wieder zu sich. Er sprang auf und schrie zornbebend: „Lassen Sie mich! Der Taugenichts! Der Galgenstrick! Schimpf und Schande bringt er über seine Eltern!" Und ohne Gruß stürmte er aus dem Zimmer.

„Himmel welch' eine Geschichte!" sagte der Amtsrichter. „Es bringt den Mann um!"

„Er überlebt die Schande nicht!" jammerte der Apotheker.

„Schande?" fragte der Doktor. „Ist das eine Schande?"

„Sie können doch unmöglich die Leinwandkleckserei mit Rechtswissenschaft vergleichen wollen?" mischte sich der Referendar ein, der, seitdem er Reserveoffizier war, die Nase mit vielem Erfolg als Sprachorgan verwendete.

„Jedes hat seinen berechtigten Platz im Leben und in der Gesellschaft."

„Langer Haare kurzer Sinn!" meinte der Oberkontroleur.

„Außen Sammt und innen Lumpen!" setzte der Amtsrichter hinzu.

„Die reine Hungerleiderei!" sagte der Pfarrer. „Keine feste Stellung, keine Pension. Und wenn er seine Bilder nicht verkauft, he? Was bleibt ihm da übrig, als Anstreicher zu werden?"

Der Apotheker erzählte eine haarsträubende Geschichte von einem Maler, der jammervoll verhungern mußte, nachdem er sich in den letzten Wochen seines Daseins überhaupt nur noch von grüner Farbe und einem Pinsel genährt hatte, was den dicken Gutsbesitzer Röhrig so ergriff, daß er sich bei der Kellnerin eine junge Gans bestellte und zugleich bei sich im Geheimen beschloß, seine sämmtlichen Sprößlinge furchtbar durchzuprügeln, um ihnen bei Zeiten etwaige künstlerische Neigungen auszutreiben.

Als der Bürgermeister zu Hause ankam, hatte er noch keineswegs die seiner Würde entsprechende Fassung wiedergewonnen. Er rannte wie besessen durch das Zimmer und es währte lange, bis Gattin und Töchter erfuhren, was sich ereignet hatte.

„Der Taugenichts!" jammerte die Frau Bürgermeisterin und Klara, Sophie und Lina umarmten sich unter bitterlichen Thränen.

„Was ist zu thun, Gotthold?" fragte endlich zaghaft die Gattin.

„Nach der Hauptstadt will ich! Den Buben züchtigen! Die Schlange die ich am Busen nährte. Oh, oh, mein Kopf!"

Er ging an den Wandschrank, wo eine geschliffene

Flasche mit altem Cognac stand. Mit zitternder Hand goß er ein halbes Wasserglas voll. Er liebte solchen Trank in ernsten Augenblicken, um sich den Kopf klar zu halten. Aber sein Haupt ward immer schwerer und wüster, je mehr Cognac aus der Flasche verschwand, und schließlich sank der Bürgermeister in einen Lehnstuhl, aus dem bald gewaltige Schnarchtöne erklangen.

Am andern Morgen rumpelte Herr Krughöfer in der Postkutsche nach der sechs Stunden entfernten Eisenbahnstation, die Seinen in Sorge und Betrübniß zurücklassend. Ein paar Tage darauf fand ein Kaffeekränzchen bei der Frau Rektorin statt. Es sei hier festgestellt, daß während jener ereignißvollen Tage die Kaffeegesellschaften in Glimpfingen sich ungewöhnlich rasch folgten, ein beredtes Zeugniß für den mitfühlenden Sinn der Glimpfingerinnen.

Wenn ein geistiger Rapport der Seelen besteht, dann muß es an jenem Abend dem Taugenichts recht deutlich vor den Ohren geklungen haben, denn er allein hatte die Unterhaltungskosten zu decken. Daß seine That von allen Seiten auf's Schärfste verurtheilt wurde, läßt sich denken. Nur die Frau Postmeisterin, die im Geruche romantischer Liebhabereien stand, nahm sich seiner an, aber mit geringem Glücke.

„Es ist und bleibt ein Verbrechen, seine Zukunft so leichtsinnig preiszugeben," betonte die Frau Amtsrichter.

„Der Segen des Himmels kann auf diesem Werke nicht ruhen," sagte die Frau Pfarrer, Sie hätte gern einen Bibelspruch eingeflochten, deren sie eine ganze Anzahl auswendig wußte. aber sie hatte das Unglück, daß ihr fast nie die passenden einfielen. Immerhin war das ein moralisch-religiöser Satz, der allen denjenigen Damen, die nicht gerade Kaffee schlürften, ein Murmeln des Beifalls entlockte. Die Frau Oberkontroleur setzte hinzu, der Fritz habe schon als Kind so einen mürrischen und verstockten Gesichtsausdruck gehabt und die Frau Gemeinderath Wollenweber hatte in Erfahrung gebracht, daß der Taugenichts in frühester Jugend Frösche „gepritscht" habe. War es da zu verwundern, daß er auf solche Abwege gerathen war?

(Fortsetzung folgt.)

Erwachen!

Der Winter ist endlich vergangen,
Versunken, vergessen das Leid!
Nun ist ein eitel Prangen
Von Gold und Silbergeschmeid.

Nun blitzen Milliarden Demanten
Von Bäumen und Sträuchern und Gras,
Es kehren aus tropischen Landen
Die Vögel ohn' Unterlaß!

Sie jauchzen und jubiliren
Im kosenden Frühlingswind,
Dem balde, trotz Sträuben und Zieren
Die Knospen erschlossen sind!

Nun erwachet auf breiten Geländen
Vom Schlummer das prangende Grün,
Es beginnen an allen Enden
Unzählige Blumen zu blühn!

Und es scheinet die Sonne wieder
In's Menschenherze hinein,
Und öffnet der holden Lieder
So lange verschlossenen Schrein!

Hugo Frederking.

Am Burgthurm.

Weit über Berg und Thal hinaus
Im schönen Hessenland
Schaut eine alte Burg
Von hohem Bergesrand.

Empor zum blauen Aether ragt
Die Warte, trutzig kühn,
Und an die feste Mauer schmiegt
Der Wald sich duftig grün.

Ein Märchenzauber überall
Auf Söller, Thurm und Thor!
Aus längst versunk'ner Ritterzeit
Steigt Bild auf Bild empor.

Ich möcht' zum Wartthurm stellen mich
Und schau'n zum Firmament
Und möcht', von sel'gem Reiz bestrickt,
Da träumen ohne End'.

Ekkehard.

Alles — alles es ins.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Die Gassejonge im Ferrerich,[2]
Die Spatze seng lostige Jobber,
Ö bos see zwelche es ewig glich.
Die Ströße hiuoff ö hinobber
Towt het bie immer dr Spatze Streiht:
Mer all seng glich, ö die Wält es weiht,
Ö alles — alles es ins!

Die Hinner kratze wüll off demm Mest,
Die Kärner ö Kreimel ze sichche,
Do komme die Spatze züm Hinnerfest[3])
Ö kreische, zänke ö kichche:[4])

Ehr Dojediewe, kratzt ânerschwo,
Dr Mest die Kreimel, dos Konn ö Stroh,
Ö alles — alles es ins!

Die Däuwe rücke om Fürrerplatz
Ö läsſe die Gärscht sich do schmäcke. —
Do schwerrt es. — Spätzerche, Spatzin, Spatz,
Die komme herver äus de Ecke
Ö johln ö kreische: Die Wält es schlächt.
Ehr Däuwe greift jo i inser Rächt,
Da alles — alles es ins!

Die Ärwes wern i dos Beet gelejt.
Schweng komme i mächtige Reihje
Die Spatze flarrernd ö offgerejt
Ö kreische: Ehr wollt ins betreihje.
Doch ins Familie doldets net.
Dos es ins Rächt ö ins Pflicht bis het, [5])
Da alles — alles es ins!

Im hohle Bööm ö im Kenigsschloß,
Im Kerchdorn hon see ehr Lojer, [6])
I Schörreschieseln noch düh see groß
O hehnend zwelche see: Schwojer, [7])
Drei Ecke, die hatt deng ahler Hüt.
Mer setze dren, hä gefällt ins güt,
Da alles — alles es ins!

Do kracht dos Bolwer, es zescht dos Blei.
Die Räiwer, die Spatze, die fleihje [8])
Ö jammern klählich: Es es verbei.
Doch sammeln mer, bos noch ze kreihje, [9])
Da kreische vo weihrem die Spatze schie: [10])
Mer komme werre, verlange mieh,
Da alles — alles es ins!

Kurt Ruhn.

---

[1], uns; inser für unser ist neuer und wird seltener gebraucht. [2], Federnreich [3], Hühnerfest [4], keuchen [5], heute [6], Lager [7], Schwager [8], fliegen [9], was noch zu kriegen [10], schön.

Aus alter und neuer Zeit.

Philipp der Jüngere, Landgraf von Hessen zu Rheinfels. Nach dem Testamente des Landgrafen Philipp des Großmüthigen vom Jahre 1762 fiel nach dessen am 11 März 1567 erfolgtem Tode die Niedergrafschaft Katzenelnbogen (das sog. blaue Ländchen) mit St. Goar und Rheinfels seinem dritten Sohne Philipp zu, während der älteste Sohn Wilhelm (der IV., der Weise), das Niederfürstenthum Hessen mit Kassel, der zweite, Ludwig, das Oberfürstenthum Hessen mit Marburg und der jüngste, Georg, die Obergrafschaft Katzenelnbogen mit Darmstadt erhielten. Der Landgraf Philipp der Jüngere, mit welchem wir uns hier zunächst beschäftigen wollen*), wählte Rheinfels zu seiner Residenz, hielt daselbst einen glänzenden Hof und trug viel zum Wohlstande der Stadt bei. Er war äußerst gutmüthig und liebevoll gegen seine Unterthanen; ein großer Theil seiner Korrespondenz bestand in Briefen für seine Unterthanen an die benachbarten Fürsten zur Beförderung der Justiz in den vor ihren Gerichten anhängigen Prozessen. Sehr oft befaßte er sich mit der Schlichtung von Privatstreitigkeiten unter den Bürgern St. Goars und behielt nach Herstellung des Friedens gewöhnlich beide Theile zu Tische bei sich. Nachdem er sich am 19. Januar 1569 mit Anna Elisabeth, Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, verheirathet hatte, fanden zu Rheinfels viele Feste statt; unter Anderem wurde am Tage nach der Hochzeit eine Komödie durch den Hofstaat aufgeführt, wozu sein Bruder, der Landgraf Wilhelm zu Kassel, Kleider und Harnische geliehen hatte; dieselbe Komödie wurde am 21. und 22. Januar auf Befehl des Landgrafen Philipp zur Ergötzlichkeit seiner guten Bürger von St. Goar wiederholt und jedem Bürger der Zutritt gestattet. Philipp war dagegen sehr dem Trunke ergeben — „man spricht vom vielen Trinken stets, doch nicht vom großen Durste“ —, wodurch er sich auch die Wassersucht zuzog, an deren Folgen er frühzeitig, 42 Jahre alt, starb. Sein Vater, Philipp der Großmüthige, soll wegen der Vorliebe seines Sohnes für den Wein zu ihm gesagt haben: „Lips, du sollst St. Goar und Rheinfels haben, denn du trinkst gern.“ Seine Gemahlin scheint ihn ungeachtet dieser Untugend doch sehr geliebt zu haben, indem in ihren Briefen in der Anrede „Hochgeborner Fürst, freundlich herzlieber Herr und Gemahl“, nie der Zusatz und „Herzensschatz“ fehlte.

Landgraf Philipp der Jüngere stürzte sich durch seine allzugroße Freigebigkeit und die Bauten auf Rheinfels und Braubach, woselbst er die nach ihm benannte „Philippsburg“ erbaute, in viele Schulden. Als er einstens seinen Bruder, den Landgrafen Wilhelm in Kassel, wieder um Geldvorschüsse anging, machte ihm dieser die eindringlichsten Vorstellungen gegen seine allzugroß ausländische Hofpracht und überflüssige Dienerschaft, welche ihr Vater nicht gehalten, obschon er ganz Hessen besessen habe. In diesem, zur Charakteristik der damaligen Zeit, sehr merkwürdigen Schreiben vom 4. März 1575 sagt Landgraf Wilhelm sodann unter Anderem:

„Von uns untersteht sich jedoch ein jeder einen großen ansehnlichen Hoff von Edell und Unedeln zu halten, sonderlich nehmen auch unser eines theils die großen Scharhansen in den güldenen Ketten an Hoff, sambt Weib und Kinder, den muß man nichts versagen, sondern ihnen Küch

---

*) Wir folgen hier der Schilderung Alexander Grebel's in seiner Geschichte der Stadt St. Goar.

und Keller tag und nacht offen stehen, geben darzu groß Dienstgeld aus, meinen uns daraus eine große Autorität zu bekommen, da sie doch darnach mit ungewischtem Maul darvon gehen, uns dessen nicht allein keinem Dank wissen, sondern unser noch in die Zähne darzu spotten.

Zudem so lassen wir es dabei nicht, sondern wollen unser Frauenzimmer, dergleichen Edelknaben, auch die Junkern selbst, alles in Sammet und Seiden kleiden; Item unsere Pferde alle mit Federn und sammeten Zeugen ausputzen, anders nicht als wehren wir welsche Zibeth-Katzen, welches sich gar übel in diese Art Lande pfropffet, dann unser Herr Vater Gottselig hatte das ganze Land allein, schämbt sich nicht sein Frauenzimmer in Arras und Burstat mit Birkischen Atlaß verbremet, desgleichen seine Jungen in ein gut landisch tuch auch mit solchem Atlas verbremet (wann S. Gnaden gleich auf Reichstag zogen) zu kleiden, und Wier, die Wier S. Gnaden Lande in so viel theil zerstückelt haben, fahren so hoch daher, welches wahrlich in die länge schwer fallen und besorglich einen bösen Ausgang gewinnen wird; wahrlich der Welschen und teutschen Pracht dienen nicht zusammen, sintemahlen, ob sich gleich die Welschen mit Kleidung stattlich halten, so fressen sie desto übler und sparsamer, lassen sich mit einem Gerüchte Eier und Sallath begnügen, da die Teutschen das Maul und den Bauch voll haben wollen, darumb unmöglich beyd Teutsch und Welschgepränge mit einander zu ertragen. Darbey lassen Wier es nicht, sondern behenken uns auch noch neben den vielen von Adell und stattlichen Frauenzimmer an Hoff mit einem Schwarm Doctoren, Secretarien und Schreiber und dazu in höher Besoldung hat, als unser Herr Vater Gottselig selbst; zudem halten unser jeder so einen Haufen Jäger, Köch und Hausgesind, daß schier zu jedem Berg ein eigener Jäger, zu jedem Topff ein eigener Koch, und zu jedem Faß ein eigener Schenke ist, welches alles die Länge wahrlich nicht gut thun, sondern die hohe Nothdurft erfordern wird, wollen Wier anders nicht verderben; desgleichen das spiel und ausreisen auf Tänze frembder Fürsten, welche beide stück den Beutel weitlich fegen und räumen, dann ob man wohl an etlichen Orten ausquittiert wird, so gehet einem doch auf alle Wege noch eins so viel darauf als wenn einer daheimb wehre; was dann ferner betrifft, ob Wier die Gebrüder allerseits unser Gemahlin mit nacher Naumburg uf den daselbst fürstehenden Erbverbrüderungstag mitnehmen möchten, achten Wier dafür, daß Wiers dem alten teutschen Brauch nach halten, und dieselbigen daheimb haushalten lassen, sintemahl solches nicht allemahl zu ersparung großer unkosten gereicht, sondern auch zur verkommung höhnlichen nachreden dienlich, daß nicht die Leute sprechen, Wier könnten nicht eine Meile Wegs ziehen, Wier müßten dann die Tasche an der Seite henken haben“ u. s. w.

Als im Jahre 1570 die Hofleute sich über den schlechten Wein beschwert hatten, verwies ihnen Landgraf Wilhelm dieses, indem er bemerkte, daß die Hofleute am Hofe Philipp's I., worunter mehrere Herzoge, Grafen, Gelehrte und tapfere Ritter, wie er sie jetzt an seinem Hofe nicht habe, mit diesem Weine zufrieden gewesen wären und schließt dann folgendermaßen:

„Darumb sollten sie solcher schmarozerey sich in ihr Herz hinein schämen, daß sie ihnen als Ritter Leuten solches lassen vor die Mäuler kommen; man könne in einer fürstlichen Hofhaltung nit einem jeden Lampreden kochen, und Perdrisken und Cappaunen mit schwarzen Füßen speisen, oder Amboisen vorsetzen, denn darüber würden nicht allein Wier ein Fürst, sondern wohl ein großer König verderben. Wir wehren ihnen nichts anderst zu geben schuldig, dann was uns wechst, wie unser Vorfahren auch gethan; wollen sie damit nit zufrieden sein, so mögen sie uns unsern Dienst vermöge der Hofforduung uffsagen, und nach Ausgang des Jahres ziehen, da wo sie Malvasier zu trinken haben, und ihre Schmarotzermeuler woler weiden können.“ —

Landgraf Philipp der Jüngere starb am 20. November 1583 auf dem Schlosse Rheinfels und wurde in der Stiftskirche zu St. Goar begraben. Da seine Ehe kinderlos war, fielen die Stadt Goar und Rheinfels mit der ganzen Niedergrafschaft Katzenelnbogen an den ältesten Bruder Philipps, den Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel.

Ein Meisterschuß. Es war am 17. Dezember 1692, gleich im Anfange der Belagerung der hessischen Festung Rheinfels durch die Franzosen. Der Kommandeur der französischen Truppen war der tapfere General Graf Tallard, dem wir ja noch häufiger in der hessischen Kriegsgeschichte begegnen, er verfügte über eine Heeresmasse von 18000 Mann. Sein Vertrauen auf diese überwiegende Macht — die Hessen verfügten in Rheinfels nur über 3000 Mann — war so groß, daß er in einem Briefe an den König Ludwig XIV. sich damit gebrüstet hatte, ihm die Schlüssel der Festung Rheinfels am 1. Januar 1693 als Neujahrsgeschenk auszuliefern. Es sollte anders kommen. Am 17. Dezember machten die Belagerer einen Versuch die Festung Rheinfels vom benachbarten Wackenberge aus zu überrumpeln, wurden aber mit Verlust mehrerer Todten und Verwundeten zurückgeschlagen. Als hierauf Tallard die Stelle dieses mißlungenen Angriffs besichtigen wollte, wurde er mitten unter seinen Adjutanten am Fuße des

Wackenbergs, durch einen Schuß von dem Kirchthurm aus, in die linke Schulter getroffen, wodurch er kampfunfähig wurde und das Kommando seiner Truppen an den General de Choissy abgeben mußte. Die Ehre dieses Schusses, welcher mit einem Doppelhaken auf eine Entfernung von ungefähr 300 Schritte geschah, gebührte dem Bürger und Drechslermeister Johannes Kretsch von St. Goar, welcher den General Tallard an seinem großen Federhut erkannte und deshalb auf's Korn nahm. Der Landgraf Karl von Hessen-Kassel ernannte nach der Belagerung den wackeren Schützen zum Hauptmann der städtischen Schützen-Kompagnie und bestimmte einen Fonds, damit die dortige Schützengesellschaft zur bleibenden Erinnerung an diese That alljährlich ein Fest feiere, was noch bis zum siebenjährigen Kriege geschehen ist, im Jahre 1758 aber wegen der damaligen Anwesenheit der Franzosen unterbleiben mußte. Die Geschichte aber lebte im Munde des Volkes fort und des Namens des wackeren Schützen Kretsch wurde mit Achtung gedacht, solange noch in Rheinfels und St. Goar die Erinnerungen an die hessische Zeit wach blieben. Die Vertheidigung der Festung Rheinfels durch die Hessen unter ihrem tapferen, heldenmüthigen Kommandanten, dem Generalmajor Georg Sittig Ludwig von Schlitz, genannt von Görtz, der sich hier einen unvergänglichen Namen erworben hat, zählt zu den ruhmvollsten Thaten in der hessischen Kriegsgeschichte. In der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1693 sahen sich die Franzosen zum Rückzuge genöthigt, nachdem sie noch die Festung vom Morgen bis zur anbrechenden Nacht mit ihren Geschützen vergeblich beschossen hatten. Es war eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß dies gerade an dem Tage geschah, für welchen ihr General, der Graf Tallard, seinem Könige Ludwig XIV. die Ueberlieferung der Schlüssel der Festung Rheinfels als Neujahrsgeschenk versprochen hatte, und eine recht gelungene satirische Anspielung bietet eine der silbernen Denkmünzen, welche Landgraf Karl zur Erinnerung an die ruhmvolle Vertheidigung der Festung Rheinfels schlagen ließ, deren Vorderseite die Aufschrift trägt:

„Strenae Gallicae, Rheinfels frustra obsenum liberatur die 2. Jan. 1693".

Von befreundeter Seite ist uns eine Abschrift des Glückwunschschreibens der Herzogin Marie von Sachsen-Meiningen an ihren Vater, den Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen vom 23. Juli 1841, unter Verbürgung der Echtheit und mit der Bitte um Veröffentlichung in unserer Zeitschrift mitgetheilt worden.

Wir kommen diesem Wunsche um so lieber nach, als auch aus diesem Briefe die treue kindliche Liebe der hochgesinnten edelmüthigen Fürstin zu ihrem Vater hervorleuchtet. Der Brief ist wenige Tage nach der morganatischen Verheirathung ihres Vaters mit der Gräfin Emilie von Reichenbach-Lessonitz, geborenen Ortlöpp aus Berlin, geschrieben, jener Frau, die so viel Unheil über unser Hessenland gebracht und so viel Zwist in der Familie unseres fürstlich hessischen Hauses verursacht hat. Das Schreiben lautet:

„Mein lieber Papa.

Es freute mich aus Deinem lieben Brief zu sehen, daß Du meiner innigen Theilnahme an Allem was Dich betrifft, versichert bist, gewiß Du hast Dich nicht in mir geirrt, denn auch bei Gelegenheit Deiner eben vollzogenen Verbindung mit der Frau Gräfin von Reichenbach-Lessonitz hege ich den aufrichtigen Wunsch, daß Dein Lebensglück, so wie Du es erwartest, dadurch erhöht werde.

Gott erhalte Dich uns noch lange lange Jahre, bester Papa, dies wünsche ich für Alle, denen Du theuer bist und ganz insbesondere für Schwester Karoline und mich. Am Mittwoch den 28.*) werde ich Dir im Geiste recht nahe sein und von Gott langes Leben, Gesundheit und Zufriedenheit für Dich erflehen.

Erlaube mir auch, Dir bei diesem Anlaß meinen tiefgefühltesten Dank für die liebevolle Weise auszudrücken, mit welcher Du Dich unserer bei den traurigen Erbschaftsangelegenheiten annimmst, sie scheinen sich ja nun endlich ihrem Ende zu nähern, und ist diese Vorraussetzung gegründet, so wird mir an Deinem Geburtstage die Freude zu Theil werden, die geliebte Karoline wiederzusehen, und wir werden diesen uns so festlichen Tag dann vereint feiern. Mein Mann und George legen Dir ihre Glückwünsche zu Füßen, und verbleibe ich für immer, bester Papa

Deine

Altenstein, den 23. Juli 1841.

Dich innig liebende und gehorsame Tochter Marie".

Aus Heimath und Fremde.

Am 1. März feierte der Geheime Hofrath Rosenblath zu Kassel das Fest des 50jährigen Dienstjubiläums. Neben vielen anderen Ehrungen wurden dem verehrten, in weiten Kreisen bekannten und beliebten Beamten von einer großen Zahl von Männern, die theils früher mit ihm in amtlicher Beziehung standen, theils noch stehen, eine von dem Lehrer an der Kunstgewerbeschule dahier, Maler W. Behrens, meisterhaft ausgeführte und von Buchbindermeister Ritzmann mit einer ebenso reichen als gediegenen

*) Dem Geburtstage des Kurfürsten Wilhelm II., geboren 1777 zu Hanau. Anmerkung der Redaktion.

Mappe versehene Adresse gewidmet, die Regierungs-Sekretär Faßhauer mit einer warm empfundenen Ansprache überreichte. Der Jubilar dankte sichtlich ergriffen. Früher im Dienste des kurfürstlich hessischen Hofes, später der königlichen General-Verwaltung des kurfürstlichen Hausfideikommisses, vertritt Geh. Hofrath Rosenblath bei der königlichen Regierung die Verwaltung der Sr. Majestät reservirten Besitzungen in Kassel und Wilhelmshöhe, ferner der Aue, der Bildergalerie, des Museums und Wilhelmsthals, und erhielt neuerdings auch die Vertretung des königlichen Hofmarschall-Amtes für die erstgenannten Besitzungen. Er hat sich durch stets regen Eifer, unentwegte Pflichttreue, Muth und Ausdauer in seinem oft schweren Amte ein unvergängliches Verdienst um diese altehrwürdigen Schöpfungen der kunstsinnigen hessischen Fürsten erworben. Möge er den verdienten Lohn dafür in der Hochachtung seiner Vorgesetzten, von denen er heute höchst anerkennende Gratulationsschreiben erhielt, in der Liebe und Anhänglichkeit seiner Kollegen und Untergebenen und in der Verehrung seiner Mitbürger, ungeschwächt an Geist und Körper, noch lange Jahre genießen! (Kass. Tagebl.)

Universitätsnachrichten. Der Privatdozent Dr. Karl Bergbohm von der juristischen Fakultät der Universität zu Dorpat ist zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft in Marburg an Stelle des nach Gießen berufenen Professors Dr. H. Rehm ernannt worden. — Der außerordentliche Professor Dr. Karl Friedrich Kauffmann in Halle, früher Privatdozent in Marburg, hat einen Ruf als ordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an die Universität zu Jena erhalten. — Am 2. Februar starb zu Philadelphia im 73. Lebensjahre der Professor der Chemie und Mineralogie an der pennsylvanischen Universität Dr. Friedrich August Genth. Prof. Genth, u. W. gebürtig aus Langenschwalbach, war in der Mitte der 40er Jahre Assistent der chemischen Lehranstalt an der Universität Marburg unter Professor Dr. Robert Bunsen und hatte sich daselbst im Jahre 1846 als Privatdozent für Chemie und Mineralogie habilitirt, nachdem ihm auf Grund seiner Dissertation „Beiträge zur Kenntniß des Kupferschieferhütten-Prozesses, erläutert durch die Untersuchung der auf der Friedrichshütte bei Richelsdorf gewonnenen Produkte“ die Würde als Doctor philosophiae und die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, von der philosophischen Fakultät zu Marburg verliehen worden war. Zu Ende der 40er Jahre wanderte Dr. Genth nach Amerika aus.

Eine Berichtigung.

Unrichtigkeiten, die auf meine Rechnung fallen (et saepe dormitat bonus Homerus) sind mir allemal sehr unangenehm gewesen. Den Irrthum läßt man passiren, aber nicht den Widerspruch gegen Berichtigung. Ueber einige Angaben in meinem kurzen Aufsatz über Fürst Blüchers Vater in Nr. 3 des Hessenlandes habe ich mit Dank von dem Herrn Oberst N. folgende Berichtigungen erhalten:

1. Fürst Blüchers Mutter war nicht, wie ich in der Herbst'schen Encyclopädie las, eine v. Bülow, sondern eine v. Zülow, eine v. Both war Schwiegermutter.
2. Fürst Blüchers Vater, der hessische Rittmeister — 1737, war in der Grafschaft Schaumburg garnisonirt.

Daß der Rittmeister von Blücher unter dem Prinzen Friedrich, dem späteren Schwedenkönig, Feldzüge mitgemacht, habe ich nicht gemeint, und die Duellaffaire habe ich als Familiensage bezeichnet. Es wird berichtet? daß Rittmeister Blücher, als er von einer Reise in die Heimath den gegebenen Urlaub überschritt, und einige Zeit ohne Gage blieb, aus diesem und keinem andern Grund den Dienst in Hessen quittirt habe.

M. G. Th. D.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. Kassel, 1. April 1893.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband, bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expeditio Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel oder deren übrigen Filialen angenommen.

Adlerflug.

Hoch über Thäler, die kein Aug' durchdringt,
Hoch über steilen, eisgekrönten Schroffen,
Wiegt sich der Adler, sonnenglanz-umringt,
Und sieht umher den weiten Weltraum offen.

Er schwebt im Aetherblau wie regungslos,
Kein Flügelschlag zeigt fluggemess'ne Takte,
Und nichts erreicht ihn aus der Tiefe Schooß
Als nur der Donner wilder Katarakte.

So schwinge, meine Seele, dich empor,
Hoch über alles Irrsals Thal und Hügel,
Dem Adler gleich, der sich das Licht erkor,
Und die Gedanken seien deine Flügel.

Denn, wie in Katarakten, schäumen jetzt
Des Lebens sturmfluthart'ge Donnerwogen,
Und nur, wer sich das Licht zum Ziel gesetzt,
Wird in den Grund nicht mit hinabgezogen.

Karl Preser.



Geschichte der Porzellainfabrik in Neu-Hanau.

Von Professor C. A. v. Drach.

(Fortsetzung.)

Alß gelanget hiermit ohn E. E. F. Vnd Wgb. Vnser Vnderdienstliches Bitten, dieselbe geruhen dießes Vnßer Zu Gemeiner Statt nutzen Vnd ruhm gerichtetes Ahnsuchen hochvernünftig Zu überlegen, Vorgedachtes Privilegium Vnß grg. zu ertheilen oder von Gnd. Herrschafft zu erwerben /: Vnd dieweil wegen ahnstehender Frühlingszeitt mit aufrichtung des offens keine Zeit zu verliehren :/ Vnß grg. willfährigen erklärung förderlichst Zulaßen wiederfahren Vnd Verpleiben

E. E. F. Vnd Wgb.

Vnderdienstwilligste

Daniel Behaghel.

Jacobus Van der Walle.

Die Sache scheint gut vorbereitet gewesen zu sein, schon am folgenden Tage gelangte die Eingabe in die Kanzlei der hochgräfl. Regierung und es wurde wenige Tage danach den Bittstellern folgender Freiheitsbrief für die in Aussicht genommene Fabrik ertheilt:

Wir Friedrich Casimir[8]) Grave Zue Hanauw, Rineck Vndt Zweybrücken, Herr Zue Müntzenberg, Lichtenberg vndt Ochsenstein, Erbmarschall Vndt Ober-Vogt Zue Straßburg ꝛc. thun vor Vnß, Vnßern Erben Vndt Nachkommende Kunth Vndt in Krafft dieses bekennen, daß Vnß die Ehrsame Vnsere liebe besondere Daniel Behagell Vndt Jacob Van der Walle, beide Bürgere[9]) Vndt Handelsleute Zur Frankfurth. Vnderthänig Zu vernehmen gegeben, welcher Gestalt Sie sich vorgenommen, in Vnserer New-Statt Hanaw, Eine dießer landten bißhero Vnbekannte Porzellein-Bäckerey, auff Ihren Kosten Vnd Verlag, anzurichten, mit gehorsahmer Bitte, Wir wollten Vnß gnädig gefallen laßen, Ihnen Vndt den Ihrigen, desfals gewiße Privilegia vndt Freiheiten zu ertheilen.

Vnd wir denn dießes werck, nach reiffer deßelben Erweg- vnd überlegung, wie Vnßerm Gräfl. Estat, also auch Zu Vnßerer New statt, Vndt deß gemeinen nutzens Auffnehmen, Wohlstandt Vnd bestes gereichendt, Vndt erfolglich denselben fortersahme statt zuegeben, Vnß geneigt befundten, So thun Wir dann hiermit Vndt in Kraft dießes Vndt wie es am beständigsten beschehen kann Vndt soll, bedeuteten beiden Daniel Behagell vndt Jacob Van der Walle und Erben, diese Freyheit Vnd Erlaubniß ertheilen, daß nemblich Sie Vndt die Ihrigen, diese Porzellein-Bäckerey alhier in Vnßerer Newstatt anrichten, Vndt auff Zwanzig, die nechste von dato an, nach einander folgende Jahr lang, in Vnßern Stätten Vnd gantzen Landt Vndt Graffschaften, allein Ihrem besten nutzen nach üben, treiben, Vndt gebrauchen sollen Vndt mögen, in wehrender zwantzigjähriger Zeit, Niemandts andters, wer denn auch sein möge, dergleichen Porzellein-Bäckerey in Vnseren Stätten Vndt ganzem Landt, einzuführen, Zugebrauchen, Vndt damit Handlung Zutreiben, Verstattet, sondern außtrücklich verbotten Vndt niedergelegt sein Vndt pleiben solle,

Zweitens, Sollen alle Zu dieser Manufaktur gehörige Materialia Materiata Vndt Zeug, wie anderer Ohrten, alß wie dießer Vnserer Statt Vndt gantzem Landt, aller Beschwehrungen, Zoll, Ein- Vndt Außfuhr Vndt dergleichen Aufflagen Vndt geltern, in Vorerwenter Zeit befreyet sein, Vndt damit keineswegs belegt werden, Wie denn weniger nicht Vndt

Drittens, diejenige Von denen mehrbesagten beiden Verlegern dieses Werkes anhero bestellte Verwalter, Arbeiter Vndt Gesindte, die Erste Zwey Jahr lang, aller derer bürgerlichen Beschwerdten, welche sonsten andern Bürger der Newstatt obliegen, in Wacht, Schätzung Vndt dergleichen allerdings befreyet Vndt enthoben sein,

8) Mit diesem Fürsten war nach dem Aussterben des Hanau-Müntzenbergischen Stammes im Jahr 1642 die im Elsaß begüterte Lichtenberger Linie auch in der eigentlichen Grafschaft Hanau zur Regierung gelangt. Friedrich Casimirs Prachtliebe und allerlei dadurch veranlaßte unsinnige Spekulationen gereichten dem durch den 30jährigen Krieg schwer geschädigten Ländchen keineswegs zum Besten und veranlaßten Streitigkeiten betreffs der Regierung innerhalb der Familie.

9) Nach dem zu Frankfurt am 21. Febr. von ihnen übergebenen Gesuch waren sie nur Schutzverwandte daselbst, aber keine Bürger.

nach Verfließung derer Zweyen Jahren aber dieselbige, Jedoch der billichkeit nach und leidentlich, die gebühr gleich andern mit beytragen, Vndt abstatten sollen; Worunter Wir jedoch nicht verstandten haben wollen, dafern sie zu solcher Ihrer arbeit, Einen oder andern Vnßerer bereits angehörigen Bürger oder beysaßen, Vmb tag- oder sonsten gewissen lohn Ziehen und gebrauchen wollten.

Wir haben auch dießes mit Ihnen abreden laßen, daß, was Sie an Materialien in Vnßeren landten erlangen und finden werden können, Sie daßelbige Vor antderwärthigen Außländtischen, gegen Erstattung billichen Werthes, annehmen auch damit befördert werden sollen; Sodann auch, daß diejenigen Porzelleinegeschirr, welche Wir Zue Vnserer Hoffstadt einkauffen laßen werden, in etwas näherem alß dem gemeinen Kauff überlassen werden, auch sonsten gegen mäniglich in dieser Vnserer Graffschafft sich eines billichen Kauffs benfleißigen sollen. Alles trewlich Vndt ohne gefährte. Deßen Zur wahren Vhrkunth haben wir diesen Freyheitsbrieff mit eigenen Händten unterschrieben, Vndt mit Vnserem Gräflichen Secret Insiegell bekräfftigen laßen. So geben Zu Hanaw dem fünfften Tag Martij anno 1661.

Friedrich Casimir,
(L. S.) Gr. Z. Hanaw.

Ohne auf die Fragen nach den Personalien der Unternehmer, nach dem Ort der Anlage der Fabrik in Neuhanau und den Produkten einzugehen, sei zunächst nur bemerkt, daß das Unternehmen prosperirte. Dies geht hervor aus folgendem der Gräfl. Regierung am 9. Nov. 1675 zugegangenen Memoriale, worin der „Allhiesige Porzellainen Bäcker um prolongation seiner freyheit angehalten, weilen er auch fein Porcellein machen will.“

Hochgebohrner Graff, Gnädiger Herr,

Was die vor vier Zehen Jahren in Ew. Hochgräffl. Gnaden Newen Statt Hanaw von unß entsbemeldten Noviter eingeführte Porcellain-Backerey vndt Handtlung deroselben keinen schaden, sondern viel mehr nutzen gebracht Vndt noch bringen, darvon wird die erfahrung Vndt daß Werk selber reden können, indem Wir Zu deren Behuff in die 30. Haußgeseß daselbsten erhalten, Vndt vor die arbeits Leuthe jährlich über 3000 Rthlr. fournieren vndt herschießen, Worbey doch Ew. hochgräfl. Gnaden Wir mit höchstem Wahrheitsgrundt versichern, daß wir noch zur Zeit nicht allein keinen prouvit von diesem noch nicht völlig im schwang gehenden Handel genoßen, sondern auch annoch ein starckes Capital darinnen stecken haben, ia noch mehr zurückgesetzet worden weren, Wofern Ew. hochgräffl. Gnaden Vnß nicht zugleich mit einnigen Freyheiten Gnädig angesehen vndt mildiglich begabet hätten, wofür wir vntherthäniglichen schuldigen Dank sagen.

Wenn dann nun, gnädiger Graff vndt Herr, berührte Privilegia innerhab Wenig iahren exspiriren vnd zu ende lauffen, auch ohnedem hier vnd da angefochten vnd geschmälert zu werden beginnen, Vndt aber Wir diese Manufaktur noch vmb ein Merckliges zu verstärken, Vndt mit einer gantz Newen Invention, Woburch daß feineste dem Chinesischen nicht viel nachgebende Porzellain verfertigt wird, zu vermehren intentionirt wären, wofern Vnß nicht nur die alte octroy confirmiret, sondern auch ferner Gnädige hier Zu hochnöthige Vorschub vergünstiget werden möchte:

Als gelanget ahn Ew. hochgräffl. Gnaden Vnser Vnterthäniges Bitten, Sie gnädig geruhen, die in Anno 1661, am 5. Martij ertheilte Befreyungen vff Zehen Jahr Weiter hinauß zu erstrecken, Vndt diejenige Vnß in Hanaw zustehende Behaußung, Worin die Porzellainen Geschirr gemachet werden, vndt niemandt andres, als Vnser Verwalter mit seinen darzu Gehörige Wohnen kann vnd soll, denen renovirten vnd prolongirten hochgräfflichen Privilegiis inseriren, Vndt einverbleiben zu laßen, auff daß sie gleich vbrigen zugehörenden Materialien aller Schätzung, Vfflagen, Vndt beschwehrdten innerhalb solcher Zeit gäntzlich befreyet seyn möge,

Diese hochgräffl. Gnade/: sonder Welche Wir Vnßeren Handel baldt einstellen und abschaffen müßen:/ Werden Wir mit vnderthänigl. Diensten zu demeriren keinen fleiß noch kräften spahren, Gott dem Allmächtigen bittende, E. Ew. hochgräffl. Gnaden bey allen selbstverlangenden prosperiteten lange Zeit erhalten wolle, Vndt damit Verbleibenden

Ew. hochgräffl. Gnaden
vntherthänigst Gehorsamen
Daniel Behagell vnd Jacob van der Walle.

Diese Eingabe hatte nicht den erhofften Erfolg; am 20. Nov. wurde seitens der Grfl. Regierung beschlossen, „zumahlen gnäd. Herrschafft solcher gestald davon gantz keinen Nutzen, auch die Bürgerschafft sich darüber zu beschweren uhrsach haben wird“, zu empfehlen, daß „Jhro Hochgräfl. Gnaden es bey der Vormahls ertheilten Freyheit allerdings bewenden, vnd solche weiter nicht prolongiren oder extendiren laßen möchten.“ Daß eine so ablehnende Haltung nicht lediglich auf sachlichen Gründen beruht haben, sondern vielmehr durch Intriguen des damaligen Werkmeisters der Fabrik veranlaßt gewesen sein mag, gewinnt große Wahrscheinlichkeit dadurch

daß es demselben gelang, im Jahre 1679 das Privileg für's Porzellanmachen übertragen zu bekommen. Als es im Jahr 1694 für die früheren Beständer darauf ankam, die 1661 ertheilten Freiheiten wieder zu erlangen, äußerten sich dieselben in der betr. Eingabe folgendermaßen:

„daß alß unter des Herrn Graffen Friedrich Casimirs hochgräffl. gnäd. hochseel. Andenken, wir auß liebe gegen Unsere geliebte gebuhrts Statt in anno 1661 nach erhaltener 20 Jähriger freyheit die Purcellan Backerey allhier mit großen Kosten und nicht weniger müh auffgerichtet, und in solchen standt gebracht, daß wir gehoffet, die früchte deßen einmahl zu genießen, daß unßer damaliger Verwalter Johannes Baly, welchen wir in Holland angenommen und zu diesem Werk bestellet,[10]) wieder unsere ordre Undt ohne unser wissen Unser Privilegium, nachdem selbiges bald erloschen, und wir Ihnen ordre ertheilet bey guter gelegenheit solches von Ihro Hochgräffl. gnaden wieder für Unß confirmiren zu laßen, dasselbe Vor sich und seine Erben vortheilhafftig außgewirket und erlanget, mithin Uns auff diese weiße fast genötiget, daß wir Uns mit Ihnen in eine compagnie einlaßen, und selbige nachgehendes mit seiner hinterlaßenen wittiben continuiren müßen."

und scheint hauptsächlich der Umstand, daß Bally schon 1668 in Hanau Bürger geworden war,[11]) zu seinen Gunsten gesprochen zu haben. Bally sagte in dem am 12. Nov. 1679 an die damals de facto in den Hanauischen Landen mit ihrem Bruder dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld die Regierung führende Schwägerin des Grafen Friedrich Casimir und Witwe seines jüngeren Bruders, Anna Magdalena, übergebenen Gesuch, daß er „bey 20 Jahr lang dieser Porcellain Backerey ohne ruhm Zimblich dergestalten Vorgestanden, daß nicht nur außerhalben an allen orthen dießer behochgehalten, sondern auch die Leuthe, Welche sich dieser Wahren bedient haben, sehr wohl darmit versehen waren," und fährt dann fort: „Ich auch vber dieß solche Zeit vber so viel erlernt, daß ich in wenniger Zeit das gantze Werck zu der Hochgebornen Meiner Gnädigen Herrschafft sonderbahren nutzen vndt besten in größere Perfection zu bringen getraue: Also gelanget an Ew. Hochfürstl. Durchl. Mein vnterthänigstes pitten vndt flehen, sie gnädigste geruhen wollen, Nebenst dem Hochgebornen Meinem Gnädigen Grafen vndt Herrn mir alß einem dero treuesten Bürger, welcher sich im vbrigen allen bürgerlichen beschwerung untergeben, derselben auch sich nicht zu entziehen suchet, Sondern in vnterthänigster Devotion in der Zeit Continuiren wirdt, die hohe fürstl. Huldt vndt Gnade zu erweißen, vndt sothanes privilegium vor mich vndt meine Erben auff noch Zwantzig iahren gnädigst zu prolongiren." Zum Schluß verspricht der Bittsteller, „die Jennige Porcellaingeschirr, welche zu dießer hochgräffl. Hanauischen Hoffstatt hinkünfftig eingekaufft werden, jedesmahl in erkäntlich näherem Preiß zu laßen" und sich „auch sonsten gegen männiglich eines billigen mäßigen verkauffs zu befleißigen."

Unter dem 1. Dec. 1679 ertheilte Graf Friedrich Casimir den erbetenen Freiheitsbrief auf 10 Jahre; derselbe wurde von der Pfalzgräfin Anna Magdalena als Mutter und Vormünderin der Grafen Philipp Reinhart und Johann Reinhart am 10. Juni 1680 bestätigt. Es werden darin die 1661 den Gründern der Porcellain-Backerei ertheilten Privilegien „auff Ihn-Bally vndt seine Erben prolongirt vndt erweitert, daß Er nunmehro derselben, nach Inhalt der vorigen Concession ohne Männiglichs verhinderung vor sich vndt seine Erben Zehen Jahre lang dergestalt ruhiglich gebrauchen möge, daß In wehrenden Zehen Jahren außer Ihnen Bally vndt seinen Erben, Keiner Borcellain zu verfertigen oder zu verkauffen fueg vndt macht haben, Er hingegen vndt seine Erben aber gehalten sein sollen, Jährlich eine Discretion von Borcelainen Zeug in vnsere Hoff-Apotecken zu lieffern."

Johann Bally erlebte den Ablauf seines zehnjährigen Privilegiums nicht; er starb im Jahr 1688.[12]) Seine Witwe, Anna, entschloß sich die Fabrik fortzuführen; sie kam deshalb im November 1689 bei dem nach Friedrich Casimirs am 30. März 1685 erfolgten Ableben in den Hanau-Münzenbergischen Landen

10) Er gehörte wohl derselben Familie an, von der sich bei Havard. Histoire de la Fayence de Delft ein Mitglied erwähnt findet. Es heißt a. a. O. a. S. 308: 536. HENDRICK BAILY. 1692.
Le 2 Novembre 1692, il épousa Maria van Velse, soeur de HENDRICK VAN VELSF, plateelschilder. L'acte de mariage le qualifie plateelbacker gesel.

11) Im „Verzeichniß aller derjenigen Bürger so von herbst Meß 1668 biß auf heute den 8. tag. Marty 1670 bey der Neuen statt Hanau angenohmen worden" findet sich unter Nr. 17:
Johannes Ballei von Delft, Porcellan-Becker.

12) Im Begräbniß-Protokoll der französischen Gemeinde heißt es:
1688 d. 11. July. Hr. Johannes Baly, Rathsverwandter in der löbl. Neustadt Hanau allhier vnd gewesener vornehmer Porcelan-Händler ist von 12 bürgern zu seiner ruhstätte vnd zwar mit einer ansehnlichen vnd volckreichen Prozession getragen worden.

regierenden Grafen **Philipp Reinhart** um Weiterverleihung der alten Freiheiten ein und begründete ihr Ansuchen folgendermaßen:

„Ewer hochgräffl. Gnaden habe ich hiermit vntertänigst zue Verstehen geben wollen, daß zwar bey diesen sehr betrübten und gefährlichen Kriegszeiten[13]) ich die bishero geübte Porcellaine Backung darumb gänzlich einstellen wollen, dieweilen nicht nur allein ein mehreres außgeben, alß aber einnehmen kan, indem sich fast keine Kauffleute einfinden, einfolglich an statt einer verhofften täglichen nahrung mehr verzehren alß erwerben kann. Nachdemmahlen aber hochgebohrner Graff, gnädigster Herr, diejenige arbeitsleuthe, welche sich in meinem Hauß befinden, mich fast täglich überlauffen vnd umb arbeit bitten, dabey heftig lamentiren, daß, wenn sie in meinem Hauß nicht mehr arbeiten solten, sie nicht capabel anderwärts ihr Brodt zu verdienen, weniger der Obrigkeit ihren schuldigen tribut zu geben vndt dann ihrer ein Theil albereit Soldaten worden, andre aber außländische nahrung suchen, so habe mich endlich, daß wenn nach inhalt vormahls ertheilter Privilegien, solches wiederumb erhalten kan, das Werk in Gottes nahmen fortzuführen, resolviret."

Ame 5. Nov. 1689 wurde beschlossen, der „Balysch n Wittib das privilegium in der Porcellaine-Backung auf 10 Jahr nochmalen zu confirmiren."

(Fortsetzung folgt.)

13) Hiermit ist der sog. **dritte Raubkrieg** (1688—97) Ludwigs XIV. gemeint, in welchem die Franzosen zunächst Mainz, Trier und Bonn besetzten und von da aus die Nachbarschaft brandschatzten, dann die berüchtigte Verwüstung der Pfalz vornahmen, wobei Heidelberg, Mannheim, Speyer, Worms und viele kleine Ortschaften verbrannt und geplündert wurden.



Fides.

Ein Essay aus dem Dichterwalde von **Karl Preser**.

Es geht die Klage durch die Welt, daß Gedichte in unserer realistischen Zeit nicht mehr gekauft würden. Und wäre dies im allgemeinen zutreffend, so wäre es bedauerlich, denn ein Volk, das der Poesie abstirbt, ist selbst im Absterben begriffen, was man von dem deutschen Volke doch nicht sagen kann.

Gleichwohl ist die Klage in einer gewissen Beziehung nicht ohne Grund, insofern nämlich eine begreifliche Scheu besteht, für gutes Geld schlechte Verse einzutauschen, oder zur Erkenntniß zu kommen, daß gar Viele ohne inneres Bedürfniß schreiben und daher aller Erhebung entbehren. Daraus folgt jedoch noch keine Vernachlässigung der deutschen Dichtung seitens des deutschen Volkes, und noch weniger spielt dabei die realistische Zeit eine Rolle. Vielmehr scheint mir die Uebervölkerung des deutschen Dichterwaldes jene Scheu hervorzurufen, und wer will es auch läugnen, daß, trotz aller hochgesteigerten Forderungen an Form und Inhalt, uns heute mehr als je Lieder aus diesem Dichterwalde entgegen schallen, die kaum etwas Anderes sind, als dürre, gereimte, Prosa.

In einer Zeit freilich, wo die Unterhaltungsblätter ihre Preis-Räthsel-Lösungen in „poetischer Form" verlangen, müssen ja die sogenannten Dichter geradezu gezüchtet werden, gezüchtet, wie die Früchte in einer Treiberei. Das ist eine Entwürdigung der Kunst, und gleichzeitig ein so folgenschwerer Angriff auf den guten Geschmack, daß von einem solchen nur noch bei ganz Auserwählten die Rede sein kann. Mit einem Worte: wer heute seine Alltagsgedanken in gebundener Sprache auszudrücken vermag, der geht unter die Dichter, und so wird jene ganz natürliche Kälte hervorgerufen, die sich der Dichtung gegenüber fühlbar macht. Der realistische Zug der Zeit hat hiermit nichts zu schaffen. Im Gegentheil, gerade nach der Seite der Dichtkunst liegt in diesem Zuge ein Etwas, das man nicht schlechtweg verdammen soll, denn es erzeugt eine Regsamkeit der Geister, die hier das Wasser von dem Weine, dort die Schlacke von dem Golde scheidet und die allein uns befähigt, alles über Bord zu werfen, was uns nicht als selbstbewußte, kraftvolle und eigenartige Dichtung entgegentritt. Ich möchte allerdings ohne Ideale nicht leben, aber ich bin auch nicht fühllos gegen die gesunde Reaktion, die der moderne Realismus anbahnte. Thorheit ist es, vornehm darüber hinaus zu gehen, oder gar das Kind mit dem Bade auszuschütten, weil die Bewegung auch einige Ausgeburten zeitigte! Hat denn etwa jemals die echte Kunst eine andere Grundlage gehabt als den Realismus? Dringt etwas in das Volksbewußtsein, das nicht die wahrhaftigste Naturbetrachtung zur Voraussetzung hat?

Der größte Realist ist Gott,
Der Schöpfer der Mutter Erde;
Doch — lernt von ihm, daß keiner zum Spott
Der Idealisten werde!

Mich selbst beschleicht jedesmal ein unheimliches Gefühl, wenn die Pakete meines Buchhändlers mit den „Novitäten" ankommen, unter denen sich regelmäßig auch so und so viel neue Dichtungen befinden. Bekannte Namen von gutem Klange finden schon ohne Weiteres Aufnahme, und das wird, wie bei mir, gewiß auch bei anderen Litteraturfreunden der Fall sein. Allein die Uebrigen, die Unbekannten, werden mit mißtrauischen Augen gemustert. Meist genügt ein nur flüchtiger Blick, um eines Neulings Werth zu bemessen, sei es nun, daß dieser Blick auf Mängel in der Empfindungsdarstellung, auf eine Versündigung an der deutschen Sprache, auf platte Gedanken, oder auf unreine Reime fällt, von denen mein musikalisch empfindsames Ohr wie von einer unaufgelösten Dissonanz berührt wird, ganz abgesehen davon, daß die Klangreinheit noch lange nicht das Wesen des Reimes ausmacht, von dem nicht wenige der modernen Reimer gar keinen Begriff haben. Ueber die Zeiten nachlässiger Sprechweise sind wir nun einmal glücklich hinaus und unsere Sprache ist überdies reich genug, solche Unarten endlich als sträfliche Sünde in dem Entwickelungsgange der deutschen Poesie anzusehen. Der Gedanke ist zwar der Edelstein, aber der schaffende Künstler soll auch auf dessen Fassung alle Liebe und Sorgfalt verwenden. Oder wie Platen sagt:

Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit,
Die sie zerstreut und benutzt; aber die Sprache dem Volk.
Der wird währen am längsten von allen germanischen Dichtern,
Der des germanischen Worts Weisen am besten verstand.

Zurück jedoch zu meinem letzten Bücher-Paket, aus dem ich zuerst Meister Jordan's „Letzte Lieder" nahm. Der alte Barde an den Ufern des Mains wurde natürlich ungemustert behalten, obwohl diese „letzten Lieder," meiner Meinung nach, sehr getheilten Empfindungen begegnen werden. Ich kann darauf an dieser Stelle nicht eingehen, weil ich mich mit dem zweiten Buche, das mir dann in die Hand fiel, beschäftigen will, mit einem Buche, das den Titel führt: „Fides. Eine Dichtung von A. Weidenmüller," und in dem mein erster Blick der Stelle begegnete:

. . . . . Denn was die Welt
An Kunst und Wissenschaft uns bieten mag:
Der Heimath Zauber wiegt sie nimmer auf.

Diese schlichten, aber auf tiefe Innerlichkeit hindeutenden Worte, ließen verwandte Saiten in mir erklingen. Es zog mich zu dem Gedichte hin, und ich begann zu lesen. Immer mehr vertiefte ich mich in das Buch. Ich las und las, und was mir seit langer Zeit nicht vorgekommen war: ich wurde wieder einmal von einer Dichtung im wahren Sinne des Wortes gefesselt, so sehr gefesselt, daß ich im Lesen nicht abbrechen konnte; ich mußte „Fides" in einer Sitzung zu Ende zu lesen, um mir dann am Schlusse zu gestehen, daß ich eine der schönsten lyrisch-epischen Dichtungen gelesen hatte, welche die neuere deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Und solche Dichtungen sollten wirklich nicht gekauft werden? . . . .

Doch wer ist Fides? — Fides ist eine Försters Tochter, ein wunderbar einfaches Naturkind, aber ein Charakter. Sie ist die Heldin der Dichtung, wird uns jedoch nicht von Dichtermund vorgeführt und geschildert, sondern sie redet selbst, sie erzählt das Schicksal ihrer Liebe, die eine Geschichte ihres Lebens ist, und — was für eines Lebens! Auf der ersten Seite verzeiht der Dichter gern, was der Jäger nicht verzeihen kann: daß die Heldin im wunderschönen Monat Mai, wo Alles „funkelt, rauscht, blüht und duftet," wo der Rehbock schon nicht mehr sicher ist vor der Kugel, daß sie, sage ich, zu solcher Zeit den Vater noch nach dem Auerhahn jagen läßt. Im Uebrigen aber sind die „Herrlichkeiten der Schöpfung" so reizend und wahr, und dabei mit solchem Verständniß beschrieben, daß man oft eher an den Pinsel des Malers, als an die Feder des Dichters glauben könnte. Inmitten dieser herrlichen Naturbilder spielt sich nun ein Leben ab, das über Höhen und Tiefen der gesellschaftlichen Verhältnisse führt, getragen ist von den heiligsten Empfindungen reinsten Glückes und wieder niedergeschmettert wird, von den furchtbaren Qualen, die dies Glück im Gefolge hat, nachdem Bosheit und Undank den ersten Stein in den Weg legten und dann das Unglück riesengroß heran wächst.

„Mit sanftem Druck ergriff er meine Hände,
Zog von den feuchten Wimpern sie herab;
Und willenlos sah ich zu ihm empor. —
So kehrt die wilde Rose ihr Gesicht
Dem Sonnenstrahl entgegen, der den Thau
Von ihren Blättern küßt und kanns nicht lassen,
Zu ihm empor zu sehen, obwohl sie ahnt,
Daß seine Gluth sie bald entblättern werde.

Das ist die ganze Höhe des Glückes. Schon von da an beginnt die Gluth unsäglicher Leiden

die Rose zu entblättern, es zieht das Seelenleben eines Frauenherzens an uns vorüber, das nicht dichterisch, in breiten epischen Gängen, nur geschildert wird, nein, ein Leben, das uns aus dem Herzen der Heldin selbst lebendig entgegen quillt; ein Leben, das in der Kirche angesichts der jähen Zerstörung seiner einzigen, aber felsenfesten Hoffnung, zusammenbricht, und in dem es der armen Fides nur beschieden ist, dem wiedergefundenen Geliebten an jener Waldstelle die Augen zuzudrücken, an der sie, bei der ersten Begegnung mit ihm, von sich sagte:

So kehrt die wilde Rose ihr Gesicht
Dem Sonnenstrahl entgegen, der den Thau
Von ihren Blättern küßt.

Die Sprache dieser Dichtung ist durchweg eine edele, die Behandlung der Form eine tadellose. Wenn ich dennoch etwas ausstellen soll, so möchte ich sagen: das Lied Hartmut's auf Seite 27—29 ist zu lang; der Strophenbau gestattet nicht, einen Satz aus der vorhergehenden in der nachstehenden Strophe zu beenden, und auf Seite 102 würde ich das ganze Gedicht mit einer Sentenz abgeschlossen haben, nicht mit dem störenden neunstrophigen Briefauszug.

Und nun schließlich zum Grunde, warum ich mich bei dieser Fides so lange aufgehalten habe. Sich heute im deutschen Dichterwalde auszukennen, in dem die Raben Amsel- und Drosselschlag überschreien, das ist selbst einem Schriftsteller nicht mehr möglich. Ich gestehe also offen, daß mir der Name Weidenmüller noch fremd war. Erst diese Dichtung veranlaßte mich, einer Lücke in Kürschner's neuestem Litteraturkalender nachzuhelfen und da höre ich denn von der Redaktion unseres „Hessenlandes“, daß Fides von einer Dame geschrieben wurde und überdies — — von einer Landsmännin, Fräulein Anna Weidenmüller in Kassel. Da konnte ich natürlich nicht widerstehen, dieser herrlichen Arbeit etwas mehr mit auf den Weg zu geben, als eine einfache Bücheranzeige.

Frisch auf, mein Fräulein, zu weiterem Schaffen! Auf solche Dichtungen, auf solche Liedesklänge aus dem chattischen Revier des deutschen Dichterwaldes, kann unsere hessische Heimath stolz sein, von der Sie ja dieselben Gefühle zu haben scheinen, wie sie ein anderer hessischer Dichter in den Worten aussprach:

Selbst unter Cedern und am Meeressaum
Hab' ich geträumt den einen heil'gen Traum:
Zu sterben noch in meinem schönen Hessen.

Der Taugenichts.

Eine kleinstädtische Geschichte. Von D. Saul.

(Schluß.)

Eben hatte die Frau Amtsrichter einige Andeutungen über die Nachtseiten des Malerlebens, so z. B. das Modellwesen, zum Besten zu geben begonnen, als mit allen Zeichen der Aufregung die Frau Apotheker, die schon lange erwartet worden war, herein stürzte: „Der Bürgermeister ist zurück, er hat den Taugenichts nicht mitgebracht! Es hat fürchterliche Auftritte gegeben, der Sohn soll auf den Vater geschossen haben. Nun kommt der Mensch auch noch in's Zuchthaus!“ Nach diesen Worten sank die Ueberbringerin der Hiobspost in einen Sessel und setzte dann ganz erschöpft, gewissermaßen als Beglaubigung, hinzu: „Ich weiß es von unserer Trine, die hat es von der Frau Oberkontroleur ihrer Lise, und der hat's direkt Bürgermeisters Minchen gesagt.“

Der Schreck macht die Menschen nicht selten sprachlos; im Glimpfinger Damenkränzchen trat dieser Fall indessen erfreulicher Weise nicht ein, vielmehr stürmten alle Anwesenden auf die Angekommene mit Fragen ein und wollten Näheres über das Vorgefallene erfahren; allein aus der Frau Apotheker war vorläufig nichts herauszubringen, zumal sie selber nicht mehr wußte.

Die Frau Oberkontroleur meinte, sie kenne Apothekers Trine und Bürgermeisters Mine nicht, was aber ihre eigene Lise anbelange, so besitze diese eine ausschweifende Phantasie und schwärme für gruselige Mord- und Räubergeschichten. Diese Bemerkung wirkte beruhigend, zumal die Frau Apotheker jetzt hinzusetzte, daß ihre Trine etwas furchtsamer Natur sei und zum Beispiel nie in den Keller ohne die Begleitung des Hausknechts gehe. Und da die Frau Pfarrer mittheilen konnte, daß Bürgermeisters Minchen an Hallucinationen leide und bisweilen an Herrn Krughöfer's Cognac nasche, gewann man allmählich die Ueberzeugung, daß die vereinigte Einbildungskraft der dienstbaren

Geister einen erheblichen Antheil an der schrecklichen Geschichte habe.

Indessen kam der Herr Rektor zurück und konnte aus bester Quelle und im Vertrauen auf die Schweigsamkeit der Damen mittheilen, daß der Bürgermeister thatsächlich einen heftigen Zusammenstoß mit seinem Sohne gehabt habe und daß beide in hellem Unfrieden geschieden seien. Fritz habe sich hartnäckig geweigert, von seinen Malereien zu lassen und da habe der Vater das Tischtuch zwischen sich und dem Sohne zerschnitten. Wozu die Frau Gutsbesitzer Röhrig bemerkte, das letztere hätte er nicht nöthig gehabt und so etwas würde sie sich als Hausfrau entschieden verbitten.

Da war leider nicht mehr zu helfen. Die Frau Pfarrer besann sich wiederum auf ein Bibelwort, das eine entsprechende Tröstung enthalten sollte und war ärgerlich, als ihr die Frau Amtsrichter mit einem weltlichen Sprüchlein zuvorkam und „Wer nie sein Brod mit Thränen aß" vortrug.

„Es thut mir doch schrecklich leid," sagte die Frau Rektor, „um die Bürgermeisters; so etwas erleben zu müssen, wenn man seine Elternpflicht erfüllt hat."

„Ja, ja, wenn man das gethan hat," betonte die Frau Apotheker.

„Meinen Sie, daß . . .?" fragte die Frau Amtsrichter.

„Du lieber Gott," fiel die Frau Pfarrer ein, die endlich im richtigen Fahrwasser war, „wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir haben sollen."

„Aber ich bitte Sie, meine Damen, ich begreife nicht —" wendete die Frau Rektor ein.

„Sie werden noch begreifen, Liebste, sagte die Frau Apotheker, sich erhebend. „Aber wir müssen wohl aufbrechen, meine Damen, wir kommen sonst in's Schwatzen."

Diese letztere Möglichkeit erschien offenbar sämmtlichen Damen außerordentlich schrecklich, denn alle standen auf, hüllten sich in ihre Mäntel und nahmen Abschied von der Gastgeberin.

„Im Vertrauen, Frau Amtsrichter," zischelte die Frau Oberkontroleur, „wenn es nun mit dem Taugenichts bald zum Krache kommt, was dann?"

„Was dann? O dann setzt er sich uns hier auf die Nase."

„Du lieber Himmel, welche Aussichten! Die armen Eltern!"

Man drückte sich nochmals freundschaftlichst die Hände und die Gäste verließen das Haus. Die Apothekerin und die Frau Gutsbesitzerin Röhrig gingen desselben Weges, denn sie wohnten in einer Straße.

„Das wäre unangenehm," sagte Erstere, „wenn der Taugenichts sich hier niederließe."

„Wahrhaftig ja! Und verhungern lassen kann man ihn doch auch nicht. Ich habe schon — sagen Sie's aber nicht weiter — daran gedacht, ob er nicht unser Gartenhaus neu malen könnte."

„Sie sind eine Seele von einer Frau!" sagte die Apothekerin voller Bewunderung.„ Nun, wir werden ja sehen. Aber gewissenlos ist es auf alle Fälle von dem Menschen. Denken Sie nur, wenn er sich verheirathet! Ohne Mittel — ohne Aussichten."

„Ach ja, die arme Frau!"

„Gewiß und erst die armen Kinderchen!"

„Gute Nacht, Frau Nachbarin, ich werde diese Nacht schwere Träume haben."

„Gute Nacht, ich mache kein Auge zu."

Am nächsten Sonntage predigte der Herr Pfarrer über das Bibelwort: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid," und alle Leute sahen auf den Herrn Bürgermeister und die Frau Bürgermeisterin und ihre Töchter, und der weibliche Theil der Familie Krughöfer fing an zu weinen, Herr Krughöfer aber warf dem geistlichen Herrn einen sehr unchristlichen Blick zu und sagte draußen: „Der Pfaff blamirt uns, wo wir es gar nicht mehr nöthig haben." Und voller Wuth schritt er durch die Leute, die ihn theilnehmend ansahen, seiner Wohnung zu. „Sieh' Frau," knirschte er, „selbst dieser elende Schneider Zwickler bemitleidet uns!" Und er fuhr den ehrsamen Meister, der zum Fenster herausguckte und seine Sonntagscigarre dampfte, barsch an: „Zwickler, komm' er morgen, wir wollen abrechnen."

Der Schneider aber, im Grund eine weiche gutmüthige Natur, sagte, respektvoll den Glimmstengel aus dem Munde nehmend: „Gott bewahre mich, Herr Bürgermeister, wo werde ich in diesen Zeitumständen Geld von Sie nehmen! Ich hab' keine Eile und Sie können's jetzt gewiß brauchen." Und damit, gleichsam als fürchte er, der Bürgermeister könne am Ende die Rechnung durch's Fenster begleichen, machte er dieses zu und überhörte so den Fluch, den Krughöfer ihm nachsandte.

In solcher und ähnlicher Weise bezeigten die Glimpfinger ihre Antheilnahme an dem Schicksale ihres Stadtoberhauptes.

Die Zeit vergeht. Seitdem Fritz dem elterlichen Hause den Rücken gewandt hat, ist ein halbes Dutzend Jahre verflossen. Der Taugenichts hat sich daheim nicht wieder sehen lassen. Aber er hat doch Eingang in das Elternhaus gefunden, denn er hat sehr fleißig nach Haus geschrieben und schließlich Verzeihung erlangt. Seine Mutter und seine Schwestern haben sich

mit ihm versöhnt, wenn sie auch seinen Entschluß beklagen. Er ist ein Taugenichts, aber er ist doch der Sohn, der Bruder.

Nur der Alte wollte nichts von Vergebung wissen. „Still! Nennt mir den Namen des Burschen nicht.“ Er hat wohl seine schwachen Stunden, wo er sich nach dem einzigen Sohne sehnt, aber er kämpft sich hindurch.

„Jetzt könnte er Bürgermeister von Glimpfingen sein und ich säße in Ruhe! Und wie ist's geworden? Ich, ein alter, müder Mann, ohne Hilfe, und er ein nichtsnutziger Pinselheld!“

Durch den Doktor drangen manchmal Nachrichten über Fritz in die Oeffentlichkeit. Es gehe ihm gut, er habe reichlich zu thun und werde bald nicht nur ein berühmter Künstler, sondern auch ein wohlhabender Mann sein. Und jüngst habe er sich auch mit der bildschönen Tochter eines angesehenen Hauses der Residenz vermählt.

Nicht möglich! sagten die Glimpfinger kopfschüttelnd. Der Taugenichts sollte es zu etwas gebracht haben? Nicht möglich!

„Wie das so bei Künstlern geht,“ sagte die Frau Apotheker, als in der nächsten Kaffeegesellschaft die Angelegenheit besprochen wurde. „Einmal pfännchenfett und heidenlustig und morgen Trübsal in allen Ecken. Heut schmeißen sie mit Zehnmarkstücken um sich und morgen borgen sie ein paar Nickel.“

„Und,“ setzte Frau Röhrig eifrig hinzu — „heut ziehen sie fünf Paar Strümpfe an und morgen gar keine.“

„Ich glaube auch nicht dran,“ sagte die Frau Amtsrichter. „Das hat der Doktor nur so aufgebracht.“

Und Alle stimmten darin überein, daß es dem Taugenichts unmöglich gut gehen könne. —

Eines Tages kam eine sehr feine Kutsche in Glimpfingen angefahren, drin saß ein vornehmer Herr mit einer schönen Frau. Er grüßte hier und da einen Vorübergehenden oder nach einem Fenster, aber man kannte ihn nicht. Vor dem Hause des Doktors ließ er halten und stieg mit seiner Begleiterin aus dem Wagen. Der Doktor schaute gerade zum Fenster hinaus und that einen Freudenschrei: „Fritz! Lieber Herr Krughöfer!“ Und er kam herausgestürmt.

Fritz! Herr Krughöfer! Ein paar Buben hatten es gehört und alsbald ging es durch das Städtchen wie ein Lauffeuer: Der Taugenichts ist da, der Taugenichts ist da!

Apothekers Karlchen stürzte mit fliegendem Athem nach Hause, wo man grade am Kaffeetische saß. „Der Taugenichts ist da!“ rief der Bengel aus vollem Halse.

„Na, da haben wir's!“ sagte der Apotheker indem er die Tasse klirrend auf den Tisch stellte. „Ich habe mir immer gedacht, daß es mal so kommen müßte.“

„Wie sieht er aus?“ forschte die Mutter und Frau Röhrig, die gleichfalls anwesend war, setzte hinzu: „Ja, wie sieht er um Gotteswillen aus?“

Karlchen hatte ihn nicht gesehen, aber er wußte sich zu helfen. „Hoho! wie er aussieht! nun, wie ein Taugenichts!“

Das war nun ganz natürlich.

„Haben sie ihn denn eingebracht oder ist er von selbst gekommen?“ fragte Frau Röhrig.

Karlchen besann sich einen Augenblick und erwiderte dann, wie es ihm am wahrscheinlichsten dünkte! „Sie haben ihn eingebracht.“

„Gott welche Schmach!“ jammerte die Frau Apotheker.

„Wenn man ihn nur ein paar Tage erst in's Spritzenhaus sperrt und ordentlich reinigt!“ sagte der Apotheker. „Aber freilich, er ist ja des Bürgermeisters Sohn!“

„Was glauben Sie? erwiderte Frau Röhrig. „Der Alte nimmt ihn gewiß nicht auf, wenn er in Lumpen hier einrückt.“

Während sie noch herumstritten, kam Mariechen an, das älteste Töchterchen, weniger ungestüm als Karlchen, aber doch auch lebhaft, und mit dem Rufe: „Der Taugenichts ist da!“

„Wissen wir schon,“ sagte der Papa. „Aber Du bist doch nicht etwa zu nah heran gegangen?“

„Zu nah herangegangen? Woran?“ fragte das Kind und machte große Augen.

„Nun an den Taugenichts! hast womöglich — — geschwind fort, wasch Dich und zieh Dich um!“

Das kleine lustige Mädchen fing an zu lachen, so aus vollem Herzen, daß die Alten ganz ärgerlich und sehr verändert wurden.

„Nun, was soll das Lachen? was hast Du überhaupt dabei zu suchen, wenn ein zerlumpter Vagabund eingebracht wird?“

Jetzt fing Mariechen noch stärker an zu lachen und zugleich im Zimmer herum zu tanzen. Endlich stand sie still und sagte: „Ein Vagabund? Papa! Mama! In einer Equipage ist er gekommen und aussehen thut er wie ein Prinz und hat einen Orden und seine Frau ist eine wunder-, wunderschöne Dame und hat einen Hut auf, da sagt Pfarrers Luise, der kostet vierzig Mark, und Diamanten hat sie auch. Eben sind sie zusammen mit dem Doktor bei Bürgermeisters.“

„Dies ist ja merkwürdig!“ sagte der Apotheker, und seine Frau und Frau Röhrig waren ganz still. Sie waren vollständig darauf vorbereitet gewesen, die Bürgermeisterfamilie ob des neuen Schicksalsschlages zu bemitleiden und konnten sich

offenbar nicht hineinfinden, daß die Ausübung dieser christlichen Pflicht überflüssig geworden war.

„Ich muß doch gleich zur Frau Pfarrer!" sagte Frau Röhrig und die Frau Apotheker schloß sich ihr an, während der Hausherr gedankenvoll seine Schritte zum „Hirschen" lenkte.

Fritz war mit seiner Frau auch wirklich zu Hause angekommen und von Mutter und Schwestern herzlich bewillkommnet worden. Wie bebte die Mutter vor Hochgefühl, als der Sohn in ihren Armen lag und weinend um die Verzeihung bat, die ihm längst geworden war! Und wie rasch hatten die Schwestern die schöne Schwägerin in's Herz geschlossen!

Und nun trat Fritz in das Zimmer seines Vaters. Als er ihm Auge in Auge gegenüber stand und ihm so recht herzlich bat, ihm zu vergeben, da blickte der Alte wohl finster zu Seite und sprach kein Wort; aber nun öffnete sich die Thür und die junge schöne Schwiegertochter trat herein und warf sich dem alten Mann an die Brust und weinte und lachte und küßte Herrn Krughöfer sen. trotz seines stachlichen Stoppelbartes von Herzen ab, so daß er ganz weich ward und dem ungerathenen Sohne die Hand reichte. Und jetzt sah er auch mit Staunen den Orden auf Fritzens Brust und sagte:

„Ein wirklicher Orden!"

„Ja Vater!" lachte Fritz, „für meine künstlerischen Leistungen, die, wie Du siehst, auch vom Staat gewürdigt werden. Und Professor bin ich seit einigen Wochen auch geworden."

Kopfschüttelnd hörte Krughöfer sen. zu: er wußte nicht recht, was er zu all dem sagen sollte. Die schöne Schwiegertochter hatte sich indeß richtig in sein Herz geschmeichelt und als sie ihm von Fritzens Erfolgen und von ihrem Leben in der Großstadt erzählte, da fing er an, mit den Dingen, die nun einmal nicht ungeschehen zu machen waren, sich zu befreunden. Indeß hatte die Mutter sich losgerissen, um ihren Pflichten als Hausfrau gerecht zu werden. In fliegender Eile war ein Tisch gedeckt und ein Vesper hergerichtet worden, das der Küche und dem Keller des Bürgermeisterhauses alle Ehre machte.

„Nun kommt Kinder, zum Essen!" rief sie glückstrahlend.

„Und ich will nicht stören," sagte der Doktor, der während der ganzen Zeit schweigend am Fenster gestanden hatte, und wollte sich entfernen.

„Das geht aber nicht, Sie müssen bleiben!" rief Fritz und der Bürgermeister verstand sich auch dazu, ihn zum Dableiben zu nöthigen. Und er blieb und Alle waren fröhlich und guter Dinge und freuten sich dieses kaum gehofften Wiedersehens. Am lustigsten aber war der Doktor, der immer und immer wieder auf den „Taugenichts" toastete und erst diesen, dann seine Frau und schließlich die ganze Familie umarmte und küßte.

In Glimpfingen war im Verlaufe einer halben Stunde Alles bekannt und der Macht der Thatsachen beugten sich die Glimpfinger. Die Einen fingen an, wirkliche Hochachtung vor dem berühmten Sohne ihrer Stadt zu empfinden, die Anderen schwiegen wenigstens über das, was sie dachten, und nur der Herr Pfarrer machte, als er mit seiner Ehefrau an dem Hause des Bürgermeisters vorüberging, aus dessen geöffneten Fenstern Jubel und Gläserklirren klang, die Bemerkung: „Es ist der verlorene Sohn, dem zu Ehren sie ein Kalb geschlachtet haben."

Thränen.

Es war mein Herz verschüttet
Von grauem Erdenstaub,
Draus sah kein buntes Blümchen,
Kein Blättlein grünes Laub.

Da hat ein still Erinnern
Die Thränen mir geweckt,
Und plötzlich war mein Garten
Von Blüthen überdeckt.

Die Thräne spendet Segen
Nach herbem Schicksalsraub,
Es wäscht der Himmelsregen
Vom Herzen Erdenstaub.

E. Mentzel.

Den Konfirmandinnen in's Album.

(Terzinen.)

Es brausen linde Stürme durch die Auen,
Hell strahlt die Sonn' und warm vom Firmament,
Der Erde Schnee und Frost hinwegzuthauen.

Sie scheint auch euch in's Herz, und ihr erkennt
Ein Stürmen und ein drängend Sehnen drinnen,
Nicht wissend, wie ihr es mit Namen nennt.

Und rings umher in der Natur beginnen
Sich grünend zu beleben Wies' und Flur,
Und Blümlein spiegeln sich, wo Bäche rinnen.

Ihr schaut allüberall der Gottheit Spur,
Von deren Lieb' das ganze Weltall lebet.
In dem ihr selber kleine Pünktchen nur.

Und wie ihr noch nach der Erkenntniß strebet,
Zu wissen, was von Gott ihr bitten sollt,
Ein lieblich Wunder sich vor euch erhebet:

Ihr seht am grünen Rain ein Knöspchen hold
Die zarten Blättchen aus der Hülle strecken,
Die schüchtern sich, und zagend nur, entrollt.

Doch höher seht das Knöspchen ihr sich recken,
Es dringt zu euch ein wundersüßer Duft,
Und plötzlich sich die blauen Blättchen strecken.

„Das Veilchen blüht!!“ — so schallt es durch die Luft, —
„Der Inbegriff der frühlingsduft'gen Reine,
Dem alle Welt ein froh' Willkommen ruft!“ —

Nun wißt ihr, was zu bitten, wie ich meine!
Kommt her! Sinkt bei dem Veilchen auf die Knie!
Ich alter Mann mein Fleh'n mit eurem eine:

„O Gott, nicht Deine Hände von uns zieh,
Wenn wir nun in das ernste Leben gehen!
Lenk uns're Schritte, o verlaß uns nie!

Doch noch um Eins erhöre unser Flehen,
Umgieb uns mit der Tugend Glorienscheine,
Ob sanfte Lüft', ob Stürme uns umwehen!
Schenk uns des Veilchens frühlingsduft'ge Reine!“

Hugo Frederking.

Aus alter und neuer Zeit.

Dingelstedtiana. Eine interessante Schilderung des Lebens und Treibens Franz Dingelstedt's während seiner Münchener Zeit findet sich in dem kürzlich erschienenen dritten Bande der „Erinnerungen von Felix Dahn.“ Der Vater desselben war in den 50er Jahren, zur Zeit als Dingelstedt das Scepter als Theater-Intendant in München schwang, Regisseur in dem dortigen Hoftheater. In seinem gastlichen Hause verkehrten viel die Münchener Dichter, Schriftsteller und Künstler, unter denen, wie Felix Dahn schreibt, „der Chef meines Vaters, Franz von Dingelstedt, dieser Ironicus Maximus die Hauptrolle spielte.“ Da hatte denn Felix Dahn, der jetzt rümlichst bekannte Professor der Rechtswissenschaft, Historiker und Dichter, damals noch jugendlicher Student, hinlänglich Gelegenheit, Franz Dingelstedt kennen zu lernen, sein Leben und Treiben zu beobachten und sein Wesen zu studiren. Eine Frucht dieser beobachtenden Studie ist die nachfolgende Schilderung:

Ein Hauptzug in jenem mannichfaltig zusammengesetzten „politischen Nachtwächter“, Vorkämpfer des jungen Deutschlands, war eine beißende, nie rastende, schillernde Ironie, die man gern ertrug, weil sie sich ganz ebenso gegen ihren Träger selbst, wie gegen seine Opfer wandte,

Dingelstedt war der liebenswürdigste Gesellschafter, ein Virtuose der Geselligkeit. Stunden lang konnte er Weiblein und Männlein fesseln durch ein ununterbrochenes Feuerwerk von — meist recht boshaften — Witzen, von geistreich hingeworfenen Pfeil-Worten und Wort-Pfeilen. Selbstverständlich kannte er diese seine Begabung — wie alle seine anderen! — sehr genau, und ebenso selbstverständlich spielte er damit — wie mit den meisten anderen. Rechter Ernst war es ihm mit gar wenigen Dingen. Aber auch das wußte er ganz klar; es freute ihn, wie mit den anderer Menschen, so mit seinen eigenen Schwächen zu spielen! und daß er dies offen zur Schau trug, entwaffnete den Zorn auch derer, die er gereizt hatte. Er ertrug es lachend, sagte man ihm in's Gesicht, das er es mit Nichts und mit Niemand verläßig meine;

„Ja, was wollen Sie“, lachte er, als ich ihm einmal vorhielt, daß er immerfort Theater spiele. „Freilich! Ich bin der beste meiner Schauspieler selbst. Der Chef darf sich doch nicht übertrumpfen lassen.“

Er hatte sich einen hohen purpurbezogenen Lehnstuhl aufbauen lassen — den „Tyrannenthron“ nannten ihn die Schauspieler — auf dem er in seinem Bureau feierlich Platz nahm, wollte er mit einem der Künstler eine Haupt- und Staatsaktion aufführen oder einen jungen Dichter in Schreck und Ehrfurcht versetzen. Mitten drin aber ward er des trockenen Tones satt, sprang lachend auf, faßte den Erstaunten bei den Schultern und bot ihm eine treffliche Cigarre.

Mein Vater hatte das Hauptverdienst von der Einrichtung der „Antigone“, die nach kurzem Auftauchen *auf der Berliner Bühne, zuerst in München und* zwar in Vollendung dargestellt wurde und mit glänzendstem Erfolge. Tags darauf meinte mein Vater, man solle doch Carrière veranlassen, in der „Augsburger Allgemeinen“ über den wirklich künstlerisch bedeutsamen Abend zu berichten. Lachend unterbrach ihn Dingelstedt: „Lieber Dahn, was bleiben Sie doch altmodisch! So was macht man selbst am besten! Der Bericht — von mir verfaßt — liegt schon drei Tage in Augsburg“.

„Wie? auch über den Erfolg?“

„Natürlich! den wußt' ich doch voraus.“

Ein andermal, gegen Ende eines für meinen Vater höchst arbeitreichen Winters, saß der Intendant auf seinem Tyrannenthron — er war gerade in der Geberlaune — und sprach zu meinem Vater, der, an dem Schreibtisch sitzend, den Spielplan für die nächste Woche machte: „Hören Sie, Dahn, haben sich wieder riesig gequält seit Herbst. Werde Ihnen im Sommer zwei Wochen Urlaub zulegen.“ Mein Vater stand auf, brachte ihm mit einer tiefen Verbeugung ein Blatt Papier und die eingetauchte Feder.

„Was! Sie trauen wohl meinem bloßen Worte nicht?“

„Nein Herr Intendant, durchaus nicht“.

„Haben, Recht, Dahn, haben ganz Recht, lachte er und unterschrieb.

Als er ein paar Jahre schon das Wiener Burgtheater geleitet hatte, sah ein deutscher Dichter in seiner Loge eine Aufführung der Jungfrau von Orleans. Nach der großen Scene Lionel's fragte der Gast nach dem Namen des vortrefflich Spielenden. Dingelstedt beugte sich nachlässig vor, sah auf die Bühne und erwiderte: „Der? Ich kenne ihn nicht! Wie kann ich mich um solche Kleinigkeiten kümmern!“ Natürlich kannte er seinen ersten jugendlichen Helden, aber er wollte das verblüffte Gesicht des Anderen sehen.

Mich mochte er übrigens gut leiden, ich erzählte seine Münchener Geschichten oft in seiner Gegenwart und er selbst lachte am meisten darüber.

„Sind ein guter Junge, Felix, nur ein bischen dumm!“

„Wie so?“

„Sind viel zu fleißig! So bringt man's zu gar nichts. Sie werden nie Intendant!“

Der Uebermüthige war ganz unfähig oder doch höchst unlustig, seinem beißenden Witz irgend Zügel anzulegen: er stand nicht gut mit dem Hof (von der Person des Königs wohl zu unterscheiden) und hegte keine gar zu hohe Meinung von den geistigen Bedürfnissen des altbayerischen Adels. Diesen Empfindungen mußte Ausdruck gegeben werden! Einen seiner Vorträge in dem Liebig'schen Hörsaal, zu welchem sich Hof und Adel zahlreich einzufinden pflegten, (vielleicht auch — neben tieferen Gründen — weil es guter Ton und vom König gern gesehen war), begann er mit den Worten:

„Angesichts eines geistleeren Hofes und eines heruntergekommenen Adels!“ — große Kunstpause, ausgefüllt durch einiges Entsetzen! ... — „war es, daß“ ... — Pause — „im XVIII Jahrhundert zu Wien“ u. s. w.

So hatte er sich — verdienter- und unverdientermaaßen — zahllose Feinde gemacht, deren unablässiger Bohrarbeit sein Sturz zuletzt gelingen mußte. Er erfolgte in der wenig schönen Weise, welche an Höfen nicht selten sein soll.

Dingelstedt begleitete eines Abends, seiner Amtspflicht nach, den König aus dessen Loge. Der Monarch war außergewöhnlich gnädig gegen den Intendanten. Als er nach Hause kam, fand er die vom Monarchen unterschriebene Verabschiedung vor.

Nun that er doch auch Manchen leid, die sein Witz oft verletzt hatte.

Aber dieser Strudel trug den Vielgewandten, Erfindungsreichen nach oben. Zwar die nächste Staffel — Weimar — war für das Ironie-Bedürfniß dieses Mannes zu schmal, alle Verhältnisse waren für die langen Fortschritts-Beine und weitfliegenden Witzgeschosse zu eng: die unglaublichsten Sachen hat er dort angerichtet — aus reiner Lust an geistreichen „mischief“, den er wie seinen Lieblingssport betrieb.

Jedoch bald kam er nach Wien und das dortige Gesellschaftstreiben — das war nun so recht sein Fahrwasser, in dem er sich gar wohl fühlte!

Ich wiederhole: die gutmüthige Selbst-Ironie, mit der er auch sich selbst heimsuchte, die Aufrichtigkeit, mit der er seine Fehler scherzend eingestand, versöhnte und entwaffnete wenigstens solche Gegner, die selbst Geist genug besaßen, sich an diesem blendenden Geist zu erfreuen, auch wenn er dessen Lichter auf deren Kosten flimmern ließ.“ —

Brief eines Kasselaner Schlossergesellen aus Münster vom 11. Juli 1824. Neulich fand ich beim Aufräumen einen Brief, den mein damals 17jähriger Vater von einem ihm innig befreundeten Vetter aus der „Fremde“ erhalten hatte. Der Brief, der übrigens von trefflicher Beobachtungsgabe zeugt, schien mir theilweise Interesse für die Leser des „Hessenlandes“ zu haben, weshalb ich einiges aus ihm hier mittheile. Ich füge noch hinzu, daß der damalige wandernde Schlossergeselle nachmals ein hochangesehener Industrieller in Kassel war, dessen Geschäft später von seinem noch jetzt lebenden Sohn weiterhin ansehnlich ausgestaltet wurde. **P. W.**

Münster, den 11ten July 1824.

Theuerster Cousin!

. . . .

Auch verlangtest Du eine Beschreibung von Münster die ich hier anzuführen Willens bin. — Münster war vor etwa 200 Jahren eine starke Festung, die aber, ich weiß nicht warum, abgebrochen worden ist. Die gewesenen Wälle sind jetzt eine Allee um die Stadt herum, sie heißt die Promenade. Wegen Mangel an fließendem Waßer sind vorm Thor lauter Windmühlen angebracht; es ist nichts wie ein Sumpf, kaum noch so viel, das man sich in einem Bach ein bischen baden kann. Die vermeinte übergebaute Straße ist auf dem Markt und heißt die Bogen sie ist wie die Kolonnade in Kassel.

Jetzt gehts an die Kirchen: 1) der Dom ist ein ungeheuer großes Revier, von außen mit vieler Bildhauerarbeit versehen, von innen mit vielem Gold- und Silberwerth geschmückt, so zum Beyspiel soll die wirkliche Hand vom Petrus da seyn, welche in einem silbernen Futterale unter anderen kostbaren Sachen, auf dem Altar steht. 2) die Lamperti-Kirche; hier befinden sich am Thurm 3 eiserne Körbe, wo früher 3 Könige als Rebeller erst mit Zangen gezwickt (die Zangen hängen noch am

Rathhaus) und dann in den Körben den Vögeln Preis gegeben sind, 3) die Ludgeri-Kirche, 4) die Salvazi-Kirche, 5) Martini, 6) Aegidi, 4) Spital 8) Barmherzigen (auch das Krankenhaus heißt so, und die Personen: die barmherzigen Schwestern, weil es lauter Frauenspersonen sind, sogar Fräulein, welche es sich für eine Ehre schätzen), 9) die Mauritz-Kirche (diese befindet sich in der Vorstadt). Aber vor jedem Nahmen darf nicht vergessen werden, Sanct zu lesen, 10) die Lutherische und 11) die Ueberwasser- oder Frauenskirche. Auch mehrere Klosterkirchen sind da, wobey ehemals starke Klöster existirt haben. Nach diesen Kirchen nennen sich auch die Thore. Jetzt gehen wir über auf das Frohnleichnamsfest, wovon ich ein Augenzeuge war. Es gieng recht feyerlich zu; vor den Thüren, wo die Prozession vorbey zog, streuten die Hauswirthe Blumen hin; ich wollte aber keinem rathen, die Mütze oder den Hut aufzubehalten, so lange er die Prozession sieht, vor noch nicht lange war Scandal drüber gewesen, der Gensd'arme schlug nämlich einem Chirurgus die Mütze vom Kopfe, der hielt sich natürlich für beleidigt, und es kam zum Prozeß nach Berlin, doch es blieb blos bey einem Verweis. — Auf den Straßen waren hier und da Altäre mit brennenden Lichtern und Crucifixen erbaut, wo die Geistlichen Halt machen und den Segen geben, worauf alles, wenn geschellt wurde, sich niederbeugte und bekreuzte. Vorn an giengen welche mit Fahnen, dann folgten alte und junge Weiber, begriffen im Gesang, dann Buben mit dreieckigten Trasselhüten, Blumen an Stöcker gebunden und Scherpen mit Ordensbändern um. Dann Musick in Civil, alsdann trugen vier Bürger den Himmel, worunter der Bischof die Hostie trug, begleitet von mehreren Geistlichen. Polizey und Gensd'armerie. Hierauf folgte das ganze Kirchspiel zu zwei und zwei. — Gehen die Geistlichen in der Stadt nach einem Kranken, so sind sie weiß gekleidet, der Kirchendiener mit der Schelle vorher. Gehts aber über Feld auf das Dorf, so sind sie schwarz.

Jetzt schreiten wir von der Geistlichkeit ab, denn ich glaube, es ist Zeit, und gehen zum Militair über. — Die Husaren sind ganz beynahe so wie das Kurhessische 1. Husaren-Regiment, nur zum Unterschied statt blau grün uniformirt. Sie haben schöne Musick: Trompeter und Posaunisten, sind auch mit schönen Pferden versehen. So auch die Artillerie hat statt rothe gelbe Fangschnüre. Die Wachtparade (beynahe um eins) ist nicht besonders, erst Parade-Marsch und dann geschwinder Marsch. Die Musick der Infanterie ist wie beym 1. Kurhessischen Linien-Infanterie-Regiment. Es werden bald die umliegenden Truppen aus Minden u. s w. zum Herbstmanöver sich einfinden. Der Herr Präsident Finze spielt den Gouverneur und Stadt-Commandant, er wohnt gegenwärtig im Schloß.

Willst Du denn noch mehr hören, oder thun Dir Deine Ohren bald weh? Doch es geht in einem hin, und ich glaube, die Erlaubniß dazu habe ich. Also zuletzt noch an den Bürgerstand:

Daß die Patente Mode sind, wird Dir schon bewußt sein; wenn einer des Jahrs für 12 Thaler sein Patent löst, so kann er treiben, was er will. Kein Fremder wird nicht gut fertig, denn er muß sich aufs Schilderlesen verlaßen. Bäcker, Bier- und Branntweinswirth sind in eins. Ein Brödgen sogroß ohngefehr wie ein Milchbrodt kostet 3 Pf., ein Ort Schnaps 18 Pf, eine Kanne Bier frisch 1 Gr. und alt 18 Pf. (der Gr. zu 14 Pf.) Übrigens modern ist die plattdeutsche Sprache, wo man höllisch aufpassen muß, wenn mans verstehen will, z. B. Mädchen — Wichte, anziehen — andrecken, grob — büt, haben — hebben, Weib — Wif, Marianne — Jeneken, Bernhard — Benetzken, Hose — Bukse, Jungen — Buben, u. s. w. — Allzuviel ist aber auch ungesund; wird Dir nicht misserabel dabey? Doch noch eins: Vielen Dank für Deine Bereitwilligkeit . . . .
. . . .

Grüße Vater, Mutter, Cousine und Cousinergen vielmals, vergiß aber auch Andreas und Fritz nicht zu grüßen und mich in gutem Andenken zu behalten.

Dein Cousin
H. C. M.

Aus Heimath und Fremde.

Am 1. April tritt der Direktor des Friedrichs-Gymnasiums zu Kassel, Professor Dr. Gideon Vogt aus Gesundheitsrücksichten auf sein Ansuchen in den Ruhestand, nachdem er fast 23 Jahre in höchst verdienstvoller Weise als Leiter dieser Gelehrtenschule thätig gewesen ist. Gideon Vogt ist am 31. Dez. 1830 zu Kassel geboren, er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er Ostern 1849 absolvirte. Er studierte hiernach Philologie, wurde nach Vollendung seiner Studien 1853 Praktikant am Gymnasium zu Kassel, 1854 Lehrer an der Institution Dor zu Vevey in der Schweiz, 1856 beauftragter Lehrer am Gymnasium zu Kassel, im Herbste 1858 ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Elberfeld, 1862 Direktor des Gymnasiums zu Korbach, am 1. Januar Direktor des Gymnasiums zu Wetzlar. Seit dem Herbst 1870 war er Direktor des Friedrichs-Gymnasiums zu Kassel. Bei seinem Scheiden aus am Dienst wurde ihm als Zeichen ganz besonderer Huld Sr. Majestät des Kaisers, der bekanntlich Schüler des Kasseler Gymnasiums war, das Ritterkreuz des Hohenzollernschen Hausordens durch den Oberpräsidenten Magdeburg persönlich überreicht. — Möge dem scheidenden Direktor

nach einem Leben voll heißer, mühevoller, aber auch mit bestem Erfolge gekrönter segensreicher Arbeit, ein ruhevoller, heiterer Lebensabend blühen.

Dem Generalmajor Kleinhans, Kommandeur der 7. Infanterie-Brigade, früher kurhessischer Offizier, ist bei seinem Uebertritte in den Dispositionsstand der Charakter als „Generallieutnant“ verliehen worden. K. Kleinhans war bis zur Einverleibung Kurhessens in Preußen Sekonde-Lieutnant und Bataillons-Adjutant im 3. Kurhessischen Infanterie-Regiment, trat dann in preußische Dienste, in welchen er seine sehr rasche Carrière machte. Sind wir recht unterrichtet, so beabsichtigt er seinen Wohnsitz in seinem Heimathlande Hessen, und zwar in Marburg, zu nehmen.

Doktor-Jubiläen. Am 16. März feierte Dr. Ludwig Ulrich in Kassel sein sechzigjähriges Doktorjubiläum. Von der medizinischen Fakultät der Universität Marburg wurde ihm zu diesem Tage das Doktordiplom erneuert Die Dissertation, auf deren Grund er am 16. März 1833 zum Doktor medizinae promovirt worden war, handelte „de formatione foetus humani rariore. — Am 20. März beging der Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. Eckhard Collmann zu Marburg gleichzeitig das Fest seines 82. Geburtstages und seines sechzigjährigen Doktor-Jubiläums. Reiche Ehrungen wurden dem Jubilar zu Theil. Die philosophische Fakultät der Universität Marburg, von welcher derselbe am 20. März 1833 Grund seiner Dissertation „de Xenophontis circa ses devinas sententia“ das Doktordiplom erhielt, erneuerte dasselbe und ließ ihm durch eine Deputation, mit dem Dekane Professor Dr Kayser an der Spitze, die herzlichsten Glückwünsche zu dem seltenen Doppelfeste darbringen. Auch das Lehrerkollegium des Marburger Gymnasiums, dem Professor Collmann länger als fünfzig Jahre angehört hatte, war zur Gratulation durch eine Abordnung vertreten und gab Gymnasial-Direktor Dr. Buchenau in warm empfundenen Worten den Gefühlen der Lehrer Ausdruck.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. W. Roser in Marburg hat die ihm von den Farbwerken in Höchst am Main angetragene ehrenvolle Stellung eines Vorstandes vom wissenschaftlichen Laboratorium angenommen und wird zu Anfang April die Hochschule Marburg verlassen.

Wie die „Oberhessische Zeitung“ berichtet, gehört zu den Instituten der Universität Marburg, welche sich bei der Weltausstellung in Chicago betheiligen werden, auch das mathematisch-physikalische Institut. Am 28. Januar dieses Jahres erhielt der Direktor desselben, Geheimer Regierungsrath Professor Dr. F. Melde, von dem Kultusministerium eine Einladung, sich insbesondere mit den von ihm erfundenen akustischen Apparaten bei der Ausstellung in Chicago zu betheiligen. Infolge dieser Einladung gingen am 15. Februar die betr. Apparate in sechs Kisten nach Berlin ab und wurden am 10. März von Hamburg aus mit dem Dampfer „Baumwall“ weiter befördert. Diese Apparate sind folgende: „Elektromonochord“, „Stimmgabel-Apparat zur Erregung stehender Fadenwellen“, „Doppelstimmgabel-Apparat zur Erzeugnng zweier gleichzeitigen Fadenwellen,“ „Glockenapparat für Fadenschwingungen“, „Universalkaleidophon“, „Flammenkaleidophon“, „Wellenapparat für zwei Flächenschwingungen“ und noch „Modelle zur Erläuterung der Farben dünner Kristallblättchen im polarisirten Licht“. Theilweise sind diese Apparate schon zweimal auf großen Ausstellungen gewesen, nämlich im Jahre 1876 auf der „Ausstellung wissenschaftlicher Apparate im South-Kensington-Museum zu London“ und dann im Jahre 1881 auf der „internationalen Ausstellung für Elektrizität in Paris,“ wonach dem mathematisch-physikalischen Institute ein Diplom zuging.

Emmerich Julius Berner †. Am 24. März starb zu Fulda nach kurzem Krankenlager im 76. Lebensjahre der Kreisgerichts-Sekretar z. D Emmerich Julius Berner. Das Hinscheiden dieses in den weitesten Kreisen unseres engeren Vaterlandes Hessen bekannten, allgemein hochgeachteten und beliebten Mannes hat die lebhafteste Theilnahme hervorgerufen. Der Verblichene war am 16. Dezember 1817 zu Holzheim im Kreise Hersfeld als Sohn des damaligen Amtmanns Georg Berner geboren, der im September 1821 als Landrichter nach Schmalkalden versetzt wurde, wo er am 30. Mai 1839 gestorben ist. Die Mutter Emmerich Berner's, Katharina Margaretha, geb. Ziegler, ist ihrem Gatten im Tode vorausgegangen. Sie starb am 18. Juli 1825 zu Schmalkalden. In seiner Jugend erfreute sich Emmerich Berner der sorgfältigsten Erziehung im elterlichen Hause. Seine Gymnasialstudien machte er in Eisenach und Hersfeld. Hier zählte er zu den Lieblingsschülern des rühmlichst bekannten verdienstvollen Gymnasial-Direktors Dr. W. Münscher. Nach gut bestandenem Maturitäts-Examen bezog Emmerich Berner Ostern 1840 die Landes-Universität Marburg und widmete sich daselbst dem Studium der Rechtswissenschaft. Zwei seiner Schwestern waren in Marburg an Professoren der Jurisprudenz verheirathet, die eine an den Vizekanzler Professor Dr. Sigmund Loebell, die andere an den Professor Dr. H. E. Endemann. Durch diese Familienbeziehungen wurde er bald und auf das Beste in die höheren gesellschaftlichen Kreise Marburgs eingeführt. Das frische fröhliche Studentenleben, wie es zu jener Zeit in Marburg blühte, übte einen mächtigen Reiz auf ihn aus, er gab sich demselben voll und ganz hin, ohne jedoch die Schranken zu überschreiten, die sich ein gesitteter junger Mann schon von selbst zieht. Zunächst

war er Mitglied des Korps Alemannia, das aus der Teutonia hervorgegangen war, sich aber nach kurzem Bestehen wieder mit dem Stammkorps vereinigte. Bei dem Korps Teutonia war Berner dritter Chargirter, trat aber im Winter 1842, als die Richtung der Verbindung eine andere wurde, mit mehreren gleichgesinnten Korpsbrüdern aus der Verbindung und stiftete mit diesen im Februar 1843 das Korps Marcomannia, das später den Namen Hassia annahm und die Farben orange-weiß-roth in grün-weiß-roth umwandelte. Um das Korpsleben in Marburg hat sich Berner wesentliche Verdienste erworben. Er war ein wackerer Kämpe auf der Mensur, ein tüchtiger Vertreter der Interessen seines Korps im S. C., aber auch durch sittlichen Ernst und zielbewußtes Streben zeichnete er sich aus. Er zählte zu den angesehensten und beliebtesten Studenten der alma Philippina. Dem feurigen, für alles Gute, Schöne, Edle begeisterten jungen Manne flogen die Herzen seiner Kommilitonen zu, er erfreute sich der Sympathien nicht nur seiner eigenen Korpsbrüder, sondern, man kann es wohl sagen, der ganzen Marburger Studentenschaft, in ungewöhnlichem Grade, und diese Sympathien hielten an bis an seines Lebens Ende. Er war ein treuer, aufrichtiger Freund, Rechtschaffenheit, Biedersinn und Charakterfestigkeit waren Eigenschaften, die ihn zierten, sie spiegelten sich wieder in den ausdrucksvollen Zügen seines Antlitzes, wie denn seine imponirende äußerliche Erscheinung unwillkürlich für ihn einnahm. Aber auch ein fleißiger Student war Emmerich Berner, der seine Kollegien wohl besuchte und sich nicht allein mit dem Studium der Rechtswissenschaft begnügte. Seine juristischen Lehrer waren Platner, Loebell, Endemann, Vollgraf, von Vangerow, Richter, Büchel; bei Sengler und Rehm hörte er philosophische und geschichtliche, bei Huber literarhistorische, bei Hildebrand staatswissenschaftliche und volkswirthschaftliche Vorlesungen. Im Juli 1844 bestand er das juristische Fakultätsexamen. Bei seinem Abgange von der Universität bereitete das Korps Hassia seinem Ehrenmitgliede Emmerich Berner ein glänzendes Komitat, wie wohl noch wenige in Marburg vorgekommen sein mochten. Den Vorreitern im vollen studentischen Wichse folgte ein sechsspänniger Wagen, in dem sich der Gefeierte mit dem zeitigen Senior des Korps, zur Seite, befand, am Schlage zu beiden Seiten ritten Ehrenmarschälle, dann kamen vierzehn vierspännige Wagen, in denen die Mitglieder des Korps und die Mitkneipanten Platz genommen hatten. Der Zug ging durch die Straßen der Stadt und dann nach dem benachbarten Orte Bürgeln, wo in der Brennemann'schen Wirthschaft nach alter Burschensitte das letzte Glas, der letzte Kuß gewechselt wurden.

Nachdem Emmerich Berner im Dezember 1844 zu Kassel sein juristisches Staatsexamen mit dem Prädikate gut bestanden hatte, war er zuerst Praktikant an dem Justizamte zu Nentershausen, von da kam er nach Sontra und durch Reskript vom 7. März 1849 wurde er mit der Versehung der Sekretariats-Geschäfte bei dem Obergerichte zu Hanau beauftragt. Bei der Aufhebung des Obergerichts zu Hanau im Oktober 1851 wurde er zum Sekretar des neu gebildeten Kriminalgerichts in Schmalkalden ernannt. Der geringe Gehalt, welcher mit dieser Stelle verbunden war, veranlaßte ihn, sich um eine Aktuariatsstelle zu melden, die ihm auch im Frühjahr 1855 und zwar zu Herrenbreitungen verliehen wurde. Im Jahre 1860 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Justizamt zu Grebenstein versetzt, nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen wurde er im Oktober 1867 zum Sekretar an das neugebildete Königl. preußische Kreisgericht zu Fulda ernannt und ihm die Stelle eines Kontroleurs und Revisors bei der Kassenverwaltung übertragen. In Folge der neuen Justizorganisation trat er am 1. Oktober 1879 in den Ruhestand.

In Herrenbreitungen hatte Emmerich Berner Fräulein Auguste Ritter, eine Tochter des dortigen Rentmeisters J. Ritter, kennen, schätzen und lieben gelernt, mit ihr verlobte er sich und führte dieselbe am 2. Oktober 1860 als Gattin heim. Die Ehe war die glücklichste. Vier Kinder sind derselben entsprossen, eine Tochter und drei Söhne. Emmerich Berner war ein sorgsamer Familienvater, um das Wohl seiner Kinder auf das Eifrigste bemüht, in diesem Bestreben wetteiferte seine Gattin mit ihm, und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß zwischen Eltern und Kindern das schönste Verhältniß bestand.

Seit etwa Jahresfrist traten an den einst so rüstigen Mann, der sich stets einer dauerhaften Gesundheit erfreut hatte, des Alters Mühsal und Beschwerden heran, sichtbar nahmen seine körperlichen Kräfte ab und nachdem er wiederholt von Krankheitserscheinungen heimgesucht worden war, von denen er sich aber immer wieder erholt hatte, erkrankte er von Neuem am Sonntag den 19. März Nach fünftägigem Krankenlager entschlief er am Donnerstag den 24. März, Abends 5 Uhr. Seinen Freunden wird der edle ehrenfeste Verblichene unvergeßlich bleiben. Er ruhe in Frieden!

F. Z.

Hessische Bücherschau.

Die hessischen Pfandschaften im Kölnischen Westfalen im 15. u. 16. Jahrhundert von August Heldmann. Marburg bei N. G. Elwert 1891. Separat-

druck aus der Zeitschrift für die vaterländische Geschichte Westfalens, 48. und 49. Band.

„Sie haben in unübertroffen objektiver Weise Geschichte geschrieben maxima cum diligentia et industria cum ingenii mira acie et sagacitate laudabili tandem cum veri caritate et sinceritate.“ In diesem Satze faßt ein hochgeschätzter und gediegener Kenner der Geschichte der Grenzländer Hessens und Westfalens in der Richtung nach Warburg und nach Berleburg hin, wo die hessischen Pfandschaften lagen, sein Urtheil über das genannte Werkchen zusammen. — In der Spezialgeschichte des Verfassers wird ein bisher noch sehr im Dunkel liegendes Geschichtsgebiet aufgeklärt. Im Zusammenhange und im Rahmen der beiden großen kölnischen Stifts- und Successionskriege — 1474 und 1583 — wobei die Beziehungen zwischen Churköln, Hessen, Waldeck in den Aemtern Kogelnberg und Volkmarsen, Medebach, Hallenberg, Schmallenberg und Winterberg genau erörtert werden, ist die Geschichte der hessischen Pfandschaften im Kölnischen Westfalen dargestellt. Der Verfasser kommt dabei zu dem überraschenden Resultat, daß es nämlich eine hessische Pfandschaft in dem älteren Sinne einer Pfandnutzung und eines unmittelbaren Pfandbesitzes westfälischer Gebietstheile durch die hessischen Landgrafen am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts überhaupt nicht gegeben hat. Im Hülfsvertrag — 1473, Juni 24. — den das Erzstift Köln mit dem hessischen Landgrafen abschloß, verpfändete ersterer seinem Bundesgenossen, die genannten Burgen und Aemter für die Kriegskosten und die Geldsummen wofür sie an die jetzigen Pfandherren verpfändet worden waren. Nicht einmal ein Fünftel der kölnischen Schuldverschreibung und Verpfändungssumme wurde an Hessen bei der Auslösung der Pfandschaften ausbezahlt. Besonders interessant sind auch die Truchsessischen Wirren in ihrer Beziehung zu Hessen dargestellt, worin die Stellungnahme Landgraf Wilhelms des Weisen und die des hessischen Hofrichters Arnold von Viermunden zu derselben eingehend geschildert wird. Auch religionsgeschichtlich sind die kirchlichen Verhältnisse in den Pfandschaftsämtern sehr belehrend und aufklärend dargestellt. Namentlich wird die Kontrareformation erwähnt, welche während und nach den Truchsessischen Wirren eintrat. Die Bildnisse des Gebhardt von Truchseß und der Agnes von Mansfeld — nach guten Originalen — sind eingefügt. Ebenso befinden sich in dem Werkchen die vollständigen Stammtafeln der Adelsgeschlechter Viermunden, Winnenburg, Braunsberg und Burscheid. Erwähnenswerth ist, daß die Viermunden hauptsächlich durch die Pfandschaften in die Höhe kamen und in der deutschen Geschichte dann eine große Rolle spielten. Das Werkchen, welches einen bleibenden historischen Werth immer behalten wird, bietet eine ebenso belehrende wie anregende Lektüre.

Marburg, im März.

Gustav Freiherr von Pappenheim,
Rttmstr. a. D.

Wir freuen uns berichten zu können, daß die von uns bereits angekündigte Uebertragung eines Cyclus von Gedichten des spanischen Dichters Gustroo Adolfo Becquer durch Ricardo Jordan soeben im Verlage von Otto Hendel zu Halle a. S. erschienen ist. Wir werden in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift auf diese prachtvollen im Originale wie in der deutschen Uebertragung, formvollendeten Dichtungen des Näheren zurückkommen.

Briefkasten.

C. K. Kassel. Wir werden Ihrem Wunsche baldmöglichst entsprechen.

H. S. Hofgeismar. Sehr erwünscht. Unsern Dank im Voraus.

G. Th. D. Marburg. Wird in einer späteren Nummer veröffentlicht. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

P. W. Leipzig. Wie Sie sehen gleich benutzt. Für Ihr freundliches Entgegenkommen verbindlichsten Dank.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer des „Hessenlandes“ muß es in dem Artikel „Philipp der Jüngere, Landgraf von Hessen zu Rheinfels“ Seite 77, Spalte 1, Zeile 10 von unten, statt „vom Jahre 1762 selbstverständlich heißen „1562. — Ebendaselbst ist der Todestag Philipp's des Großmüthigen als am 11. März 1567 erfolgt angegeben. Statt 11. März ist 31. März zu setzen. — Seite 79, Spalte 1, Zeile 45 muß es statt obsenum, „obsessum“ heißen.

Inhalt des Märzheftes 1893 der „Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck“: Der Ringgau mit Illustration „Die Boyneburg“. — Ostersonntag auf dem Inselsberg. — Bericht aus Helsa — Das Jubiläum des Taunusclubs. — Literarisches. — Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 8. Kassel, 17. April 1893.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969.

Gleich Begehren.

Blumen braucht ein jeder Lenz,
Will er Frühling heißen,
Und der Sommer goldnes Korn,
Soll man froh ihn preisen.

Früchte an den Zweigen schwer,
Auf den Bergen Trauben:
Schenkt der liebe Gott im Herbst,
Daß wir an ihn glauben.

Schmucklos selbst der Winter sitzt
Nicht auf kaltem Throne,
Strahlend auf dem Haupt ihm blitzt
Eine Perlenkrone.

Auch ein warmes Dichterherz
Kann nicht freudlos singen:
Fehlt's an Blumen, Wein und Korn,
Muß es Ruhm erringen!

E. Mentzel.



Geschichte der Porzellainfabrik in Neu-Hanau.

Von Professor C. A. v. Drach.

(Fortsetzung.)

Die Bally'sche Wittib genoß das Privilegium nicht sehr lange, da sie im Jahre 1693 verstarb; dies geht hervor aus der oben schon angegebenen Eingabe, vermittelst deren im Jahre 1694 „Daniel Behagel Handelßmann in Frankfurt vnd Johanna Jacobs van der Walle seel. wittib[14]) gebohrne Simons von Alphen“ beim Grafen Philipp Reinhart „pro gratiosissima confirmatione et extensione des über die parcellan Backung vnd Handlung vormahlen ertheilten herrschaftlichen privilegii“ nachzusuchen. Es heißt darin:[15])

„Nachdem nun nach absterben der Balyschen wittibe die Erben die compagnie mit Uns fortzuführen vermeinet, wir aber an ihrer geführten administration kein genügen gehabt, und dabey wahrgenommen, daß sich einiger Verlust bey dieser Handlung hervor gethan und das werck sich ansehen laßen, alß ob es gar ins stocken kommen und zu grundte gehen wollte, wir aber alß fundatores desselben in consideration, daß wir dies werck mit großer müh und vielen Kosten in perfection gebracht, solches nicht zugeben können;

Alß haben wir, ohnerachtet wir an die Balysche Erben ein merckliches hätten zu praetendiren gehabt, auf interprosition fürnehmer Herrn vndt freundten, sich mit ihnen in einen accord eingelassen, und ihnen eine nahmhafte Summa für ihren gäntzlichen abstandt zu geben, Sie aber die gantze Backung und Handlung Uns abzutretten Vndt das noch wenig Jahr währende privilegium zu cediren versprochen.

Dieweilen nun, gnädiger Graff vndt Herr! wir vorerwehntermaßen bey diesen gefährlichen Kriegszeiten eine considerable Summam geldes an die Balysche Erben nicht nur Zahlen, sondern auch alle zu diesen fabrique nöthige materi theuer einkauffen mußen, daß wir unsere unkosten fast nicht wieder darauß ziehen können, gleichwohl aber diese schöne und nützliche fabrique theils umb ihrer selbsten, theils aber vieler armen leuthen willen, die sich bishero davon genehrt, Vndt noch nehren müßen, nicht abandonniren wollen, Alß gelanget hiermit an Euer hochgräffl. Gnd. unsere unterthänigste öthdemüthigste und höchst flehentliche Bitte, dieselbe wollen gdgst. geruhen, Uns die hochgräffl. milde und gnade widerfahren zu laßen, Vndt daß auff die Balysche wittib und Erben ertheilte Vndt uns credirte hohe herschafftliche privilegium über die porcellan Backung und Handlung nicht nur gndst. zu confirmiren vndt zu bekräfftigen, sondern auch selbiges auf funfzehn Jahren gdst. zu prolongiren und zu erstrecken.“

Laut „Extract hochgräfl. Hanauischen Regierungs-Protocolli vom 23. Jan. 1694“ haben daraufhin „Ihro Hochgräfl. Gn. Daniel Behageln und der Van der Wallischen Wittib zu Franckfurth das Privilegium wegen der Porcellain Backung allhier auf 10 Jahr extendirt.“ Der neue Freiheitsbrief ist vom 11. Jan. 1694 und unterscheidet sich von dem frühern dadurch, daß sub 3) bestimmt wird, die Gräfl. Renth-Cammer möge den Beständern Erde und Salz gegen Erstattung billigen Werths überlaßen und sie vor andern damit befördern; dann heißt es weiter: „Vndt ob Sie wohl 4) Zur Erlangung der Erden, bereits vor diesem Einigen Platz Vnseren Vnderthanen zu Bischofsheim[16]) käufflichen an sich bracht, Sollen vndt wollen Sie Vnß dennoch da-

---

14) Es ist uns nicht gelungen, den Todestag des Jacob van der Walle festzustellen. Die Verheirathung mit Johanna, einer Tochter des Hieronymus Simons van Alphen fand am 26. April 1655 zu Hanau statt; am 24. April des folgenden Jahres lassen die jungen Eheleute zu Hanau einen Sohn taufen, der nach dem Großvater Wilhelm genannt wurde und wozu ein Pieter van der Walle Gevatter stand. Später verzogen sie nach Frankfurt a. M.

15) In unmittelbarem Anschluß an den oben abgedruckten Eingang des Gesuchs.

16) In: Engelhard: Erdbeschreibung der hessischen Lande casselischen Antheils 2c. steht im 2. Theil S. 773 bei der Besprechung des Dorfes Bischofsheim: „Auch wird die zur Hanauischen Porcellainfabrik erforderliche Erde oder Lettich hier gegraben.“

von Jährlichen, Sie mögen graben oder nicht, pro recognitione Zehen Gulden entrichten." Außerdem sollen sie als Accis für das einzuführende Holz jährlich 5 Gulden zahlen und ebensoviel statt der Lieferung von Porcellangeschirren in die Hofapotheke; es brachte also von nun an die Fabrik alljährlich 20 Gulden als direkte Geldeinnahme zur Rentkammer. Endlich wurde noch aus besonderer Gnade in das Privileg aufgenommen, „daß, wofern etwa bey wehrendem diesen bestandt Jahren, solche schlechte Zeiten (dafür doch Gott in gnaden seyn wolle) einfallen solten, daß mit dem Porcellainbacken allerdings und Zwar Ein oder mehr gantze Jahr lang continuirlich eingehalten werden müße, daß dann solchen Von Gott geschickten Falls (anderer gestalt aber nicht) auch die hierin vermelte Zehen Jahr, soweit der abgang wäre, prolongiret werden und auch die hierin verglichenen 20 fl. pro rata temporis cessiren sollen." Wir können hieraus erkennen, wie sehr es dem regierenden Grafen darauf ankam, seiner Stadt die Fabrik zu erhalten.

Als es sich nach 10 Jahren um Erneuerung der zugestandenen Freiheiten handelte, war auch der andere Gründer der Manufaktur Daniel Behaghel inzwischen verstorben[17]) und wurde daher seinen Erben, sowie der Wittwe van der Walle am 6. Aug. 1703 die betreffende Konzession ertheilt, mit dem Bemerken, daß „Gnädigste Herrschafft in dem Preiß, absonderlich der Blumen-Töpfen, billicher gehalten wird."[18]) Dieselben Beständer kamen auch das nächste Mal in Betracht und heißt es darüber im Rentkammer-Protokoll vom 30. Juni 1712. „Weilen die Verleger von der Porzellainbackung sich um prolongation ihres Privilegii und bestands angemeldet, so hat man mit denen selben geredet, in meinung Sie höher zu treiben, es beschweren sich aber dieselbe, daß ander orthen mehr dergleichen Porzellainfabriquen aufgerichtet würden[19]) und der Abgang bei der hiesigen fabrique nicht mehr groß seye, dahero Sie sich zu nichts weiteres verstehen könten", sowie dann weiter: „hält man davor, daß, weilen diese leute bey 40 persohnen in ihrer arbeit haben, und man also darauff, nicht auf das wenige Bestandgeld zu reflectiren hat, Sie bey dem alten Bestand gelaßen werden könnten." Demgemäß wurde unter dem 22. Juli 1712 vom Grafen Philipp Reinhart der alte Freiheitsbrief auf 12 Jahre erneuert und nach dessen bald erfolgtem Tode[20]) von seinem Nachfolger und Bruder Johann Reinhart am 28. Jan. 1713 konfirmirt. War früher schon von den Beständer über durch die Kriegsunruhen und die Konkurrenz bedingte schlechte Geschäfte geklagt worden, so wurde es in dieser 12jährigen Periode damit nicht besser. Zunächst starb die Witwe des Jacobus van der Walle; ihre im Ausland wohnenden Kinder hatten ebenso wie der Kaufmann Gerhard Bieben zu Niederwesel, der zu den Behaghelschen Erben gehörte, geringes Interesse an der Fabrik, die unter Leitung des in Hanau ansässigen Abraham Behaghel[21]) mit wenig Einsicht und Energie betrieben wurde. Von letzterem sagt das Rentkammer-Protokoll vom 28. Aug. 1725, als er, nachdem Henrich Simons van Alphen die früher van der Walle'sche Hälfte gekauft hatte und mit Behaghel die Fabrik weiter führen wollte, sich für seinen Theil auch um Verlängerung des Privilegs bewarb:

„Weilen man in gewiße und sichere Erfahrung gebracht, daß Supplikant, als welcher, so lang die Nieder Weseler an dem Porcellainhauß Theil gehabt, die Direction darüber geführet, hauptsächlich mit Schuld trage, daß die fabrique sehr verfallen und in Abgang gerathen und auch anitzo noch keinen großen Lusten und Eyfer habe, dieselbe in besonderen Stand zu setzen; Als hielte man ohne Maßgebung unterthänigst dafür, daß Supplicanten kein weiteres Privilegium, als nur daß bereits vorhandene zu ertheilen, über das dasselbe mit dem Anhang zu confirmiren seye, daß, falls Er die Fabrique seines Theils in keinen beßern Stand setzen würde, Er auch dessen verlustiget seyn solte; dafern Er aber dem van Alphen es gleich thun, und umb dieselbe wieder in einen florissanten Stand zu bringen, ebenso viel Mühe und Kosten anwenden, und,

---

17) Am 15. April 1698 zu Frankfurt a. M.; geboren war Daniel Behaghel zu Hanau am 18. Nov. 1625. Sein Vater war Abraham B. und seine Mutter Ida, eine geb. Curhassin, welche sich, nachdem Abraham B. 1627 verstorben war, im Jahre 1631 zum zweiten Male vermählte mit Hieronymus Simons van Alphen. Eine Tochter aus dieser Ehe war Johanna, die spätere Gattin des Jacobus van der Walle.

18) Am 23. Juli 1703 wurde der Rentkammer „Commission gegeben mit denen leuthen so gut wie möglich, entweder auf 1/4 oder 1/6 unter dem gewöhnlichen Preiß zu accordiren."

19) Wir könnten als solche u. a. nennen: Cassel seit 1680; Frankfurt a. M. (im sog. Porzellanhof); Nürnberg, i. J. 1712 durch einen „Hanauer Fabrikanten" Johann Kaspar Ripp in Betrieb gebracht.

20) Am 4. Oktober 1712.

21) Er war der einzige damals noch lebende Sohn von Daniel Behaghel; am 13. Dezbr. 1658 zu Frankfurt a. M. geboren, starb er am 30. Okt. 1730 zu Birstein im 72. Lebensjahr. Am 6. Sept. 1708 hatte er zu Neu-Hanau den Bürgereid geleistet.

daß solches geschehen, würde darthun können, Er demselben gleich zu halten seye."

Abraham Behaghel kam, nachdem er wirklich am 19. Oktober 1726 ein entsprechendes Privileg erhalten hatte, diesen Bedingungen nicht nach und es blieb daher dem „Bürger-Meister und Colonell der Neu Statt Hanau", Henrich Simons van Alphen, nichts übrig, als auch die den Behaghelschen Erben zustehende Hälfte der „Porcellain Backung" käuflich zu erwerben, „weilen", wie er später in einer Eingabe aus dem Jahr 1736 sagt, „meine damalige mit Consorten das gantze verfallene werck nicht reassumiren (?) wollen oder können, so habe nolens volens solches allein zu thun übernohmen und Ihre helffte, weilen es sich nicht wohl theilen laßen theuer genug abkauffen[22]) und also alle Müh, Sorg und Kosten allein tragen, und was ferner zur raffinirung ersinnlich gewesen, dato gesuchet und noch ferner zu erfinden trachten müßen." Ehe wir den Fortgang der Fabrik nach diesem Besitzwechsel weiter verfolgen, sollen nun erst die beregten Fragen, und namentlich die nach den Produkten eingehender besprochen worden.

Den in Vorhergehenden mitgetheilten Aktenstücken zufolge war die Gründung der Hanauer Fabrik, des ersten Etablissements in Deutschland, welches die als „Delfter Waaren" bekannten, meist blau dekorirten Fayencegeschirre nachahmte, nicht durch „Porcelainbacker" von Profession erfolgt, sondern durch 2 unternehmende „Handelsleuthe", welche Gewinn aus einer solchen Anlage zu ziehen hofften. Womit dieselben außerdem Handel getrieben haben, konnten wir nicht feststellen; vielleicht gehörte dazu auch der Import jenes holländischen Geschirrs nach Deutschland;[23]) dann war es ja für sie ein naheliegender Gedanke, die Herstellung solcher Sachen in der Nähe ihres Wohnorts Frankfurt a. M. zu versuchen.

In einer Nachricht sind diese Gründer als Niederländer bezeichnet; dies ist indessen, streng genommen, nur für den einen von ihnen zutreffend. Die Behaghels waren schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Holland ausgewandert und zunächst in Frankenthal ansässig geworden; seit 1620 erscheinen einige davon als Bürger von Neu-Hanau. Unser Daniel erblickte daselbst das Licht der Welt; ebenda war auch seine Stiefschwester Johanna Simons van Alphen, die nachmalige Gattin des Jacobus van der Walle geboren. Letzterer scheint erst in Folge dieser Heirath von Rotterdam nach Deutschland verzogen zu sein; die van Alphen dagegen gehörten, um dies hier gleich auch noch zu erwähnen, schon seit 1603 zu den Bürgern von Neu-Hanau; anfangs führten sie den einfachen Familiennamen Simons, später war, wie es im vorhergehenden schon öfter vorkam, dabei noch der Zusatz van Alphen gebräuchlich, und zuletzt (etwa seit 1740) finden wir van oder von Alphen allein.

Die beiden Unternehmer mußten, ehe sie im Jahr 1661 mit ihrem Projekt an die Oeffentlichkeit traten, sich schon darüber vergewissert haben, daß in der Nähe von Frankfurt bez. Hanau die zur Fabrikation erforderlichen Rohmaterialien nicht fehlten, daß namentlich der Bischofsheimer Thon sich für ihren Zweck eigne.[24]) Sie scheinen die Sache von vornherein großartig angelegt zu haben und vermuthlich gleich an der Stelle, wo wir im Jahre 1726 die Fabrik nachweisen können und wo sie bis zu ihrem Eingehen geblieben ist, in den zu dem von François de Bois 1602 erbauten Wohnhaus (jetzt Römerstr. 15) gehörigen Neben- und Hintergebäuden[25]); wie aus dem den Schluß unserer Mittheilungen bildenden Arbeiterverzeichniß hervorgeht, hatten sie außer dem Werkmeister Johann Baly einige tüchtige Kräfte aus Delft und Rotterdam angenommen, welche in kurzer Zeit einen Stamm eingesessener Former, Maler und Brenner heranzubilden im Stande waren. Mit Rücksicht hierauf ist anzunehmen, daß die ältesten Erzeugnisse der Hanauer Manufaktur mit den gleichzeitigen Delfter Fabrikaten bezüglich der Form und des Dekors die größte Aehnlichkeit gehabt haben und sich ein selbstständiger Styl erst nach und nach entwickelt hat.

---

22) In den „Rechnungen der Neuen Statt Hanau de Anno 1727" steht auf fol. 266:

Einnahme Geld an Wehrschafften von	fl.	alb.	Pf.
Herrn Henrich Simons van Alphen des Raths und Colonel der Neustadt, und Herrn Abraham Behageln vor sich und Nahmens Hrn. Gerhard Biebens zu Niederweßel laut errichteten Kauf-Contracts die Porcellain fabrique cum omnibus pertinentiis betrf. von 1250 fl.	18	22	4

und geht daraus hervor, daß der Verkauf im Jahr 1727 stattgefunden hat.

23) Noch heute existirt in Frankfurt a. M. ein Porzellan-Geschäft unter der Firma: J. M. Behaghel & Sohn, Götheſtraße 1.

24) Bischofsheim liegt ohngefähr in der Mitte zwischen Hanau und Frankfurt; die Transportkosten für die Erde wären daher dieselben gewesen, mochte die Fabrikanlage in Hanau oder Frankfurt gemacht werden. Hafnerei wurde in beiden Orten geübt; in Hanau, wo schon im Anfang des 17. Jhrts. Tabaksbau getrieben wurde, gab es viele Thonpfeifenmacher, von denen sich einzelne später der „Porcelainarbeit" zugewandt haben mögen.

25) In den Stadtrechnungen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts finden wir die „zu dem Porcellain-Hauß gehörigen 3 Häuser" mit 15 fl. besteuert. Das an der Straße stehende Nebenhaus, welches auch das Waarenlager enthielt, gehört zur Glockengasse und hat jetzt Nr. 32.

Mit orientalische Muster und Vorbilder nachahmender Malerei dem „Delft" nahekommende Fayenceschüsseln, Teller und Krüge waren in der Umgebung von Hanau noch ziemlich häufig anzutreffen, es wurde auch vom Verfasser Manches davon erworben, jedoch hat sich bis jetzt noch kein Stück gefunden, bei dem durch eine Marke oder sonstige Anzeichen der Hanauer Ursprung außer Zweifel gestellt wäre. Im Nachlaßinventar der hessischen Landgräfin Hedwig Sophie aus dem Jahre 1678 findet sich eine Rubrik: Ann Delffish vnd Hanauischen Irden Geschirren, worin verschiedene „braun, blau und weiße" Stücke vorkommen; es ist vielleicht daher die gleichzeitige Anwendung von Blau und Braun als Dekorationsfarben für das damalige Hanauer Fabrikat charakteristisch.[26]) Der älteste mit Sicherheit für Hanau anzusprechende Gegenstand, der zu des Verfassers Kenntniß gekommen, ist eine in der Sammlung des Herrn J. Jobst zu Hanau befindliche große, flache Schüssel, welche auf der Innenseite in Blaumalerei das Gräfl. Hanauische Wappen mit der darunter gesetzten Jahreszahl 1681 zeigt und also zu damals für die Hofhaltung angefertigten Geschirren gehört. Zu denselben gehört ebenfalls das zweitälteste gesicherte Stück, ein im Besitz des Verfassers befindlicher Henkelkrug, von Birnenform und mit weiter Mündung; ihm ist auf der Bauchung, gleichfalls in Blau, dasselbe Gräfl. Wappen nebst der Jahreszahl 1682 aufgemalt. Fabrikzeichen sind nicht angebracht, der Scherben ist hellgelblich und die wenig glänzende Glasur zwar nicht von blendender Weiße, aber sonst fehlerlos. Durch den beschriebenen Krug werden zwei andere, gleichfalls dem Verfasser zugehörige, auch als Hanauer Erzeugnisse aus derselben Zeit kenntlich; der eine davon ist dem Wappenkrug durchaus ähnlich, aber vorn mit dem Bilde des heil. Thomas[27]) in blau mit braunen Konturen geschmückt, der andere mit Kugelbauch und engem Hals trägt auf der Vorderseite in Blaumalerei ein Wappen mit einem Kranich im Schild und auf dem Helm.

Als fünftes, nur wenig jüngeres Stück existirt in der Sammlung des Kunstgewerbevereins zu Frankfurt a. M. ein Schreibzeug von der bekannten Kastenform, mit Einsatzfäßchen für Tinte und Sand und Federbehälter davor. Außer Ornamenten in Blaumalerei, zeigt es in derselben Farbe auf der Rückseite das Grfl. Hanauische Wappen und die Jahreszahl 1687, auf den Seitenflächen biblische Darstellungen und im Federbehälter eine Feder, Federmesser und Zirkel.

In Folge der Aehnlichkeit im Scherben und in der Glasur mit diesen fünf unbezeichneten[28]) Gegenständen aus der Zeit von 1680 bis 90, während welcher Bally das Privilegium zum Porzellanmachen genoß, dürfen auch einige mit einer aus H mit anhängendem B [= H(ans) B(ally)] signirte mit um so größerer Wahrscheinlichkeit ihm zugesprochen werden, als dieses Zeichen auf Theilen eines jetzt sehr unvollständigen, im Besitz des Verfassers befindlichen Speiseservices vorkommt, von dem andere einfach mit H (= Hanau) bezeichnet sind, z. Th. in Blau, z. Th. in Manganviolett. Diese Schüsseln und Teller zeigen am Rand ein feines filigranartiges Muster in blau und dunkelbraun und mitten eine stylisirte deutsche Blume; sie beweisen, daß man in der Hanauer Fabrik begann, sich von den holländischen Vorbildern los zu machen.[29]) Außer dem einfachen H, welches wir der Fabrik als Marke bis zum Schluß des für uns jetzt in Betracht kommenden Zeitraums, also dem Jahr 1726 beilegen zu müssen glauben, dürfte vielleicht in der Zeit von 1694 bis 1712 auch eine durch Kombination von H mit M (= H(anau), M(ünzenberg) gebildete benutzt worden sein, nachdem seit 1685 wieder eine Trennung der Grafschaft in Hanau-Münzenberg und Hanau-Lichtenberg zwischen den Brüdern Philipp Reinhard und Johann Reinhard stattgefunden hatte, die bis zu dem 1712 erfolgten Tod des ersteren dauerte.

(Fortsetzung folgt.)

---

26) Ob die in der 1675 gemachten Eingabe als in Aussicht genommene „Newe Invention, wodurch daß feineste, dem Chinesischen nicht viel nachgebende Porcellain verfertiget" werden sollte, sich auf die Masse oder nur auf die Dekoration beziehen sollte, muß unentschieden gelassen werden. Das letztere ist das wahrscheinlichere. Finden sich doch auch unter den Delfter Fabrikaten nur Stücke, die äußerlich das orientalische Porzellan nachahmen.

27) Zur Seite des Heiligen steht unten die Ziffer 8, und dürfte daher der Krug zu einem Satz von 12 gleichgestalteten gehört haben, von denen jeder ein Apostelbild auf sich hatte.

28) Es kann nicht auffallen, daß auf diesen Sachen noch kein Fabrikzeichen angebracht war, da sie nicht für den Handel bestimmt waren.

29) Auf einem dem Verf. gehörigen mit Bally's Marke versehenen Teller findet sich auf dem Boden eine Darstellung, wie Simson den Löwen zerreißt und auf dem Rande ein an Spitzenmuster erinnerndes Ornament.

Johannes Feige,

ein hessischer Staatsmann der Reformationszeit.

Von F. Zwenger.

Wenn die Todestage berühmter Staatsmänner als historische Erinnerungstage betrachtet werden können, so ist zu diesen gewiß auch der 20. März zu rechnen. An ihm starb vor nunmehr 250 Jahren der hervorragendste unter den Staatsmännern des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, der Kanzler Johannes Feige, genannt Ficinus. Er war ein treuer Rathgeber seines Herrn, an allen Staatsaktionen desselben hatte er bis zu seinem im Jahre 1543 erfolgten Tode Antheil. Er war die rechte Hand seines Fürsten in der Gesetzgebung, mit seltenem Geschicke leitete er die Unterhandlungen mit den auswärtigen Fürsten, besondere Verdienste erwarb er sich um die Universität Marburg, und an der Einführung der Reformation in Hessen war er in erster Linie betheiligt. Er besaß eine umfangreiche Bildung und war der Hauptpfleger der Wissenschaft in Hessen. Seine Weisheit hielt mit seiner Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gleichen Schritt. Landgraf Philipp konnte sich in allen Lagen auf ihn verlassen und ehrte ihn als einen wahren Freund.

Johannes Feige war 1482 zu Lichtenau als Henne Feige's Sohn geboren. Seine Eltern waren bürgerlichen Standes. Ueber seine Bildungsjahre ist nur wenig bekannt. Wir wissen blos, daß er um das Jahr 1503 in Erfurt studiert und sich dort den juristischen Doktorhut erworben hat. Dort mag er wohl mit den Erfurter Poeten befreundet gewesen sein, die damals ihre ersten Triumphe feierten, und deren Häupter Mutianus Rufus, Eobanus Hessus Euricius, Cordus, seine Landsleute waren. Mit den beiden letztgenannten stand er später wenigstens in den engsten Beziehungen, und seinen Bemühungen verdankten beide ihre Berufung an die Universität Marburg. Das Jahr seines Eintritts in den Staatsdienst ist unbekannt. 1513 übernahm er das Hofkanzleramt, das er bis zu seinem Tode verwaltet hat.

Gleich nach dem Regierungsantritte des Landgrafen Philipp vertrat er dessen Interessen 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg, und in den folgenden Jahren wahrte er die hessischen Staatsinteressen gegenüber den Bestrebungen des pfälzischen Ritters Franz von Sickingen und des mit diesem verbundenen hessischen Adels. Auf der Synode zu Homberg im Oktober 1526, durch welche die Reformation in Hessen eingeführt wurde, war er nächst dem alten bewährten Rathe des Landgrafen Wilhelm II., des Vaters des Landgrafen Philipp, Balthasar Schrautenbach, dem Theologen Lambert von Avignon und dem Hofprediger Adam Krafft von Fulda der Hauptvertreter der neuen Lehre. Er eröffnete die Synode am 21. Oktober 1526 mit einer Rede, die uns im Auszuge noch durch Wigand Lauze, den Biographen des Landgrafen Philipp, erhalten ist.*)

Die Universität Marburg verdankt ihm nicht nur ihre erste Organisation und die Berufung ausgezeichneter Professoren, sondern auch ihre Privilegien, und mit kluger Umsicht wußte er die am 16. Juli 1541 erfolgte kaiserliche Bestätigung der Universität zu erwirken. Bei Eröffnung der Universität am 1. Juni 1527 war ihm das Kanzleramt derselben übertragen worden, das er bis zum Jahre 1536 nebem dem Hofkanzleramte führte. Er trat es am 17. April des genannten Jahres wegen überhäufter Geschäfte, die fast ständig seine Anwesenheit bei dem Landgrafen erforderten, an den Professor der Rechtswissenschaft Johannes Ferrarius (Eisermann) von Amoeneburg ab. —

Auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) war Feige schon vor seinem Herrn erschienen und vertrat denselben noch mehrere Wochen nach dessen Abreise. In allen darauf folgenden Verhandlungen in staatlichen Angelegenheiten, die einzeln anzugeben zu weit führen würde, war ihm die leitende Rolle übertragen. Stets war er dabei bestrebt, die Interessen seines Herrn zu wahren. Eine unermüdliche und sehr einflußreiche Thätigkeit entwickelte er bei den Vergleichsverhandlungen zwischen der protestantischen und katholischen Partei, und er unterstützte nach Kräften die conciliatorische Politik, die Landgraf Philipp nach dem Jahre 1540 verfolgte, um eine Aussöhnung mit dem Kaiser und um Sicherung und Straflosigkeit für seine Doppelehe zu erlangen. Ob hier Feige im Interesse seines Herrn nicht zu weit gegangen ist, möge dahingestellt bleiben, und wenn er auch, wie der

*) S. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, 2tes Supplement: Leben Philipps des Großmüthigen, von Wigand Lauze, 1. Band., S. 126 flg. Kassel 1841.

Historiker Professor M. Lenz in der Biographie Feige's,*) der wir hier zumeist gefolgt sind, behauptet, einen weiten politischen Horizont nicht besessen, sondern nur eifrig und voll Hingebung die Absichten seines Herrn ausgeführt hat, so soll uns das in dem Urtheile nicht beirren, daß er ein aufrichtiger Anhänger der neuen Lehre, die er einmal für die rechte erkannt hatte, ein durchaus ehrenhafter Mann, ein unermüdlicher Arbeiter, ein treuer Diener seines Herrn gewesen ist. Wie sehr übrigens den in geistiger Beziehung so hoch stehenden Staatsmann die Tugend der Bescheidenheit geziert hat, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er von den Vorrechten, die ihm die Erhebung in den Adelstand durch Kaiser Maximilian im Jahre 1517 verliehen waren, niemals Gebrauch gemacht haben soll. Johannes Feige starb am 20. März 1543. Melanchthon richtete am 28. März an den Landgrafen Philipp einen Trostbrief, in welchem es heißt; „Das der Ewige Gott E. F. Gnaden Cantzlern Herrn Johann Feigen den weißen und ehrlichen Mann auß disem Elend in das ewige Leben erfordert, wie wol er nu jn ewiger ruhe ist, so ist doch solcher tod zu klagen, das ein solcher nutzer Mann auß der Regirung weg ist, und man sihet, wie wenig tüchtiger leut in allen landen zu finden."

Zum Schlusse möge es uns gestattet sein, noch einmal der Beziehungen zu gedenken, in denen Johannes Feige zu den Gelehrten, namentlich zu unseren hessischen neulateinischen Dichtern Eobanus Hessus und Euricius Cordus, stand. Er schätzte und beschützte dieselben. Eobanus Hessus, der sich in allen Angelegenheiten an ihn wandte, widmete ihm zum Danke seine Bucolica und sein Lobgedicht auf den Württembergischen Sieg des Landgrafen „Philippi Magnanimi". Daselbst sagt der Dichter von ihm: „Verus musarum semper amicus eras". Und Euricius Cordus dichtete folgendes Epigramm auf ihn:

Editus ex atavis Maecenas regibus olim
Se dignas habuit, principe dives, opes.
Utque tui iam nunc te cernimus esse Philippi,
Caesaris ille sui gratus amicus erat.
Cum multis tamen hoc aliorum millibus aevo
Lethaeis tacitus forte lateret aquis,
Ni sacri meritum celebrassent carmine vates
Esset et Aoniis condita fama libris.
Perge igitur profugas, Ficine, iuvare
Camoenas.
Quaeque novae datus es siste columna
scholae.
Sic ultra supero quod divus in aethere vives,
Hic tuus aeterna laude vigebit honor. —

*) S. Allgemeine Deutsche Biographie, 6. Band S. 600. flg. Leipzig. 1877.

Eine Lebensgeschichte.

Von Gottfried Ludwig.

„Kassel, den 11. März 1848.
Mein lieber Henkel.

Nach acht Tagen bringen Sie mir die Effekten wohlbehalten wieder zurück und nehmen Sie den Weg über Halle, Eisenach nach Kassel. Sollte der Legations-Sekretair früher Sie ansprechen nach Kassel zu reisen, indem er mit Ihnen fahren würde, so lassen Sie, wie es sich von selbst versteht, den Leibjäger mit dem Hoflakay auf dem Bocke fahren.

In der Bank können die Effekten nicht deponirt werden, vergessen Sie aber nicht, daß außer den vier Koffern auch die zwei Chaisenkasten mit Werthgegenständen gepackt sind, also in Sicherheit gebracht werden müssen.

Auf baldiges Wiedersehen.
Friedrich Wilhelm."

Der Oberhofintendant Henkel, an den dieses eigenhändige Schreiben des Kurfürsten gerichtet war und das ihm dieser wohl als kurze Verhaltungsvorschrift mit auf den Weg nach Berlin gab, verließ den letzteren Ort wieder am 17. März des verhängnißvollen Jahres 1848 gerade noch rechtzeitig genug, um dem am folgenden Tage daselbst zum Ausbruch gekommenen Aufstande ausgewichen zu sein. Fürwahr eine verantwortungsvolle Aufgabe, in solchen Zeiten mit derartig großen Beständen an Geldeswerth auf Reisen zu gehen und bei deren Sicherung ausschließlich auf den Beistand von zwei Hofbediensteten angewiesen zu sein; denn nur innerhalb der kurhessischen Grenzen waren Henkel zwei berittene Gendarmen als Begleitung zugestanden worden und auch dieses lediglich auf sein dringendes Verlangen, das er, nicht zur besonderen Zufriedenheit seines Fürsten, geltend gemacht hatte.

Karl Ludwig Henkel war der zu Lüdersbach, Amt Netra, am 27. März 1815 geborene Sohn des Raths und ehemaligen Friedensrichters

Christian Gottfried Henkel, aus dessen zweiter Ehe mit Karoline Christiane Heuser, einzigen Schwester des s. Z. in weiten Kreisen hochangesehenen Oberschulzen Heuser zu Eschwege. So gehörte er sowohl von väterlicher wie auch von mütterlicher Seite alten hessischen Beamtenfamilien an, von denen sich zahlreiche Mitglieder einen Namen zu machen verstanden haben. Karl Ludwig Henkel trat im jugendlichsten Alter bei dem ehemaligen kurhessischen Regiment Prinz Solms in Hersfeld ein, diente als Portepeefähnrich beim 1. Schützenbataillon in Kassel, indem er daselbst zugleich das Kadettenhaus besuchte, und wurde 1834 mit 19 Jahren Lieutenant im 1. Infanterie-Regiment (Leibregiment), welchem er zuletzt auch als Regimentsadjutant bis zum Jahre 1845 angehörte. Als tüchtiger Offizier und von ritterlicher Erscheinung hatte er sich des besonderen Wohlgefallens des Kurprinzen und Mitregenten, des nachherigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, zu erfreuen. Bei eingetretener Stellenerledigung ernannte ihn derselbe zu seinem Oberhofintendanten und Rechnungsführer der Chatoulle. Das ehrenvolle Vertrauen, das ihm in dieser Stelle in so reichem Maße zu Theil ward, vermochte ihn jedoch bei seinem geraden Charakter für die Dauer nicht über das Unbehagen hinwegzuhelfen, welches durch so manche Verhältnisse bei Hofe hervorgerufen wurde. Immer mehr befestigte sich bei ihm die Absicht, diesem Zwiespalt zu entgehen, und der Umstand, daß der ihm engbefreundete, auch durch Heirath verwandte Kurfürstliche Leibarzt, Geheime Hofrath Dr. Stracke eines Tages seinen Abschied erbat, ließ ihn alsbald den Versuch machen, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Er meldete sich um eine Stelle in einem anderen Dienst, die ihm ein gleiches Einkommen, als zur Zeit bezogen, gesichert haben würde. Der Kurfürst wollte ihn, von dem der alte M. A. von Rothschild, der kurhessische Hoffinanzier, einstmals gesagt hatte: „Königliche Hoheit, diesen Mann müssen Sie Sich zu halten suchen,“ nicht gehen lassen. Henkel hielt jedoch an seinem Vorsatze zähe fest und meldete sich wiederholt um geringer dotirte Posten, immer ohne den gewünschten Erfolg. Dieser sollte ihm erst werden, als er sich endlich um eine Stelle untergeordneter Art mit ganz geringem Gehalte als Rechnungsrevisor bei der Eisenbahnverwaltung bewarb. Das war noch im Jahre 1848.

Ein Vierteljahr später unterm 16. März 1849 wurde Karl Ludwig Henkel vom Stadtrath der Residenz Kassel zum Polizei-Vorstand, zunächst provisorisch auf fünf Jahre bestellt, und zu Anfang des Jahres 1850 auf Lebenszeit als besoldeter Gehilfe und Stellvertreter des Oberbürgermeisters zum Bürgermeister gewählt. Im Verlaufe der damaligen unruhigen Zeit ging die Polizei dann an den Staat über.

Schon die erstere verantwortungsreiche Stellung brachte es mit sich, daß der Inhaber mit verschiedenen von der beschworenen 1831er Verfassung abweichenden Bestimmungen der neuen oktroyirten Verfassung in Kollision gerieth. Die Folge davon war, daß bei Eintreffen der sogenannten Strafbayern auch der Polizeivorstand Henkel 20 Mann in die Wohnung gelegt bekam, die er, er bewohnte den zweiten Stock des noch heute als Polizeigebäude in Gebrauch stehenden Hauses, denselben einräumte und in einem Gasthaus, dem damaligen Russischen Hof in der unteren Königsstraße, mit seiner Familie Unterkunft suchte. Kaum in das Polizeigebäude zurückübergesiedelt, wurde Henkel wie mehrere Andere verhaftet und inmitten eines Trupps österreichischer Jäger nach dem Gefangenhaus am Leipziger Thore abgeführt, wo man am Anfang nicht einmal die Rücksicht zu nehmen für nöthig fand, ihm eine besondere Zelle anzuweisen, sondern ihn mit aufgelesenem Gesindel, das wegen gemeiner Vergehen und Verbrechen in Haft genommen war, zusammen einsperrte. Erst auf dringende Eingaben und Vorstellungen wurde hier Wandel geschaffen und seine Ueberführung in's Kastell verfügt. Nach sechs Wochen gab man ihn frei, machte ihm jedoch „wegen verschiedener Vergehen“, wie es in den Akten hieß, den Prozeß, in dem jedoch keiner von den dazu berufen gewesenen Juristen die Anklage vertreten zu können erklärte. Erst einem jungen Manne, der, so zu sagen ad hoc dazu berufen war, blieb es vorbehalten, die Rolle des Anklägers zu übernehmen. Zunächst wurde auf $1\frac{1}{2}$ Jahre Festungsstrafe erkannt. In Folge von Berufung aber wurde die höchste für das danach als vorliegend erachtete Vergehen vorgesehene Strafe von 11 Monaten ausgesprochen und von dem Verurtheilten am 11. November 1851 in Zelle Nr. 11, — das Kuriosum sei erwähnt — als elfter politischer Gefangener auf der Bergfestung Spangenberg angetreten.

Die Haft war eine äußerst strenge. Eine Pritsche bildete die Lagerstatt. In dem von dem damaligen Gefängnißaufseher Kühnau über die Auslagen geführten Abrechnungsbuch, das noch vorhanden, stehen obenan für Stroh vier Silbergroschen aufgerechnet. Ein Gesuch an das Kriegsministerium, unterstützt durch Fürsprache, die inständigsten Bitten der Gattin vermochten nach Verlauf von vier Wochen zu bewirken, daß dem Gefangenen wenigstens Licht, Schreibzeug und einige Bücher verwilligt wurden und daß von Zeit zu Zeit Briefe, welche durch die Hand

des Kommandanten gehen mußten, gewechselt werden durften. Mit seinen Briefen, die seine ganze tiefe edle Seele wiederspiegeln, mit stimmungsvollen Gedichten, die er verfaßte, mit Erlernen der englischen Sprache und mit — Straminsticken, das er schließlich meisterhaft nach selbstentworfenen Mustern auszuführen verstand, vertrieb er sich die Zeit, — lange elf Monate. Als er zurückkehrte, bereitete sich die Bürgerschaft auf seinen Empfang vor, er vermied jedoch die geräuschvolle Begrüßung, welche ihm am Bahnhof dargebracht werden sollte, und verließ mit seinen näheren Freunden, die ihn in Guntershausen eingeholt hatten, auf Station Wilhelmshöhe den Zug, um sich zu Wagen von da in seine reich mit Blumen geschmückte Wohnung zu begeben, die sich zu der Zeit noch in Miethe in dem Hause des damals Zimmermeister Wagnerschen Anwesens in der untern Königsstraße neben dem Kadettenhaus, heutigen Proviantamt, befand. Das war ein Jubel, in welchen von dem damaligen Kassel Alles, was treu zur alten Verfassung hielt, theilnahmsvoll im Herzen mit einstimmte! —

An Zeit nicht sehr viel länger hiernach, als der nach langer Abwesenheit seiner Familie Wiedergegebene im Gefängniß zugebracht hatte, waren eines Abends in dessen damaliger Dienstwohnung, in dem zweiten Stockwerke des sog. kleinen Rathhauses am Meßplatz, eine Anzahl guter Freunde zu einer kleinen Gesellschaft vereinigt, als alarmirender Trommelwirbel in den Straßen anzeigte, daß irgendwo ein Brand ausgekommen sei. Die Gesellschaft stob auseinander und auch er, der Gatte, der Vater von vier kleinen unmündigen Kindern, ging, um seine Pflicht bei dem Brande, Wahrnehmung der Oberaufsicht, u. s. w. zu erfüllen. Er sollte nicht wiederkehren. Schreckliche Stunden vergingen, in welchen man den Vermißten suchte und zuletzt am folgenden Tage als entsetzlich entstellte Leiche unter den Brandtrümmern auffand.

Eine den so jäh Dahingerafften auf's Höchste ehrende Siftungsurkunde besagt darüber: „Am 28. Oktober 1853 verlor der Bürgermeister der Stadt Kassel Carl Ludwig Henkel in treuer Erfüllung seiner Berufspflichten und unerschrockener Bethätigung opfermuthigster Nächstenliebe — er machte den mißlungenen Versuch, vier Handwerker, die sich in das mit Einsturz drohende Haus gewagt hatten, zu retten — bei einem in den Fabrikgebäuden der Wittwe des Färbermeisters Justus Engelhardt, Nr. 373 am Altstädter Marktplatz zu Kassel ausgebrochenen Brande sein Leben, mit dem er es nur bis 38 Jahre 7 Monate gebracht hatte. Er hinterließ eine Wittwe, Charlotte, geb. Hock und vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn, welche in ihm einen treu liebenden Gatten, einen mit der zärtlichsten Sorge ihnen zugethanen Vater einbüßten." —

Nicht ganz 36 Jahre später, am 18. Oktober 1889, schloß auch seine Wittwe nach einem Leben, reich an schweren Prüfungen, die Augen zur ewigen Ruhe. Charlotte Auguste Hock war die zu Rinteln am 19. Februar 1818 geborene älteste Tochter des Johann Friedrich Hock, vorhinnigen Lieutenants und Adjutanten in dem in Garnison gewesenen ehemaligen kurhessischen Garde-Grenadier Regiment, der später als Hauptrendant bei dem Provinzial-Steueramte in Kassel angestellt war, das seine Dienstgebäude im Packhof an der Fulda hatte.

Hermann und Margaretha Riedesel.

Aus der hessischen Geschichte. *)

Ich kann die Tochter geben, Euch, Ritter, nicht zum Weib,
Sie ist mein Trost im Leben für Seele und für Leib,
Den ich als Greis genieße. O wollt nicht meinen Tod,
Und wisset, daß ich stieße mein Kind hinaus in Noth.

Ihr seht doch, welche Fehden verwüsten rings das Land,
Wie öd sind manche Stätten, viel Dörfer sind verbrannt.
Hinstürzen hohe Mauern, erstürmt sinkt manches Schloß,
Und lange wird es dauern, bis Fehdezeit verfloß.

Junghermann that die Bitte um Margarethas Herz:
Herr, mildert Eure Schritte, seid nicht wie Stein und Erz.
Wenn Ihr die Maid nicht gebet, laßt werden mein Gemahl,
So fürcht' ich, daß man gräbet mein Grab, so leid' ich Qual.

Ja lieber will ich sterben, als ohne sie noch sein,
O wollt nicht mein Verderben und sprechet: Sie sei Dein
So lasset Euch erweichen, Ihr waret auch einst jung
Und glücklich zu erreichen Lieb' und Beseligung.

Erforschet ihren Willen, ob sie nicht gern es thut,
Ob sie bereit zu stillen sei meines Herzens Glut.
Laßt doch erhört mich scheiden, sagt mir ein tröstend Wort!
Es treiben Qual und Leiden sonst in die Welt mich fort.

Ob Ritter sich befehden, ich biete jedem Trutz,
Mein Schloß bleibt ohne Schäden, ich selbst bin bester Schutz.
Kein König kann bewahren so sicher seinen Thron,
Wie ich, ob stürmen Schaaren, den Feinden spreche Hohn.

Doch unerhört gezogen ist Ritter Hermann ab,
Und um sein Glück betrogen, dünkt ihm die Welt ein Grab.
Gar schwer hat er zu tragen, nie ruht der Seele Gram,
So daß in kurzen Tagen vom Heim er Abschied nahm.

Er irrt in tiefem Kummer bis ins gelobte Land,
Auch da flieht ihn der Schlummer, sein Herz nicht Ruhe fand.
Zu Hause möcht er weilen in der Geliebten Näh,
Die Sehnsucht heißt ihn eilen, daß er sie wieder seh.

Der Himmel hat's gefüget, sie wurde dennoch sein,
Der alte Herr besieget hat gern gewilligt ein.
Und wie das ist geschehen? Wohl klingt es wunderbar,
Junghermann sollte stehen beim Alten in Gefahr.

*) S. Rommel, Geschichte von Hessen, Bd. 2, S. 281.

Der alte Ritter jagte einst Wild im nah'n Wald,
Indeß die Gegend plagte ein Volk von Mißgestalt.
Ein Haufe der Gesellen schlug auf allda sein Zelt,
Die raubend, mordend stellen nach fremdem Gut und Geld.

Die sehn den Ritter schweifen ganz arglos kühn daher.
Sie nahen, sie ergreifen ihn trotz der Gegenwehr.
Doch da er war gefangen, stieß laut er in sein Horn,
Daß weit die Töne klangen bis zu dem Wiesenborn,

Wo Hermann just verweilte und schlürfte kühlen Trank,
Er hört den Schall, er eilte, als schon die Hoffnung sank
Dem Alten, daß ein Retter ihm noch erscheinen werd,
Da kam wie Blitz im Wetter der jüngere Gefährt.

Von seinen Schwertesstreichen zur Erde sinken drei,
Die Anderen entweichen, der alte Herr ist frei!
Die Räuber in dem Blute, die ringen mit dem Tod,
Dem Retter nun der Gute die Hand voll Dankes bot.

Sie gehn und angelanget in Schlosses Rittersaal
Wie ward Hermann gedanket? Mit goldenem Pokal?
O nein! Selbst zugeführet hat Vater ihm die Maid!
„Der Preis Dir jetzt gebühret, Du Held im schweren Streit!

O welch ein Glück für Beide! den Arm er um sie schlang,
Die Freude blüht aus Leide, manch süßes Wort erklang.
„Sie sei Dir angetrauet", der alte Herr es spricht,
Das Schloß, das Du gebauet, der Feind erstürmt es nicht!

Der Alte hat's gesprochen, der Junge macht es wahr,
Ob Feinde kühn auch pochen, er trotzet der Gefahr.
Er hat sie wohl gehalten, die Hausfrau als Juwel.
Ihr Thun ist stilles Walten und Liebe ohne Fehl.

Wer dieses Paar gewesen von Stamm und von Geburt?
Der Junge hieß Riedesel, der Alte Röhrenfurt.
Das gold'ne Band geschlungen, es währte viele Jahr,
Und Nachwuchs ist entsprungen, ein reicher diesem Paar.

Der Siegreiche ward Ahne von edelem Geschlecht.
Das hoch einst trug die Fahne im Kampf für Ehr' und Recht.
Sie waren feste Wälle, Schutz ihrem Vaterland,
In Hessen die Marschälle, dem Fürsten treu zur Hand.

Marburg. **H. Th. Dithmar.**

Aus alter und neuer Zeit.

Johann Konrad Engelbronner. Wer ist Johann Konrad Engelbronner? hören wir unsere Leser fragen. In der That, diese Frage ist keine unberechtigte. Mehr als 100 Jahre sind verflossen, seit Engelbronner in der Stadt Kassel gelebt und gewirkt hat, der Familienname existirt hier nicht mehr und wer sich nicht zufällig mit der Kultur- und Kunstgeschichte zur Zeit des Landgrafen Friedrich II. beschäftigt hat, dem wird zweifellos der Name „Engelbronner" vollständig unbekannt sein. Und doch hat sich Engelbronner ein sehr großes Verdienst um unsere Vaterstadt Kassel erworben, das heute noch die vollste Anerkennung und Würdigung verdient.

Es dürfte wohl wenige Städte in unserem großen deutschen Vaterlande geben, in welchen mit solch' großer Vorliebe die edle „Musika" gepflegt wird, wie gerade in Kassel. Hier herrscht in allen Kreisen der Gesellschaft wirklicher, nicht erkünstelter Sinn und wahrhaftes Verständniß für Musik, und dieser Sinn und dieses Verständniß werden wesentlich gefördert nicht nur durch das vorzügliche Orchester des königlichen Theaters, die trefflichen Militärkapellen der hiesigen Garnison, es besteht hier auch eine sehr große Anzahl von Vereinen, deren ausgesprochener Zweck die musikalische Ausbildung ihrer Mitglieder ist, und deren musikalische Leistungen zumeist sehr hoch zu schätzen sind. Es war in Kassel ein bedeutsames, für die Zukunft der musikalischen Volksbildung sehr wesentliches Ereigniß, als im Jahre 1766, hauptsächlich für die Meisterwerke der deutschen Komponisten, eine musikalische Gesellschaft in der Stadt entstand, durch welche die Kunst neben dem Hof, und unabhängig von dessen Geschmack eingebürgert wurde. Wer aber war der Stifter dieser ersten bürgerlichen musikalischen Gesellschaft in Kassel? Kein Anderer als Johann Konrad Engelbronner. Es wird gewiß nicht ohne Interesse für unsere Leser sein, wenn wir denselben nachstehend einige Hauptmomente aus dem Leben dieses um die musikalische Bildung in Kassel hochverdienten Mannes vorführen.

Johann Konrad Engelbronner ist aus dem Clevischen gebürtig, wohin seine Vorfahren aus dem Elsaß übergesiedelt waren. Seine Eltern verlor er frühzeitig. Besondere Vorliebe für unser Hessenland ließ ihn Marburg zu der Universitätsstadt Kassel's ausersehen, in der er seine Studien absolvirte. Auch wählte er Hessen zu seinem neuen Vaterlande, weil er, wie Strieder erwähnt, in dem allgemeinen Charakter der Hessen stets etwas gefunden zu haben glaubte, was er bei ihren Vorfahren immer als ausgezeichnete Züge, der Liebe und Bewunderung werth, beobachtet; er nannte diese Züge „Kattismus" oder „Hessismus". In Marburg war Engelbronner mit dem Oberappellationsgerichtsrath Gabriel Otto von der Malsburg bekannt geworden. Dieser zog ihn nach Kassel und hier wurde er, wie er selbst sagt, völlig zum „Hessen". Einen Ruf nach Preußen schlug er aus, um im Juli 1753 die Stelle eines Lehrers der Edelknaben am Kassel'schen Hofe anzunehmen. Nach dem Abgange seines Freundes Reifstein, wurde er im August 1759 zum Hofmeister der Edelknaben befördert und 1764 ernannte ihn Landgraf Friedrich II. zum Professor des bürgerlichen und des Naturrechts am Collegium Carolinum. Zum Antritt dieser neuen Stelle schrieb er die Abhandlung: De fictitio fundamento consensus ficti vel praesumti in quasi contractibus, Cass. 1764. Im Jahre 1768 erhielt er auf sein Ansuchen die Entlassung aus dem Hof- und Staatsdienst, blieb aber in Kassel wohnen, bis ihn 1772 der Landgraf von Hessen-Philippsthal zum Hofrath ernannte und ihn zum Hofmeister seines ältesten Prinzen Karl berief. Mit diesem machte er eine Reise durch die Niederlande, um die dortigen Plätze und Festungen in Augenschein zu nehmen. Im Jahre 1781 trat

Engelbronner als Geheimer Legationsrath in sachsen-gothaische Dienste.

Im Jahre 1766 stiftete Engelbronner, wie bereits oben bemerkt, hier in Kassel die erste bürgerliche musikalische Gesellschaft, nachdem er bereits verschiedene Jahre hindurch wöchentlich Konzerte in seinem Hause hatte aufführen lassen. Er selbst läßt sich über die musikalische Gesellschaft (wir citiren hier nach Strieder) wie folgt vernehmen:

„Der Geschmack zur Musik war in Hessen seit 200 Jahren schon dreimal gefallen. Zur Zeit Philipp des Großmüthigen wollten die Reformatoren alles sinnliche Gefühl und sogar die Orgel abschaffen. Es blieb in der Kirche endlich bei der halben Begleitung eines Psalms oder Liedes. Landgraf Moritz war ein großer Kenner und selbst Kompositeur. Der 30jährige Krieg erstickte aber die Kunst und der Mangel der Choralschüler verminderte im Lande den Geschmack, wozu sonst der muntere Hesse geboren ist. Endlich erhob der große Karl die Kunst wieder, und seine Oper und Orchester machten Ruhm in Deutschland. Der folgende König Friedrich war entfernt, und hatte seinen Hürlebusch und Birkenstock in Stockholm. In Kassel blieb von Landgraf Karls Kapelle nichts übrig als die großen Hautboisten Sus und Scherer. Abermals fiel hier also die Musik. Aber das Ohr Friedrichs hatte schon etwas von der Wirkung der großväterlichen Musik vernommen, und führte sie nach einem fast 30jährigen gänzlichen Stillschweigen durch Herbeirufung großer Tonkünstler desto herrlicher wieder ein. Damit diese Kunst nicht wieder verscheucht werde, so müssen Liebhaber und junge Künstler sich bilden — dies war der Endzweck der musikalischen Gesellschaft. Eine unter höherem Ansehen stehende Akademie der Musik, und daß die Chorgesänge wieder eingeführt würden, wäre das Wünschenswertheste“.

Die musikalische Gesellschaft hielt, wie Strieder 1783 schreibt, in dem sog. Neuen Bau ihre Versammlungen ab. Zur Erhaltung der nothwendigen gesellschaftlichen Ordnung wurden im Jahre 1774 Gesetze abgefaßt, die auf einen Oktavbogen gedruckt sind. Es hatte die Gesellschaft ihre eigen gehörigen Instrumente und Musikalien. Letztere wurden mit Wahl theils auf gesellschaftliche Kosten angeschafft, theils war auch jedes neu zugegangene Mitglied verbunden, die Gesellschaft mit drei musikalischen Stücken, welche in Sinfonien, Konzerten oder Arien bestehen konnten, zu bereichern. Die Anzahl der Personen beiderlei Geschlechts war ziemlich stark. Reisende Virtuosen und Musici fanden da die bequemste Gelegenheit, zum Gehör zugelassen zu werden. —

Aus Heimath und Fremde.

In der Monatsversammlung des Kasseler Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde vom 27. März theilte der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. H. Brunner, mit, daß die diesjährige Hauptversammlung am 24., 25. und 26. Juli zu Hofgeismar stattfinden werde.

Am 29. März unternahm der Verein seinen ersten diesjährigen Ausflug nach Burghasungen. Ueber den hochinteressanten Vortrag, welchen dortselbst Herr Dr. Brunner hielt, berichtet die „Kasseler Allgemeine Zeitung“ wie folgt:

„Die Gründung des Klosters Hasungen wurde durch den einem schwäbischen Geschlechte entsprossenen Mönch Heimerad veranlaßt, der durch eine Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem in den Ruf großer Heiligkeit gekommen war. Im Kloster Hersfeld war Heimerad mit dem Abt in Konflikt gerathen und wurde von dort verjagt. Sodann versah er in Kirchberg den Gottesdienst. Auch hier wurde er verjagt, als man eines Tages den Gotteskasten erbrochen und beraubt fand und Heimerad jede Auskunft verweigerte. Nunmehr wandte sich der Mönch nach Dietmelle, wo sich eine alte und eine neue Kapelle befanden. In ersterer las Heimerad Messe und predigte, und viel Volk strömte ihm zu. Infolge Streites mit der Frau eines Vikars wurde Heimerad mit Hunden aus dem Dorfe gejagt. Da er auch beim Bischof von Paderborn keine Aufnahme gefunden, ging er nach Hasungen und erhielt die Erlaubniß, sich hier ansiedeln zu dürfen (1010). Er starb 1019 und hatte vorher geweissagt, daß sich später über seinem Grabe ein *Gotteshaus* erheben werde. 1071 ward der Berg durch Herzog Otto von Nordheim besetzt und befestigt im Kriege gegen Heinrich IV. Das Kloster wurde vom Erzbischof Siegfried von Mainz erbaut. Die erste Nachricht über dasselbe findet sich aus dem Jahre 1074. Es gab damals 12 Mönche dort. Mit der Zeit wurde Hasungen eines der reichsten Klöster Hessens. 1330 wurde es von Zierenberger Bürgern plötzlich überfallen, geplündert und zum Theil in Brand gesteckt. Zur Sühne mußten die Zierenberger 4 Jahre lang 400 Fuder Zimmerholz aus dem Rheinhardts- und Kaufungerwald nach Hasungen fahren, ferner an einem bestimmten Tage in jedem Jahre 300 Mann, jeder mit einer ½ Pfund schweren Wachskerze in der Hand, nach dem Kloster wallfahrten und die Kerze am Altar niederlegen. Allmählich gerieth aber die Klosterzucht in Verfall und nach Einführung der Reformation wurde das Kloster 1527 durch Philipp den Großmüthigen aufgehoben. Das Klostergut wurde, nachdem man den Abt und die Mönche abgefunden, zur Gründung der Universität in Marburg verwandt. 1528 trat der Abt mit 21 Mönchen zum Protestantismus über und nahm im alten Dechanei-

gebäude von St. Martin in Kassel Wohnung, wo er auch gestorben ist. 1617 wurde ein Theil der sehr baufälligen Klostergebäude abgebrochen. 1621 war es mit 12 Mann besetzt, die den Angriff eines bayerischen Regiments abwiesen. 1636 wurde Hasungen vom General Götz mit seinen Kroaten in 6 Wochen fünf Mal geplündert. Ende vorigen Jahrhunderts wurden die letzten Reste des Klosterbaues niedergelegt. Die Quadersteine wurden beim Bau der Dorfkirche von Burghasungen verwandt (1800)."

Der gediegene Vortrag des Herrn Dr. Brunner wurde mit großem Beifalle aufgenommen. —

An Stelle des in den Ruhestand getretenen seitherigen Direktors des Lyceum Fridericianum Dr. Gideon Vogt ist der Direktor des Wilhelms-Gymnasiums in Kassel Dr. Friedrich Heußner zum Direktor dieser Anstalt ernannt und an dessen Stelle Professor Dr. Christian Muff von Stettin als Direktor des Wilhelms-Gymnasiums berufen worden. Beide Herren wurden beim Beginn des Schuljahres am 11. April durch den Geheimen Schulrath Dr. Lahmeyer feierlich in ihre neuen Aemter eingeführt.

Um dem Andenken an das gesegnete Wirken des seitherigen verdienstvollen Direktors des Lyceum Fridericianum Dr. Gideon Vogt einen dauernden Ausdruck zu geben, haben ehemalige Schüler des hochverehrten Herrn und Amtsgenossen desselben durch Beiträge ein Kapital zusammengebracht, das als Grundstock einer Dr. Gideon Vogt-Stiftung dienen soll. An der Spitze der etwa 300 Spender steht Se. Majestät der Kaiser mit 1000 Mark. Das Kapital beträgt bis jetzt 3750 Mark.

Unser verehrter Landsmann und hochgeschätzter Mitarbeiter Carl Preser hat mit seinen Dichtungen den Weg übers Meer gefunden, denn die in New-York erscheinenden „Hessischen Blätter, Organ der Hessen in Amerika", berichten in ihrer Nummer vom 11. März Folgendes: „Heimathliche Bilder und Gestalten" nennt sich ein stattlicher Band Dichtungen des als Dichter in der alten Heimath weitbekannten und geachteten Fürstlich Ysenburgischen Kammerdirektors Carl Preser in Wächtersbach, Kreis Gelnhausen. Edelglanz der Sprache und individuelle Eigenart werden dieser vielleicht nur mehr der engeren Heimath zugedachten Schöpfung des feinsinnigen Dichters auch den Weg ins große deutsche Publikum bahnen, sind doch die Hessen unserer edelsten Stämme einer. Der Verlag von Oskar Ehrhardt in Marburg hat das Buch prächtig ausgestattet. Ferner erwähnen wir die vierte Auflage der Gedichte des genannten Kammerdirektors Carl Preser, Verlag der Hofbuchhandlung von Ernst Hühn in Kassel (1890), und „Ulrich von Hutten", ein Heldengedicht von demselben, gleichfalls im Verlag von Ernst Hühn. Herr Carl Preser hat mit seiner Gedichtesammlung einen beachtenswerthen Erfolg errungen. Dieser Erfolg, der nicht gering zu veranschlagen ist, findet seine Erklärung in der erquickenden Schönheit und dichterischen Individualität der fruchtbaren Preser'schen Muse. Die vierte Auflage der Gedichte umfaßt 296 Seiten und „Ulrich von Hutten", ein Heldengedicht, 186 Seiten. Seine Heimath, unser schönes Hessen, besingt der treffliche Dichter mit warmer, überströmender Begeisterung.

„Seine Heimath, unser schönes Hessen"! — Diese Worte wollen viel sagen, und es erfüllt uns mit Genugthuung, aus den „Hessischen Blättern" in New-York zu ersehen, wie sehr unsere hessischen Landsleute auch jenseits des Oceans noch an ihrer alten „schönen" Heimath hängen. Daß ihr „Organ" mit dem hessischen Wappen und der Königskrone an der Spitze ein geachtetes sein muß, erhellt, abgesehen von dem reichen Inhalt aus „Hessen-Nassau und dem Großherzogthum Hessen", auch aus dem Annoncentheil, denn hier bemerken wir, daß schon allein die Eigenschaft eines „Agenten der Hessischen Blätter" als Geschäfts-Empfehlung dient, während ein Wein- und Lagerbier-Salon von Conrad Manns sich empfehlen darf als „Hauptquartier des Kurhessen-Vereins Wilhelmshöhe."

Wir wünschen den „Hessischen Blättern" in New-York, die bereits im sechsten Jahrgange stehen, ein frisches fröhliches Gedeihen!

Unsere Mitarbeiter wird es interessiren, daß nunmehr der 15. Jahrgang 1893 des bekannten „Deutschen Literaturkalenders" von J. Kürschner erschienen ist. Ein stattlicher und doch handlicher Band, der zum Hauptinhalt das alphabetische Verzeichniß sämmtlicher deutscher Schriftsteller (mit den Hauptdaten sowie sämmtlicher Werke) hat. Dabei enthält der Kalender aber noch andere Rubriken: so ein Verzeichniß der Verleger mit Angabe der Specialitäten des Verlags. Kurzum, der „Kürschner" ist für den Schriftsteller ein geradezu unentbehrliches Buch und soll hiermit zur Anschaffung bestens empfohlen sein. Bemerkt mag noch werden, daß ich nur 140 in Kurhessen wohnhafte Schriftsteller zählte; manchen Mitarbeiter des „Hessenlands" vermißte ich denn auch. Das ist nicht Schuld des Herausgebers, der sich die erdenklichste Mühe giebt, seinen Kalender so vollständig wie möglich zu machen. Sehr empfehlen möchte ich den Mitarbeitern dieser Blätter, ihren Vor- und Zunamen, Wohnort, Geburts-Tag und -Ort, Verzeichniß ihrer Schriften an den Herausgeber (Geh. Hofrath Prof. Josef Kürschner in Eisenach) mitzutheilen. S.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 9. Kassel, 2. Mai 1893.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband, bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Frühlingserwachen.

Der Mai ist gekommen, der liebliche Mai!
Von fern her schon tönet des Hirten Schalmei,
Auf Höhen und Triften, im saftigen Grün
Nun wieder viel Tausende Blumen erblüh'n. —

Sei herzlich willkommen, Du lieblicher Mai!
Es sprengte der Frühling die Knospen entzwei:
Unzählige Blüthen erschlossen ihr Haus,
Zu schmücken die Kränze, zu schmücken den Strauß. —

Im festlichen Kleide, den Busen wie Schnee,
So kehret die Schwalbe weit über die See;
Sie suchet und findet das gastliche Haus
Und sieht aus dem Nestchen gar freundlich heraus. —

Und der Bach, der so klare im Wiesengrund,
Er eilet von dannen; doch giebt uns nicht kund
Wohin er wird ziehen, wohin und wie weit,
Leis murmelnd von wonniger Frühlingszeit. —

Die Zeit ist gekommen der göttlichen Pracht!
Nach der wir uns sehnten, an die wir gedacht. —
Ach zög' doch mit strahlendem Sonnenschein
Auch Frühling in muthlose Herzen ein. —

Carl Weber.



Geschichte der Porzellainfabrik in Neu-Hanau.

Von Professor C. A. v. Drach.

(Fortsetzung.)

Was die Fabrikate betrifft, so lehrten die von uns mitgetheilten Archivalien, daß nach Hans Bally's Tode die Fabrik in Rückgang gekommen war und daß in den Jahren von 1725 dies in noch viel höherem Maaße der Fall gewesen ist; die Periode, während der Tüchtiges geleistet wurde, mag daher das erste Dezennium des 18. Jahrhunderts gewesen sein.[30]) Thatsächlich sind auch unter den uns bekannten Stücken die mit der aus H und M gebildeten Marke die besten. Der Umschwung in der Dekorationsweise hat sich vollzogen; Buntmalerei in Violett, Blau, Grün und Gelb wird vorherrschend, dem bäuerlichen Geschmacke zusagende Gegenstände aus dem Thier- und Pflanzenreich, sowie figürliche Darstellungen, namentlich aus der biblischen Geschichte verdrängen die orientalischen Imitationen.[31]) Die Fayence fing an populär zu werden.[32])

Mit dem Uebergang der Fabrik an Heinrich Simons van Alphen, der sich im Jahre 1726 vollzog und zu welchem der Erwerb der van der Walle'schen Hälfte durch den Genannten, wie oben angegeben, bald geführt hatte, beginnt wieder ein neuer Aufschwung derselben, nachdem (so sagt der neue Besitzer in seiner Bewerbung um Konfirmation des Privilegs) „seithero einige Jahren durch allerhand fatalitaeten und mangel abzugs kaum der dritte theil arbeith gemacht worden; zu geschweigen, daß die Gebäude hin und wieder sehr verfallen und in Summa alles so gethan und beschaffen ist, daß nicht viel weniger Kosten mühe und arbeith und sorge wird angewendet werden müßen, als wenn das werck ernstlich von neuem angefangen würde, mithin ohnfehlbar verschiedene Jahren hingehen werden, ohne daß daraus der geringste nutzen und überfluß /: Es seye denn, daß Gott der Herr die Fabrique sonderbahre segne:/ wird gezogen werden können."

Van Alphen hatte die redliche Absicht und auch die nöthigen Mittel,[33]) dem Etablissement wieder aufzuhelfen. Er sagt in derselben Eingabe (vom 8. Juni 1725), daß er „in ansehung, daß der liebe Gott ihn mit Sieben Söhnen gnädiglich gesegnet, die allhier durch seine nechste anverwanthen vor nunmehro 64 Jahren neuangerichtete porcellainfabrique und davon dependirende handlung mit sambt allen gebäuen, werckzeugen, waaren und materialien von einem der bißherigen Interessenten der seeligen Frau Johanna van Alphen Weylandt Jacob van der Walle hinterbliebenen Wittibe halbschied an sich erhandelt, in der absicht einen seiner Söhnen, so sich am besten schicken und den größesten lusten darzu haben wird, dieße profession auß dem Grund erlernen zu laßen, und diese handlung mit Daniel Behagel Seeligen Erben, welche die andere Halfft possediren, dermahlen Ihme zu übergeben, indem er bey einer solchen anzahl Kinder männlichen geschlechts nothwendig auff

---

30) Zu Frankfurt a. M. befindet sich im Besitz Behaghel'scher Nachkommen außer der bis ins 16. Jahrhundert zurückgehenden Familienchronik mit ausführlichen Stammtafeln u. dgl. eine Fayencefließe mit dem Wappen der Behaghel und der Jahreszahl 1711, jedenfalls ein Erzeugniß der damals von Daniel Behaghel's Erben mitbesessenen Hanauer Fabrik.

31) Von hierher gehörigen Tellern verdient ein in der Sammlung des Verfassers befindlicher hervorgehoben zu werden, der in ziemlich dilettantenhafter Ausführung ein Bild des Königs Karl XII. von Schweden mit dem Degen in der Rechten und einem zu seinen Füßen ruhenden Löwen zeigt. Auf der Rückseite findet sich außer der Marke H die Inschrift: Görg Fried, vermuthlich der Name eines Hanauers, der aus Anlaß der Durchreise des Königs durch die Stadt, wo derselbe auf seinem berühmten Ritt von Bender nach Stralsund am 21. Nov. 1714 in der Vorstadt im „Wolf" logirte, zu dieser Kunstleistung sich aufgeschwungen hat.

32) Ohne Abbildungen ließe sich eine nähere Beschreibung des Dekors einzelner Stücke aus dieser Periode, während welcher sich ein eigenthümlicher deutscher Fayencestyl entwickelte, nur schwer geben, wir müssen uns deßhalb vorbehalten, bei einer anderen Gelegenheit erschöpfender, d. h. auch andere Fabriken als nur die Hanauer berücksichtigend, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

33) Dies geht u. a. auch besonders daraus hervor, daß am 14. Juli 1736 seitens der hochfürstl. Hessenhanauischen Rentkammer bei dem „Commercien Rath und Colonel van Alphen" ein mit 4 % zu verzinsendes Kapital von 50 000 fl. aufgenommen werden konnte.

allerhand ehrliche Handthierungen, damit sie dermahlen tüchtige Bürger und Unterthanen abgeben können, sehen müße" und bittet außer der Bestätigung der alten Freiheiten um Befreiung von den „in hiesiger Neu-Statter Rentherei zu bezahlen habende schätzung und andere bürgerliche onera", sowie, daß ihm das zur Fabrik „nöthige Saltz, so sich jährlich auff 30 biß 40 achtel belauffen wird, auff Ew. hochgr. gnd. Saltzwerck[34]) jedesmahl um den nemblichen preiß, wie denen ausländischen Saltzparthierern solches verkaufft wird, gegen bahre bezahlung verabfolget" zu bekommen.

Nachdem am 28. Aug. 1725 seitens der Rentkammer die Sache, da „Er auch gesinnet wäre, alle erforderende Mühe, Fleiß und Kosten anzuwenden, damit diese fabrique wieder gäntzlich hergestellet, und womöglich noch beßer und stärker als jemahlen getrieben werden möge" und auch zu wünschen wäre, „daß diese Fabrique wieder in ihren alten vorigen guten Stand, bey welchem öffters 40 bis 50 Menschen, und zwar meist haußgeseßene Bürger, ihre Nahrung reichlich gefunden, und die herrschafftlichen Schuldigkeiten richtig abgetragen, bald wieder gelangen möge", befürwortet war, erhielt unter dem 15. Nov. 1726 van Alphen auf 12 Jahre „das den 28. Jan. 1713 der Porcellainfabrique allhier ertheilte privilegium" nicht nur für sich und seine Erben bestätigt, sondern auch ferner gnädigst verwilligt,[35]) „daß, wenn Er und dieselbe solchem nachleben, derjenige so als Principal die fabrique führet, von denen in Unserer Neustatt hergebrachten Real- und Personal-oneribus, außer denen accissen, als welche jedermann zahlen muß, befreyet sein solle. So viel aber das Saltz anbetrifft, hätte Er solches, wie bishero entweder aus Unserer Saltz-Cammer allhier, oder auf der Saltz Soden zu Nauheim ablangen zu laßen, und in demjenigen Preiß, wie andere unsere Unterthanen auch thun müßen, zu bezahlen." Gleichzeitig wurde dem Abraham Behaghel „doch in der Hoffnung, daß Er vor das Künfftige die fabrique mit mehrerem Ernst und fleiß treiben werde", das alte Privilegium auf 12 Jahre prolongirt. Wir haben bereits mitgetheilt, daß derselbe für sich und als Vertreter der Behaghel'schen Erben diesen Bedingungen nicht nachkam und in Folge dessen van Alphen die Fabrik ganz übernehmen mußte.

Wer damals und während der Zeit, bis van Alphen's Sohn Hieronymus,[36]) der nach des Vaters Tod (1740) die Fabrik übernahm, diesen Platz ausfüllen konnte, der technische Leiter des Etablissements gewesen ist, wissen wir nicht; ebensowenig konnten wir Näheres über Art und Größe des Betriebs, sowie den unzweifelhaft erfolgten Aufschwung der Fabrik ermitteln. Für Letzteres spricht zunächst die Herstellung eines Glasurgangs in der herrschaftlichen Kanalmühle, für den der Beständer jährlich 12 Gulden bezahlen mußte[37],) außer den in den alten Privilegien schon normirten Abgaben von jährlich 20 fl. zur Kammerkasse; dann die Errichtung einer Niederlage in Frankfurt a. M. Andernfalls wäre auch die Regierung dem Besitzer nicht mit weiteren Vergünstigungen entgegen gekommen.

Zunächst wurde ihm am 12. Sept. 1731 gestattet, auch Sonntags an Fremde zu verkaufen, damit diese nicht auf der Weiterreise sich mit Frankfurter Fayence zu versehen genöthigt würden,[38]) und dann wurde, als van Alphen nach dem Anfall von Hanau an Hessen sich um die Verlängerung des Privilegiums bewarb und, damit er „nicht mit allerhand ohnangeseßene Junge und fremde Leuth, welche bald hier bald dahin

[34]) Hiermit ist die Saline Nauheim gemeint, welche im Jahr 1590 in herrschaftlichen Besitz gelangt war und von der es in Engelhard's Erdbeschreibnng von Hessen-Kassel (Th. II. S. 786) heißt, daß sie „durch verschiedene, sowohl unter dem letzten Grafen Johann Reinhard zu Hanau, als vornämlich unter der Regierung Herrn Landgraf Wilhelms VIII. als Grafen zu Hanau, angebrachte und in der Folge noch weiter vermehrte künstliche Werke dergestalten einträglich gemacht worden ist, daß, ungeachtet des dasigen Holzmangels, dennoch viele tausende Achtel Salz jährlich gesotten und wegen dessen besonderer Stärke und Güte weit und breit gesucht und verführet werden."

[35]) Laut Rathsprotokoll vom 5. Dez. 1726 „produzirte damals Hr. Bürgermeister v. Alphen die von Ilustrissimi Hochgräfl. Gnd. gnädigt verliehene Freyheit von wegen der Porcellainen-Backerey. Ist also dem Hr. Bürgermeister v. Alphen darzu allerseits gratuliret worden und zweifelt man nicht, es werde das gnädigst verliehene privilegium zur auffnahme der Fabrique und sämptlicher statt bestem gereichen."

[36]) Dem Taufbuch zufolge war er 1714 geboren; seine Mutter war Sara Jacoba, die Tochter des Rathsherrn und Bürger-Colonels der Neustadt Hendrik van der Wall. Hieronymus v. A. hat zu Anfang des Jahres 1734 den Bürgereid geleistet und sich bald darnach mit Susanna Barbara van der Laher verheirathet.

[37]) Das Zerkleinern der zur Glasurherstellung erforderlichen Materialien geschah vorher in der Fabrik selbst und mit Pferdebetrieb: die neue Einrichtung datirt vom 27. Juli 1734.

[38]) Van Alphen hatte am 3. Sept. 1731 ausgeführt, daß „in Sommerß Zeithen öffters hohe Standespersohnen, oder dero Bedienthen auch zuweilen auff Sonn- und Feyertagen hindurch nach den Bädern ꝛc. reyßen und en passant zu dero Gebrauch etwas porcellain kauffen wollen, auch öffters oberländische Schiffleuth auff Sonntag hier vorbey fahren und aus der Fabrique was mit zu nehmen begehren, weilen Sie aber nicht auff dergl. Täge accommodiren darff, so wenden Sie Sich nacher Franckfurt, wodurch Mihr dann nicht nur der Verkauff entzogen, sondern auch umb so mehr schaden geschiehet, alß öffters bey dergleichen durch Reyßen fernere Bestellungen zu geschehen pflegen".

lauffen, sich behelffen müße, sondern auch frembde künstlern dadurch animirt mögten werden anhero zu ziehen" und er „die fabrique durch würckliche Bürgere oder häußlich niedergeseßene Schutzverwandte stärcker fortsetzen könnte" erbat, daß hiesigen und ausländischen „Porcellain Drehern, Mahlern, Stockern und Formern, als Künstlern die Personalfreyheit möchte accordirt werden", dies am 18. Mai 1736 zugestanden und zugleich auch verordnet, „daß Ihnen dasjenige Saltz, so zum Behufe der fabrique erforderlich ist, in eben demjenigen Preiß, wie es die Franckfurther bezahlen, aus den Saltz Magazinen verabfolgt werde". Dieser Bescheid, welcher damit schließt, daß „auf sein des supplicanten begehren über die Ihnen hierinnen accordirte puncten bey unserer nachgesetzten Fürstl. Regierung der freyheits-Brief in forma extenta ausgefertiget werden könne", datirt aus Philippsruhe den 18. May 1736. Ziemlich gleichzeitig damit scheint den Hanauer Rathsprotokollen zu Folge van Alphen zum Kommerzien-Rath ernannt worden zu sein, eine in Anerkennung seiner Verdienste um Handel und Gewerbe ihm seitens des neuen Landesherrn erwiesene Gnadenbezeugung. Es verdient erwähnt zu werden, daß damals einige Jahre hindurch Philipp Friedrich Lay[39]) als Brenner in der Fabrik beschäftigt war, weil derselbe 1739 zu Offenbach a. M. eine Konkurrenzfabrik anlegte und damit der Hanauer viel zu schaffen machte.[40]) Nachdem van Alphen im Jahre 1738 „die Fabrique sehr starck verbeßert und ein starckes Capital darin verbauet" hatte,[41]) konnte er im Jahr darauf von derselben rühmen, „daß, Waß dermahlen Fabricirt wirdt, das vorhin fabricirte sehr Vieles bißhero noch übertrifft", und hinterließ also, als er zu Anfang des Jahres 1740 mit dem Tode abging, seinen Erben die Manufaktur und Handlung in bestem und blühendstem Zustande. Der dritte, damals 26 Jahre alte Sohn aus zweiter Ehe, Hieronymus mit Namen, übernahm die Weiterführung; wir dürfen wohl annehmen, daß er, den früher mitgetheilten Intentionen seines Vaters entsprechend, die Fayencefabrikation gründlich erlernt und die Fabrik schon vorher dirigirt hatte.

Hieronymus van Alphen blieb bis zu seinem 1775 erfolgten Tode, also über 34 Jahre lang Leiter und Besitzer der Fabrik; er war fortwährend bestrebt, dieselbe in die Höhe zu bringen und darauf zu erhalten. Das Privilegium wurde ihm und seinen Erben am 6. Mai 1748 auf 12 Jahre, am 24 März 1757 wiederum auf 12 Jahre, von 1760 an zu rechnen, und endlich am 28. Juni 1773 abermals auf dieselbe Dauer erneuert. Als besondere ihm seitens des Landgrafen Wilhelms VIII., der „bey Höchst Dero Hierseyn und öfterer Besuchung der Fabrique Mündlich die Gnädigste Zusicherung gethan, daß Höchstdieselben fortfahren wolten ihm bey jedem Vorfalle Protection und Gnade zu verleyhen",[42]) erwiesene Gunst ist zu erwähnen, daß van Alphen durch Reskript vom 28. Oktober 1748 „ins Künfftig gleich anderen Privilegirten Persohnen nur unter der hiesigen Hochfürstlichen Regierung und Hoffgericht immediate und nicht unter den Rath der Neuen Statt" gestellt wurde; später wurde er auch Commercienassessor. Daß ihm jedoch bei der letzten Privilegirung im Jahr 1773 der Alleinhandel mit Fayence in der Stadt und Grafschaft Hanau, welcher seither nur durch die Meßfreiheit beeinträchtigt war, nicht mehr zugestanden wurde, indem „auch anderen der freye Handel mit dergleichen Porcellan in und außer Meßzeiten in Stätten und auf dem Lande von nun an hinwiederum verstattet und in diesem Stück das vormahlen für die Fabrique ertheilt geweßene privilegium exclusivum hierdurch zurückgenommen seyn solle", brachte der Fabrik empfindlichen Schaden, zumal sie schon längere Zeit hindurch, was den Exporthandel betraf, mit inzwischen enstandenen, theils für

[39]) Er wurde am 10. Sept. 1736 Bürger in der Neustadt und steht in den Rezeptionsprotokollen über ihn Folgendes: „ein Porcellainbrenner von Wallrabenstein; 52 Jahr alt; evangelisch er ist 30 Jahre von Hause weg, binnen welcher Zeit er zu Franckfurt in dem dasigen Porcellain-Hauß gewesen, den 13. Juni 1736 ist er in die hiesige Fabrique gekommen, wo er noch arbeitet; Rath van Alphen attestirt, daß Lay ein wohl bemittelter Mann ist."

Ueber die Anlage der Offenbacher Fabrik spricht sich v. Alphhen in einer Eingabe v. 21. Sept. 1739 folgendermaßen aus: „auch hat der bey Mihr in Dienst stehende Brenner Philipp Friedrich Leyh von dem Herren Graffen von Birstein ein sehr Favorables Privilegium zu Offenbach dem Vernehmen nach bekommen, Wie er dann Würcklich in dem Bauen begriffen", während der jüngere Alphen im Jahre 1770 über ihren Untergang meldet: „das reiche Carthäußer Closter bey Mayntz hat bereits eine gleiche Manufactur zu Flörßheim errichtet und durch diese bereits die Offenbacher Fabrique zum stillstand gebracht."

[40]) Es war nicht allein der Wettbetrieb im Handel, sowie die heimliche Einführung der Offenbacher Fabrikate in Hanau, welche Beschwerden hervorriefen, auch wegen einer Sandgrube bei Büdingen entstanden Streitigkeiten. Letztere, von der v. Alphen sagt, daß „ohne den in ged. Grube befindl. Sand Niemand in hiesiger Nachbarschafft Porcellain fabriciren kann", war vom Grafen von Isenburg-Büdingen dem Hanauer Fabrikanten am 1. Okt. 1738 auf 8 Jahre verpachtet worden und wurde trotzdem auch daraus nach Offenbach Sand abgegeben.

[41]) Vermuthlich wurden damals die ganzen Fabrikgebäude erneuert und blieb nur das Wohnhaus in seinem alten Zustand.

[42]) V. Alphen erwähnt dies in seinem Gesuch um Erneuerung des Privilegs v. 19. Okt. 1773.

den Verkehr, theils für die Beschaffung des Brennmaterials günstiger gelegenen ähnlichen Etablissements zu kämpfen hatte; als solche giebt van Alphen in einer Beschwerde besonders „die Flörschheimer Fabrik im Chur Maintzischen, die Hessen=Darmstättische, die Holländische, die Franckfurther, Offenbacher und in Francken die Marckbreiter und Onolzbacher, dann die Sächsische, Hessen=Casselsche, Hannöverische und Elsasser Fabriquen“ an.[43])

Hieronymus van Alphen hatte nach dem Tode seines Vaters sich sogleich vorgenommen, „die Fabrique starck zu poussiren“; er ließ zu dem Ende in Bischofsheim mit großen Kosten eine Menge Erde ausgraben, sodaß 1770 noch ein Vorrath für 30 Jahre vorhanden war und verlegte die Schlemmerei von dort nach Hanau; er sparte weder Kosten noch Fleiß, wobei er „sehr vieles Geld, ja gantze Capitalien“ aufwandte, „um neue Wissenschafften zu kauffen und durch Proben auszufinden, dadurch die Fabrique in solchen Stand zu setzen, als wohl wenig Fabriquen sich leicht finden dörffen.“ Aber, obschon er von seiner Waare behaupten konnte, „daß man der besten Fayence Trotz biethen kann“, so mußte er doch schließlich sagen[44]): „daß ohnerachtet aller meiner Mühe und sorgfalt ich würcklich schon in zwei Jahren hier nicht soviel als sonsten nur in einem habe debitiren können, und dabei kann eine Manufactur, wie die meinige, die vor anderen ein großes Capital allein in räumliche Gebäude erfordert, die viele Arbeiter erhalten, ihre Künstler auswärtig her durch accorden kommen laßen, sie starck bezahlen, und ihnen wenigstens ihre bestimmte Zeit aushalten muß, ohnmöglich bestehen.“ Die Fabrik ging zurück und zählte gegen Ende der sechziger Jahre statt der früheren 40 Arbeiter deren nur noch 18; nur durch das Verbot aller auswärtigen Fayence in der Grafschaft glaubt van Alphen die Fabrik halten zu können. Er motivirt beim Landgrafen die Sache und schreibt weiter: „In dieser äußersten verlegenheit habe ich hülffe nöthig, an meinem wenigen Orte habe ich gethan, was man mit recht von mir erfordern kann, ich habe die kunst der Fayence, die an der schönheit und dauer, womit frembde Fabriquen in neuern Zeiten die meinige übertroffen, durch anwendung alschon beträchtlichen Capitals erforschet, wie beygehende proba zeiget, und frembde Arbeiter mit schweren Kosten neuerdings herbeyzuziehen gesucht. Dieses ist aber nicht genug, und es kann diese fabrique niemand, als Ewer Hochfürstl. Durchlaucht vom verderben retten“ durch Gewährung des Monopols, wie van Alphen im Weiteren ausführt. Ob indessen eine solche Maßregel den gewünschten Erfolg gehabt hätte, muß dahin gestellt bleiben; die Zeit der Fayence, des früheren „Porcellains“, eilte ihrem Ende entgegen: durch Konkurrenz und Ueberproduktion wurden die Preise gedrückt, aber es war trotzdem kein Absatz zu finden, da die Bemittelten schon längst das echte oder feine Porzellan, welches, seit Böttger's Masse, kein Geheimniß mehr war, nun an vielen Orten hergestellt wurde, vorzogen, und in neuerer Zeit auch beim eigentlichen Volke das verhältnißmäßig billige sogen. Steingut in Mode zu kommen begann.[45])

Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse gaben nach dem Tode des Hieronymus van

---

[43]) Ueber die hier genannten Fabriken könnte bei den bekannten nur schon Bekanntes, bei den anderen Nichts mitgetheilt werden, es sei daher zur Erläuterung nur bemerkt, daß mit der Hessen=Darmstädtischen Kelsterbach a. M. gemeint ist und unter den Sächsischen wohl Coburg und Erfurt, unter den Hannöverischen Münden und Wrisbergholtzen, unter den Elsasser Straßburg und Niederweiler zu verstehen sind.

Ebenso wie die van Alphen'sche Fabrik für die Grafschaft Hanau privilegirt war, genossen auch die sonstigen Manufakturen durch Einfuhrverbote fremder Erzeugnisse Schutz in den Territorien, zu denen sie gehörten; sie waren aber zugleich alle bestrebt auf dem Wege der Schmuggelei außerhalb derselben Absatz zu gewinnen und unterließen es daher häufig aus diesem Grunde auf der Waare Fabrikzeichen anzubringen; ein Umstand, welcher auch jetzt noch das Auseinanderhalten der Fabrikate oft erschwert.

Auch in allernächster Nähe von Hanau versuchte man Konkurrenzfabriken zu schaffen; so im Jahre 1752 zu Hochstadt, einem etwa 1 Stunde entfernten im hanauischen Gebiete gelegenen Dorfe und, als dies nicht gestattet wurde in dem etwas entfernteren, unter Grfl. Isenburgischer Hoheit stehenden Rückingen. An ersterem Orte war es ein gewisser Joh. Jacob Stein, der sich anheischig machte, ein „Bourcelain zu fabriziren, welches nicht alleine dem Hanauer gleiche, sondern noch weit feiner alß daselbige sei“, jedoch keine Konzession zu der Anlage einer Fabrik erhielt. In Rückingen möchte jedoch die von dem daselbst begüterten Hessen=Darmstädtischen Geheimen Kriegsrath von Kametzky=Estibor und zwei Frankfurter Kaufleuten unterstützte Gründung, wenn auch ohne dauernden Bestand, wirklich erfolgt sein. Es finden sich mit R bezeichnete und den Hanauer Fabrikaten sehr ähnliche Fayencen, welche dort entstanden sein könnten.

[44]) In einer Eingabe vom 11. April 1770.

[45]) Als bald vor seinem Ende v. Alphen die Einführung eines Zolles von 10 Prozent auf ausländische Fayence und namentlich das Englische Steingut beantragt hatte, wurde am 23. Sept. 1774 auch dieses mit folgender Begründung abgelehnt: „Allermaßen aber dieses anderweite Gesuch gleich den verschiedenen vorigen auf ein den freyen Handel und Wandel stöhrendes Monopolium abziehlet, da inmittelst die Waaren in der hiesigen Fabrique von schlechterer Glasur als ehemal verfertiget und doch theuer verkaufft werden wollen: So ist die Regierung des unterthänigst ohnmaßgebenden erachtens, daß dem Suplicanden auch darin nicht zu deferiren stehe.“

Alphen die Erben die Fabrik nicht auf und zwar aus Gründen, über welche uns ein Bericht von Alphen's Schwiegersohn, dem „Französischen Prediger Rocques zu Hanau“ aus dem Jahr 1786 belehrt. Derselbe bot nämlich damals die Fabrik dem Landgrafen zum Kauf an, damit sie auf herrschaftliche Rechnung geführt würde, und begründet die Sache folgendermaßen: „Der in Fürstl. Hessen-Hanauischen Diensten gestandene Commercien Assessor van Alphen hat bey seinem Ableben eine solche ansehnliche Schuldenlast hinterlaßen, daß zu deren Tilgung deßen Vermögen bei weitem nicht zureichte. Der größte Theil der Gläubiger waren waren nahe Anverwandten, und mit diesen wurde zu der Zeit das Arrangement dahin getroffen, daß ihre Capitalia auf der Fabriq, die unter dem Nahmen van Alphen'scher Erben fortgeführet werden sollte,[46]) gegen ordnungsmäßige Verzinsung stehen bleiben sollten, und es hat auch die Fabriq bis dahier so viel ausgeworfen, daß davon nicht nur die viele Arbeiter haben unterhalten und sonstige Ausgaben bestritten, sondern auch jährlich 1500 fl. Zinsen bezahlet werden können. Nur allein das Ableben der beyden von Alphi'schen Töchter, wovon meine Ehefrau als die letzte vor kurzem gestorben ist, macht es, weilen ich mich als Prediger der Französischen Gemeinde, der seinen Berufs-Geschäften abzuwarten schuldig ist, mit der Fabriq nicht beschäftigen kann, nothwendig, daß die Fabriq und die dazu gehörige Häuser,[47]) Mühle, Geräthschaften und was sonsten dazu gehöret, veräußert werden müßen, um daraus die vorhandene von Alphi'sche creditores nach dem mit denenselben getroffenen Arrangement zu befriedigen. In dieser Lage erachte ich es für meine Schuldigkeit Ew. Hochfürstl. Durchlaucht das grose von Alphi'sche Wohnhauß samt denen sämtlichen Fabriq-Gebäuden, Mühlen, Lettig-Gruben und sämtliche Fabriq-Geräthschaften, auch vorräthigen Waaren auf den Fall, daß Höchstdieselben sothane Fabriq übernehmen und fortführen zu lassen geruhen wollte, zum Ankauf unterthänigst anzutragen.“

46) Am 5. April 1775 ging bei der Regierung zu Hanau ein von „Maria Margarethe van Alphen und Henriette von Roques née van Alphen“ unterzeichnetes Gesuch ein, worin es heißt: „Nachdem wir in Erwartung göttlichen ferneren Segens resolviret, die von unserm seel. Vatter hinterlaßene Fayence fabrique unter dem Namen Hieronymus van Alphen seel. Erben zu continuiren alß nehmen wir die Freyheit um die fernere gnädige und huldreiche Protection und Confirmation des von Unserm Vatter seel. genossenen Privilegii unterthänigst gehorsamst zu bitten.“

47) Nach einer bei den Akten befindlichen „Pflichtmäßigen Taxation“ hatten dieselben einen Werth von 10 500 Gulden; die Glasurmühle ist mit 300 fl. und die Lettichgruben in Bischoffsheim und Hochstadt sind mit 350 fl. angeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht

von

einem Glückwünschungs-Carmen, welches der Durchlauchtigsten Hohen Landesherrschaft, nämlich Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht dem gnädigst regierenden Fürsten und Herrn, Herrn Erbprinzen Wilhelm zu Hessen-Hanau und Höchst-Deroselben Frauen Gemahlin, der Frau Erbprinzessin Wilhelmine Karoline zu Dänemark und Norwegen Königlicher Hoheit, gelegentlich dero höchst beglückter Vermählung und demnächst erfolgten Einzugs und Regierungsantritts nomine des Hanauischen reformierten Ministerii ist überreicht worden.

Hanau im Oktober 1764.

Mitgetheilt von Georg Junghaus,
erstem Pfarrer zu Steinau a. d. Straße.

Wie wir in der bekannten „Geschichte der Regenten von Hessen-Kassel“, ohne Angabe des Verfassers oder der Verfasserin, erschienen bei Georg Wigand in Kassel 1882 pag. 150, lesen, verursachte der im Jahre 1749 erfolgte Uebertritt Friedrichs II., damals noch Erbprinz, zum Katholizismus, der Familie und dem Lande großen Kummer. Der Vater konnte es nicht verschmerzen, daß sein einziger Sohn und Erbe die Religion verlassen hatte, für welche seine Vorfahren sich und dem Lande einst die schmerzlichsten Opfer auferlegt hatten, und ruhte nicht

bis er den Konfessionsstand des Landes durch die Religions-Assekurationsakte von 1754, — zu Stande gekommen unter Mitwirkung von Kurbrandenburg, England, Holland, Schweden und Dänemark — sichergestellt zu haben glaubte. Dieselbe garantierte dem Lande die unbeschränkte Ausübung des evangelischen Bekenntnisses, entzog dem Erbprinzen Friedrich die Erziehung seiner Kinder und stellte namentlich seinen Sohn Wilhelm unter die alleinige Vormundschaft seiner Mutter, der englischen Prinzessin Maria, welche fortan von ihrem Gemahle getrennt zu Hanau lebte. Weiter bestimmte sie die Grafschaft Hanau für den jungen Prinzen nach des Landgrafen Wilhelm VIII. Tode mit Umgehung des Vaters.

Aus diesen Zeitereignissen heraus sind die nachfolgenden Aktenstücke geboren, namentlich die in kultur-historischer Hinsicht so hochinteressanten, welche die Ueberreichung eines Hochzeits-Carminis Namens der Hanauer reformierten Geistlichkeit betreffen, gelegentlich der Vermählung Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht des Erbprinzen mit der Königlichen Erbprinzessin Wilhelmine Karoline zu Dänemark und Norwegen.

Wir geben die Akten, wie wir sie gefunden haben, ohne unnöthiges Beiwerk, indem wir es für das geschmackvollste halten, sie allein reden zu lassen, und somit uns in der lebendigsten Weise in eine Zeit zurückversetzen, die in so mancher Hinsicht doch ganz anders geartet war als die unsrige.

I.

Nachdem Ihro der Frau Landgräfin Regentin Kgl. Hohheit gnädigst befohlen, daß sobald von der würklich vollzogenen höchst beglückten Vermählung des Herrn Erbprinzen unsres gnädigsten Fürsten und Herrn Hochfürstl. Durchlaucht mit der Königlichen Erbprinzessin Wilhelmine Karoline zu Dänemark und Norwegen Hoheit die erwünschte Nachricht allhier eingegangen sein würde, solche am ersten Sonntage hernach in denen Städten so wohl als auf dem Lande von denen Predigern jeder Gemeinde öffentlich bekannt gemacht, anbei Gott dem Allerhöchsten vor diese Wohltat gedanket und dessen Segen vor das durchlauchtigste Ehepaar dergestalten wie ein jeder die Andacht seiner Zuhörer über diesen wichtigen Vorwurf am besten zu erwecken vermöge, erbeten, sodann auch das ordinare Kirchengebäth auf unsere nun mehrig regierende gnädigste Landesfürstin nach dem zugleich angefügten formular mitgerichtet werden solle, nunmehro aber die höchsterfreuliche Nachricht von dieser würklich vollzogenen höchstbeglückten Vermählung eingegangen ist:

So wird solches denen sämmtlichen unter diesem collegio stehenden Predigern des Endes hiermit zu ihrer behörigen Nachachtung bekannt gemacht, um den nächsten einstehenden Sonntag bei der Vormittagspredigt nach dem Introitu oder ersten Eingang der Gemeinde diesen wichtigen Vorfall bekannt zu machen und dabei besonders vorzustellen, daß gleichwie bei dieser höchsten Vermählung hauptsächlich auch auf den heilsamen Entzweck Bedacht genommen worden, um die protestantische Religion vornehmlich in diesem Lande in Sicherheit zu setzen und zu erhalten, — also man um desto mehr Ursache habe wegen deren glücklichen Vollziehung dem Allerhöchsten nicht nur demütigst zu danken, sondern denselben auch von Herzen anzurufen, darzu seine Gnade zu verleihen, damit dieses durchlauchtigste Ehepaar mit allem Segen nach Seel und Leib reichlich überschüttet, in allem höchsten Wohlsein unverrückt erhalten, und durch höchstdieselben und dero Nachkommen unsere allerheiligste Religion in aller Sicherheit, und wir und unsere Kinder und Kindeskinder in aller geist- und leiblichen Glückseligkeit bewahret, mithin unsere herzliche wünsche und zuversichtliche hoffnung erfüllet werden mögen, wonach dann das darauf folgende Gebäth auch einzurichten, und nebst herzlicher Danksagung der milde seegen Gottes zu erbitten, nach der Predigt aber von demselben künftigen Sonntag an und fernerhin in dem gewöhnlichen gebäth das hier beikommende Formular an behörigem orte einzurücken und bis auf anderweite verordnung beständig zu gebrauchen ist.

Decretum Hanau 10. 9. 1764.

Fürstl. Ev. Reform. Cons. daselbst.
gz. Homberg.

II.

Nachdem Ihro der Frau Landgräfin Kgl. Hohheit Dero über die Grafschaft Hanau-Münzenburg glorwürdigst bishero geführte Vormundschaftliche Regentschaft Höchst Ihro selben ältesten Herrn Sohns des Herrn Erbprinzen Unsres gnädigsten Fürsten und Herrn Hochfürstl. Durchlaucht ab- und Sr. Hochfürstl. Durchl. diese Höchsteigene Landes-Regierung nunmehro würklich angetreten haben, So wird sämmtlichen unter der Direction dieses collegii stehenden Herrn Predigern angebogenes gnädigst erlassene Verfügungs-Patent hiermit zugefertigt, um dasselbe am nächsten Sonntag nach dessen von denen Beambten geschehener Publication von der Kanzel nochmals zu verlesen, und die gemeinde zur pflichtschuldigen Treue, Gehorsam und unterthänigkeit gegen unsern Durchlauchtigsten gnädigsten Landesfürsten und Herrn nach einer über

diesen Hochwichtig- und erfreulichen Vorwurf zu haltenden schicklichen Predigt mit gehörigem Nachdruck und anständigkeit ernstlich zu vermahnen.

Decretum Hanau 17. 8bris 1764.

J. Ev. R. Co.
gz. Homberg.

III.

(Vertraulich.)

Denen sämmtlichen Ev. Ref. Predigern hat zur Nachachtnng hiermit bekannt gemacht werden sollen, daß dieselben bei Ablesung des Notifications Patents wegen Uebernehmung und antretung der Landes-Regierung Ihro Hochfürstl. Durchlaucht des Herrn Erbprinzen zu Hessen unsers gnädigsten Fürsten und Herrn, und in der auf diesen hochwichtigen und erfreulichen Vorwurf gerichteten Predigt des Uebergangs Ihro Hochfürstl. Durchl. des Herrn Landgrafen zu Hessen Kassel zur Römisch Katholischen Religion und derer durch die Assecurations-Akte dagegen gemachten Vorkehrungen gar nicht gedenken, noch viel weniger aber deshalben die mindesten Anzüglichkeiten gebrauchen mögen.

Hanau eodem.

gz. J. G. Schiede.

IV.

Hochwürdige, Hochgelahrte,
besonders Hochgeehrteste Herrn Amtsbrüder!

Nachdem man bei letzterem Convent in Erwägung gezogen, ob es nicht schicklich und dem ministerio anständig bei schier bevorstehender Rückkunft unsers Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn mit dessen Frau Gemahlin Kgl. Hohheit mittels Darreichung eines carminis devotest wegen glücklich vollzogener Vermählung Glück zu wünschen, und sämmtlich damals gegenwärtige Herrn Amtsbrüder in Rücksicht daß ein gleiches 1736 geschehn, und in Betrachtung daß der Durchlauchtigste Prinz zu gleicher Zeit die Regierung würklich antreten wird, einhellig beschloßen, auch höhern Orts genehmigt worden; demzufolge solches gedicht bei dem Herrn Secretair Scheel zu Frankfurt bestellet, auch dessen Ansatz von Herrn Consistorial Rath und Inspector Schiede approbieret und bereits dem Druck übergeben worden.

Als sollen wir Ew. Hochehrwürden die schuldige Nachricht nicht weniger davon geben, als da ein allgemeiner beifall keinem Zweifel unterworfen, zur Bestreitung derer Kosten aber baare Auslagen erforderlich, inmaßen der Dichter nicht lange borgen, die zur Decke nötige Stoffe à conto zu nehmen ebenso unschicklich sein würde, dieser wegen werden unsere Hochgeehrteste Herrn Brüder und jeder insonderheit hiermit ersucht, zwey Gulden an uns desto zeitiger einzuschicken als die ankunft des Durchl. Ehepaars innerhalb 20 Tagen vermutet wird; sobald soll diese Sache nicht zu Ende sein. als eine specifique Berechnung dem ganzen Ehrw. ministerio p. circ. soll vorgeleget und mit den Original Quittungen bescheinigt werden, die wir mit aller Hochachtung bestehen

Windecken am 25. 7bris 1764

Ew. HochEhrw.
ergebenste Diener
J. M. Kochendörfer.
J. A. Agricola.

Einer der Herren Amtsbrüder fügt dem Zirkularschreiben folgende Betrachtung hinzu: „Bei der hohen Vermählung, bevorstehendem Einzug und Antrettung der gedachten Landes-Regierung Ihrer Kgl. Hohheit unserer Durchl. Gnädigsten Landesfürstin mit dem Durchl. unserm Gnädigsten Erbprinzen und Landesfürsten ist das frohe und schuldigste Vorhaben wegen des quaestionierten Carminis allerdings ein Gefolg unserer tiefsten unterthänigkeit, Liebe und Freude, so in den Hertzen der ministerii membrorum vorzüglich muß gegründet sein und gegründet ist, auch dem meinigen. Dahero mich auch der Hochgeneigten Verfügung des Herrn Consistorial Rath und Inspectoris Schiede gehorsamst und freudigst füge. Gebe aber zugleich den Herrn Deputierten zu überlegen, ob es nit füglich sei, entweder ohnnötige Unkosten oder andere Weitläufigkeit zu vermeiden, oder auch die Abgabe zu fördern, daß zu Hanau, dem allen und jedem gelegensten ort, bei einem tertio als Herrn Gerstung oder Herrn Registrator Bromrell ein jeder sein ratum abgeben und dieses durch ein anderes Circulare dem Ministerio fordersambst bekannt gemacht werde." —

Theobald, Pfarrer zu Niederrodenbach, ist's, der die intendierte Haupt- und Staatsaktion des reformirten Ministerii mit diesen loyalen Betrachtungen begleitet. Wie der weitere Fortgang der Sache zeigt, waren nicht alle Hochehrw. Herren Amtsbrüder so wie er durchdrungen in tiefster Unterthänigkeit, Liebe und Freude von der Bedeutung des quaestionerten frohen und schuldigsten Vorhabens. Das freiwillig erzwungene, auf Bestellung gearbeitete Hochzeits-Carmen war für die damaligen kargen Besoldungsverhältnisse der Hanauer Landpfarrer eigentlich doch auch etwas zu theuer, wie sich später herausstellte.

V.

Hochehrwürdige, Hochgelahrte
Sonderſt Hochgeehrteſte Herrn Amtsbrüder!

Welcher geſtalten und da auch heute die gnädigſte Erlaubnis ertheilet worden, das nomine ministerii verfertigte Glückwünſchungs Gedicht höchſtes Orts allerunterthänigſt zu überreichen, ſo haben wir keinen Augenblick wollen verſtreichen laſſen, Ew. Hochehrw. ꝛc. davon die ſchleunige Nachricht weniger nicht zu geben als zugleich ſo viele Exemplarien mitfolgen zu laſſen, daß jeder unſerer Hochgeehrteſten Herrn Amtsbrüder zwei davon nehmen können. Uebrigens ſind wir in die unangenehme Notwendigkeit geſetzt Ihnen zu melden, daß um der Ehre des ministerii bei einer ſolennen Sache nichts zu vergeben, der Aufwand die Summe des Beitrags à 2 fl. überſteiget, dannenhero ein Nachſchuß erfordert werden wird, welchen wir zwaren dermahlen weder beſtimmen können noch wollen, vielmehr vorhero und zugleich die autoriſierte Specification dem ganzen Ehrwürdigen ministerio vorlegen, damit ein Jeder unſerer Hochgeehrteſten Herrn Brüder überzeuget werde, wie uneigennützig wir hierin zu Werk gegangen, und höhere Genehmigung in allem zur Vorſchrift gehabt, die wir mit aller Hochachtung beharren

Windecken am 8. 8bris 1764

Ew. Hochehrw.
Ergebenſte Diener

J. M. Kochendörfer.
J. H. Apricola.

Vorſtehendes Zirkularſchreiben verfehlt nicht, unter den Herrn Brüdern große Verſtimmung zu erzeugen.

VI.

Hochwürdige, Hochgelahrte,
Sonderſt Hochgeehrteſte Herrn Amtsbrüder!

In gefolg unſers letzteren ſind wir nunmehro im ſtand, die das Ew. Hochehrwürden bereits communicierte Glückwünſchungsgedicht betr. Nachrichten, und nachdem dasſelbe würklich an gemeldetem Tage ſowol Sr. Hochfürſtl. Durchl. Unſerm gnädigſten Fürſten und Herrn als darauf auch Höchſtderoſelben Frauen Gemahlin Kgl. Hoheit allerunterthänigſt überreichet worden, hierdurch mitzutheilen. Vor allen Dingen und zu unſerer allerſeitiger consolation zu melden, daß die gratulation, die Sr. Hochwürden unſer Hochzuverehrender Hr. Superintendent Schiede mündlich und vonwegen des ganzen ministerii devoteſt abgeſtattet, alſo und inſonderheit auch dieſes dahinzielende Gedicht mit denen untrüglichſten Äußerungen des gnädigſten wohlgefallens auf- und angenommen worden. Dieſe beyde Exemplaria ſind carmoisin Genueſer Sammet mit weißem atlas gefüttert eingebunden, auf einem von gleichem Estofe mit 4 goldnen quasten und goldnem agrement beſetzten Küſſen präſentieret worden. Das Exemplar vor Ihre Kgl. Hohheit unſere bisherige glorwürdigſte Regentin bleumerand, die vor die beiden Durchl. Prinzen Carl und Friedrich in Ponceau, und das vor die verwittibte Fürſtin in dunkelblauem Mohr eingebunden, ſämmtlich mit weißem Atlas gefüttert, welche alleſambt folgenden Tags den 1. hujus von unſerm Hochwürdigen Hr. Superintendenten ſind übergeben und nicht weniger gnädigſt angeſehen worden.

Gleichwie nun dieſe ſo gut als möglich veranſtaltete Sach den erwünſchten Success gehabt, als würden mir der Einſicht und patriotiſchen Geſinnung Ew. Hochehrw. viel zu nahe treten, wenn wir nur gedenken wollten, daß Ein Einziger der Herrn Intereſſenten über die Summe, die darauf verwendet worden, ſich beſchweren oder uns den mindeſten Vorwurf ſtatt einer zu erwartenden Verbindlichkeit deßfalls machen würde. Allermaßen und ohne die höhere Vorſchrift und Genehmigung zu berühren, es unſchicklich und unverantwortlich würde geweſen ſein, in dem was zur Zierde eigentlich zu Bezeigung unſeres Reſpekts durchaus erforderlich geweſen eine ohnzeitig ſparſamkeit anzubringen, dahingegen dieſes gewis das erſte Beiſpiel ſein wird, daß die directores und respective deputati weder diaeten noch ſonſt das mindeſte wegen gehabten ungemein vielen bemühungen und baaren auslagen angerechnet, vielmehr ſelbſten wie die beilag ausweiſet das Ihrige beitragen.

Wodurch dann diejenige notamina, die einige deren Hrn. Amtsbrüder in dem erſten unſerer ausſchreiben beizuſetzen ſich nicht erröthet, hinlänglich und zu unſerer satisfaction widerleget ſind, weshalben wir uns damit aufzuhalten keine mühe geben, wohl aber nachdrücklich erſuchen wollen beſſere Gedanken hinführo von uns zu hegen und mit ſolchen nachtheiligen remarquen zu Haus zu bleiben. Das dem Hrn. Secretario Scheel gegebene praemium ſcheint zwar, wie es in der That auch iſt, viel, wir müſſen aber ohnverhalten, daß ſolches von ſämmtlichen Herrn Directoribus und resp. Deputatis in Betracht, daß derſelbe ſein Meiſterſtück bewieſen, viele außerordentliche Aenderungen vornehmen und alle übrige bei dieſer gelegenheit verfertigte gedichte noch weit höher bezahlt bekommen, einmüthiglich beſchloſſen worden.

Gleichwie nun dem ganzen ministerio zu keiner Ehre gereichen würde, wenn die Conto zu Frank-

furt länger ohnbezahlt stehen bleiben, oder wohl gar zu Hanau desfalls Erinnerung geschehen sollte, als ersuchen wir unsere Hochgeehrteste Hrn. Amtsbrüder sambt und sonders mit ihrem beitragen in guten ohnverrufenen Münzsorten so zu eilen, daß in Zeit und Tagen alles berichtiget und wir nach Verfließung dieser Zeit nicht nötig haben wegen ein und des andern Saumseligkeit höhere autoritaet zu implorieren, die wir mit aller Hochachtung beharren

Windecken, am 5. 8bris 1764

Ew. Hochehrw.
Ergebenste Diener
J. M. Kochendörffer.

Das Carmen bei Ankunft höchster Durchl. Landes-Herrschaft, so nomine ministerii ist überreichet worden, kostet Einem jeden Herrn Pfarrer 4 fl. 6 alb., die ganze Summa ist 210 fl.

J. M. Kochendörffer. F. A. Agricola.

Es hat nicht nur die vorstehende Rechnung ihre Richtigkeit, sondern es ist daraus auch zu ersehen, daß außer einigen besondern Kosten, die ich gehabt aber nicht angerechnet, sowohl ich als die andern drei hiesigen Prediger ein jeder sein Antheil bezahlt haben. Da nun die Ehre des ministerii insgemein und eines jeden Glieds desselben insbesondere erfordert, daß die sämmtliche Kosten forddersamst bezahlt werden, so wird ein jeder Herr Prediger angelegentlich ermahnet, seinen antheil ohne einigen anstand aufs schleunigste an die Herrn Deputierte in gutem Edictmäßigen Gelde einzusenden.

Hanau, den 5. 9bris 1764.

J. G. Schiede,
Superintendent.

VII.

Verzeignüß,

was das bei Höchster Landes-Herrschaft nomine ministerii allerunterthänigst überreichte Glückwünschungsgedicht gekostet.

Dem Dichter lt. Quittung	40 fl.		
Dem Buchdrucker Brammer vor Drucken und Papier	47 „	25 alb.	
Dem Buchbinder Zilger die 6 Haubtexemplare in Estoffen, 75 in Goldpapier und 225 einzubinden und zu verguldeu	40 „	13 „	4 hllr.
An Hrn. Vorstadt vor Sammt, Mohr, Atlas und goldne Fransen	64 „	12 „	4 „
Das Küssen zu machen	3 „	— „	— „
Die Kutsche vor die Deputierten	3 „	15 „	— „
Dem Althauß vor seine Bemühung die Exemplaria an gehörige orte zu tragen	4 „	4 „	4 „
Vor gleiche Bemühung	— „	20 „	— „
Botenlohn und Trankgeld	6 „	— „	— „
=	210 fl.	— alb.	4 hllr.

Leider ist das so vielfach quaestionierte Glückwünschungs-Carmen selbst nicht aufzufinden gewesen trotz aller angewandten Mühe des Suchens und Forschens, was wir in seinem wie in unser aller Interesse nur auf das Lebhafteste zu bedauern vermögen. Man hat ihm vergeblich nachgespürt, nicht nur in Pfarrei-Archiven, sondern sogar im Staats-Archiv zu Marburg, an welches die alten Akten des vorhinnigen Konsistoriums zu Hanau abgegeben worden sind. Es wird wohl mit der guten alten Zeit für immer verschwunden sein.

Marburg.

Mit seinen stolzen Zinnen
Ragt Marburg hoch im Land,
Darum die Wellen spinnen
Der Lahn ihr Silberband,
Und rings im grünen Kranze
Die waldbedeckten Höh'n
Im hellen Sonnenglanze.
Wie ist die Welt hier schön!

Der Geist der Musensöhne,
Der Jugend Muth und Kraft,
Und seiner Töchter Schöne
Zum Paradies es schafft.
Geleert wird mancher Ganze
Beim lauten Festgetön;
Doch erst beim heitern Tanze
Wie ist die Welt hier schön!

Du Musenstadt in Hessen,
Wer hier geweilet hat,
Wird nimmer je vergessen
Die liebe alte Stadt.
In der Erinnerung Kranze
Als schönste Blüthe steh'n
Wird sie im Sonnenglanze.
Wie war die Welt hier schön!

E. Siebert.

Näus! [1]

(Schwälmer Mundart.)

Bann so in Sißbôt [2]) zü mer kemmt
Voll Frengdlichkeet ö Schmonzeln [3]),
Dr Zonn [4]) ö Gremm mich ewernemmt.
Meng Stänn [5]) leht sich i Ronzeln [6]).
Nür off dr Zong höt Sißbôt Hünk [7]),
Im Häze Gest ö Gall genünk.

Zü allem sprecht hä sißlich jo.
Hä well kee Fleihj betriewe [8]),
Ö schmonzelnd monzelnd stet hä do [9])
Bie Jüdas ver dr Liewe.
Hä es kin Mänsch; hä es ee Katz.
Mer grauwts, ö räufe mecht ich: „Kratz!"

Jo, kratz! Du ziehst die Kralln nür i.
Ich mißt dich wüll [10]) net kenne!
Die Kralln heräus! Düh nür net schie!
Ich kann dich Frengd [11]) net nenne.
De offne Fengd [12]) kann ich noch ehrn;
Doch denger Frengdschofft [13]) müß ich wehrn.

Ha, bann dü met mer schmonzeln wett,
Da läw, däß ich kann lache!
Dü gonnst mer jo de Orem [14]) net
O häst mich gärn im Rache.
Drem, Sißbôt, läß deng Schmonzeln seng,
Ö näus nü, Jüdas, äwer schweng!" [15])

Kurt Nuhn.

---

1) Hinaus 2) Süßbart 3) Freundlichkeit und Lächeln 4) Zorn 5) Stirne 6) Runzeln 7) Honig 8) Fliege betrüben 9) lächelnd küssend steht er da 10) wohl 11) Freund 12) Feind 13) Freundschaft 14) Odem 15) aber schnell.

Obscheed. [1])

(Schwälmer Mundart.)

Mel.: „Heute scheid' ich, heute wandre ich" rc.

Nü ade, meng liewes Mäje! [2])
Machs nü güt! Da ich müß fott.
Gött behiet dich allerwäje, [3])
Sei deng Schütz ö sei deng Säje! [4])
Machs nü güt! Ich hal meng Wott [5])

Kôhl om Stohre stieh die Weihre,
Ö im Fäld leiht rengsem Schnei. [6])
Müß ich fott ööch i dos Weihre, [7])
Flänn [8]) net so, ich kanns net leihre. [9])
Noch demm Wenter kemmt dr Mai.

Konn [10]) mer ins net immer schreiwe,
Bie es stet, ö bies ins get? [11])
Platze ööch die Fänsterscheiwe, [12])
Wern mer zwee doch trei ins bleiwe.
Gürre Nôcht! Nü gieh [13]) ze Bett.

Doch noch eens well ich der spräche:
Glööw [14]) nür net o alle Treem! [15])
Bann de Rose der wett bräche,
Sah dich ver! Die Denner stäche. [16])
Ö im Sommer komm ich heem.

Kurt Nuhn.

---

1) Abschied 2) Mädchen 3) Gott behüte dich allerwegen 4) dein Segen 5) halte mein Wort 6) Kahl am Bache stehn die Weiden, und im Feld liegt ringsum Schnee. 7) Weite-Ferne 8) weine 9) leiden 10) können 11) wie es steht, und wie es uns geht 12) Fensterscheiben 13) geh 14) glaube 15) Träume 16) Wenn du Rosen dir willst brechen, sieh dich vor! Die Dörner stechen.

Aus alter und neuer Zeit.

Die Hinrichtung des Junkers Rudolf von Eckardsberg am 3. Mai 1615 zu Kassel. Wie der Landgraf Moritz von Hessen, der Gelehrte, unstreitig der geistig bedeutendste unter den hessischen Regenten, allen Gebieten des Staatslebens seine Sorgfalt zuwandte, so war dies in ganz besonderem Grade auch bei der Rechtspflege der Fall. Mit scharfem Auge wachte er über dem Ruhme der fürstlichen Kanzlei zu Kassel und wohl konnte man derselben nachrühmen, daß während der fünf und dreißig jährigen Regierung des Landgrafen Moritz keines ihrer Urtheile von dem Reichskammergerichte umgestoßen worden ist. In einem aber vergriff sich der Landgraf. Man glaubte damals in Deutschland eine ganz ungewöhnliche Vermehrung der Verbrechen wahrzunehmen, und wähnte diesem Uebelstand nicht besser entgegentreten zu können, als durch Verschärfung der ohnedies schon scharfen Bestimmungen der peinlichen Halsgerichts-Ordnung. Die von Philipp dem Großmüthigen im Jahre 1535 erlassene sog. „Philippina", die der „Carolina" nachgebildet war, schien dem Landgrafen der zunehmenden Sittenverderbniß gegenüber nicht mehr auszureichen, und so traten denn Erhöhungen der Strafen ein, die geradezu an Grausamkeit grenzten. Ein Fall derart zog ihm nicht nur den allgemeinen Unwillen zu, derselbe war auch geeignet, einen sehr bedenklichen Schatten auf den Charakter des Fürsten, der doch sonst ein Mann von edelstem Streben war und der selbst die Anfangsbuchstaben seines Namens „Moritz, Landgraf zu Hessen" M. L. z. H. als „Meine Lust zum Höchsten" deutete, zu werfen. Diesen absonderlichen Kriminalfall zu schildern, ist der Zweck unseres Artikels.

Am Hofe des Landgrafen Moritz von Hessen lebte ein Hofjunker Rudolf von Eckardsberg, der einem alten Geschlechte aus Meißen entstammte. Der junge, schöne, aber auch eitle und leichtfertige Junker stand bei der Landgräfin Juliane in hoher Gunst. Das machte ihn übermüthig, und in seiner Unbesonnenheit ließ er sich hinreißen, die Fürstin zu umarmen und zu küssen. Der Hofmarschall und

geheime Rath Friedrich Balthasar von Hertingshausen war unbemerkt Zeuge dieser Scene gewesen und hinterbrachte dem Landgrafen die Nachricht von der That. Als Rudolf von Eckardsberg dies erfuhr, schwur er dem Verräther blutige Rache, und führte diese auch aus. Er erwartete am 29. April 1615 mit geladener Büchse den Hofmarschall auf dem Marställer-Platze. Als von Hertingshausen nun gegen 11 ¼ Uhr von der Morgenmahlzeit im Schloß zurückkehrte, redet ihn der Hofjunker mit den Worten an „Herr Marschall, da habe ich eine schöne Büchse, die beschaut' mal,“ und als dieser sich ihm nähert, schießt er denselben nieder. Der Marschall, dem die Kugel in den Unterleib gedrungen war, wurde in seine Wohnung getragen und starb daselbst nach Verlauf von 6 Stunden gegen 5 Uhr Abends, nachdem er noch dem herbeigerufenen Seelsorger Paul Stein die Versicherung gegeben hatte, sich nicht erinnern zu können, seinem Mörder jemals ein Leid zugefügt zu haben.

Ruhig hatte Rudolf von Eckardsberg nach der vollbrachten schrecklichen That die Büchse seinem Diener gegeben, und ohne einen Versuch zur Flucht zu machen, war er nach seiner in der Entengasse gelegenen Wohnung gegangen. Dem Trabanten, der ihm von dem Landgrafen nachgeschickt wurde, um ihn zu verhaften, schenkte er einen goldenen Ring Um 3 Uhr Nachmittags wurde er in den Zwehrenthurm abgeführt. Gleich bei seinem ersten Verhör erklärte er, daß er die That keineswegs bereue. Da es Sonnabend war, mußten, um den Sonntag nicht zu entheiligen, alsbald mehrere Schneider ihm im Thurme die Trauerkleider und den Trauermantel anmessen. An dem folgenden Tage schrieb der Landgraf seinem Sohne Otto, dem Administrator des Stiftes Hersfeld „diese unerhörte That, an seinem Hofmarschall öffentlich und ohnfern des Schlosses verübt, sei er willens, nach göttlichen und menschlichen Rechten seiner Reputation und seinem Amte gemäß zu strafen“. Und er that es, zwar in den Formen der peinlichen Gerichtsordnung und ohne Ansehen der Person, aber unterstützt von allzunachgiebigen Richtern, auf eine Art, welche, wie Chr. von Rommel in seiner „Geschichte von Hessen“, Bd. 6. S. 634 schreibt, „unter der geheimen Triebfeder beleidigter Ehre oder peinigender Eifersucht und bei einem leidenschaftlichen Amts-Eifer entweder eine gewaltsame Unterdrückung natürlicher Mitleids-Gefühle oder eine Furcht erregende Hartherzigkeit verräth.“

Am 1. Mai versammelte sich das peinliche Gericht, bestehend aus dem Bürgermeister und den Schöffen von Kassel, auf derselben Stelle, wo die Blutthat geschehen, zur Hegung des Halsgerichts. Dreimal wurde der Unglückliche auf der Folter gemartert, um ihm das Bekenntniß abzupressen, warum er den Mord vollbracht. Aber er schwieg; er flehte nur um Erbarmen, und sank bei der dritten Folterung, von der Größe des Schmerzes überwältigt, in Ohnmacht. Um 4 Uhr wurde ihm das Todesurtheil verkündigt. Am 3. Mai wurde es auf der noch blutigen Stätte des Mordes vollzogen. Vergeblich war die Bitte des unter dem Beistand zweier Geistlichen reumüthig Sterbenden, ehrlich, d. h. mit dem Schwerte hingerichtet zu werden. Der zu Pferde die Exekution befehligende Oberstlieutenant von Köderitz, sein Landsmann, rief ihm mitleidig zu: „ich wünschte, für Euch sterben zu können“. Am Fenster des Schlosses stand der Landgraf, um sich zu weiden an dem grauenvollen Schauspiele. Als der Junker von Eckardsberg denselben bemerkte, rief er: „Du Fürst, am jüngsten Tage noch will ich dies Urtheil von Dir fordern!“ Ungemildert wurde dann das grausame Urtheil, das grausamste wohl, das in der hessischen Justiz vorgekommen, vollzogen. Nachdem der Henker den Uebelthäter entkleidet, hieb er ihm die rechte Hand ab, schnitt ihm dann den Leib auf und — riß ihm das Herz aus und zeigte es, seine blutige Faust emporhebend, dem Landgrafen, der noch immer am Fenster stand und zusah. „Gnädiger Herr,“ rief er, „dies ist das falsche Herz, das Euch Treue geschworen.“ Dann trennte der Henker den Körper mit dem Beile in vier Theile, die im Schinderkarren auf den Forst gefahren und dort unter dem Galgen verscharrt wurden*). — Eckardsberg hatte eine Braut, eine adelige Jungfrau am Hofe, sie wurde wahnsinnig; ebenso seine Mutter, die in Raserei verfiel und an Ketten gelegt werden mußte.

Für den ermordeten Hofmarschall von Hertingshausen wurde eine Leichenfeier in der großen Kirche zu Kassel angeordnet, an der sich alle in Kassel anwesenden Hof-, Staats- und Stadtbeamten betheiligen mußten. Der Hofprediger Paul Stein hielt die Leichenrede, in der er zwar der Schwere der That, der tückischen Art der Ermordung gedachte, sowie er auch die Verdienste des Ermordeten hervorhob und die Hinterbliebenen desselben zur Versöhnlichkeit gegen die Familie des Thäters ermahnte, „weil dieser das, was ihm Urtheil und Recht gegeben, nun ausgestanden, was seine verübte schreckliche That verdient, empfangen, und wenn gleich eines schmählichen abscheulichen Todes, doch mit christlicher Reue selig verstorben sei“, doch findet man in seiner Rede auch Spuren des öffentlichen Unwillens gegen Hertingshausen, für den man weniger Mitleid empfand, als für Eckardsberg. Empört war man allgemein über die unmenschliche Grausamkeit, mit welcher die Hinrichtung vollzogen

*) Für den Henker hatte diese Hinrichtung noch ein übles Nachspiel. Da er die Leiche nicht tief genug verscharrt hatte, wühlten sie am folgenden Tage die Schweine wieder heraus. Der Landgraf ließ ihn deshalb in's Schloß kommen und strafte ihn nicht allein mit Geld, seine Hofdiener mußten ihn auch mit Ruthen peitschen und darauf jagte er ihn aus dem Dienste.

worden war, und daß man das Verhalten des Landgrafen bei der Hinrichtung allgemein sehr übel deutete, daß man ihn hartherzig und rachsüchtig, jeder Regung menschlichen Mitgefühls fremd nannte und ihn als einen grausamen Tyrannen bezeichnete, wen kann das Wunder nehmen?

Wie wenig aber die damalige Verschärfung der Strafen zur Verminderung der Vergehen und Verbrechen beitrug, geht aus einem skandalösen Vorfalle hervor, der drei Jahre später sich gleichfalls in der Familie des ermordeten Hofmarschalls von Hertingshausen zutrug. Die Wittwe desselben hatte sich in einen sträflichen Umgang mit einen Hofjunker von Lindenau eingelassen. Um die Folgen zu verbergen, reiste sie mit der kurz vorher vermählten Tochter des Landgrafen, Elisabeth, Herzogin von Mecklenburg, als deren Hofmeisterin nach Güstrow. Als sie ihrer Niederkunft nahe war, mußte sie wieder nach Kassel zurückkehren, wo sie, verstoßen von ihrer Mutter, heimlich einen Knaben gebar. Auch über sie brach die Strafe des Landgrafen, der schon einen Bruder derselben sammt einer Hofjungfer wegen eines ähnlichen Vergehens verjagt hatte, herein. Er stellte ihr die Wahl, ob sie sich mit dem noch ungetauften Kinde lebendig einmauern lassen, oder den Adel abschwören, oder auf ewig das Hessenland meiden wollte. Sie wählte das letztere und heirathete in Herborn einen Lieutenant. Ihr Buhle entging der vom Landgrafen über ihn verhängten harten Strafe durch Selbstmord. Er hatte Gift genommen.

Und solches geschah in der sogenannten guten alten Zeit, von der man heute noch zu fabeln pflegt.

Ein Beitrag zur fuldischen Rechtsgeschichte. Es liegt uns eine sehr seltene Druckschrift aus dem Jahre 1683 vor, die den Titel führt:

Bericht vnd Anweisung deß Fürstlichen Gerichts im Altenhoffe zu Fulda, durch Frag und Antwort zur Nachrichtung verfertigt.

Psalm 57.

Ihr Menschen Kinder solt auch warlich reden das recht ist, Vrtheilets recht.

MDCLXXXIII.

Durch Veröffentlichung des Inhalts dieser Schrift im „Hessenlande“ glauben wir einen nicht uninteressanten Beitrag zu der verhältnißmäßig sehr wenig bekannten fuldischen Rechtsgeschichte zu liefern.

Wir schicken voraus, daß nach der, wenn wir nicht irren, vom Fürstabte von Fulda, Kardinal Bernhard Gustav, Markgraf von Baden-Durlach verliehenen Justizordnung vom 10. November 1674 für das Hochstift Fulda, in der Stadt Fulda selbst das Oberamt Centfuld und das Amt Altenhof bestanden. Beide Aemter hatten gleiche Gerichtsbarkeit auszuüben, die sich ebenso auf bürgerliche wie auf peinliche, auf Polizei- wie auf Privatsachen rc. erstreckte. Mit diesen Aemtern sind die uralten Rügegerichte*) verbunden, die auch als „Centhegungsgerichte“ bezeichnet werden, in welchen nicht nur peinliche Sachen verhandelt wurden, sondern die auch zu der summarischen Verkündigung der Landesordnung und zur Leistung des Huldigungseides neuer Unterthanen dienten. Eugen Thomas in seinem „Entwurf der fuldischen Gerichtsverfassung, Frankfurt a. M 1784“, schildert uns die Formalitäten, wie solche bei dem fuldischen Rügegericht der Cent Fuld herrschten, und ganz ähnlich verhielt es sich auch bei dem Rügegericht des fuldischen Amtes Altenhof, dessen Sprengel sich nur auf einen Theil der Stadt, auf die für sich bestehende Altenhöfer Gemeinde erstreckte, welche in die Altenhöfer Ober-, Mittel- und Unter- oder Tränkergemeinde zerfiel, und den äußeren oder langen Graben (die jetzige Königsstraße), die Lengsfelder Gasse, die Tränke rc. umfaßte. Nach der Mittheilung von Eugen Thomas wurden „alle Centunterthanen jährlich um die Walpurgis- oder Micheltagszeit von dem Centamt zusammenberufen. Diese, welche in ihre Kompagnien eingetheilet, erscheinen von Offizieren geführt, bewaffnet und mit Fahnen an dem bestimmten Tage in der Residenzstadt Fuld in militärischer Ordnung. Sie ziehen zum offenen Markte, und nun nimmt das Gericht seinen Anfang. Der älteste Centschultheis stehet erhoben auf einem Stuhle und ruft die zwölf Centschöpfen zum Gerichte. Sie treten vor und setzen sich ringsum an einem Tische nieder, an dessen Obertheile der Oberamtmann und *Amtmann als Centrichter mit dem Gerichtsschreiber* schon zu Gerichte sitzen. Der erste Centrichter eröffnet das Gericht im Namen des höchsten Regenten, fragt: ob es an der rechten Tageszeit sei, dies Gericht zu hegen? u. s. f. Die Schöpfen antworten auf verschiedene Fragen. Nach dieser Feierlichkeit wird ein Auszug der Landesordnungen zur Erinnerung für alle gegenwärtigen Unterthanen durch den Gerichtschreiber öffentlich vorgelesen, worauf die im Jahre neu hinzugekommenen Unterthanen vortreten müssen, der Unterthanenpflichten summarisch belehret und mit dem Huldigungseide beleget werden. Das Gericht wird endlich mit einer kurzen Schlußrede des Centrichters geendigt, worauf sämmtliche Unterthanen in militärischer Ordnung abziehen.“ Analog wie bei dem Centgerichte vollzogen sich auch die Verhandlungen vor dem Altenhöfer Gerichte, nur daß hier nicht der Oberamtmann u. s. w, sondern der Verwalter der Altenhöfer Gemeinde, der Hofmeister, wie

*) Ueber die „Centgerichte“ und „Rügegerichte“ verbreitet sich ausführlicher Adolf Stölzel in seinem vortrefflichen Werke „Die Entwickelung des gelehrten Richterthum in deutschen Territorien“, Stuttgart 1872, worauf wir hier verweisen wollen.

er genannt wurde, als Richter fungirte. Die Fragen, welche derselbe zu stellen hatte, und die Antworten, welche darauf erfolgten, sowie die Förmlichkeiten, die dabei herrschten, mögen heute wohl ein gewisses Lächeln hervorrufen, damals wurden sie aber für ein wesentliches Erforderniß zur Gültigkeit der Verhandlung selbst gehalten. Sie lauten nach der uns vorliegenden Druckschrift wie folgt:

„I. Erstlich fragt der Richter.

Ob es auch an der rechten Tagzeit sey, daß man deß Hochwürdigen vnsers Gnädigen Fürsten vnd Herren von Fulda, Ihrer Fürstl. Gnaden Altenhöffischs Gericht besetzen, halten und hägen möge?

Antwort der Schöpffe.

Ja es sey wol an der rechten Tagzeit, daß man deß Hochwürdigen vnsers Gnädigen Fürsten vnd Herren von Fulda Ihrer F. G. Altenhöffischs Gericht besetze, halte vnd häge, doch so fern man nachkomme, wie recht, vnd von Alters Gewohnheit und Herkommen ist.

II. Zum andern wird gefragt.

Wie soll man dann solches Altenhöffischs Gericht hägen, damit es Krafft vnd Macht habe, vnd zum Rechten beständig sei?

Antwort.

Man soll dieses Gericht hägen bey des Hochwürdigen vnsers Gnädigen Fürsten vnd Herrn von Fulda Bann, vnd bey deß Herrn Marschalcks Bann, auch bey deß Herrn Hoffmeisters Bann, so wol auch bey der Schöpffen Bann, vnd bey deß Schultheisen Bann, ja bey deß Altenhoffs Recht, Freyheit vnd Gerechtigkeit, wie von Alters an diß Gericht kommen ist.

Hierauff spricht nun der Richter.

Wolan so wird auch hiemit alsobald verbotten, daß keiner ein oder auß der Lücken trette, er habe dann erst Erlaubnuß. Es soll auch keiner dem andern in sein Wort fallen, er habe dann Erlaubnuß. Es sollen auch sonsten allerhand ungeschickte, unnütze vnd unzüchtige Wort, so hieher vnd für diß Gericht nicht gehören, verbotten seyn, vnd was sonsten von Alters vnd löblicher Gewohnheit ist verbotten, solches auch anjetzo soll verbotten seyn.

III. Zum dritten wird gefragt.

Ob dann nun das Gericht genugsamb gehägt sey, daß es Krafft vnd Macht habe, vnd zum Rechten beständig sey?

Antwort.

Ja es sey zum Rechten genugsamb gehägt, wofern man nur nachkomme, wie von Alters Herkommen, vnd bräuchlich ist.

IV. Zum vierdten wird gefragt.

Wie viel ein Hoffmeister Jährlich Gericht zu machen habe, vnd zu welcher Zeit.

Antwort.

Ein Hoffmeister hat in einem Jahr drey Gericht Macht zu halten, nemblich das erste auff S. Walburgis, das ander auf S. Michaelis, das dritte auff S. Petri, vngefehrlich vierzehen Tage zuvor oder darnach, vnd so offt es dem gemeinen Mann von nöhten ist, einem Belehnten vmb zwey, und einem Vnbelehnten vmb vier Schocke.

V. Zum fünfften wird gefragt.

Warüber ein Hoffmeister deß Altenhoffs zu richten habe? und dessen er ein Richter sey?

Antwort.

Vber Schuld und Schaden, über Eig und Erb, auch über kündlich und müglich Gebott.

VI. Zum sechsten wird gefragt.

Wer dann solches Gericht zu besuchen schuldig?

Antwort.

Alle die jenigen, so Erb und Eigen haben, so vom Altenhoff belehnt, und ihme Zinßbar seyn.

VII. Zum siebenden wird gefragt.

Wann nun derselben einem vorgebotten würde, vnd der erschiene nicht, ob er dasselbige nicht verbüssen soll, und wie hoch?

Antwort.

Welchem zum Gericht gebotten wird, vnd erscheinet nicht, der soll das verbüssen, nemblich der gemein Mann mit sechshalben Pfenning, und ein Schöpff noch so hoch, er habe dann redliche Ursach die jhnen entschuldigen möge.

VIII. Zum achten wird gefragt.

Ob sich nun Mängel, Fehl und Gebrechen, auff den Althöffischen Gütern zugetragen hätten, oder noch zutrügen, wie man solches erfahren soll?

Antwort.

Man soll dem gemeinen ein Ruge geben, damit wird man erfahren was vonnöthen ist.

IX. Zum neundten wird gefragt.

Wie man die Ruge geben soll, damit sie Krafft und Macht habe, und zum Rechten beständig sey?

Antwort.

Man soll die Rug geben dem Richter auff ein Eyd, den er unserm Gnädigen Fürsten und Herrn zu Fulda gethan hat, den Schöpffen auff ein Eyd,

den sie zum Schöpffen Stuhl gethan haben, dem gemeinen Mann auff den Eyd, den er seinem rechten Erb=Herrn gethan hat, und auff die Trew und Pflicht, die er Weib und Kindern zu thun schuldig ist, der Wittibin auf jhr Wittibliche Ehr, der Jungfrawen auff jhr Jungfräwliche Ehr, daß ein jedes allhie wölle rugen was rugbar sey, und hieher gehöret, ein Wahrheit für ein Wahrheit, ein Leumuth für ein Leumuth, ein Hörsagen für ein Hörsagen, und soll niemand unterlassen weder umb Gifft, Gaab, Geschencke, Nutz, Forcht, Haß, Freundschafft, Feindschafft ꝛc. oder vmb keiner Vrsachen willen, sondern wie ein jeder solches am Jüngsten Tag vor dem Richterstuhl Christi zu verantworten gedencket.

X. Zum zehenden wird gefragt.

Ob die Rug geben sey, daß sie Krafft und Macht habe, und zum Rechten beständig sey?

Antwort.

Ja sie sey zum Rechten beständig genug, vnd habe wol Macht, sofern man ihr nachkomme, wie von Alters bräuchlich und herkommen.

Ende dieser Anweisung."

J. Schwank.

Aus Heimath und Fremde.

In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde vom 24. April führte an Stelle des verhinderten Herrn Bibliothekars Dr. Brunner Herr Landesrath Dr. Knorz den Vorsitz. Nach Erledigung des geschäftlichen Theils hielt Herr Dr. Hermann Diemar den angekündigten Vortrag über „Leben und Wirken des hessischen Schriftstellers der Reformationszeit Hans Wilhelm Kirchhof" in Fortsetzung seiner bereits am 25. April vorigen Jahres im hessischen Geschichtsverein zu Kassel gehaltenen Vortrags über den nämlichen Gegenstand. Wie damals so wurde auch diesmal dem Redner für dessen gediegenen, fesselnden Ausführungen lebhafter Beifall zu Theil, und der Vorsitzende widmete Herrn Dr. Diemar warme Worte des Dankes und der Anerkennung für die Entrollung des hochinteressanten Lebensbildes unseres hessischen Landsmannes H. W. Kirchhof.

So eben erschien im Kommissions=Verlage von F. Wilisch's Buchhandlung (M. Westphal) zu Schmalkalden als elftes Heft der Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde der Geschichtskalender der Herrschaft Schmalkalden. Dem Kalender selbst gehen Vereinsnachrichten voraus, welchen wir entnehmen, daß der Verein zur Zeit 6 Ehrenmitglieder, 81 in Schmalkalden wohnhafte und 27 auswärtige Mitglieder zählt. Der Vorstand besteht aus den Herren Apotheker R. Matthias, Vorsitzender; Forstmeister Baustädt, stellvertretender Vorsitzender; Postsekretär J. Völker, Schriftführer, und Rentier E. Chr. Wolf, Kassierer. Man muß dem „Geschichtskalender" nachrühmen, daß er mit großem Fleiße ausgearbeitet ist, und daß man sich mit Hülfe des Inhaltsverzeichnisses leicht in dem Werkchen orientiren kann. Den Schluß bildet eine chronologische Uebersicht der „großen Tage von Schmalkalden", wie es daselbst heißt, vom 7. Februar bis 6. März 1537, während welcher Zeit von den nach Schmalkalden berufenen evangelischen Fürsten und Ständen die „Schmalkaldischen Artikel" vereinbart wurden.

Am 3. und 4. Mai feiert die Realschule zu Kassel, die mit dem Beginn dieses Semesters zu einer Oberrealschule erhoben worden ist, ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Dem Festprogramm zufolge findet am Mittwoch den 3 Mai eine Vorfeier, bestehend in einer musikalisch=dramatischen Abendunterhaltung, und am Donnerstag den 4. Mai Vormittags die Schulfeier, Nachmittags ein Festessen und Abends ein Kommers statt Die gesammte Feier wird im Stadtpark abgehalten. Die Theilnahme an der Gedenkfeier dieser Schule, die innigst mit der Kasseler Bürgerschaft verwachsen ist, verspricht eine sehr lebhafte zu werden. — Mit dem diesjährigen Osterprogramm der Realschule war eine statistische Rückschau auf 100 Semester dieser Anstalt, von dem Direktor der letzteren, Herrn Dr. Karl Ackermann verfaßt, verbunden, welche in alphabetischer Reihenfolge die Lebensskizzen der sämmtlichen Lehrer, die seit Ostern 1843 an ihr gewirkt haben, enthält. An das Lehrerverzeichniß schließen sich Uebersichten über die den Jahresprogrammen beigegebenen Abhandlungen und die bei öffentlichen Schulfeiern gehaltenen Reden an. Es folgen dann Tabellen über die Schülerfrequenz der einzelnen Klassen, eine graphische Darstellung der Gesammtfrequenz und das Verzeichniß der Abiturienten. Wir entnehmen der interessanten übersichtlichen Denkschrift, daß die Zahl der Lehrer, die von der Eröffnung der Realschule am 4. Mai 1843 bis zu Ostern 1893 an derselben gewirkt, 132, und die Zahl der Abiturienten während dem Zeitraum 735 beträgt.

Universitätsnachrichten. An Stelle des Professors Dr. Max Lehmann, der wie s. Z. gemeldet, dem an ihm ergangenen ehrenvollen Rufe an die Universität Leipzig Folge geleistet hat, ist der außerordentliche Professor Dr. Albert Naudé in Berlin zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Marburg ernannt worden. — Der Lektor der französischen Sprache an dem romanisch-englischen Seminar der Universität Marburg

Dr. Friedrich Klinckſieck iſt als Oberlehrer an das Gymnaſium zu Halle verſetzt worden. Ebenſo verläßt der ſeitherige Lektor der engliſchen Sprache, Walter Harlock dieſe Anſtalt. An Stelle des Dr. Klinckſieck tritt E. Petit von Rouveroy, und an Stelle Harlock's William Tilley aus Sidney. — Unſer heſſiſcher Landsmann Regierungsrath Dr. Karl Schotten, Privadozent an der Berliner philoſophiſchen Fakultät, iſt zum Titular-Profeſſor ernannt worden. Derſelbe lieſt an der Berliner Univerſität über gerichtliche Chemie und iſt Mitglied des Reichspatentamtes.

Theodor Engelhardt †.) Einer der älteſten ehemals heſſiſchen Offiziere, der Hauptmann a. D. Theodor Engelhardt iſt am 21. April in Kaſſel im Alter von 86 Jahren geſtorben. Er war ein Sohn des verſtorbenen Zeughauptmannes Johannes Engelhardt, der ſ. Zt. mit den heſſiſchen Truppen im amerikaniſchen Krieg und 1792 bei der Erſtürmung Frankfurts durch die Heſſen mit Auszeichnung als Offizier in der Artillerie gefochten hatte. Im Jahre 1861 trat Theodor Engelhardt in den Ruheſtand. Die Bürgerſchaft Kaſſels ehrte ſeine Bürgertugenden durch die Wahl deſſelben in die ſtädtiſchen Körperſchaften. In ſeiner langjährigen Eigenſchaft als Stadtrath machte Engelhardt ſich vielfach, namentlich durch die Verbeſſerung des Feuerlöſchweſens, verdient.

Heſſiſche Bücherſchau.

Karl Wittich, Dietrich von Falkenberg, Oberſt und Hofmarſchall Guſtav Adolfs. Ein Beitrag zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Magdeburg 1892, Verlag der Schäfer'ſchen Buchhandlung (M. Liebſcher).

Unter den zahlreichen hervorragenden Männern die unſer engeres Vaterland hervorgebracht hat, nimmt Dietrich von Falkenberg nicht die letzte Stelle ein. Aus ſeinem Leben waren bisher nur einige Epiſoden bekannt: wir danken es der fleißigen Arbeit Wittich's daß wir jetzt eingehender über dieſen Helden des dreißigjährigen Krieges unterrichtet werden. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Herſtelle geboren, trat er ſchon früh in Beziehungen zum Landgrafen Moritz, der ihn im Jahre 1615 mit wichtigen Aufträgen zu Guſtav Adolf ſchickte. Falkenberg ging dann in ſchwediſche Dienſte über und wurde Oberſt und Hofmarſchall des genannten Königs. Er war es, der als Abgeſandter ſeines Herrn die Bürger von Stralſund zum hartnäckigſten Widerſtand gegen Wallenſtein ermuthigte. Die lebhafteſte und rühmlichſte Thätigkeit entfaltete er aber in der mannhaften Vertheidigung von Magdeburg gegen Tilly's und Pappenheim's Schaaren. Mit großer Umſicht und Energie wußte er trotz der ſechsfachen Uebermacht der Feinde und obgleich Hunger und Krankheit die wackeren Vertheidiger hart bedrängten, lange Zeit hindurch das Aeußerſte von der Stadt abzuwehren, bis ſchließlich auch noch die Munition ausging. Nun verlor der Rath den Muth und begann an Kapitulation zu denken, während Falkenberg unter Hinweis auf den nahen Entſatz durch Guſtav Adolf zur Fortſetzung des Kampfes mahnte. Noch während dieſer Berathungen kam die Schreckenskunde, daß Pappenheim bereits in der Stadt ſtehe. Schnell warf ſich Falkenberg an der Spitze ſeiner Leute den eindringenden Feinden entgegen, aber vergebens war ſein verzweifeltes Ringen: nach zweiſtündigem erbittertem Kampfe wurde er zurückgeworfen und, da er keinen Pardon annehmen wollte, nieder gemacht. Mit dem Falle des heldenmüthigen Anführers war auch das Schickſal der Stadt entſchieden. — Bemerkt mag noch werden, daß Wittich's Ausführungen den ſicheren Beweis liefern, daß die Einäſcherung Magdeburgs nicht, wie man häufig angenommen, auf die Rechnung der Kaiſerlichen zu ſetzen iſt: der Brand entſtand ohne Zweifel dadurch, daß Falkenberg im Einverſtändniß mit der Bürgerſchaft einige Gebäude anzünden ließ, um das weitere Vordringen der Feinde zu verhindern. **P.**

Briefkaſten.

J. P. Kaſſel. Wie Sie ſehen, gleich benutzt. Verbindlichſten Dank.

H. v. E. Kaſſel. Erhalten. Das gerügte Verſehen iſt nicht der Redaktion zuzuſchreiben. Wir danken Ihnen übrigens dafür, daß Sie uns auf daſſelbe aufmerkſam gemacht haben.

E. S. Marburg. Haben Sie Dank für Ihre Zuſendung.

E. S. Haina. Die uns freundlichſt zugeſandten Gedichte werden in aller Kürze zum Abdruck gelangen. Entſchuldigen Sie gütigſt, daß dies noch nicht geſchehen iſt, und empfangen Sie unſern beſten Dank.

G. V. T. Rauſchenberg. Wird in einer der nächſten Nummern veröffentlicht werden. Freundlichſten Gruß.

G. J. Steinau. Wir ſind Ihnen für Ihre gütige Zuſendung, die wir gleich benutzt haben, zu aufrichtigem Danke verbunden.

W. F. Göttingen. Sehr erwünſcht.

Inhalt des Aprilheftes (Nr. 10) der „Touriſtiſchen Mittheilungen aus Heſſen-Naſſau und Waldeck“: Geſchichte der Stadt Schwarzenborn. — Durch den Ringgau. — Berichte. — Zeugniſſe und Bemerkungen zum Bergnamen Wiſſner oder Meiſſner. — Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kaſſel.



№ 10. Kassel, 17. Mai 1893.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband, bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Wohl ihm!

Wohl ihm, dem seiner Kindheit Heimath bleibt,
Das Heim des Herzens und das Heim des Glaubens,
Der, wo er seine starken Wurzeln schlug,
Mit aller Kraft die Krone darf entfalten.
Die heil'ge Erde, die das Kind gebar
Hebt ihn empor mit liebevollen Armen,
Mit ihres Herzens Blut ernährt sie ihn,
Und ihr zu dienen schult sie seine Hände.
Sie ist die Mutter und sein erst Gebet,
Sein erstes Lied klingt ihm in ihren Lauten.
Das Kreuz auf ihren Hügeln ist sein Kreuz,
Das Lächeln ihrer Sonne ist das seine.
Die blonde Schönheit, die sein Herz erwählt
Ist seiner Heimath Kind, sowie er selbst;
Und wie die Blumen aus der Wiese Grund
Blüht all sein Glück aus dem geliebten Boden.
Er baut sein Haus und kauft die Grabstätt sich
In diesem Rund, dem seine Kraft gehört.
Er wird ein ganzer Mensch, der Heimath treu
Und treu sich selbst, ein echtes Kind des Volkes.
Wahr bis in's Mark — und ob ihn Freude mißt —
Ob Schmerz und Armuth sind sein Theil hienieden —
Er ist daheim. Der Baum vor seiner Thür
Gehört ihm eigen, und der stolze Wald
Am Bergeshang giebt ihm den Friedenskuß,
So oft in seinen blum'gen Grund er bettet
Das müde Haupt. O Gott, kein Märchen ist's,
Das Wort von Heimweh, das zerreißt die Herzen
Und rings mit Fremden übersät die Welt,
Mit halben Menschen, die mit halben Blicken
Nur um sich schaun und reden halbe Worte,
Und halbe Treu und halbe Liebe geben —
Ganz unbewußt, denn Gott der Herr erschuf
Uns eine Heimath nur und eine Wahrheit.

M. Herbert.



Geschichte der Porzellainfabrik in Neu-Hanau.

Von Professor C. A. v. Drach.

(Fortsetzung.)

Laut „Extract Geheimen Raths Protocolli d. d. Weissenstein[48]) d. 30. May 1786“ wurde „dem Supplicanten bekannt gemacht, daß Serenissimus nicht gnädigst geneigt sind, auf den angetragenen Verkauf sich einzulassen.“ Aus der Eingabe des Rocques verdient noch angeführt zu werden, es sei mit denen Handels-Büchern zu beweisen, daß die Fabriq noch hinlängliche Commissiones und Absazz hat und daß der von daher ausgefallene Verdienst nach Abzug aller Unkosten und Arbeits-Lohnes jährlich 1500 fl. Zinsen zu bezahlen im Stande war“, sowie, daß „noch bis iezzo die Fabriq wegen des ermangelnden hinlänglichen Fonds im kleinen fortgetrieben und darin benebst einem Werkmeister sehr tüchtige Arbeiter unterhalten würden.“

Nachdem auch auf eine öffentliche Bekanntmachung hin sich kein Käufer gefunden hatte, entschlossen sich die Hanauer „Handelsleute“ Brand, Blachière, Martin, Jassoy, Nolhac und Dangers, sowie der Dr. med. Jassoy und der Postamtsverwalter Bartels, „diese Fabrique durch Actien an sich zu kauffen, wenn anderst das der van Alphi'schen Familie vorhin ertheilt gewesene Privilegium auf sie erneuert und mit noch einigen Vortheilen, die weder das Höchstherrschaftliche Interesse beeinträchtigen, noch daß Publicum beschweren, erweitert würde.“ Die genannten sagen in der am 7. August 1786 vorgelegten Eingabe weiter: „So hoffen wir, die wir diese immer mit beträchtlichem Risico gepaart gehende Entreprise ohne alles Privat Interesse aus bloser Vaterlandsliebe, theils um die dahier so lang gestandene Fabrique aufrecht zu erhalten, theils aber um denen vielen darin angestellten Arbeitern, die bey dem gäntzlichen Untergang alle ohne Brod und also dem Gemeinwesen beschwerlich seyn würden, in der Nahrung und dem Verdienst zu erhalten, unternommen haben, um so mehr noch gnädigste Erhörung, da wir immer auf die mehrere Erweiterung der Fabrique unser Augenwerk richten und uns allen Ernstes bestreben werden, aus einer bey Gelnhausen vorfindlichen Erde, das iezo so allgemein beliebte Englische Steingut nachzuahmen[49]) und also dadurch eine neue in hiesigen Gegenden noch gänzlich unbekannte Fabrique anhero zu bringen“ und bitten „das der van Alphi'schen Familie ertheilt gewesene Privilegium auf den Fall, daß wir die damit begnadigte Fabrique an uns kaufen werden, nicht nur auf uns zu erneuern, sondern es auch von 10 auf 20 Jahren und noch weiter dahin zu extendiren, daß in dieser Zwischenzeit

a) Niemand in der Graffschafft Hanau weder dieses Porcellain, noch die Englische Stein Art, wenn es uns damit glücken sollte, nachmachen und

b) in eben dieser Zeit kein auswärtiges Porcellain, das dem unserigen gleichet, außer denen Meßen dahier zum Verkauf feil getragen oder auf denen Kirchweyhen geführet werden dörfe.“

Nachdem das Konsortium „das Van Alphi'sche Wohnhaus und Porcellain Fabriq durch das höchste Gebott erstanden und gewährt erhalten“ hatte, wurde demselben, als Firma: Martin, Dangers und Compagnie, das erweiterte Privileg am 27. Februar 1787 auf 20 Jahre ertheilt mit dem Zusatz, daß „die dermahlige besitzer der van Alphi'schen Porcellain Fabrique in drey Jahren darthun müßten, daß die bisher in schlechter Qualität und in höherem Preiß verfertigte Fayences der auswärtigen in Güte

---

48) So hieß damals die Wilhelmshöhe bei Kassel, meist Sommerresidenz der Landgrafen; erst nach Vollendung des neuen Schloßbaues durch Wilhelm IX. i. J. 1798 wurde der Name verändert.

49) Darauf hatte schon Rocques hingewiesen, als er dem Landgrafen die Fabrik zum Kauf antrug; er sagt: „es könnte solche auch, wenn sie unter Landesherrliche Administration gesetzet und mit einem stärkeren Fond versehen würde, noch umsovielmehr verbessert und erweitert werden, da dem Vernehmen und denen von dem Schloßverwalter Merz und HofConditor Hey damit angestellten Versuchen nach bey Gellnhaußen eine solche Erde sich vorfinden soll, aus welcher die sobekannte englische Stein-Art nachgemacht werden kann.“

und Preiß gleichstehe“ und wurden „denenselben wegen der vorhabenden Anlage einer Englischen Steinguth Fabrique gleiche Vortheile auf den Fall zugesagt, wenn sie innerhalb gleicher Frist von drey Jahren hinlänglich bescheinigen, daß sie solches in untadelhafter Güte zu verfertigen im Stande sind.“

Am 15. September 1794 wurde dieses erweiterte Privileg auf den Handelsmann Daniel Toussaint von Neuhanau, nachdem er die Fabrik nebst dem dazu gehörigen Wohnhaus erkauft hatte und sie ihm gerichtlich gewährt worden war, transskribirt. Toussaint behielt indessen die Fabrik nicht lange, denn schon am 17. April 1797 ging bei der hessischen Regierung ein Gesuch des Jakob Achilles Leisler ein folgenden Wortlauts:

„Der Innhaber der van Alphi'schen Porcellain Fabrique, Handelsmann Daniel Toussaint hat ohnlängst diese Fabrique mit dem dabey befindlichen Wohnhauß an meine Mutter des Neuhanauer Syndici Leisler Witwe verkauft, welche mir solche zu meinem Etablissement bestimmt und übergeben hat. Da ich nun in der kurzen Zeit, als ich solche besize, viel verbessert habe, ja! wirklich in der Verfertigung des Stein Guts nach Englischer Art begriffen bin, so habe hiermit unterthänig bitten wollen

nicht nur das Privilegium, womit gedachte Fabrique versehen ist, und wie solches unterm 27. Febr. 1787 und letzlich unterm 15. Septbr. 1794 bestätiget worden, auf mich gnädigst zu *transcribiren*, *sondern auch solches zugleich* auf anderweite 20 Jahr zu erstrecken.“

Beides wurde am 7. Aug. 1797 vom Landgrafen Wilhelm IX. gewährt und so finden wir in Gädecke's Fabriken-Lexikon (Weimar 1799) im 1. Theil a. S. 109 unter Fayence: Hanau, Jakob Leisler. Wie lange unter ihm die Fabrik noch bestanden hat und ob thatsächlich darin zuletzt auch Steingut fabrizirt worden ist, konnten wir nicht feststellen. Im März 1810 sollen die Waarenbestände der „Porcellanfabrik“, wie sie immer genannt wurde, obschon niemals wirkliches Porzellan darin hergestellt worden war, zur Gant gekommen sein. Vermuthlich hatte der Betrieb schon geraume Zeit vorher aufgehört.

Den nachstehends folgenden Mittheilungen über Erzeugnisse der Hanauer Fabrik nach dem Uebergang an Heinrich Simons van Alphen bis zu ihrem Eingehen muß der Verfasser die Bemerkung vorausschicken, daß sein Wissen davon arges Stückwerk ist. Wie schon angegeben wurde, ist von schriftlichen, auf den eigentlichen Geschäftsbetrieb bezüglichen Dokumenten nichts erhalten, aber auch von anderen Schriftstücken oder Drucksachen, wie z. B. Preislisten, wodurch doch wenigstens eine Uebersicht über die hergestellten Waaren im Allgemeinen ermöglicht würde, ist nichts zur Kenntniß gekommen. Auch bezüglich der Erhaltung ihrer, allerdings gebrechlichen Monumente, scheint die Hanauer Fabrik weniger vom Glück begünstigt zu sein, als manche andere unbedeutendere Etablissements; die vom Verfasser gesammelten und ihm sonst bekannt gewordenen Fayencen Hanauischen Ursprungs entsprechen der Anzahl nach durchaus nicht den Erwartungen, die man normaler Weise stellen dürfte, sie genügen in keiner Weise, um danach ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild alles dessen, was in Hanau fabrizirt worden ist, zu geben. Es müßten insbesondere viel mehr wirklich feine und künstlerisch vollendete Sachen existiren, da bei dem redlichen und auch erfolgreichen Streben der Besitzer, das Werk in die Höhe zu bringen und der fremdländischen Konkurrenz die Spitze zu bieten, vorauszusetzen ist, daß neben der Massenwaare, welche dem Volk auf den Märkten und Messen geboten wurde, auch fortwährend besseres Tafelgeschirr und theuere Prunkstücke für die Wohlhabenden und Reichen hergestellt worden seien. Ein im Jahr 1757 dem Landgrafen Wilhelm VIII. nach Kassel für 1400 Thaler gelieferter Prachtofen [50]) beweist, daß die Fabrik auch in dieser Branche vorzüglich leistungsfähig gewesen ist, zumal es sonst naheliegender für den genannten Fürsten gewesen wäre, das Stück in seiner herrschaftlichen Fayencefabrik zu Kassel herstellen zu lassen, auch einige alsbald zu besprechende, mit in der Muffel eingebrannten Schmelzmalereien verzierte Stücke sind sicher nicht so vereinzelt hergestellt worden, wie man aus dem jetzigen seltenen Vorkommen von solchen Hanauer Fabrikaten anzunehmen geneigt sein wird.

Bei den ältesten hierher gehörigen Sachen finden sich die mehr oder minder durchsichtigen Emailfarben in merklicher Dicke auf die Glasur aufgetragen; es sind Schüsseln und Teller mit

---

50) In dem „Zur Interims Cabinets Administrations Cassa gehörigen Liquidationsbuch v. 1759“, welches sich im Kgl. Staatsarchiv zu Marburg befindet, liest man darüber a. S. 204.

Den 3. April 1757.

Dem Porcellain-Fabricanten Hrn. v. Alphen zu Hanau vor ein von porcellain anher gelieferten Ofen auf beiliegenden gnädigsten Befehl laut Quittung gezahlt — 1400 Thlr. Frkftr. Courant thut in hiesiger Niederhessischer Währung . . . . 1312 Thlr. 16 alb.

Vielleicht ist der Ofen für das damals im Bau begriffene Lustschloß Wilhelmsthal bestimmt gewesen und daselbst noch vorhanden.

bunten Randbordüren und großen rosen- und tulpenartigen Blumen auf dem Boden, welche auf der Rückseite unter der Glasur ein einfaches oder doppeltes H als Marke tragen. Der ältere van Alphen hat nämlich zunächst die alte Fabrikmarke beibehalten und nach dem Anfall von Hanau an Hessen noch ein H daran gehängt [= H(essen)-H(anau)]; erst von seinem Sohne rührt die aus V und A zusammengesetzte her, welche zu Anfang dieses Aufsatzes in der Anmerkung erwähnt wurde; außerdem kommt seit dieser Zeit, sowohl auf den feinen, wie auf den gewöhnlichen Sachen, oft die Signatur „Hanau" vor, während es auch viele unbezeichnete Stücke giebt.

Von mit Schmelzfarben nach Art des echten Porzellans bemalten und mit „Hanau" signirten Gegenständen können wir folgende anführen: 1) Eine im Königlichen Museum zu Kassel (im Unterstock der Bildergallerie) befindliche Jardiniere von zierlicher Modellirung; sie ist das Gegenstück zu einer ebenda aufbewahrten mit dem Mainzer Rad markirten, die aus der ersten Zeit der Höchster Manufaktur (vor 1757) stammt und gleichfalls mit in der Muffel eingebrannten Schmetterlingen und Blumen dekorirt ist[51]); 2) Ein im Besitz des Verfassers befindliches Kühlgefäß von zilindrischer Form mit zwei Henkeln an den Seiten, bemalt mit zwei figürlichen Darstellungen und Streublumen; 3) Ein gleichfalls ihm zugehöriges Potpourri (schon aus späterer Zeit und Porzellanimitation) vorn mit einem Strauß natürlicher Blumen in feinster Ausführung, endlich 4) in der Sammlung des Herrn J. Jobst zu Hanau ein Schreibzeug von 1774 mit bunten Blumen und zwei Wappen (P. POLS und M. A. TESCHENMACHER.)

Als ein im Scharffeuer durch Blaumalerei dekorirtes Stück sei eine im Großherzoglichen Museum zu Schwerin vorhandene geriffelte Schüssel, welche unten mit Hanau signirt ist, nebst dazu gehöriger nicht bezeichneter Henkelkanne, erwähnt. Bordüre und Mittelstück daran sind in verdorbenem Louis XIV. Geschmack und von ziemlich roher Ausführung.[52]) Bezüglich der ordinären Gebrauchsgeschirre, wovon sicherlich alles für den bürgerlichen und den bäuerlichen Bedarf Wünschenswerthe und Erforderliche in großen Quanitäten hergestellt worden ist, können wir uns hier, obschon hinreichendes Material davon zur Verfügung stände, nicht eingehender verbreiten, da bei den zur Zeit für die Verzierungstypen der deutschen Fayence fehlenden kurzen Benennungen die Sache zu weitläufig werden müßte. Daß in der in Betracht kommenden Periode von 70—80 Jahren eine große Mannigfaltigkeit in den ornamentalen Motiven und Darstellungen vorkommen muß, ist selbstverständlich. Eine Spezialität aus der letzten Zeit des Bestehens der Fabrik und wohl Geschenke eines Arbeiters an Freunde sind mit „Hanau" und der Jahreszahl bezeichnete flachbauchige Standflaschen mit weitem Hals, von denen sich eine aus 1793 im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe befindet.[53])

(Schluß folgt.)

51) In Hüsgen's Artistischem Magazin (Frkft. 1790) finden sich folgende Nachrichten über einen Schmelzmaler Christian Gottlieb Kuntze, welcher vielleicht an der Herstellung dieser beiden Ziergefäße betheiligt sein kann: „War den 24. April 1736 hier (in Frankfurt) gebohren. Er hatte sich, gleich seinem Bruder, bey seinem Vater gebildet, es im Zeichnen, besonders aber in Verfertigung der Farben zur Feuermahlerey, weit gebracht. In Höchst und zu Hanau auf den Porzellan-Fabriquen hat er einige Jahre gearbeitet, bis ihn der letztabgelebte Churfürst von Cölln, Clemens August, im Jahr 1756 auf die Porzellan-Fabrique nach Bonn berufen ließ, wo er 4 Jahre verblieben ist."

52) Das gleiche gilt auch bezüglich einer im Besitz des Verfassers befindlichen Terrine mit Untersatz, welche als Nachbildung eines Metallgefäßes übrigens recht hübsch modellirt ist.

53) Es ist in kräftigen bunten Farben roh bemalt und zwar auf der Vorderseite mit einem ansprengenden Husaren, auf der Rückseite steht die Inschrift: „Johannes Ambrosius 1793". Auf dem Boden liest man: „Hanau den 25. Feb. 1793". Aehnliche Gefäße aus 1797 und 1798 besitzen Hr. Jobst, sowie der Verfasser.

Die Erhebung der Landgrafschaft Hessen-Kassel zum Kurfürstenthum.

Von F. Zwenger.

Zu den Gedenktagen in der hessischen Geschichte der neueren Zeit zählt mit in erster Linie der 15. Mai 1803. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 hatte endlich dem Landgrafen Wilhelm IX. die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches gebracht: Hessen-Kassel war zum Kurfürstenthume erhoben worden.

Die Annahme dieser Würde sollte wie im

ganzen Lande, so namentlich auch in der Hauptstadt Kassel, auf das Glänzendste gefeiert werden. Auf Sonntag den 15. Mai 1803 war die Hauptfeier anberaumt. Zur Entwerfung der Programme für die dreitägigen Festlichkeiten war eine besondere Hofkommission niedergesetzt worden, und die gesammte Bürgerschaft Kassels war auf das Eifrigste bestrebt und geradezu erfinderisch in der Auffindung von Mitteln, um die Feier zu einer wahrhaft großartigen zu gestalten. Es sind jetzt neunzig Jahre verflossen, seit diese Festlichkeiten stattgefunden haben, es dürfte wohl schwerlich noch ein Theilnehmer an denselben vorhanden sein, das Kurfürstenthum Hessen existirt als solches nicht mehr, aber die alten Erinnerungen an jene Zeit sind in unserem engeren Vaterlande noch lange nicht ausgestorben und wohl dürfte es am Platze sein, sie hier wieder aufzufrischen.

Es ist uns hauptsächlich darum zu thun, eine Schilderung der Feier selbst zu entwerfen, der wir die Schrift „Beschreibung der Feyerlichkeiten, welche auf Befehl Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Wilhelm I. Kurfürsten zu Hessen bey Antritt Höchst Dero Kurwürde begangen worden sind, Kassel 1803“ zu Grunde legen, doch möge es uns gestattet sein, einige kurze geschichtliche Bemerkungen über die Kurfürstenwürde selbst, sowie über die Verhandlungen, die über die Erwerbung derselben durch die Landgrafen Friedrich II. und Wilhelm IX. gepflogen worden sind, vorauszuschicken.

Die Zahl der Kurfürsten betrug nach der „goldenen Bulle“, dem vom Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 erlassenen Reichsgrundgesetze, sieben. Es waren die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, und die vier weltlichen von Böhmen, Brandenburg, Sachsen-Wittenberg und Rheinpfalz. Die goldene Bulle begründete feste Regeln über die Wahl und Krönung des deutschen Königs, über das Wahlrecht und den Rang der Kurfürsten, sowie über deren Betheiligung an der Reichsregierung. Diesem Reichsgesetze zufolge sollte innerhalb eines Monats nach Erledigung des deutschen Thrones der Kurfürst von Mainz die anderen Kurfürsten nach Frankfurt zur Königswahl einladen; die Kurfürsten, welche sich binnen drei Monaten zu versammeln hatten, durften Frankfurt nicht eher verlassen, bis sich für die Wahl eines Königs eine Mehrheit gebildet hatte; die Reihenfolge der Wahlstimmen war folgende: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalzgrafschaft zu Rhein, Sachsen-Wittenberg, Brandenburg. Die Kurländer sollten untheilbar, unveräußerlich und für die weltlichen Fürsten erblich sein, die Kurfürsten die höchste Gerichtsbarkeit im eigenen Lande, ohne Berufung an die kaiserlichen Gerichte, sowie die sog. Regalien ausüben und jährlich nach Ostern in einer Reichsstadt zur Berathung über Reichsangelegenheiten zusammen kommen. Während einer Thronerledigung sollte das Reichsvikariat zwischen Kurpfalz und Kursachsen getheilt sein. Der Kurfürst von Mainz hatte als Erzkanzler die Leitung der Geschäfte, das Direktorium des Reichstags und des Kurfürstenrathes, die Leitung der Königswahl, die Aufsicht über alle Reichskanzleien und Archive, später (seit 1656) auch das Recht der Kaiserkrönung, falls diese in seinem Sprengel stattfand, u. s. w. Man sieht, die Macht der Kurfürsten war eine große, sie wurde aber noch mehr verstärkt durch die seit der Wahl von 1519 üblichen Wahlkapitulationen, welche mit den Bevollmächtigten des künftigen Kaisers vor der Wahl abgeschlossen wurden und einer Willkürherrschaft und Verletzung der Reichsverfassung seitens des Kaisers vorbeugen sollten. Auf dem Regensburger Reichstage, wo seit 1663 nicht mehr die Fürsten persönlich, sondern ihre Gesandten erschienen, stand den Kollegien der Reichsfürsten und Reichsstädte das kurfürstliche Kollegium gegenüber, welches das Vorrecht hatte, jeden kaiserlichen Vorschlag zuerst prüfen zu dürfen und seinem höheren Rang nach durch Aeußerlichkeiten, die zum Theil bis ins Lächerliche gingen, geltend zu machen suchte.

Die Zahl der Kurfürsten blieb bis zum Westfälischen Frieden die gleiche, doch übte Böhmen von 1400—1648 seine kurfürstlichen Rechte nicht mehr aus. Während des dreißigjährigen Krieges wurde 1623 die pfälzische Kurwürde an Bayern übertragen, aber im Westfälischen Frieden erhielt die Pfalz die ihr entzogene Kur wieder zurück und für Bayern wurde eine achte Kur geschaffen. Im Jahre 1692 kam die neunte hinzu, da Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zum Kurfürstenthum erhob. Als 1777 das bayerische Fürstenhaus ausstarb und das bayerische Gebiet an die in der Kurpfalz regierende Wittelsbacher Linie fiel, erlosch die bayerische Kur und es gab jetzt nur wieder acht Kurfürsten. Durch den Frieden von Luneville von 1801, wodurch das linke Rheinufer an Frankreich überlassen wurde, und durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, durch den fast sämmtliche geistlichen Reichsstände ihre Selbstständigkeit und ihre weltlichen Besitzungen verloren, wurden Köln und Trier ihrer Kurwürde beraubt und nur das geistliche Kurfürstenthum Mainz blieb übrig, dessen Inhaber den Titel Reichserzkanzler und Fürst-Primas führte. Somit hatte das Deutsche Reich nur noch sechs Kurfürsten. Diese Zahl wurde aber durch die Ernennung des Herzogs von Württem-

berg, des Markgrafen von Baden, des Landgrafen von Hessen-Kassel und des Großherzogs von Toscana (für das Erzstift Salzburg) auf zehn erhöht. Nur noch kurze Zeit bestanden diese zehn Kurfürstenthümer, löste sich doch am 6. August 1806 nach der am 12. Juli desselben Jahres erfolgten Gründung des Rheinbundes von Napoleons Gnaden, dem die Mehrzahl der seitherigen Kurfürsten beitrat, auf, und hatte sonach die Kurfürstenwürde keinen Sinn mehr. Wenn trotzdem Hessen-Kassel auch nach dem Sturze Napoleons als Kurfürstenthum fortbestand, so hatte dies in Verhältnissen seinen Grund, deren Schilderung wir uns für später vorbehalten. Erwähnen wollen wir hier nur noch, daß die Tracht der Kurfürsten aus einem bis auf den Boden herabreichenden Kurmantel und aus dem Kurhut bestand. Der Mantel war bei den geistlichen Kurfürsten aus scharlachrothem Tuche, bei den weltlichen aus rothem Sammet verfertigt und mit einem Hermelinkragen und Hermelinbesätzen versehen. —

Der Plan, für die Landgrafschaft Hessen-Kassel die Kurwürde zu erwerben, tauchte zuerst unter dem Landgrafen Friedrich II. um das Jahr 1770 auf. Zu dieser Zeit wurde dem hessen-kasselschen Geschäftsträger bei dem Kurfürsten von Mainz, Herrn von Hagen, im Vertrauen eröffnet, daß das Haus Hessen-Darmstadt im Geheimen die Kurwürde erstrebe und durch den preußischen und Wiener Hof unterstützt werde. Herrn von Hagen war nahe gelegt worden, den Landgrafen Friedrich zu veranlassen, doch selbst die Erwerbung dieser Würde für sein Haus nachzusuchen. Näher eingezogene Erkundigungen ergaben jedoch, daß die Nachricht nicht zutreffend sei, da an eine Vermehrung der Mitgliederzahl des Kurfürstenkollegiums zur Zeit nicht gedacht werde und der mögliche Fall der Errichtung eines neuen Kurfürstenthums erst bei Erlöschung des kurbayerischen Mannesstammes in Betracht kommen könne. Der Gedanke hatte nun einmal Wurzel geschlagen und wurde vom Landgrafen Friedrich II. weiter verfolgt. Alle seine Bemühungen waren aber vergeblich. Leere Zusagen von maßgebenden Fürsten und Staatsmännern waren ihm allerdings gegeben worden, die Unterhandlungen kamen aber immer wieder ins Stocken, und als der Landgraf am 31. Oktober 1785 starb, war in dieser Angelegenheit noch nicht das Mindeste erreicht worden. Sein Nachfolger, Landgraf Wilhelm IX. richtete vom Frühjahre 1789 an, bis zu welcher Zeit die Unterhandlungen geruht hatten, seine Thätigkeit ganz vorherrschend wieder auf die Erwerbung der Kurwürde; er glaubte, durch die Erlangung derselben seinem Hause den größten Dienst zu erweisen. Kein Mittel ließ er unversucht, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er trat zu diesem Zwecke in Unterhandlungen mit Oesterreich, Preußen, den geistlichen und den weltlichen Kurfürsten, ja selbst mit Rußland, und schließlich ließ er sogar über diese Angelegenheit mit dem französischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen Talleyrand, im Jahre 1797 verhandeln. Man kann wohl sagen, daß der Landgraf seine Politik nur zu häufig abhängig machte von den Aussichten, die sich ihm zur Erwerbung der Kurwürde darboten.

Im Einzelnen auf diese Verhandlungen hier einzugehen, würde zu weit führen, doch wollen wir nicht verfehlen, alle diejenigen, welche sich dafür interessiren und die sich darüber näher unterrichten wollen, auf die vortreffliche Schrift „Die Verhandlungen, welche der Errichtung der hessischen Kurwürde vorausgingen, ein Vortrag, gehalten am 26. Januar 1880 im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel, von R. Waitz von Eschen“, Kassel 1880, Verlag von Th. Kay, hinzuweisen.

Seltsam, was der Landgraf Wilhelm IX., der, wie kein anderer Fürst eines deutschen Mittelstaates, die größten Opfer im Kampfe gegen Frankreich gebracht hatte, mühsam doch vergeblich erstrebt hatte, das fiel ihm in Folge der allgemeinen Weltereignisse von selbst in den Schooß. Und wie eine Ironie des Schicksals ist es anzusehen, daß gerade zur Zeit, als des Landgrafen lebhaftester Wunsch in Erfüllung ging, die Kurwürde fast jede Bedeutung verloren hatte.

Wenden wir uns nun zu der Schilderung der dreitägigen Feier der Annahme der Kurwürde durch den Landgrafen Wilhelm IX., der von da an den Namen Kurfürst Wilhelm I. führte.

Am Haupttage, Sonntag den 15. Mai 1803, wurde das Fest früh sieben Uhr durch das Geläute aller Glocken der Residenz, sowie durch den Donner einer Batterie von zwölf Kanonen, welche auf dem sogenannten Zeugmantel bei dem Friedrichsthore (Auethore) aufgestellt war, eine Stunde lang eingeleitet. In der ersten und dritten Viertelstunde ertönte das Geläute, in der zweiten und vierten Viertelstunde wurden jedesmal fünfzig Kanonenschüsse gelöst. Um 8 Uhr verließ ein Herold zu Pferde das Schloß. Ein Detachement des Gens d'Armes-Regiments*) umgab ihn, die Pauken und Trompeten des Hofstaates tönten vor ihnen her und mehrere Mitglieder der hessischen Ritterschaft begleiteten ihn. Der kurfürstliche Landes-Herold, Regierungs-

*) Damals nächst der Garde du Corps die angesehenste und vornehmste Waffengattung zu Pferd.

Sekretar Rath Rüppell, trug altdeutsches Kostüm, hellblau und roth mit Silber gestickt, Wappenrock und Barett, er war mit Stab und den Attributen seines Amtes versehen, ritt auf einem eigens geschmückten und ritterlich aufgezäumten, schneeweißen großen Zelter und verkündigte an den öffentlichen Plätzen dem versammelten Volke die kaiserliche Proklamation der Erhebung zur Kurwürde. Dreimal erschallte jedesmal das Vivat Kurfürst Wilhelm I., der Herold und sein Gefolge entblößten ihr Haupt und das begleitende Detachement des Schützen-Bataillons präsentirte das Gewehr. Um neun Uhr kehrte der Herold in das Schloß zurück.

Inzwischen hatte sich der kurfürstliche Hofstaat, das geheime Ministerium, die Ritterschaft, das Offizier-Korps, die Räthe aller Kasseler Kollegien, nebst den Deputirten von auswärts ꝛc. in den fürstlichen Vorgemächern des Schlosses versammelt. Um neun Uhr öffneten sich die Flügelthüren des Audienzsaales und die genannten Korps wurden durch den Ceremonienmeister, Kammerherrn von Canstein der Reihe nach zur Huldigung in folgender Ordnung vorgestellt: das Offizierkorps; der Erbmarschall mit den Deputirten der Landstände; die Inhaber der hessischen Erbämter, die Obervorsteher, die Obereinnehmer und die übrige Ritterschaft; die Deputirten der Grafschaft Schaumburg; das Ober-Appellations-Gericht; die Regierung; das Kriegs-Kollegium; die Ober-Rentkammer; das Steuer-Kollegium; die Deputirten der beiden Universitäten Marburg und Rinteln; das Collegium medicum; der Magistrat der Stadt Kassel nebst der französischen Kanzlei.

Während dieser feierlichen Audienz saß der Kurfürst unter dem Thronhimmel und hatte den Kurhut neben sich auf einem karmoisinsammtnen mit Gold reich verbrämten Kissen liegen. Zu seiner Rechten standen die geheimen Staatsminister und zu seiner Linken die Inhaber der Ober-Hofämter. Nachdem gegen 10 Uhr die Audienz beendet war, begann unter dem ständigen Läuten sämmtlicher Glocken, der große feierliche Aufzug Sr. kurfürstl. Durchlaucht Wilhelms I. mit seinem Kur-Hause, dem Hofstaate, dem Ministerium und der ganzen Dienerschaft, aus dem Schlosse nach der Stifts-Kirche St. Martin. Es dürfte nicht so ganz uninteressant sein, noch hier die Reihenfolge der Theilnehmer an dem Zuge anzuführen, ersieht man doch daraus, wie umfangreich derselbe und wie groß die Zahl der Hof-, Staats- und sonstigen Beamten in der damaligen Zeit gewesen ist. Den Zug eröffnete ein Hof-Fourier, dann folgten sämmtliche Hof-Livrée-Bediensteten; hiernach die Dienerschaft der beiden geheimen Kanzleien; sodann sämmtliche Livrée-Pagen mit ihren Hofmeistern; ihnen reihten sich an ein Theil des kurfürstlichen Jagd-Etats, bestehend aus 16 Förstern, 8 Oberförstern, aus 6 Oberforstmeistern nebst dem Ober-Jägermeister von Witzleben; die Magistrate der Altstädte und der Ober-Neustadt; das Collegium medicum; die Deputirten der beiden Universitäten; das kurfürstl. Steuer-Kollegium; die kurfürstl. Ober-Rentkammer; das Kriegs-Kollegium; das Ober-Appellationsgericht; der kurfürstl. Hofstaat, bestehend in sämmtlichen nicht anderwärts angestellten Hofjunkern, Kammerjunkern, Kammerherren, dem Hofmarschall Graf von Bohlen und dem Oberschenk von Stockhausen; alle Ritter des goldenen Löwen-Ordens, welche nicht anderwärts angestellt waren; die geheimen Staatsminister; die Deputirten der verschiedenen Provinzen; die Deputirten der hessischen Ritterschaft und der Landstände; der Herold; der Erb-Marschall von Riedesel, den Kurhut tragend, von den Inhabern der hessischen Erb-Aemter umgeben; ein Stallmeister zu Pferde; der kurfürstl. General-Adjutant, General von Motz, zu Pferde. Dann folgte der Durchlauchtigste Kurfürst Wilhelm I. in einer äußerst prächtigen mit acht reich geschmückten Schimmeln bespannten Staats-Karosse, mit dem Kronprinzen zur Seite. Im Wagentritte rechts und links standen zwei Leib-Pagen und neben dem Schlage auf der einen Seite ritt der Ober-Stallmeister von Gilsa, auf der anderen der Kammerherr von Lepel. Vier Läufer begleiteten den Wagen und die Schweizer-Garde umgab denselben unter Anführung ihrer Offiziere. In dem folgenden, mit acht hellbraunen Pferden bespannten Staatswagen, befand sich die Kurfürstin mit der Kurprinzessin. Dann kamen in je sechsspännigen Staatskutschen der Fürst und die Fürstin von Anhalt-Bernburg nebst der Landgräfin von Barchfeld und dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel; Prinz Wilhelm von Hessen-Kassel, Prinz Adolf von Barchfeld und Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal; die Prinzen Friedrich und Ernst von Barchfeld; die Hofdamen der königl. Hohheiten der Kurfürstin und der Kurprinzessin und schließlich die Suite der fremden Herrschaften.

Der feierliche Zug bewegte sich aus dem Schlosse durch die Elisabethstraße (Steinweg), bei dem Museum vorbei, über den Königsplatz und den Gouvernementsplatz. Diese Straßen und Plätze waren in doppelter Reihe von der Leibgarde zu Fuß und dem Garde-Grenadier-Regiment besetzt. An dem Hauptportale der Stifts-Kirche wurde der Kurfürst von der gesammten Geistlichkeit der Residenz, einschließlich der lutherischen und katholischen Geistlichen und einiger Deputirten der Stifte Fritzlar und Amoeneburg,*) empfangen.

*) Durch den Reichsdeputationshauptschluß waren diese früher kurmainzischen Aemter an Hessen-Kassel gefallen.

An ihrer Spitze befand sich der Superintendent J. Ph. Rommel. Während der kirchlichen Feierlichkeit, bei welcher letzterer eine der Veranlassung angemessene Rede zu halten und ein feierliches Dankgebet zu verrichten beauftragt war, erfolgten aus einer in der Nähe der Kirche (auf dem Kasernenplatze) aufgefahrenen Batterie von 12 Kanonen 100 Schüsse untermischt mit Infanterie-Salven.*) Nach Schluß der kirchlichen Feier begab sich der Zug wieder in der gleichen Ordnung nach dem Schlosse zurück. Hier wurden die Dikasterien und übrigen Korps der Kurfürstin zur Audienz und Darbringung ihrer Glückwünsche vorgestellt.

Gegen 2 Uhr wurde mit Pauken und Trompeten das Zeichen zur Tafel gegeben. Der Kurfürst speiste mit der kurfürstlichen Familie und den übrigen fürstlichen Verwandten allein im sogenannten weißen Saale. Alle anwesenden Fremde, Gesandte, Mitglieder der Dikasterien speisten im sog. goldenen Saale an zwei großen Marschalltafeln von 100 Gedecken, an deren einer der Hofmarschall Graf von Bohlen, an der anderen der Oberschenk von Stockhausen die Honneurs machte. Abends 7 Uhr war dann eine große Gratulations-Cour von Damen, welche hier Gelegenheit fanden, an Reichthum und Eleganz ihrer Kostüme mit einander zu wetteifern. Nachdem noch gespielt worden war und man um neun Uhr das Souper im goldenen und weißen Saale eingenommen hatte, fuhr nach aufgehobener Tafel der Kurfürst mit dem ganzen Hofe in einer sehr großen Anzahl von Kutschen durch die Hauptstraßen der Stadt, um die von den Landständen und dem Magistrate von Kassel veranstaltete glänzende Illumination in Augenschein zu nehmen.

Die Beschreibung der Illumination allein nimmt in der von uns citirten Schrift über die Feierlichkeiten 23 Seiten in Anspruch. Nicht nur in einer unzählbaren Menge von Lampen und Lichtern bestand die Beleuchtung, sondern ein sehr großer Theil der Häuser war auch mit den schönsten, meist sinnreichen, transparenten Malereien geziert. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten und nur erwähnen, daß wohl am glänzendsten sich die Illuminationen des Palais der Frau Reichsgräfin von Schlotheim (Gräfin von Hessenstein) und des freiherrlich von Waitz'schen Palais ausgenommen haben mögen. Die Dekoration des ersteren bestand in einem prachtvollen architektonischen Vorbau, welcher fünf große Arkaden bildete und auf dessen Mitte ein Obelisk bis über die Höhe des Gebäudes emporragte. In dem Fronton befand sich die leuchtende Inschrift:

D'un jour si beau les faites de la gloire
Conserveront à jamais la mémoire,
Et dans le coeur du Hessois enchanté
Le graveront l'amour et la fidélité.

Daneben standen in dem Hauptgesimse die Worte:

Soeurs et filles de Roi, Princesses, Prince auguste,
Partagez une gloire aussi grande que juste.

In der mittelsten Arkade glänzte das Brustbild des Kurfürsten, welches der Ruhm mit Lorbeeren krönte. In den vier Seitenbogen standen die Statuen der Gerechtigkeit, der Wohlthätigkeit, der Standhaftigkeit und der Weisheit mit entsprechenden, kurzen Inschriften am Piedestal. Das freiherrlich von Waitz'sche Palais war mit 12000 Lampen illuminirt und hatte zwei Gemälde an seiner Façade. Oben eine Fama und darunter die Kriegs- und bürgerliche Tugend, welche mit einem Sternenkranz die Büste des Kurfürsten bekrönten. Die Inschrift lautete:

Guilelmo I.

und

Praemia debita reddunt.

Bei der Ankunft Sr. Durchlaucht des Kurfürsten erschallten Pauken und Trompeten von dem oberen Balkon und eine Sonne stieg 20 Fuß aus der Spitze des Gebäudes hervor.

Außerdem verdienen wohl noch als besonders gelungen die Illuminationen des Palais des Prinzen Friedrich, des Hauses des Professors und Hofmalers Böttner, des Museums, des Hauses des Oberappellationsgerichts-Präsidenten von Jasmund, des Oberneustädter Rathhauses, des Hauses des Hofmarschalls, Grafen von Bohlen, des fürstlich Hessen-Philippsthal'schen Palais, des landständischen Freihauses, des fürstlich Hessen-Rotenburgischen Palais, des Hauses des Gesandten der französischen Republik, des Gouvernements-Gebäudes, des Altstädter Rathhauses, der Häuser des Tapeten-Fabrikanten Arnold und des Kaufmanns Gundlach 2c. 2c. hervorgehoben zu werden. Bei allen diesen Illuminationen waren, wie schon bemerkt, sinnige Inschriften angebracht; aber auch der Humor trieb dabei

*) In dem von Karl Fulda und Jakob Hoffmeister herausgegebenen Werke „Hessische Zeiten und Persönlichkeiten von 1751 bis 1831 nebst Seitenblicken auf welthistorische Begebenheiten," Marburg 1876, wird erzählt, daß die Festpredigt eine seltsame Wendung nahm. Mochte der Superintendent Rommel krank sein, mochte ihn der übergroße Glanz des Tages geblendet haben, sobald er die Kanzel betrat und den Segen der Kirche verkündigt hatte, vermochte er nur die Worte „der heutige große Tag, der heutige hohe Tag" mehrmal, aber weiter keine weitere Silbe auszusprechen und fiel dann kraftlos nieder, so daß die Kirchendiener ihn in die Sakristei bringen mußten, wo er sich nur langsam wieder erholte. Die ganze Kirchenfeier war gestört und der Kurfürst, der großes Gewicht auf dieselbe gelegt hatte, war höchst mißgestimmt über diesen unliebsamen Vorfall.

seine Blüthen. Wie wir in dem bereits von uns angezogenem Buche „Hessische Zeiten und Persönlichkeiten von 1751 bis 1831, herausgegeben von Karl Fulda und Jakob Hoffmeister" lesen, hatte ein reicher Metzger eine riesengroße Wurst malen lassen und darunter die Worte gesetzt:

„Was diese Wurst ist unter den Würsten,
Das ist unser Kurfürst unter den Fürsten!"

Ein armer Schuhmacher dagegen hatte sein kleines Häuschen in der Fischgasse mit nur zwei Lampen erleuchtet, die eine oben im Bodenloch und die andere unten in der Kelleröffnung, während in dem mittleren Stocke ein kleines Transparent den Spruch zeigte:

„Unser Kurfürst lebe hoch,
Vom Keller bis zum Bodenloch!"

(Schluß folgt.)

Ein Märchen.

Im tiefen Wald verborgen,
Auf hoher Felsenwand,
Ein Blümchen hold und lieblich,
Die Maienblüthe stand.

Es war des Jägers Freude,
Das holde Blumenkind.
Er sah die Blüthen sprossen
Im lauen Frühlingswind.

Und wartet seiner treulich,
Doch keine Blum' er bricht.
Für ihn die zarte Pflanze,
Das fühlt er, blühet nicht.

Ein And'rer kommt gegangen,
Und nimmt's mit kecker Hand.
Der arme, arme Jäger
Daneben traurig stand.

Er sieht es nun von Weitem
In voller Blüthenpracht. —
O, Gott, das that die Liebe! —
Hat er bei sich gedacht.

D'rauf sieht er es verwelken,
Das zarte Blümelein.
Sein Herze schreit zum Himmel.
O, Gott, es kann nicht sein!

Er sieht es dann verachtet,
Verworfen gar zuletzt.
Da hebt er's auf vom Wege,
Hat's in den Wald versetzt.

Und pflegte es, wie früher,
Getreulich jeden Tag.
Er will doch seh'n, was Liebe,
Die echte, wohl vermag.

Und eines schönen Morgens
Das Wunder war gescheh'n.
Er sieht in voller Blüthe
Die Maienblume steh'n.

Noch zögert er von ferne,
Da spricht das Blümelein
Verschämt: Du magst mich nehmen,
Ich will Dein eigen sein.

Emilie Scheel.

Aus alter und neuer Zeit.

Die von dem bekannten Kunstkritiker Karl von Lützow in Wien herausgegebene Zeitschrift für bildende Kunst enthält in einer ihrer jüngsten Nummern unter dem Titel „Eine Napoleonsstatue von Chaudet" einen uns Hessen ganz besonders interessirenden Artikel aus der Feder unseres hochgeschätzten Landsmanns Dr. Christian Scherer. Es handelt sich hier um das im Treppenhause des Museum Fridericianum staubbedeckt liegende Marmorbildwerk von geschichtlichem wie kunstgeschichtlichem Werthe, der überlebensgroßen, aus karrarischem Marmor gefertigten Statue des Kaisers Napoleons I., die lange für eine Arbeit Antonio Canova's galt, bis sie schon vor Jahren als ein Werk von Antoine Denis Chaudet festgestellt worden ist. Sie verdient wohl der Vergessenheit entrissen zu werden, der sie anheimzufallen droht, und dies zu verhindern, ist ein Hauptzweck des Verfassers. Die Erhaltung des Denkmals ist immer noch eine verhältnißmäßig gute, trotz der Beschädigungen, die es seiner Zeit zu erdulden hatte, die aber nicht derart sind, daß sie das Werk wesentlich entstellten oder seinen Gesammteindruck irgendwie schädigten. „Der Kaiser Napoleon ist als römischer Imperator dargestellt. Ein weiter, am Rande mit Blätterornament besetzter Mantel, der auf der linken Schulter durch eine Spange zusammengehalten wird, umhüllt in schwerem, aber vornehm geordneten Faltenwurf die mächtige Gestalt, sodaß nur der linke Unterschenkel, der rechte Arm und ein Theil der Brust unbedeckt bleiben. Die in die Seite gesetzte Linke ist ganz im Gewande verborgen, die Rechte hält eine Pergamentrolle als Hinweis auf die von ihm verliehene Konstitution des Königreichs Westfalen. Im Haar trägt er

einen Lorbeerkranz mit herabfallenden Bändern, über der Schulter ein Bandelier, an welchem das Schwert hängt, dessen unterer Theil unter dem Mantel sichtbar wird, die Füße sind mit Sandalen bekleidet".

„Idealisirt wie Gestalt und Tracht sind auch die Züge des Kopfes. Von einer getreuen Wiedergabe derselben und einer scharfen Porträtähnlichkeit hat der Künstler abgesehen, dagegen die charakteristischen Züge des Kaisers, jedoch verallgemeinert und bis zum Großartigen, ja Heroischen gesteigert, beibehalten. Die Gestalt des Kaisers athmet würdevolle Ruhe und selbstbewußte, in sich geschlossene Kraft und kennzeichnet ihren Schöpfer als würdigen Schüler jener im Geiste des römischen Alterthums schaffenden Meister, mit denen er noch eine gewisse Strenge und Herbheit des Stiles theilt".

Napoleon schätzte die Kunst Chaudet's sehr hoch. Zu verschiedenen Malen wurde ihm der Auftrag zu theil, das Bild des Kaisers in Erz und Marmor auszuführen. Das bekannteste seiner Bildwerke ist die eherne Statue, welche von 1810 bis 1814 auf der Vendômesäule zu Paris stand und Napoleon als den die Völker beherrschenden Cäsar mit Lorbeerkranz, Harnisch und Feldherrnmantel darstellte. Eine andere Bildsäule von Chaudet stellte den Kaiser in seiner Eigenschaft als Gesetzgeber dar, sie war für den gesetzgebenden Körper in Paris bestimmt und befindet sich jetzt im Berliner Museum. Von ihr ist die Kasseler Statue eine getreue Kopie. Nachdem die Errichtung der Bildsäule in Kassel durch ein königliches Dekret vom 25. Februar 1810 beschlossen worden war, kam dieselbe im Jahre 1812 fertig aus Paris nach Kassel, wurde hier auf dem in der Mitte des Königsplatzes von Grandjean de Montigny, einem der ersten Baumeister Jérômes, errichteten Brunnen aufgestellt und am 12. November 1812 unter großartigen Feierlichkeiten enthüllt. Sie stand daselbst bis zum 30. September 1813 unversehrt, zu welcher Zeit nach dem Einrücken der Russen in Kassel das Volk in seiner Erbitterung gegen die Fremdherrschaft Hand an die Statue legte und dieselbe verstümmelte. In diesem Zustande verblieb sie freilich nicht lange. Der Bautenminister Jussow ließ die abgeschlagenen Theile, wie Arm und Nase, durch den Bildhauer Chr. Ruhl in Gyps ergänzen und so blieb sie stehen an ihrem Platze bis zum endgiltigen Abzuge der Franzosen und der Rückkehr des angestammten Herrschers, wo sie dann für immer davon entfernt wurde. Ihr oberer Theil bis etwa zu den Knieen lag lange Zeit hindurch in dem sog. Materialienhause in der Schäfergasse, der untere Theil, die Platte mit den Füßen noch bis zum Jahre 1882 im Hause des verstorbenen Geheimen Hofraths Ruhl zu Kassel, bis die sämmtlichen vorhandenen Stücke, wie schon oben bemerkt, ihre Aufbewahrung im Treppenhause des Museum Fridericianum fanden und dort auf den Tag ihrer Auferstehung harren. Der Verfasser schließt seinen interessanten Aufsatz mit dem Wunsche, daß dieser Tag nicht mehr fern liegen, und das Denkmal in Anbetracht seines Kunstwerthes nach geeigneter Ergänzung seine Aufstellung im Vestibüle des Kasseler Museums unter den dort bereits vorhandenen Büsten des Napoleonischen Hauses finden möge.

Ein hessischer Prinz — Jakobiner. Von 1817 bis 1821 lebte in Frankfurt a. M. ein alter Sonderling, der sich viel mit Naturwissenschaften beschäftigte, öfter zu Pferd oder zu Fuß, mit einer Botanisirbüchse versehen, Exkursionen in den Frankfurter Stadtwald machte und meist von einer Schaar Knaben begleitet war. Von hoher, hagerer Gestalt, fast immer grau gekleidet, das dünne Haar mit einer Tuchmütze bedeckt, machte er trotz seines sonstigen excentrischen Wesens den Eindruck einer vornehmen Persönlichkeit. Mit der lieben Jugend beschäftigte er sich gerne und fand ein außerordentliches Vergnügen an harmlosen Neckereien mit derselben. Bald ließ er von einem Fenster des „Römischen Kaisers", wo er einige Zeit wohnte, einen „Zwanziger" an einem langen Bindfaden auf die Straße hinabhängen und freute sich kindlich, wenn die Jungen danach haschten, bald schlich er in der Morgendämmerung vor der Hauptwache her und steckte Eierwecke auf die Spitzen der Kettensteine und beobachtete dann von einem Winkel mit großem Behagen das Vergnügen und den gesunden Appetit der Knaben, die sie wegholten. Spottete man auch über seine Sonderlichkeiten, so erfuhr man doch andererseits wieder, daß er ein sehr unterrichteter Mann sei, an dessen Umgang wissenschaftlich gebildete Männer das größte Interesse fanden und ihn gern in ihren Studienstuben empfingen. Auch die Salons der vornehmen Gesellschaft waren ihm nicht verschlossen, und fragte man, wer denn dieser Sonderling sei, so erhielt man die lakonische Antwort: „Er ist ein Prinz und war ein Jakobiner"; viel mehr wußte man nicht von ihm zu sagen.

Und so verhielt es sich denn auch. Der alte Sonderling war der Prinz Karl Konstantin von Hessen-Rotenburg-Rheinfels, der sich an der französischen Revolution auf ihrer Höhe und während ihres Niedergangs mit redlichem Eifer betheiligt, aber niemals den Terroristen gespielt hatte und in dem Schreckensjahre 1793 kaum der Guillotine entgangen war. Er war geboren am 10. Januar 1752 als vierter Sohn des streng katholisch gesinnten Landgrafen Konstantin, dessen ältestem Sohn, Karl Emanuel, nach dem im Jahre 1778 erfolgten Tode des Vaters die Regierung zufiel, während die jüngeren Söhne, denen es nur eine Apanage von 3000 Thalern jährlich trug, darauf angewiesen waren, sich eine Stellung in der Kirche oder der Armee zu suchen. Karl Konstantin wählte das letztere und trat schon früh in die französische Armee ein. Der König von Frank-

reich verlieh ihm das Reiterregiment „Royal-Allemand“, das in Marseille seinen Standort hatte. Hier lebte er in vertrautem Umgange mit dem Abbé Raynal, dem Verfasser der „Geschichte der europäischen Niederlassungen in beiden Indien“, einem der Hauptvertreter der neueren philosophischen Richtung, der Aufklärungsphilosophie, wie sie auch genannt wurde. In Raynal's Umgebung wurde die sich vorbereitende staatliche Umwälzung besprochen und erörtert. Der Prinz Karl Konstantin nahm an diesen Besprechungen regen Antheil, er wurde ein eifriger, selbstbewußter und zuverlässiger Anhänger der neuen Weltanschauung, so daß der alte Philosoph über ihn das Urtheil fällte: „Er ist ein thatkräftiger Idealist, aber, was noch mehr sagen will, er ist kein Fürst, sondern ein fürstlicher Mensch.“ Prinz Karl Konstantin war bei dem Ausbruche der Revolution im Jahre 1789 Maréchal de Camp, 1792 wurde er Kommandant von Perpignan, und noch in demselben Jahre wurde ihm die Stelle eines Divisionsgenerals mit dem Hauptquartier in Besançon übertragen. Durch seine ehrenhafte Gesinnung erwarb er sich das allgemeine Vertrauen, und dieses konnte auch nicht durch den Umstand erschüttert werden, daß einer der gegen Frankreich verbündeten „rois conjurés“, der König Viktor Amadeus von Savoyen, sein Vetter und persönlicher Freund war. Die Bürger von Besançon hingen an ihrem Kommandanten mit begeisterter Verehrung und nannten ihn den citoyen-général-philosophe. Immer mehr drängte es den fürstlichen Demokraten, seinem Stande zu entsagen und seine Gesinnung durch eine öffentliche Handlung auf das Klarste zu bethätigen. Am 30. September 1792, am neunten Tage der Republik, trat er in den Jakobinerklub zu Besançon und nannte sich von da an Charles Hesse.

Der neue Befehlshaber von Besançon hatte seinen Generalstab demokratisch eingerichtet, aber auch die Festung in den besten Stand gesetzt. Das veranlaßte den Gemeinderath der Stadt, dem Kommandanten den Dank durch ein Schreiben besonders auszudrücken. Die Antwort Charles Hesse's lautete: „Verwalter der Stadt! Mit Thränen in den Augen lese ich das Zeugniß des Bürgersinns, das ihr mir ertheilt. Neben einer solchen Wohlthat haben alle Kronen des Weltalls für mich keinen Werth. In welchem Theile der Republik ich auch verweilen mag, nie werde ich die Beweise der Güte vergessen, die ihr mir während meines Oberbefehls in Besançon täglich gegeben habt.“

Seine Thätigkeit in Besançon sollte jedoch nicht lange währen. Im Anfang des Jahres 1793 wurde durch ein Gesetz verfügt, daß alle adelig Geborenen aus den Heeren der Republik austreten müßten. Nun begab sich Charles Hesse nach Paris. Hier beginnt die traurigste Periode seines Lebens.

Das Auftreten des Prinzen war auch in Deutschland nicht unbemerkt und unbesprochen geblieben. Nicht nur entfremdete es ihn mit seinen Brüdern, in einem rheinischen Flugblatte von 1793 findet sich auch folgendes Epigramm:

„An die Jakobiner Salm und Hesse.
Die Ahnherrn knieten einst vor Ludwig dem Großen,
Die Enkel knieen auch, doch vor den Ohnehosen!
O, hätten jene einst vor Gott zu knie'n gelernt,
Hätt' euer Knie sich nicht vom rechten Platz entfernt.“

Der Jakobiner Hesse ist zweifellos unser Prinz Karl Konstantin von Hessen-Rotenburg-Rheinfels, der frühere Kommandant von Besançon, und unter dem Jakobiner Salm ist der Fürst von Salm-Kyrburg zu verstehen, der 1792 sein kleines Ländchen freiwillig republikanisirt hatte und nach Paris gegangen war. Er wurde später unter Robespierre's Herrschaft verdächtigt, gefangen genommen und einen Tag vor dem Sturze des fürchterlichen Schreckensmannes guillotinirt.

An Charles Hesse traten nun Tage bitterer Noth heran. Seines Kommandos beraubt, hatte er auch noch den Verlust seiner Apanage zu beklagen, die ihm sein ältester Bruder, der regierende Landgraf Karl Emanuel, entzog, um ihn von seinen Ansichten zurückzulenken. Charles Hesse blieb aber seinem politischen Glaubensbekenntnisse treu, wenn er auch mit Schmerzen gewahr werden mußte, daß die Entwickelung der Revolution in den 90er Jahren nicht mehr den Freiheitsideen entsprach, die ihn einst begeistert hatten.

Im Jahre 1795 kam Charles Hesse auf kurze Zeit nach Kassel, hier wurde ein Vertrag mit ihm abgeschlossen, nach welchem er auf die Regierungsnachfolge seines Hauses (Hessen-Rotenburg-Rheinfels) für immer Verzicht leistete. Der Landgraf von Hessen-Kassel, Wilhelm IX., ließ seinen Namen aus der Genealogie des Hauses Hessen einfach auslöschen.

In Paris entwickelte Charles Hesse eine emsige journalistische Thätigkeit. Er war betheiligt an dem von Charles Duval herausgegebenen „Journal der freien Männer“, und als am 11. Juli 1799 der bekannte Postmeister Drouet von St. Menehould den Club der Manège gründete, trat er mit anderen Getreuen des Jahres 1793: dem Maler David, dem Korsen Arena, dem Negerbefreier Santhonax 2c. 2c. in denselben ein. Am 18. Brumaire des Jahres VIII der Republik (9. November 1799) stürzte Bonaparte die Verfassung vom Jahre III und begründete die Konsularregierung. Da wurde denn dem Jakobiner Charles Hesse und seinen Gesinnungsgenossen der Aufenthalt in Paris untersagt. Er lebte nun in St. Denis.

Am 24. Dezember 1800 fand in der Rue St. Nicaise zu Paris jene Explosion der Höllenmaschine statt, welche Bonaparte die Veranlassung geben sollte, gegen die Jakobiner, die er fälschlich als die Urheber bezeichnete, vorzugehen. Durch Urtheils

spruch vom 5. Januar 1801 wurden 130 Republikaner zur Deportation nach den Sechellen verurtheilt. Unter den Angeklagten befand sich auch Charles Hesse, den Bonaparte als unbeugsamen Freiheitsschwärmer haßte. Ihm wurde die Insel Ré b. Larochelle zum Aufenthalte angewiesen, und dort, in der langweiligen Stadt St. Martin, mußte er fünf Jahre zubringen, bis er schließlich die Erlaubniß zur Uebersiedelung nach Basel erhielt. Dort hielt er sich von politischen Agitationen anfänglich gänzlich fern und beschäftigte sich vorzugsweise mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. Dies bewirkte eine Aussöhnung mit seinem Bruder, dem Landgrafen Karl Emanuel, der ihm jetzt wieder die Apanage auszahlen ließ.

Zu jener Zeit war er auch schriftstellerisch thätig, er gab u. a. die Zeitschrift „Le Partisan" heraus, in welcher er jedem seiner Artikel die bezeichnenden Worte „fiat lux" beifügte. Den Sturz Napoleon's und die Einsetzung Ludwig's XVIII. als König von Frankreich hieß er willkommen, als aber unter der Regierung des letzteren die Mißgriffe sich häuften, sagte er die Wiederkehr Napoleon's von der Insel Elba voraus. Nach der zweiten Restauration ermahnte er das französische Ministerium zu einer besseren Regierung und prophezeite im entgegengesetzten Falle den Sturz der bourbonischen Dynastie. Dies reizte die französischen Machthaber und veranlaßte Reklamationen bei der Regierung des Kantons Basel, welche schließlich seine Ausweisung zur Folge hatten.

Im Jahre 1817 starb zu Frankfurt a. M. seine jüngere Schwester, die Stiftsdame Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Rotenburg. Zu ihrer Beerdigung begab er sich dorthin und nahm nun dauernd seinen Aufenthalt in Frankfurt. Nur vorübergehend verweilte er einige Monate in Mainz, um dortselbst als greiser Schüler bei dem Professor Metternich Unterricht in den mathematischen Wissenschaften zu nehmen.

Am 19. Mai 1821 verschied er zu Frankfurt in seinem 70. Lebensjahre. Am Petruskirchhofe dortselbst hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Von unbekannter Seite wurde ihm ein schlichter Grabstein gesetzt, den eine Akazie beschattet.

Aus Heimath und Fremde.

Die Gedenkfeier des 50jährigen Bestehens der Oberrealschule zu Kassel am 4. d. M. hat nach jeder Richtung hin einen sehr befriedigenden Verlauf genommen. Die Betheiligung an derselben war eine außerordentlich zahlreiche, und deutlich konnte man sehen, wie diese Anstalt mit der Stadt Kassel und deren Bürgerschaft auf das innigste verwachsen ist. Aus der Reihe der einzelnen Festlichkeiten wollen wir hier nur hervorheben, daß die Hauptfeier am 4. Mai, Vormittags 10 Uhr von dem Direktor der Anstalt Herrn Dr. Karl Ackermann durch eine warm empfundene Ansprache, die von Herzen kam und zu Herzen ging, eröffnet wurde. Sodann hielt Herr Oberlehrer Dr. Knabe einen eingehenden Vortrag über die Geschichte der Entstehung, Begründung und Entwickelung der Realschule. Er schloß seine vortreffliche Rede mit dem Wunsche:

„Der alten Schule ein treu Gedächtniß,
Der neuen Schule die alte Treue zum Vermächtniß!"

Es folgten die Beglückwünschungen von Seiten der Vertreter der Behörden, Deputationen, Freunden der Schule 2c. 2c. Zunächst nahm Se. Excellenz der Herr Oberpräsident Magdeburg das Wort. Er betonte das hohe Interesse, welches Se. Majestät der Kaiser an der Entwickelung des Realschulwesens nehme. Die Verdienste des Herrn Direktors Dr. Ackermann erkenne Se. Majestät besonders an und gebe denselben einen äußeren Ausdruck durch Verleihung des Rothen Adler-Ordens 4. Klasse, welchen er hiermit die Ehre habe zu überreichen. Weiter betonte Se. Excellenz, daß auch der Herr Kultusminister ihn beauftragt habe, der Jubilarin und ihrem Leiter seine Glückwünsche darzubringen, mit denen er die eigenen verbinde.

Es brachten dann die Vertreter der Kollegien und wissenschaftlichen Vereine ihre Gratulationen dar, worauf die Verlesung der zahlreich von auswärts eingegangenen Glückwünsche folgte. Herr Landesbibliothekar Dr. Brunner überreichte ein Widmungsblatt des „Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" und gedachte dabei des großen Interesses, welches die ehemaligen Schüler der Schule den Bestrebungen dieses Vereins von jeher bezeigt hätten, das verdanke man wohl mit der Anstalt, aus der sie hervorgegangen, die ihnen die Liebe zur engeren Heimath an's Herz legte, dem Ausgangspunkte der Liebe für das große deutsche Vaterland. Als letzter der Gratulanten trat Herr Glasermeister H. Schäfer auf, der die Glückwünsche der ehemaligen Schüler der Anstalt darbrachte und eine Stiftungsurkunde über ein von den Schülern gesammeltes Kapital von 4000 Mark überreichte, dessen Zinsen zur Unterstützung würdiger bedürftiger Schüler, ohne Unterschied der Konfession, verwendet werden sollen. Herr Direktor Dr. Ackermann sprach in bewegten Worten allen denen den tiefgefühlten Dank aus, welche durch ihre Theilnahme zur Verherrlichung des schönen Festes beigetragen haben. Er schloß mit einem Hoch auf Se. Majestät den Kaiser. Mit dem Chorgesang „Mein Vaterland, du schönes Land" endete die wohlgelungene Schulfeier.

Von Dr. Karl A. F. Knabe erschien zu der Gedenkfeier unter dem Titel „Vorgeschichte und Entwickelung der Oberrealschule zu Kassel (1812—1893)" eine besondere Festschrift, auf die wir bei anderer Gelegenheit zurückkommen werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 11. Kassel, 2. Juni 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Waldesandacht.

Des Waldes Knospen sind gesprungen,
Die Büsche wogen blüthenschwer,
Da hält's die Alten und die Jungen
Im dumpfen Qualm der Stadt nicht mehr.

Vorbei, voran, ihr frohen Springer
Der langgeschmückten Kinderschaar!
Und will's der Wald, ei nun, so schling' er
Ein grünes Blatt auch mir in's Haar.

Wie lachen sie so hell und munter!
Da droben machen jetzt sie Halt,
Und jetzt — es tönt ihr Lied herunter:
„Der liebe Gott geht durch den Wald."

Da fühl' ich fließen meine Thränen.
Wie stimmt das weich und weit, ach, weit
Trägt heimwärts mich ein schmerzlich Sehnen
Zur längst verwehten Jugendzeit.

Zur Zeit, in welcher meinen Lieben
Mein Herz ein Kirchlein Gottes schien;
Gott ist wohl auch darin geblieben,
Und nur vergessen hatt' ich ihn.

A. Trabert.



Geschichte der Porzellainfabrik in Neu-Hanau.

Von Professor C. A. v. Drach.

(Schluß.)

Dem den Schluß dieser Mittheilungen über die Hanauer Fabrik bildenden Verzeichniß der Namen von darin beschäftigt gewesenen „Porcellainarbeitern" ist folgende Bemerkung vorauszuschicken. Da die einzige Quelle dafür die Kirchenbücher, sowie die Bürgerrezeptionsprotokolle bilden, erscheinen darin fast nur Namen von Leuten, welche als Bürger oder Beisassen sich für immer oder doch auf längere Zeit in Hanau niedergelassen haben, die der Zahl nach wohl überwiegenden Passanten bleiben uns unbekannt. Bei den Rezeptionen sich findende biographische Notizen sind als Anmerkungen beigefügt; die sonst bei den Namen sich findenden Jahreszahlen dienen nur zu einer ohngefähren Fixirung der Lebenszeit der betreffenden Arbeiter in Hanau. Aus diesem Grunde mußten wir auf eine chronologische Aufführung der Namen verzichten und dieselben nachstehend alphabetisch anordnen:

Auer, Johann Helfrich, Maler, 1715.[54]) Bannot, Johann Peter, Maler, Bürger, 1751.[55]) Becker, Paul, Maler, 1686. Beltzer, Joh. Paul, Maler, 1686. Berner, Joh. Nicolaus, Maler, 1733. Berner (Börner), Nicolaus, Dreher, 1776. le Blanc, Samuel, Maler, Bürger, 1697. Blanckharth, Joh. Wilhelm. Brenner, 1747. Bläuer (Bleuer, Pleuer), Carl Heinrich, Maler, Bürger, 1732. Blöth, Hans Peter, Maler, 1684. Butz, Abraham, Maler, 1678. Carle (Karl), Johannes, Maler, 1699 Cosset, Abraham, Maler, Bürger, 1703.[56]) Damm, Joh. Caspar, Brenner, 1749. Daurenheim, Joh. Nicolaus, Maler, 1752. Dittmer, Johannes, Maler, Bürger, 1798. Dönch, Jacob, Maler, 1688. Doll, Jacob Christian, Maler, Bürger, 1751. Duchscherer, Friedrich, Backer, Bürger, 1698. Duscheer (Duscher, Tuscheer), Johann Georg, Maler, Bürger, 1716. Eißermann, Henrich, Maler, 1683. Engel, Johann Valentin, Maler, Bürger, 1766. Fätz (Fetz, Phetz, Vätz), Simon Hermann, Maler, Bürger, 1723.[57]) Fischer, Carl Christ, Maler, Bürger, † 1794, 58 Jahr alt. Fischer, Carl Christian, Maler, Bürger, 1792. Fischer, Isaak, Brenner, Bürger, 1764. Fischer, Michael, Dreher, Bürger, 1710. Formberger, Johann Theobald, Maler, 1683. Frickel, Peter, Maler, Bürger, 1706. Frickel, Peter, Dreher, Bürger, 1745. Gelberich, Johannes, Dreher, Maler, Bürger, 1726. Gelberich, Johann Daniel, Maler, Bürger, 1735. Gosse, Abraham, Maler, Bürger, 1703. Gosse, Moses Valentin, Porcellanverwalter, 1703.[58]) Guterwill, Franz, Dreher, Bürger, 1729. Häffler (Höfler), Adam, „Claßurmahler", † 1762, 44 Jahr alt. Hainbuch (Heimbuch), Joh. Christoph, Former, Bürger, 1783. Hamburger, Johannes, Dreher, Bürger, † 1760, 60 Jahr alt. Hamburger, Simon, Maler, Bürger, 1744. Hammel, Peter, Glasurmüller, † 1794, 63 Jahr alt. Hartmann, Carel, Porcellainschilder, 1752. Hartmann, Joh. Carl, Maler, Bürger, 1743. Hartmann, Johann Philipp, Maler, Bürger, 1761. Hartmann, Philipp Christian, Maler, 1752. Heil (Heyl), Joh. Adam, Modell- und Formenmacher,

---

54) „Am 19. Oct. 1731 bittet Charlotte, des Joh. Helferich Auers, gewesenen Beisassen und Porcellainmahlers zu Neu-Hanau hinterlassene Wittib um die Aufnahme in die Neustadt; alt 40 Jahre; der älteste Sohn ist 21 Jahre alt; J. H. Auer war 26 Jahre lang als Porcellainmahler in hiesiger Porcellainfabrique thätig, ging an die zu Osnabrück neu angelegte Porcellainfabrique und wurde dort Director und Meister; nachdem die Fabrique verkauft war, kehrte die Wittwe nach Hanau zurück und will ihren Sohn in der Porcellainfabrique unterbringen; sie wird am 6. Juni 1732 in Hanau wieder angenommen, dabei jedoch Schwierigkeiten gemacht, weil Auer bei seinem Wegzuge nach Osnabrück verschiedene gute Arbeiter zum Mitgehen verführt hatte: Hr. Colonell van Alphen will dem Sohne keine Arbeit geben." Im Sädtischen Museum zu Frankfurt a. M. befindet sich ein am Boden mit „Johann Carl Auer 1742 a Frankfurth" signirter Fayencekrug; derselbe ist demnach wohl ein Erzeugniß der Frankfurter Fabrik und das in Blau aufgemalte Stadtwappen von der Hand des jüngeren Auer.

55) Er hat bei dem Porcellain Fabricanten van Alphen 6 Jahre in der Lehre gestanden und nunmehr ein Jahr als Geselle gearbeitet.

56) Wohl eine Person mit Abraham Gosse.

57) Den Bürgerrezeptionen nach wäre er aus Kassel.

58) In den Bürgerrezeptionen 1678 als: Moyse Valentin Cosset, Porzellainbäcker von hier eingetragen.

Bürger, 1765. Heil, Johannes, Maler, Bürger, 1763. Heil, Johannes, Dreher, Bürger, 1788. Heil, Joh. Nicolaus, Werkmeister, Bürger, 1790. Heil, Nicolaus, Maler, Bürger, 1788. Helbrich, Joh. Daniel, Maler, Bürger, 1751. Hermann, Johann Jakob, Dreher, Bürger, 1729. Hermann, Simon, Maler, Bürger, 1711. Heuer, Georg Friedrich, Backer, 1726. Heyl, Johann Caspar, Dreher, Schutzverwandter. 1711. Höffler, Adam, Brenner, 1749. Hofman, Jacob, Dreher, Bürger, 1795.[59]) Hofmann, Joh. Georg. Maler, Bürger, † 1796, 66 Jahr alt. Hofmann, Joh. Henrich, Maler, 1796. Hofmann, Johann Wilhelm, Maler, Bürger, 1798. Horn, Adolph, Dreher, Bürger, 1790. Horn, Philipp Adolph, Dreher, 1783. Hummel, Joh. Peter, Glasurmüller, 1783. Hummel, Peter, Former, Bürger, 1773.[60]) Jacob, Joh. Christoph, Brenner und Verwalter, 1768. Jack, Johan Baltasar, Backer, 1714. Ickeler, Johannes, Former, Bürger, 1770. Jordan, Joh. Daniel, Maler, Bürger, 1780. Jost, Hans Jacob, Porcellanschüsselmacher, Bürger, 1665.[61]) Kaiser, Daniel, Maler, Bürger, 1763. Kayßer, Joh. Matthias, Maler, Bürger, † 1766, 53 Jahr alt. Keller, Wilhelm, Dreher, Schutzverwandter, 1797. Klaumann, Joh. Martin Wilhelm, Porcellanfabricant, 1781. Kling, Joh. Georg, Kutscher u. Arbeiter i. d. P. F., Bürger, 1736. Köhler, Conrad, Maler, 1687. Köllner, Wilhelm Dreher, 1798. Kraußß, Philipp, Dreher, Bürger, 1771.[62]) Kroll, Johannes, Maler, Bürger, 1796, Lay, Philipp Friedrich, Brenner, Bürger, 1736.[63]) Linck, Johann Jacob, Dreher, Bürger, 1751. Lotten, Jan van, Backer, † 1667. Lotz, Johannes, Backer, Bürger, 1717. Margott, Franz Michael, Poussirer, Bürger, 1753.[64]) Mayor, Abraham, Maler, Bürger, 1709. Mees, Joh. Peter, Porcelainmaler, Bürger, 1734. Mehling, Wentzel Peter, Maler, 1686. Münch, Johannes, Maler, Bürger, 1796. Nelcke, Joh. Heinrich, Maler, Bürger, 1728. Nelcke, Joh. Heinrich, Dreher Bürger, 1758. Nelcke, Rudolph, Maler. 1760. Nelke, Joh. Adam, Dreher, Bürger, † 1736, 68 Jahr alt.[65]) Nieder, Joh. Jacob, Glasurmüller, Bürger, 1776. Nieste, Johann David, Maler, 1685. Obicker, Adam, Backer, Bürger, 1695. Obicker, Joh. Philipp, Brenner, 1751. Obicker, Joh. Wilhelm, Backer, Bürger, 1703. Obicker, Philipp Adam, Brenner, Bürger, 1752. Otto, Johann Christoph, Maler, Bürger, 1775. Passeron, Pierre, Poussirer, Bürger, 1756.[66]) Pertoleri, Johannes, Dreher, 1791. Polts, Johannes, Maler, 1689. Preiß, Johann Leonhard, Maler, Bürger, 1739.[67]) Rau, Johann Georg, Glasurmaler, Bürger, 1734. Reichard, Joh. Reinhard, Maler, Bürger, 1777. Reichert, Johannes, Maler, Bürger, 1763. Reinhard, Johannes, Maler, Bürger, 1768. Reinhardt, Kilian, Brenner, Bürger, 1708. Reinhart, Joh. Georg, Maler, Bürger, 1723. Ries, Heinrich, Maler, Bürger, 1801. Säfftel (Sefftel), Joh. Georg, Backer, 1716. Schäfer, Caspar, Maler, Bürger, 1752. Schäffer, Joh. Caspar, Maler, Bürger, 1756. Schaub, Andreas, Parcolanarbeiter, Bürger, 1711. Schertz, Joh. Bernhard, Maler, Bürger, 1770.[68]) Schilles (Schyliß), Jacob, Maler, Bürger, 1706. Schmähling, (Schmeling), Joh. Heinr. Dreher, Bürger, 1780. Schmäling, Friedrich, Maler, Bürger, 1803. Schmäling, Heinrich, Dreher, Bürger, 1801. Schmiedt, Joh. Adam, Maler, 1728. Schreiber, Jesajas, Maler, Bürger, 1702. Schreiber, Joh. Heinr. Maler, Bürger, † 1727. 74 Jahr alt. Schreiber, Joh. Nicolaus, Maler, Bürger, 1709. Schreiber, Isaak, Maler, Beisaß, 1730. Schreiber, Wentzeslaus, Maler, Beisaß, 1684. Schütz, Johannes, Maler, Bürger, 1699. Schütz, Johann Paul, Dreher, Bürger, 1708. Schütz, Paul, Dreher, Bürger, 1722. Schwenk, Johann Heinrich, Maler Bürger, 1790. Sefftel, Jörg, Barcelainenarbeiter, 1707. Sieberth, Cyriacus, Dreher, Bürger, 1763. Simon, Franz

---

59) „Aus Hanau gebürtig; 37 Jahr alt; evangelisch; er hat in Kelsterbach als Porcellaindreher gestanden und kommt in die hiesige Porcellain Fabrique; sein Vater Johann Georg Hofmann ist dermahlen in Flörsheim Porcellainmahler."

60) Er war aus Altenstein in Württemberg.

61) Derselbe kommt in dem Kirchenbuch 1652 noch als Tuchmacher vor und hatte sich demnach nachträglich auf die Kunsttöpferei verlegt.

62) Aus Durlach gebürtig, dürfte er wohl früher in der dortigen Fabrik gelernt und gearbeitet haben.

63) Den schon über diesen Mann gemachten Mittheilungen ist noch nachzutragen, daß der 1772 als Direktor der Hessen-Darmstädtischen Fayencefabrik zu Kelsterbach a. M. erscheinende Johann Jacob Lay, in dessen Besitz dieselbe später überging, wohl sein Sohn gewesen sein wird.

64) „Ein Pouçier-Meister von Hersfeld; 41 Jahr alt; katholisch; er ernährt sich mit pouçiren in der Porcellain-Fabrique."

65) „Von Großen-Haßlach aus dem Onoltzbachischen gebürtig; 41 Jahre alt; evangelisch; er ist 12 Jahre in der Fremde und hält sich bereits in das 7. Jahr hier auf."

66) „Von Morges in der Schweiz gebürtig; 28 Jahr alt; kath.; er hat die Kunst in Asti erlernt und bereits darinnen zu Berlin, Dresden u. a. profidiret; ist nebenbei Sprachmeister des Italienischen."

67) Den Bürgerrezeptionsprotokollen nach war er 1709 von Naumburg in Sachsen gekommen. (Wohl Naumburg a. d. Saale.)

68) Aus Frankfurt gebürtig, war er vermuthlich in der dortigen Fabrik thätig gewesen, denn es heißt in dem Rezeptionsprotokoll: „er arbeitet bei dem Assessor van Alphen, von welchem er hierher beschrieben worden".

Abraham, Former, Bürger, 1790.[69]) Stang, Christian, Maler Bürger, 1773. Stang, Joh. Christ. Maler, Schutzverw. † 1796, 50 Jahr alt. Stieffvatter, Johann Michael, Maler, 1744. Tauber, Johann Matthias, Maler, Bürger, 1737.[70]) Theuniss, Jakob, Porceleynschilder, 1686. Töschner, Joh. Jörg, Maler, Bürger, 1715.[71]) Utz, Johann Georg Jeremias, Maler, Bürger, 1752. Utz, Johann Leonhard, Maler, Bürger, 1752.[72]) Völcker, Johann Henrich, P=arbeiter, 1718. Völcker, Heinrich, Maler, Bürger, 1712. Volst (Wolst), Johann Daniel, Maler, Bürger, 1732. Weber, Leonhard, Maler, Bürger, 1710. Weiß, Samuel, Maler, Bürger, † 1704. Weust, Philips, Backer, Bürger, 1664.[73]) Wolf, Daniel, Dreher, Bürger, 1736. Wolf, Joachim Leonhard, Maler, Bürger, 1730.[74]) Wolf, Johann Daniel, Maler, Bürger, 1735. Zenckert, Joh. Nicolaus, Brenner, 1776. Zörckel, Joh. Wilhelm, Maler, Bürger, † 1725, 64 Jahr alt.

Wir dürfen wohl schließlich die Erwartung aussprechen, daß vermittelst des vorstehenden Verzeichnisses, da doch sicher der eine oder andere von den darin genannten Malern seine Arbeit mitunter mit dem vollen Namen oder den Initialen davon bezeichnet hat[75]), manche bisher unbestimmbare Fayencen sich als Hanauer Erzeugnisse werden feststellen lassen.

---

69) Er war aus Straßburg i. E. gebürtig; der Faktor in der Porcellain Fabrik, Dangers, stellte ihm ein gutes Zeugniß aus.

70) Aus Nürnberg gebürtig und 31 Jahre alt, war er 14 Jahre in der Fremde gewesen und zwar in den Fabriken zu Kopenhagen, Dresden, Groß=Zerbst, Hamburg, Minden a. d. Weser und zuletzt in Kassel. Friedrich hat in seinem Aufsatz über die Nürnberger Fayencefabrik (Zeitschr. d. bayer. Kunst=Gewerbe=Vereins in München. Jhrg. 1889, S. 8 ff) zwei Fayencemaler Namens Tauber erwähnt, Georg Michael und Johann Michael, von denen sich Arbeiten aus dem Jahr 1720 im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin vorfinden. Der erstgenannte dürfte wohl ein Bruder von unserm Joh. Matthias, der zweite beider Vater gewesen sein.

71) Gebürtig aus Bockenheim.

72) Aus Kreilsheim im Ansbachischen stammend, kam er mit seinem Sohn, Joh. Georg Jeremias, der 1 Jahr und 3 Monate in der Kasseler Fabrik gearbeitet hatte, nach Hanau.

73) Dem Rezeptionsprotokoll nach war er aus Rotterdam.

74) Er produzirte einen ihm vom Onolzbachischen Verwalter über die Porcellain Fabrique daselbst, Georg Christian Oßwald, unterm 14. April 1728 ertheilten Lehrbrief.

75) So könnte z. B. die Malerei auf einem in des Verfassers Besitz befindlichen und auf der Unterseite mit I. C S. / 1750 bezeichneten Teller von Johann Caspar Schäffer herrühren.

Die Erhebung der Landgrafschaft Hessen=Kassel zum Kurfürstenthum.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

Für den zweiten Tag der zu Ehren der Erhebung der Landgrafschaft Hessen zum Kurfürstenthum in Kassel veranstalteten Festlichkeiten, für Montag den 16. Mai 1803, war in dem Programme zunächst großes Ordenskapitel vorgesehen. Um 12 Uhr Mittags versammelte sich der Hof, um dem Ritterschlag der neuen Ritter des am 14. August 1770 vom Landgrafen Friedrich II. gestifteten kurfürstlichen Haus=Ordens vom goldenen Löwen beizuwohnen. Der Kurfürst als Ordensmeister erschien in der hellblau sammtnen Ordenskleidung und in dem roth atlassnen mit Hermelin verbrämten Mantel. Er nahm Platz auf dem Thron, um den sämmtliche Ordensritter, — es waren deren damals 39 — zu beiden Seiten in einem Halbzirkel herumsaßen. Unter strikter Beobachtung des herkömmlichen Zeremoniells wurden feierlich zu Rittern geschlagen der Prinz Wilhelm von Hessen=Kassel, der General=Lieutenant Wilhelm Julius von Schenk zu Schweinsberg, der Geheime Rath und Oberappelationsgerichts=Präsident Ludwig Helmuth Heinrich von Jasmund und der Geheim=Rath und Erbmarschall Johann Konrad von Riedesel. Dieser feierliche Akt dauerte bis gegen drei Uhr. Hiernach fand große Rittertafel im Ordenssaale statt, an welcher der Kurfürst mit sämmtlichen Rittern theilnahm, und bei welcher der Pokal nach alter Sitte unter Pauken und Trompetenschall auf die Wohlfahrt des Kurhauses Hessen geleert wurde.

Abends 6 Uhr wurde in dem kurfürstlichen Hoftheater ein versificirtes Schauspiel in drei Akten und mit Gesängen: „Hesus oder Lohn für Vaterlandsliebe“ aufgeführt, welches der Inspektor des Kadettenhauses W. Döring eigens für diese Feierlichkeit gedichtet hatte. Die Musik der Gesänge war von dem Schauspiel=Unternehmer Haßloch

komponirt. Das Haus war in allen Logenreihen glänzend erleuchtet.

Der Kurfürst wurde bei seinem Eintritte von dem gesammten Publikum mit einem dreimaligen Vivat empfangen. Der Inhalt des Stückes war angeblich der Geschichte der Katten entnommen und mit altdeutscher Mythologie verwebt. Am Schlusse sah man in Walhalla die Bildsäulen sämmtlicher Ahnherren des fürstlich hessischen Hauses nebst der Chiffre des nunmehrigen Kurfürsten, welche Wodan dem Helden des Stückes auf prophetische Weise darstellte. Eine herbeifliegende Göttin des Ruhmes krönte den kurfürstlichen Namen mit einem Lorbeerkranz unter Pauken- und Trompetenschall, wobei das Publikum sein Vivat wiederholte.

Am dritten Tage war wieder Cour und große Tafel. Abends 6 Uhr versammelte sich der Hof in der Orangerie zu einem bal paré en masque, zu welchem sich über 50 Damen und gegen 140 Kavaliere einfanden. „Die Eleganz der Kostüme, die Grazie der Tänzerinnen und der allgemein herrschende Frohsinn zeichneten diesen Ball vor vielen anderen aus und machten ihn zu einem sehr unterhaltenden Schauspiel. Die Erfrischungen während des Tanzes wurden in Ueberfluß und ausgesuchtester Delikatesse gereicht.“ Um 9 Uhr begab sich der Hof zum Souper.

Für die bürgerliche Gesellschaft war das große Treibhaus der Orangerie zur Tanzbelustigung eingerichtet worden, welcher sich denn auch die zahlreich Erschienenen mit großem Vergnügen hingaben.

Das Orangeriebäude sowohl als der ganze Garten waren prachtvoll beleuchtet und auf dem großen Bowlinggreen wurde nach aufgehobener Tafel ein großartiges Feuerwerk abgebrannt, welches von dem in Kassel anwesenden königl. preußischen Kammerherrn von Hahn veranstaltet worden war.

Besondere Bedeutung erhielt noch dieser Tag durch die Anwesenheit des Bruders des Kurfürsten, des Prinzen Karl von Hessen-Kassel, des königl. dänischen Statthalters von Schleswig und Holstein. Schon während der Tafel befand sich der Prinz incognito unter den Zuschauern und gab sich nicht eher zu erkennen, bis sein Bruder der Kurfürst sich zu entfernen im Begriffe stand. Der unvermuthete Anblick dieses allgemein beliebten Fürsten, der seit vierzehn Jahren seine Vaterstadt nicht mit seinem Besuche beehrt hatte, erregte nicht nur bei dem kurfürstlichen Hofe, sondern auch bei allen Anwesenden die größte Freude und erhöhte das Interesse dieses frohen Tages, mit dem die Feierlichkeiten beschlossen wurden. — Der Verfasser der Schrift über die Feierlichkeiten bei der Erhebung Hessen-Kassels zum Kurfürstenthume schließt seinen Bericht mit den weniger poetischen als gut gemeinten überschwenglichen Versen:

In des Ruhms Annalen schreibt, o Hessen!
Klio selbst den Namen Wilhelm ein;
Nie wird Er, und sie dies Fest vergessen,
Ewig, wie des Phöbus gold'ner Schein,
Wird der Glanz des Fürsten-Hauses sein. —

Man ersieht aus der Großartigkeit dieser Festlichkeiten, welchen Werth der Fürst und das hessische Volk auf die Erhebung des Landes zum Kurfürstenthum legten. War doch die Erwerbung der Kurwürde für den Fürsten mit nicht geringen Unkosten verbunden und von Geldausgaben war bekanntlich der Kurfürst Wilhelm I. kein Freund. Nach altem Herkommen wurde, wie R. Waitz Freiherr von Eschen in seiner Schrift „die Verhandlungen, welche der Errichtung der hessischen Kurwürde vorausgingen“ mittheilt, ein neuer Kurfürst in das Kurfürsten-Kolleg feierlich eingeführt, man wollte noch an diesem Brauche bei dem Landgrafen Wilhelm IX. festhalten und zwar mit gutem Grunde. Denn dem Gebrauche nach mußte der neueintretende Kurfürst jedem Reichstagsgesandten der anderen Kurhöfe ein Geschenk von 12000 Gulden machen. Auch der Wiener Hof machte in einem solchen Falle Ansprüche auf Sporteln, Taxen u. s. w. im Betrage von etwa 160000 Gulden. Nun war der Beschluß der Erhebung Hessen-Kassels zum Kurfürstenthum bereits in der Sitzung der Reichsdeputation vom 23. November 1802 gefaßt worden, man zog aber selbst nach Erlaß des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 die Ratifikation des Friedens in die Länge, um die nach den neuen Titeln begierigen Fürsten mürbe zu machen und zur Zahlung der erheblichen Summen zu veranlassen. Doch dem Landgrafen dauerte die Sache zu lange und ohne die Beendigung der weitläufigen Formalitäten in Regensburg abzuwarten, nahm er am 15. Mai die Kurwürde an. Ob durch dieses rasche Vorgehen wohl auch die Zahlung jener Gratifikationen hinfällig geworden ist?

Eine wirkliche Bedeutung hatte die Kurwürde, die freilich in der Proklamation als der königlichen Würde am nächsten kommende bezeichnet wird, in jener Zeit nicht mehr, höchstens, daß sie Anlaß zu Rangstreitigkeiten gab, die denn auch nicht ausbleiben sollten.

Nur wenige Jahre befand sich der Kurfürst im ungestörten Genusse seiner neuen Würde. Es folgte die französische Fremdherrschaft und erst nach sieben Jahren konnte Wilhelm I. in sein angestammtes Land zurückkehren. Als nach dem Sturze des Kaisers Napoleon vom 20. Sept. 1814 ab der Wiener Kongreß folgte, auf welchem

die politischen Verhältnisse Europas neu regulirt werden sollten, begab sich auch der Kurfürst Wilhelm im Oktober des genannten Jahres dorthin, verweilte aber nur kurze Zeit daselbst. Daß er dort gleich dem Kurfürsten von Hannover nach dem Königstitel und zwar als „König der Katten" getrachtet, aber keine Willfährigkeit bei dem Kongresse gefunden habe, wurde zwar erzählt, fand aber von Kassel aus lebhaften Widerspruch in öffentlichen Blättern. Wippermann ist in seinem Werke „Kurhessen seit dem Freiheitskriege" der Ansicht, daß auf eine Hinneigung zur Erwerbung der Königswürde seitens des Kurfürsten Wilhelm vielleicht die Verhandlung mit Preußen im August 1806 wegen Errichtung einer Konföderation des nördlichen Deutschlands deuten könne, nach welcher die Annahme höherer Titel und Würden einer weiteren Berathung vorbehalten bleiben sollte.

Ob nun das geringe Entgegenkommen der Kongreß-Mächte, ob ein anderes Vorkommniß, das was Friedrich Müller in seinem trefflichen Werke „Kassel seit siebzig Jahren" mittheilt, den Grund abgegeben hat, daß Kurfürst Wilhelm nur so kurze Zeit in Wien verweilte, wissen wir freilich nicht, jedenfalls ist aber die Erzählung Friedrich Müller's interessant genug, um hier wiederholt zu werden. Müller schreibt:

„Der Kurfürst hatte seinem Gesandten anempfohlen, bei der für ihn in Wien zu miethenden Wohnung auf einen bescheidenen Preis für dieselbe zu sehen. Für einen solchen war indessen eine dem Kurfürsten und dessen großem Gefolge angemessene nicht anders zu bekommen, als wenn sich mit der zweiten Etage in einem großen Hause begnügt wurde, und das war geschehen. Welchem besonderen Umstande aber noch die Wohlfeilheit zu verdanken war, das sollte der Kurfürst erst durch den König von Bayern, den jovialen König Max Joseph, erfahren. Als dieser ihm seinen Gegenbesuch machte, geschah es mit dem Ausrufe: „aber Herr Vetter Liebden, in welches Haus sind Sie denn gerathen?" und es stellte sich heraus, daß die erste Etage von mehreren der elegantesten, ein offenes Haus haltenden Damen occupirt war, von welcher Entdeckung der alte Herr nicht sehr erbaut gewesen sein soll".

Am 28. April 1815 ließ der Kurfürst Wilhelm auf dem Wiener Kongresse erklären, daß er, jedes Andenken der alten Verfassung des großen deutschen Vaterlandes schätzend, entschlossen sei, den kurfürstlichen Titel beizubehalten, er wolle aber mit demselben das Prädikat „Königliche Hoheit" verbinden, um jeder Mißdeutung zuvorzukommen, welche den bisherigen königlichen Ehren des Kurhauses nachtheilig sein könne und in der Kongreßakte (Art. 41) ward dieses von dem Kurfürsten angenommene Prädikat stillschweigend anerkannt.

Als der Kurfürst dann den von ihm eingetauschten preußischen Antheil des ehemaligen Fürstenthums Fulda in Besitz nahm, erklärte er durch das Patent vom 31. Januar 1816, daß er jenen Antheil unter dem Titel und Namen des Großherzogthums Fulda mit seinen Staaten vereinige. In seinem Staatstitel nannte er sich von nun an: „Kurfürst und souveräner Landgraf von Hessen, Großherzog von Fulda".

Johann Ewald in hessischen Diensten.

Von A. Zwenger.

Am Tage nach dem Treffen von Sandershausen (23. Juli 1758), jenem für die Hessen so ruhmreichen, wenn auch unglücklichen Kampfe mit den Franzosen, führte ein älterer Herr einen vierzehnjährigen Knaben zur Wahlstatt, um denselben durch persönliche Anschauung der Greuel des Krieges von seiner leidenschaftlichen Neigung für den Soldatenstand abzubringen. Vergebliche Mühe. Der Anblick der zahllosen Schlachtopfer, welche der blutige Kampf verlangt hatte, schreckte ihn nicht ab, er befestigte ihn nur noch mehr in seinem Vorhaben und begeistert rief er aus: „Wie beneidenswerth, wer so für's Vaterland gefallen ist!" Da gab denn auch die Familie nach, und gestattete dem jugendlichen Enthusiasten, daß er sich dem Militärstande widmen durfte. Und er hatte das Richtige getroffen. Aus ihm ist ein Krieger geworden, der zu den hervorragendsten unter den an vortrefflichen Offizieren so reichen hessischen Armee zu Ende des vorigen Jahrhunderts gehörte und der überall, wo er thätig gewesen, sich durch hohe Bravour, verbunden mit klarem Verstande und militärischer Einsicht, und durch seinen höchst ehrenwerthen soldatischen Charakter auf das Vortheilhafteste ausgezeichnet und seinem hessischen Vaterlande Ehre gemacht hat. Es ist Johann Ewald. Von 1760 an hat er als Kadet und

als Fähnrich in den meisten Schlachten und Gefechten des siebenjährigen Krieges, an denen Hessen betheiligt waren, mitgekämpft, in Amerika hat er sich als Kapitain in dem Jägerkorps reiche Lorbeeren verdient. Und wenn er später in Folge Zurücksetzung sich genöthigt sah, aus dem hessischen Kriegsdienste auszuscheiden und in den dänischen überzutreten, in welchem er es zu hohen Ehren bringen sollte, ist ihm doch sein altes Heimathland Hessen stets theuer geblieben und nur mit schwerem Herzen erfüllte er, im Hinblicke auf das traurige Schicksal seiner Heimath während der französischen Fremdherrschaft, die ihm gewordene Aufgabe, gegen Schill und den Herzog von Braunschweig kämpfen zu müssen. Doch nicht Ewald's Thätigkeit als dänischer General soll den Gegenstand unseres Artikels bilden, wir wollen uns hier nur mit seinen Leistungen im hessischen Dienste beschäftigen, und diese sind vollauf genug, um ihm unumwunden die allgemeine Anerkennung zu sichern. Es geht ein eigener Zug durch sein Leben, der ungemein sympathisch berührt, und dem auch fast alle Militärschriftsteller jener Zeit beredten Ausdruck gegeben haben. Achtzig Jahre sind seit seinem Tode verflossen, — er starb am 25. Juni 1813 auf einem Landgute bei Kiel — aber sein Name ist auch bei uns in Hessen noch in gutem Andenken, und vor noch nicht zwei Jahren hat unser beliebter Schriftsteller Franz Treller in seinem trefflichen Werke „Vergessene Helden" noch den Thaten Ewald's in Amerika in würdigster Weise eine schöne Erinnerung gewidmet.

Johann Ewald war am 30. März 1744 zu Kassel als Sohn des Rechnungsführers bei dem Oberpostamte Georg Heinrich Ewald und dessen Gattin Katharine Elisabeth, geb. Breithaupt, geboren. Früh verlor er seine Eltern und seine Erziehung übernahm nach dem Tode derselben seine Großmutter, die einen sehr heilsamen Einfluß auf ihn ausübte und deren Andenken ihm zeitlebens theuer war. Seine unbezwingliche Neigung zum Soldatenstande erwachte schon in seiner frühesten Jugend und wurde genährt durch die kriegerischen Ereignisse, deren Schauplatz Hessen bald nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges wurde. Am 24. Juni 1760 trat er als Kadet in das hessische Infanterie-Regiment von Gilsa ein. Das Regiment nahm in diesem Jahre an den Aktionen von Korbach, Volkmarsen, Warburg 2c. Theil und stieß im Februar 1761 zu dem von dem Grafen von Bückeburg befehligten Korps, welches die von den Franzosen besetzte Hauptstadt Hessens belagerte. Bei einem Ausfalle der Franzosen wurde Ewald durch eine Musketenkugel am rechten Beine oberhalb des Kniees verwundet. Unter vielen Beschwerden wurde er mit den anderen Verwundeten nach Ihringshausen, von da nach Höxter und schließlich nach Oldendorf gebracht, wo sich das große hessische Militär-Hospital befand. Hier wurde ihm die trefflichste Pflege zu Theil und gänzlich hergestellt traf er am 3. Juni 1761 wieder bei seinem Regimente ein, das damals in der Gegend von Paderborn kantonnirte. Am 16. Juni wurde er in Belohnung seines guten Benehmens zum Fähnrich ernannt. In demselben Jahre wohnte Ewald noch den Affairen von Unna, Villingshausen, Kloster Bredelar, Höxter 2c. bei, sowie 1762 der Schlacht von Wilhelmsthal, dem Anfange der Belagerung von Kassel, und dem Gefechte bei der Brücker Mühle, womit der siebenjährige Krieg sein Ende fand. Nach dem Frieden erhielt das Regiment Gilsa die Festung Ziegenhain zur Garnison. Als Ewald 1764 einige Zeit auf Urlaub in Kassel sich befand, hatte er das Glück durch seinen militärischen Anstand und durch seine Gewandtheit die Aufmerksamkeit des Generaladjutanten von Jungheim zu erregen und die Folge davon war, daß er am 30. Mai 1765 zum 3. Bataillon Garde versetzt wurde. Im Jahre 1766 wurde er zum Sekondelieutenant befördert. „Den Fähnrichtitel gegen den eines Lieutenants zu vertauschen", äußerte sich später Ewald, „ist für einen jungen und stolzen Offizier keine Kleinigkeit; die ganze Welt war mein in diesem Augenblicke".

Im Jahre 1769 verordnete Landgraf Friedrich II., daß fernerhin das Offizierkorps der Garde nur aus Adeligen bestehen sollte. Ewald wurde in Folge dessen zum Leibregimente versetzt. Da sollte ihm in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar 1770 ein schweres Mißgeschick begegnen, das er selbst in seinen hinterlassenen Papieren mit folgenden Worten erzählt:

„Fröhlich und vergnügt betrat ich mit einigen Freunden den Gasthof zum Hof von England genannt. Wir speisten fröhlich zu Abend; aber ach! der edle Rebensaft brachte unser Blut in Wallung; wir geriethen in Wortwechsel, und ich schlug mich mit einem meiner Freunde im Dunkeln vor der Thüre. Ich wurde tödtlich verwundet und verlor das linke Auge. Kaum hatte der Schlag getroffen, so kamen wir sämmtlich wieder zur Besinnung; ich schwamm im Blute und meine Freunde vergossen Thränen. Aerzte und Chirurgen wurden zu Hülfe gerufen und man trug mich in meine Wohnung. Elf Tage stand mein Leben in Gefahr; ich mußte drei der schmerzhaftesten Operationen aushalten und meine Stube dreizehn Monate hüten. Diese Kur kostete eine bedeutende Summe Geldes, doch muß ich gestehen, daß der, welcher das

Unglück hatte, mich zu verwunden, mich nach Vermögen unterstützte. Ich bin nicht einen Augenblick ungehalten auf ihn gewesen, aber ich habe ihn nie wieder gesehen; denn wir hatten beide Schuld, und wer weiß, wie es mit mir in der anderen Welt ausgesehen hätte, wenn ich gefallen wäre und so, durch mein eigenes Verschulden, den mir von der Vorsehung angewiesenen Posten verloren hätte. Im Anfang Juni 1771 war ich wieder hergestellt. Um mein zerfetztes Gesicht doch etwas auszuputzen, trug ich ein künstliches Auge, welches mich oft genug inkommodirte, aber beinahe nicht zu erkennen war. Es lag mir aber noch ein Stein auf dem Herzen. Der Herr Landgraf hatte, dem Verlauten nach, beschlossen, mich zur Nachkur nach der Festung Spangenberg zu schicken. Mit diesem Gedanken beschäftigt, meldete ich mich auf der Parade bei Sr. Durchlaucht zum Dienste. „„Wenn das Pferd aus dem Stall gelaufen, macht man die Thüre zu““, waren des Landgrafen Worte und alle Strafe, die ich erhielt. Wer war nun froher als ich; ich vergaß, daß ich ein Auge verloren hatte“.

Das lange Krankenlager brachte Ewald aber doch einen Gewinn von wesentlicher Bedeutung für seine Zukunft. Er beschäftigte sich in dieser Zeit auf das Eifrigste mit dem Studium der Militärwissenschaft und hatte dabei einen ebenso kenntnißreichen wie wohlwollenden Fachmann zum Führer, den Kapitän und Professor der militärischen Wissenschaften am Karolinum zu Kassel Jakob Mauvillon. Auf seinen Rath verfaßte Ewald seine erste militärische Schrift:

> Gedanken eines Hessischen Offiziers über das, was man bei Führung eines Detachements im Felde zu thun hat. Kassel 1774 8° (86 Seiten mit 3 Plänen).

Diese Schrift widmete Ewald dem Landgrafen, der sie annahm und dem Verfasser seine Zufriedenheit mit derselben durch ein eigenhändiges huldvolles Schreiben zu erkennen gab. Und nicht lange sollte es währen, daß der Sekondelieutenant Ewald zum Kapitän der Leibjäger ernannt wurde. Diese außerordentliche Beförderung erfolgte schon im März 1774. Nun befand sich Ewald auf einem Posten, auf dem er mit der Zeit Vorzügliches leisten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Besuch am landgräflich hessischen Hofe zu Philippsruhe im Jahre 1773. Bekanntlich wurde die Grafschaft Hanau seit ihrem Anfall an Hessen-Kassel selbstständig verwaltet und erst 1785 mit dem Regierungsantritt des Landgrafen Wilhelm IX. vollständig mit Hessen vereinigt. Als der Erbprinz Friedrich (später Landgraf Friedrich II.) zum Katholizismus übertrat, trennte sich dessen Gemahlin Marie, geb. Prinzessin von Großbritannien, von ihm und zog nach Hanau, wo sie die Regierung übernahm, in welcher ihr später ihr genannter Sohn, der damalige Erbprinz Wilhelm, folgte. An dem Hofe Wilhelms zu Philippsruhe stattete im Jahre 1773 Jeannette Philippine Le Clerc, Schwester Simon Louis Du Ry's mit ihrem Gatten einen Besuch ab, über den sie ihrem Bruder genauen Bericht erstattete, der wohl werth ist, hier mitgetheilt zu werden.

„Gestern (am 7. Juli 1773) sind wir in Hanau und von da in Kesselstadt oder Philippsruhe gewesen. Wir reisten von hier (Frankfurt) um 9 Uhr morgens ab und kamen um $11\frac{1}{2}$ zu Hanau an, wo wir im Kaltenbad abstiegen. Le Clerc ließ sich durch einen Mann zum Herrn Geheimrath von Berlepsch führen, von da begab er sich zum Herrn Geheimrath von der Malsburg, den er im Bette traf, der aber, obgleich er sehr unwohl war, aufstand, um einen kleinen Brief an den Herrn Marschall von Gall zu schreiben und diesen zu bitten, Le Clerc Seiner Durchlaucht, dem Herrn Erbprinzen vorzustellen. Der Brief wurde durch einen reitenden Boten abgeschickt, der nach $1\frac{1}{2}$ Stunden zurückkam, um uns die Antwort des Herrn von Gall ins Kaltenbad zu bringen. Er bemerkte, daß er Le Clerc mit größtem Vergnügen vorstellen würde, Seine Durchlaucht habe die Audienz auf $3\frac{1}{2}$ Uhr befohlen. Auf die Minute waren wir in Kesselstadt, Le Clerc wurde Seiner Durchlaucht vorgestellt, ich war bei den Durchlauchtigen Kindern. Man kann nichts liebenswürdigeres sehen, als die beiden Prinzessinnen und den kleinen Prinzen.*) Sie haben Figuren, daß sie Malern als Modelle für einen Amor dienen könnten. Die älteste, noch nicht fünf Jahre alt,**) ist von einer Lebhaftigkeit und Leichtigkeit, daß es eine Freude ist, sie zu sehen. Sie vergnügten sich mit einer jungen Schwalbe, die durch den Rauchfang herunter gefallen und wie die jüngere Prinzessin***) mir versicherte, ganz allein gekommen war. Als man ihr sagte, ich käme von Kassel und hätte die Ehre, ihren „Schönen Großpapa“, wie sie ihn nennen, zu kennen, hörte sie aufmerksam auf das, was ich ihr von ihm

*) Den späteren Kurfürsten Wilhelm II.
**) Die spätere Herzogin von Anhalt-Bernburg.
***) Spätere Gemahlin des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha-Altenburg.

sagte, und machte uns mehr als 10 oder 12 Verbeugungen, indem sie uns bis an die Thür hinausbegleitete, weil sie glaubte, daß wir nach Kassel zurückreisten und ich mit ihrem „schönen Großpapa“ von ihr reden würde. Ich fand dort Fräulein Renner, die Tochter des Bauschreibers, und sieben oder acht Damen der königlichen Hohheit*), auch die Französin der Durchlauchtigen Kinder; alle Augenblicke kam jemand, um mich zu sehen und Neuigkeiten zu erfahren. Man fragte mich viel nach der Schönheit der Frau Landgräfin,**) von der ich ihnen sagen konnte, daß ich gerade vor vierzehn Tagen die Ehre gehabt hätte, sie aus nächster Nähe zu sehen. Le Clerc seinerseits hatte eine sehr gnädige Audienz beim Herrn Erbprinzen, der mit ihm viel über Landstraßen***) sprach und mir die Ehre erwies, sich nach mir zu erkundigen, indem er sich sehr wohl meines Familiennamens erinnerte, bei dem er mich nannte. Wir kamen um sieben Uhr abends sehr zufrieden mit unserm Abstecher in Frankfurt an. Kesselstadt ist ein reizender Ort. Man arbeitet mit Eifer an den Landstraßen, zu denen Seine Durchlaucht die Steine weither zu Wasser hat kommen lassen. Du wirst Dich zweifellos wundern, daß wir am Hof erschienen, ohne entsprechende Kleidung zu haben. Es fand sich aber, daß Herr B. einen ganz neuen Anzug besaß, der Le Clerc wie angegossen saß, diesen lieh er ihm, um unsere Abreise nicht zu verzögern. Da ich nur die Durchlauchtigen Kinder sehen sollte, so zog ich ein weißes Kleid an, das ich glücklicherweise bei mir hatte. Ich darf nicht vergessen, daß als Le Clerc von Seiner Durchlaucht dem Prinzen zu den Durchlauchtigen Kindern eintrat, ich auch die königliche Prinzessin auf der Thürschwelle gegenüber gesehen habe, und als wir uns wieder zu unserm Wagen begaben, stieg sie mit Fräulein von Gall und dem kleinen Prinzen zum Garten hinab, obgleich es stark genug regnete. Sie machte uns eine sehr gnädige Verbeugung. In diesem Lande genügt es, von Kassel zu sein, um wohl aufgenommen zu werden.“

Otto Gerland.

Bestimmung des Landgrafen Ludwig I. von Hessen über die Eheschließung und den Gebrauch bei Hochzeiten. 1423. Im Jahre 1423 erließ Landgraf Ludwig von Hessen ein Schreiben an seine „lieben getrewen“ Bürger, Bürgerinnen und Einwohner der Stadt Kassel, in welchem er „der Ordnung willen“ einige Bestimmungen über Eheschließungen, Taufen, Hochzeiten erließ. Was nun die Bestimmungen über die Eheschließungen anlangt, so finden sich in dem Schreiben folgende. Niemand darf mit Kindern, die er unter seiner Gewalt hat, es mögen dieselben mündig oder unmündig sein, hinter dem Rücken und ohne Wissen der Eltern oder Vormünder eine Ehe eingehen. Wer gegen diese Bestimmung handelte, der sollte mit einer Strafe belegt werden, die in einer Geldstrafe bestand — Bezahlung von „dreyen Lottingen Marken Silbers“ — und außerdem mußte gelobt und ein Eid geschworen werden, während drei Jahren nicht in die Stadt Kassel zu kommen. Hat sich ein mündiges Kind ohne Wissen und Willen seiner Eltern oder des Vormundes verehelicht, so hat es dieselbe Strafe zu gewärtigen und außerdem sind die Eltern eines solchen Kindes nicht schuldig ihm ein Erbtheil zukommen zu lassen, noch ihm etwas, solange sie leben, zu geben, freiwillig aber können sie ihm immerhin geben. Wollen sich zwei verehelichen, die unter elterlicher oder vormundschaftlicher Gewalt nicht stehen, die sollen die Ehe in Gegenwart ihrer nächsten Verwandten und ihrer Freunde schließen, damit die Ehe bewiesen werden kann. Diejenigen, welche gegen diese Bestimmung handeln, haben die bereits genannte Geldstrafe und Ausweisung aus der Stadt zu gewärtigen.

Bei einer Kindtaufe sollen nicht mehr als zwölf Frauen zur Kirche mitgehen und wieder zurück in's Haus.

Wer mehr Frauen einladet, der soll für jede Frau die die bestimmte Zahl übersteigt, eine Buße von zehn Schilling Pfennige hessischer Währung bezahlen. Wer ein Kind aus der Taufe hebt, der soll dem Kind nicht mehr geben als „zehn Schillinge Pfenge,“ und der Hebamme achtzehn Pfennige und zu Trinkgelde zwei Schillinge, alles Geld in hessischer Währung. Der gegen diese Bestimmung handelnde soll eine Buße bezahlen in der Höhe eines Pfundes Pfennige in hessischer Währung.

Wer eine Hochzeit in der Stadt Kassel halten will, für den gelten nachstehende Bestimmungen: Nicht mehr denn sechs Frauen mit einer Magd sollen Hochzeitsbitter sein; wenn der Priester oder Bräutigam danach umgehet und bittet, dann sollen es nicht mehr sein wie zwölfe. Geht die Braut zur Kirche, dann sollen nicht mehr als zwölf Jungfrauen und Mägde mitgehen.

Bei dem Hochzeitsmahle selbst dürfen am ersten Abend fünfzehn Schüsseln, also wohl Gerichte, und am anderen Tage auch fünfzehn Schüsseln aufgetragen werden. Bei dem rechten Hochzeitsmahle dürfen es fünfzig Schüsseln sein und für die Diener zehn Schüsseln, am Hochzeitsabend dürfen es wiederum

---

*) Die Erbprinzessin Karoline, geborene königliche Prinzessin von Dänemark.

**) Philippine, geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt.

***) Um jene Zeiten wurden überall in Hessen die Landstraßen, die sehr vernachlässigt gewesen waren, verbessert oder neue gebaut. Da in Frankreich der Straßenbau sehr weit vorgeschritten war, so hatte Landgraf Friedrich II. Le Clerc als Sachverständigen kommen lassen. Der sich in Hessen allmählich aber kräftig entwickelnde Gegendruck gegen die Fremden trieb 1773 auch Le Clerc aus dem hessischen Staatsdienst.

fünfzehn Schüsseln sein, immer für je zwei Menschen eine Schüssel gerechnet. Wer gegen diese Verordnung handelt, der wird mit einer Buße belegt in Höhe von „zehn Schillinge Pfennige“ hessischer Währung.

Niemand darf, ohne daß er eingeladen ist, weder zu Kindtaufen noch zu Hochzeiten gehen. Wer unaufgefordert zu einer der genannten Feierlichkeiten kommt, der büßt seine Zudringlichkeit mit einem Pfunde Pfennige hessischer Währung.

Alle wegen vorgenannter Vergehen aufgelegten Bußen fallen zu zwei Drittel in die Kasse des Landgrafen und zu ein Drittel der Stadt Kassel zu.

Zum Schlusse behält sich der Landgraf vor, diese ergangenen Bestimmungen nach seinem Willen, wann es ihm beliebt, abzuändern.

Gegeben zu Kassel am Palmsonntag im Jahre 1423 unter Beidrückung des Insiegels.

H. Metz.

Aus Heimath und Fremde.

Dienstjubiläum. Am 24. Mai feierte der Landgerichtsrath Jean Reul in Hanau den Tag, an welchem er vor fünfzig Jahren seine juristische Thätigkeit im Staatsdienste begonnen hat. Dem in den weitesten Kreisen unseres Hessenlandes bekannten, sich der allgemeinen Hochachtung und großer Beliebtheit erfreuenden Herrn wurden an seinem Ehrentage von seinen Kollegen, Freunden und Bekannten die herzlichsten Glückwünsche dargebracht. Von einer öffentlichen Feier, die sich jedenfalls zu einer großartigen gestaltet haben würde, war auf den Wunsch des Jubilars abgesehen worden. Von Se. Maj. dem Kaiser wurde dem verdienten Beamten der rothe Adlerorden III. Klasse mit der Schleife verliehen. — Jean Andreas Reul ist am 5. September 1819 zu Hanau geboren. Er besuchte von 1831 bis Ostern 1838 das Lyceum Fridericianum zu Kassel und widmete sich hiernach auf den Universitäten Heidelberg und Marburg dem Studium der Rechtswissenschaft. Er war ein hochangesehener Student, in Heidelberg Corpsbursche der Nassovia und in Marburg Mitbegründer des forschen Corps Guestfalia, dessen Konsenior er bei der Stiftung im Sommer 1840 und späterer Senior er war. Wegen seiner Verdienste um das Corps wurde er bei seinem Scheiden aus demselben zum Ehrenmitgliede gewählt. Nach wohlbestandenem Fakultäts- und Staatsexamen trat er am 24. Mai 1843 als Rechtspraktikant bei dem Stadtgerichte zu Kassel in den juristischen Vorbereitungsdienst. Im Jahre 1849 wurde er zum außerordentlichen Assessor an dem Landgerichte in Hanau befördert und 1851 zum Assessor bei dem Justizamte II. dortselbst bestellt. 1856 wurde er als Assessor an das Kriminalgericht zu Fulda versetzt und 1858 zum Justizbeamten in Jesberg ernannt. 1862 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Justizamt zu Bockenheim versetzt und 1872 zum Kreisgerichtsrathe in Hanau befördert. Bei der Justizorganisation vom 1. Oktober 1879 trat er als Landgerichtsrath bei dem nunmehrigen Landgerichte in Hanau ein. — Ueberall wo Jean Reul seither gewirkt, hat er das beste Andenken hinterlassen. Er ist ein tüchtiger Richter, aber die Beschäftigung mit der trockenen Juristerei allein genügte dem geistig strebsamen Manne nicht. Er verfügt über eine umfassende allgemeine Bildung, er ist ein warmer Verehrer der Poesie und der Kunst, und mit Vorliebe hat er sich geschichtlichen Studien, namentlich der Literatur- und Kunstgeschichte, hingegeben. Er ist ein eifriges Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde gewesen und in früheren Jahren hat er wohl keine Hauptversammlung dieses Vereins versäumt. Dem öffentlichen Leben hat Jean Reul stets die größte Aufmerksamkeit geschenkt und gemeinnützige Bestrebungen haben immer in ihm einen eifrigen Förderer gefunden. Um den Kunstverein und die Kunstindustrie in Hanau hat er sich wesentliche Verdienste erworben. Vor allem aber zieren ihn die trefflichsten Charaktereigenschaften, und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß ihm die Sympathien seiner Mitbürger und aller derer, die ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, in seltenem Grade zu Theil wurden. — Auch wir gestatten uns dem hochgeschätzten Herrn nachträglich noch zu seiner Jubelfeier unseren herzlichsten Glückwunsch abzustatten mit dem Zurufe ad multos annos!

Nach Mittheilung der Kasseler Zeitungen sind bis jetzt als Beiträge zur Errichtung eines Denkmals für den Landgrafen Philipp den Großmüthigen 28980 Mark eingegangen. Dieses Resultat ist in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von anderthalb Jahren erzielt worden. Doch genügt diese Summe noch nicht, um mit der Ausführung des Denkmals beginnen zu können; es ist ein wesentlich höherer Betrag erforderlich, wenn das Projekt, wie es in Absicht steht, in einer dem Gegenstande selbst und der Hauptstadt Kassel vollständig würdigen Weise der Verwirklichung entgegengeführt werden soll.

Am 24. Mai starb zu Kassel im 76. Lebensjahre die bekannte Schriftstellerin und Dichterin Emilie Wepler, welcher auch unsere Zeitschrift in früheren Jahren werthvolle Beiträge verdankte. Die „Hessischen Blätter“ widmen dieser treuen An-

hängerin des Hessenthums einen warmen Nachruf, dem wir folgende Angaben entnehmen:

Emilie Wepler wurde am 8. Februar 1818 zu Kassel als die Tochter des Landrichters Heinrich Georg Wepler geboren. Ihre Mutter war eine geborene Nahl, Tochter des seiner Zeit rühmlichst bekannten Historien- und Portraitmalers und Kasseler Akademiedirektors Johann August Nahl, Zeitgenosse Göthe's, der ihn in seinen Werken, bei einer Preisaufgabe, die von Weimar ausgeschrieben wurde, lobend erwähnte. Der Urgroßvater der Verstorbenen und Vater des Johann August Nahl, war der berühmte Bildhauer gleichen Namens, von dem das Standbild des Landgrafen Friedrich II., welches den Friedrichsplatz schmückt, stammt. Die Dahingeschiedene, einer hochbegabten Künstlerfamilie entstammend, Tochter einer geistreichen, für Schauspiel- und Dichtkunst begeisterten Frau, wurde so schon von frühester Jugend an dahingedrängt, für das Edle und Schöne ihren Sinn zu bilden. Sie genoß eine gediegene Ausbildung, wie sie nur den Töchtern höherer Stände zu Theil wurde. Leider wurde ihre glückliche Jugend, die sie im Hause ihrer gut situirten Eltern verlebte, getrübt durch den pekuniären Ruin, in den ihr Vater durch den Sturz des Lombards (Leihhauses) gerieth, an welchem er, neben seiner amtlichen Funktion als Landrichter, die Stellung eines Direktors bekleidete. Er büßte nicht allein bei dieser Gelegenheit das nicht unbeträchtliche Vermögen seiner Gattin ein, sondern mußte selbst mit einem Theil seines Gehaltes für gutgesagte Verpflichtungen Deckung leisten. Es kamen für die Dahingeschiedene von jetzt an trübe Tage, da sie mit Armuth und Noth zu kämpfen hatte, aus welcher sie erst theilweise befreit wurde, als ihr der verstorbene ehemalige Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen huldvollst einen Jahresgehalt gewährte, welchen auch die Kinder des verstorbenen Fürsten nach dessen Tode ihr weiter verliehen. Die Hauptwerke der Verstorbenen sind: „Plato und seine Zeit", ein Werk, das, wenn ihm auch tiefere männliche Gelehrsamkeit mangelt, doch mit voller Begeisterung geschrieben wurde. Ein weiteres Werkchen, das sie 1882 herausgab, betitelte sich: „Hessische Erzählungen und Gedichte". Schon 1875 erschien im Selbstverlag der Verfasserin die Biographie des letzten Kurfürsten von Hessen. Ebenso erschien schon früher: „Wilhelmshöhe und sein Erbauer". Noch sei bemerkt, daß die Verblichene es verstand, einen treuen, ausgedehnten Freundeskreis an sich zu fesseln und dessen Anhänglichkeit sich bis in ihre letzten Lebenstage zu bewahren. **R. i. p.**

Am 30. Mai verschied zu Marburg im 89. Lebensjahre der Geheime Regierungsrath Gymnasial-Direktor a. D. Dr. Friedrich Münscher. Derselbe, ein Sohn des in Marburg verstorbenen Professor der Theologie Dr. Wilhelm Münscher war dortselbst am 21. Mai 1805 geboren. Auf dem Marburger Pädagogium und dem Gymnasium zu Hersfeld erwarb er sich seine akademische Vorbildung, studierte dann von 1824 bis 1827 in Marburg und Göttingen Theologie und Philosophie, wo er ein eifriges und sehr angesehenes Mitglied der Burschenschaft war, wurde 1833 ordentlicher Gymnasiallehrer in Hanau und 1849 Direktor des dasigen Gymnasiums. 1850 erfolgte seine Versetzung als Gymnasialdirektor an das Gymnasium zu Marburg, wo er der Nachfolger A. F. C. Vilmars wurde. Die Leitung des Marburger Gymnasiums führte der Verblichene, wie bekannt, mit reichem Segen, in welches Lob gewiß alle seine zahlreichen Schüler freudig einstimmen. Als Vorstand des Gymnasiums erwarb er sich in hohem Grade das Vertrauen und die Liebe seiner Kollegen, die von ihm eine sich stets gleichbleibende wohlwollende Behandlung erfuhren. In einer von ihm verfaßten Geschichte der unter seiner Leitung stehenden Gelehrtenschule, schilderte er die Zeit von 1856—68 als eine besonders blühende für dieselbe. Es war ihm vergönnt, sein 50jähriges Doktorjubiläum, sein 50jähriges Dienstjubiläum, sowie 1874 sein 25jähriges Direktorialjubiläum zu feiern. Zur Erinnerung an dieses letztere Fest wurde eine Münscherstiftung zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schüler des Marburger Gymnasiums gegründet. Bei diesen Festlichkeiten ward ihm eine Liebe und Hochachtung entgegengebracht, wie sie wohl nur selten einem Jubilar zu Theil wird. — Mit hohen Orden ausgezeichnet, trat er am 1. Juli 1884 in den wohlverdienten Ruhestand, wobei ihm das Prädikat „Geheimer Regierungsrath" allerhöchst verliehen wurde. — Sein langes Leben hatte ihn einen Einblick in die Geschicke unseres engeren Vaterlandes thun lassen, wie er nur wenigen vergönnt ist, und konnten seine Erinnerungen, die ja bis in die westfälische Zeit reichten, als hochinteressante Mitteilungen gelten. Noch bis vor wenigen Jahren ein flotter Schlittschuhläufer und ständiger Badegast der vereinten Schwimmanstalt, hatte er sich einer wohl seltenen Gesundheit zu erfreuen. Erst das letzte Jahr zeigte eine Abnahme seiner Kräfte, nun ist er von uns gerufen. Sein Andenken wird ein allzeit ehrenvolles bleiben. — Er ruhe in Frieden! (Oberh. Ztg.)

(Ueber die vielseitige literarische Thätigkeit des Verblichenen, die ja auch in historischer Beziehung nicht ohne Bedeutung ist, berichten wir bei anderer Gelegenheit. D. Red.)

Hessische Bücherschau.

Arthur Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen. Gotha, 1893. Friedr. Andr. Perthes. 12 Mark.

Seitdem Lynker durch seine „Geschichte der Insurrektionen wider das westfälische Gouvernement“ (1857) die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen Gegenstand gelenkt hatte, ist eine Anzahl von Schriften erschienen, die, gestützt auf bisher unbenutztes archivalisches Material, vielfach erwünschtes Licht über das eigenthümliche französische Staatswesen auf deutschem Boden verbreiteten. Wir nennen hier nur die eingehende von Th. Ilgen vollendete und herausgegebene Arbeit Rud. Goeckes über das Königreich Westfalen (1888), die ein im Ganzen getreues Bild des behandelten Gegenstandes giebt. Wesentlich vervollständigt wird letzteres indessen durch die eingehende und mit Benutzung alles erreichbaren gedruckten und handschriftlichen Materials entworfene Darstellung des bekannten Heidelberger Historikers Arthur Kleinschmidt. Nach jahrelangen Vorarbeiten, die wesentlich in der Herbeischaffung, Sichtung und Bearbeitung archivalischer Quellen bestanden, ging der Verfasser an die Gestaltung des reichen und dankbaren Stoffes, aus der die erste wirkliche Geschichte des Königreichs Westfalen herausgewachsen ist. Kleinschmidt versteht es den Gegenstand durch geschickte Anordnung der einzelnen Theile anschaulich zu machen; seine Darstellungsweise wirkt in hohem Maße anziehend, sodaß auch derjenige Leser, der der Sache zunächst fremd gegenübersteht, von Anfang bis zu Ende gleichmäßig gefesselt wird. — Was den Inhalt angeht, so zerfällt derselbe in zwei Hauptheile: in eine äußere Geschichte des Königreichs von seiner Gründung bis zur Auflösung und in eine Darstellung des gesammten Verwaltungssystems, wobei auch das Leben am Hofe Jérômes eingehende Berücksichtigung findet. — Dem eifrigen Suchen des Verfassers ist es gelungen, eine ganze Reihe noch nicht benutzter Akten zu verwerthen; es sind insbesondere die ausführlichen Berichte der holländischen und des hessen-darmstädtischen Gesandten in Kassel, ferner die der westfälischen Gesandten in Paris, St. Petersburg, Wien, Berlin und München, sowie der preußischen Gesandten in Kassel, Paris, Dresden und Frankfurt; dazu kommen noch zahlreiche handschriftliche Aufzeichnungen privater Art, Tagebücher, Briefe u. s. w., die gleichfalls eine überaus reiche Ausbeute lieferten. Das treffliche Werk ist jedem Freunde vaterländischer Geschichte zu empfehlen.

F.

Von dem Pfarrer G. Junghans in Steinau ist dieser Tage eine Geschichte der Hanauer Kirchenvisitationen im 18. sowie der Hanauer Pfarrkonvente im 17. Jahrhundert (im Verlag der Buchhandlung des St. Martinstifts zu Koblenz) erschienen, worauf wir alle Freunde der Hessischen und insonderheit der Hanauischen Geschichte gern aufmerksam machen wollen. In dem 1. Theil tritt uns insbesondere das ehrwürdige Bild eines um die Hanauer Kirche hochverdienten Mannes, des hochgelehrten Urgroßvaters der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, Friedrich Grimm entgegen, der der reformirten Kirche der Hanauer Lande von 1706—1748 als geistlicher Inspektor vorstand. Im 2. Theil entrollt sich vor unseren Augen die gute alte Zeit, die in vieler Hinsicht keine gute Zeit war, und enthält die mit vielem Fleiß aus den Konventsprotokollen zusammengetragene Abhandlung viele interessante kulturhistorischer Züge. Die Anschaffung des Büchleins wird keinen auch nicht theologischen Leser gereuen. Der äußerst niedrige Preis für 76 enggedruckte Seiten in Oktav ist 1 Mark 50 Pfg.

Briefkasten.

C. A. Kassel. Verbindlichsten Dank und freundlichsten Gruß. Brieflich das Weitere.

E. S. Haina. Mit Dank angenommen.

F. Sch. Darmstadt. Antwort erfolgt in den nächsten Tagen.

H. K. J. München. Die Besprechung folgt in der nächsten Nummer. Wir bitten die Verzögerung gütigst zu entschuldigen.

H. M. Straßburg. Eingetroffen. Besten Dank. Wir werden mit der Veröffentlichung in einer der nächsten Nummern beginnen. Vorher erhalten Sie brieflich die erforderlichen Mittheilungen.

Inhalt des Maiheftes (Nr. 11) der „Touristischen Mittheilungen aus Hessen und Waldeck“: Tour durch die Söhre nach Spangenberg und Melsungen. — Geschichte der Stadt Schwarzenborn. (Fortsetzung.) — Durch den Ringgau. (Schluß.) — Berichte. — Anzeigen.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 12. Kassel 17. Juni 1893.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Was Gefühl ist?

Ein Etwas, das uns jäh erschüttert,
Unsre Gedanken plötzlich weckt,
Wie wenn der Sturm die schaum'gen Wellen
In wildem Schwarme vor sich schreckt:

Ein Murmeln, das in tiefster Seele
Sich hebt und ruft und mahnend schreit,
Wie der Vesuv dumpf grollt und brauset,
Bevor sein Krater Feuer speit;

Verschwommne, bleiche Lichtgestalten
Von Wesen, die noch nie gelebt,
Ein Inselland, das sich aus Nebeln
Vor unsern Blicken traumhaft hebt;

Ein Flimmern, Zittern in den Lüften,
Das so sich eint zur Farbenpracht,
Wie wenn in goldnem Regenbogen
Gott mit den Menschen Frieden macht;

Und sanfte Lieder ohne Worte,
Und Worte, die kein Wesen spricht,
Und Melodieen, wunderbare,
Aus Glück und Liebe, Duft und Licht;

Ein still Gedenken, heißes Sehnen,
Nach Dingen, ach, die nicht mehr sind,
Bald jauchzend wildes Glücksempfinden,
Bald Lust zu weinen wie ein Kind;

Und dann, ein Aengsten, Bangen, Sorgen,
Zu wirken, schaffen, Recht zu thun,
Ach, in die Welt hineinzuwandern,
Und nimmer rasten, nimmer ruhn;

Begeisterung, die unser Sinnen
Erhebt und heiligend durchglüht,
Ein Strahl, der aus der Werdung Geiste,
Aus Sonn' und Mond und Sternen sprüht . . .

Das ist Gefühl.

Aus den Spanischen Liedern von **Gustavo Adolfo Becquer.**
Deutsch von **Richard Jordan.**



Der Frieden von Basel und seine Folgen für Hessen=Kassel.

Am 28. Februar 1881 hielt Herr Dr. R. Freiherr Waitz von Eschen im Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel einen Vortrag über den „Frieden von Basel und seine Folgen für Hessen=Kassel“, nachdem er bereits im Jahre zuvor, am 26. Januar 1880, in einem Vortrage an gleicher Stelle sich mit den „Verhandlungen, welche der Errichtung der hessischen Kurwürde vorausgingen“, eingehend beschäftigt hatte. Beide Vorträge stehen in engerem Zusammenhange. Während nun der zuletzt genannte Vortrag im Druck erschienen ist (Kassel 1880, Verlag von Theodor Kay), ist der erstere bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden. Durch das gütige Entgegenkommen des hochgeehrten Herrn Verfassers, wofür wir uns demselben zu größtem Danke verpflichtet erachten, sind wir in der Lage, diesen Vortrag hier zum Abdrucke bringen zu können. Der Gegenstand ist von großem historischen Interesse, dazu kommt noch der weitere Vorzug, daß der Herr Verfasser aus den hinterlassenen Papieren seines Großvaters, des Geheimen Staatsministers Freiherrn Friedrich Sigmund Waitz von Eschen, der als Bevollmächtigter des Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen=Kassel die Friedensverhandlungen mit Frankreich führte, die zuverlässigsten bisher noch unbekannten Quellen benutzen konnte, die nur ihm allein zu Gebote standen.

Nach dieser Vorbemerkung lassen wir nachstehend den Vortrag selbst folgen:

Meine Herren!

Die große französische Revolution von 1789 veranlaßte einen mächtigen Rückschlag auf Deutschland. Die freiheitlichen Ideen drangen vom Westen her tief in das deutsche Reich ein, und ihre Verbreitung in Deutschland wurde von der französischen Regierung offenkundig unterstützt; diese hoffte nämlich, daß auch hier die monarchische Staatsverfassung ähnlich wie in Frankreich würde gestürzt werden. Empfindlicher noch, als durch diese stille Unterwühlung wurden die Interessen vieler deutschen Reichsstände geschädigt durch die Aufhebung aller Lehnrechte in Frankreich; eine namhafte Anzahl deutscher Fürsten verlor ihre im Elsaß gelegenen Güter und sonstigen Einkünfte ohne jede Entschädigung. Ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war daher unvermeidlich. Als aber die Feindseligkeiten eröffnet werden sollten, fand es sich, daß die französische Regierung kein nennenswerthes Heer zur Verfügung hatte. In blinder Wuth gegen alles, was königlich war, hatte man auch das königlich gesinnte Heer vernichtet und war nun fast ohne Truppen. Nicht viel günstiger zur Kriegsführung waren übrigens auch auf deutscher Seite die Verhältnisse. Gerade die an Frankreich angrenzenden südwestdeutschen Reichsstände erwiesen sich als die ohnmächtigsten, und der bedeutendste unter ihnen, der Kurfürst von Pfalzbayern, gefiel sich in zweideutiger Neutralität. Unter diesen Umständen that Landgraf Wilhelm IX. von Hessen=Kassel einen kühnen Schritt. Er sammelte sein Heer am linken Rheinufer in der ihm zugehörigen Grafschaft Niederkatzenelnbogen und veranlaßte dadurch den französischen General Kellermann von einem Angriffe gegen den Mittelrhein abzustehen. Der Landgraf wurde dazu vorzugsweise durch seinen glühenden Wunsch getrieben, den Kurfürstentitel zu erwerben, indem er mit Recht annahm, daß er im Glanze eines deutsch=patriotischen Fürsten am leichtesten hierzu gelangen würde. Unmittelbar veranlaßt wurde er durch die dringenden Bitten der Kurfürsten von Mainz und Trier, welche ihm gegen Verleihung seines Schutzes ihre Stimmen im Kurfürstenkollegium zu dieser Standeserhöhung versprachen.

Der Landgraf zog dem Feinde entgegen nicht im Namen des Reiches, etwa als Oberster des niederrheinischen Kreises, oder als Befehlshaber der Vorhut des preußischen Heeres, welches sich damals allmählich aufzustellen begann, er handelte vielmehr kraft seiner eigenen landesfürstlichen Machtvollkommenheit, indem es nach den Bestimmungen des westfälischen Friedens jedem deutschen Fürsten gestattet war, Krieg gegen

auswärtige Mächte zu führen und Verträge mit ihnen zu schließen, wie es ihm gutdünkte. Gerade die Kasseler Landgrafen haben bekanntlich von diesen Rechten einen ausgiebigen Gebrauch gemacht.

Trotz der entschiedenen Warnungen des Wiener und Berliner Hofes, welche beide fürchteten, der Landgraf werde die Franzosen durch sein vereinzeltes Vorgehen nur zu leicht zu einem Einfalle in Deutschland reizen, ließ er sich nicht zurückschrecken. Er erreichte auch, daß die rheinischen Kurfürsten vorläufig geschützt blieben und daß der Feind nur an der äußersten Spitze des Reiches, bei Basel, das deutsche Gebiet zu verletzen wagte.

Bei den sich dann rasch entwickelnden Kriegsbegebenheiten nahm der Landgraf als Alliirter Preußens Theil an dem nichts weniger als erfolgreichen Feldzug in die Champagne. Später erfolgte die ruhmvolle Eroberung von Frankfurt und Mainz, welche bekanntlich durch einen Handstreich in den Besitz der Franzosen gekommen waren, seitens der hessischen Truppen. Nach letzterer Waffenthat trennte sich der Landgraf von dem preußischen Heere mit welchem er bisher gemeinschaftlich gekämpft hatte und schloß mit England einen Subsidienvertrag. Man hat diese Verträge vielfach abfällig beurtheilt und nicht mit Unrecht, da sie sich nach unseren Begriffen vom Standpunkte der Moral nicht rechtfertigen lassen. Anders verhält es sich aber, wenn man sie vom Standpunkte der Politik aus betrachtet. Und von diesem aus werden wir den vom Landgrafen mit Lord Yarmouth abgeschlossenen Vertrag ausschließlich betrachten. Der Landgraf befand sich im erbitterten Kampfe mit Frankreich, er mußte bestrebt sein, dem Feinde soviel als möglich zu schaden. Operirte er in der bisherigen Weise weiter, so mußte er nach der Einnahme von Mainz westwärts, nach Frankreich hin, vorzudringen versuchen. Das Terrain am linken Ufer des Mittelrheins ist aber für militärische Aktionen äußerst ungünstig, und die Verpflegung der Truppen, über welche schon bei der Belagerung von Mainz viele Klagen laut wurden, hätte in dem unwegsamen Gebirgslande nur sehr schwierig bewerkstelligt werden können. Der Eintritt in die Allianz mit England bedingte nun die Aufstellung des hessischen Truppenkorps in Flandern, und hier in den großen Ebenen war das günstigste Terrain, um die taktische Ueberlegenheit des landgräflichen Heeres zur vollen Geltung zu bringen. Von hier aus ließ sich im Falle eines größeren Sieges ein rascher Vorstoß nach Paris ohne besondere Schwierigkeiten bewerkstelligen, auch war in dem von Chausseen und Kanälen durchschnittenen Lande eine vorzügliche Verpflegung gesichert.

Der Landgraf handelte sonach in diesem bestimmten Falle durchaus im Interesse seines Landes und des Reiches, indem er den Subsidienvertrag abschloß, den neunten und letzten, den ein hessischer Fürst mit der englischen Krone einging.

Aber wenn auch anfänglich der Kampf einen günstigen Verlauf zu nehmen schien, so erwies sich allmählich doch die Ueberzahl der Franzosen zu stark, um weitere Erfolge erringen zu können, und schließlich wurden sogar die hessischen Truppen mit den verbündeten Korps aus den Niederlanden heraus auf das rechte Ufer der Ems gedrängt.

Während sich diese Ereignisse auf dem Kriegschauplatze zutrugen, ging in der großen Politik eine Veränderung vor. Preußen war über die Theilung von Polen mit Rußland in Meinungsverschiedenheit gerathen und mußte von letzterem Staate Feindseligkeiten befürchten; um aber gleichzeitig an der Weichsel und am Rhein erfolgreich zu kämpfen, dazu war der preußische Staat damals zu schwach. In Folge dieser Umstände trat Preußen, welches überhaupt den Krieg gegen Frankreich mehr auf den persönlichen Wunsch des Königs hin, als aus Gründen der Staatsraison begonnen hatte, mit Frankreich in Unterhandlungen. Bei der guten diplomatischen Vertretung, welche Hessen damals in Berlin hatte, erfuhr man dies in Kassel natürlich bald. Der Landgraf setzte alle Hebel in Bewegung, in den Frieden mit Frankreich eingeschlossen zu werden. Anfänglich wurde sein Bestreben nicht gut aufgenommen; man warf ihm geradezu vor, daß er sich nach der Einnahme von Mainz von der engeren Verbindung mit dem preußischen Heere getrennt und mit England den Subsidienvertrag abgeschlossen habe. Allein die hessische Staatskunst wandte die Mittel an, mit deren Hülfe sie schon häufig gute Erfolge erzielt hatte. Der Landgraf betheiligte sich nämlich bei dem großen Kriegsanlehen, welches die preußische Regierung ausgeschrieben hatte, mit einer erheblichen Summe, auch erhielt der langjährige preußische Gesandte in Kassel, Graf Wittgenstein, ein bedeutendes Kapital zu einem mäßigen Zinsfuße, und Graf Lucchesini, zu jener Zeit der einflußreichste Minister in Preußen, wurde mit vier Paar auserlesen schönen Beberbecker Pferden von lichtbrauner Farbe bedacht. Unter diesen Umständen verschwand die etwas gereizte Stimmung gegen Hessen in Berlin bald vollständig.

Der Landgraf säumte nicht die ihm durch Preußen nunmehr gebotene Gelegenheit seinen

Frieden mit Frankreich zu schließen, zu benutzen. Er war in der unangenehmen Lage eines Fürsten, der aus dem Gange der Dinge ersehen mußte, daß durch die Fortsetzung des Krieges nichts zu erreichen, wohl aber viel zu verlieren war, denn jedem überlegenden Manne mußte es klar werden, daß die nach der alten Schablone regierten Staaten der entfesselten Kraft des französischen Volkes in keiner Weise gewachsen waren. Ohne daß seine Truppen in einer entscheidenden Schlacht unterlagen, mußte er ernstlich den Frieden machen, wenn er nicht seinem Hauptlande die Unannehmlichkeit einer Invasion bereiten wollte. Der westlichste Theil seiner Besitzungen, die linksrheinische Hälfte der Grafschaft Katzenelnbogen, war schon seit einiger Zeit in den Besitz des Feindes gefallen; die dort gelegene starke Feste Rheinfels hatte dies nicht zu verhindern vermocht. Zögerte Wilhelm IX. noch lange, so setzte er sich der größten Gefahr aus, um so mehr, als fast sein gesammtes Heer im äußersten Nordwesten Deutschlands, durch Subsidienverträge gebunden, aufgestellt war und daher zur Vertheidigung des heimathlichen Heerdes nicht verwandt werden konnte.

Am 5. April 1795 hatte Preußen den Frieden mit der französischen Republik abgeschlossen und schon gegen Ende desselben Monats wurde durch Vermittelung der preußischen Gesandtschaft in Basel, welcher Freiherr von Hardenberg vorstand, der französischen Regierung der Wunsch des Landgrafen von Hessen kund gegeben, den Friedenszustand mit der Republik wieder herzustellen.

In den ersten Tagen des Monats Mai reiste mein Großvater, der Geheime Staatsminister Friedrich Sigmund Waitz von Eschen, als Bevollmächtigter des Landgrafen ganz im Geheimen nach Basel. Der dort anwesende Baron von Hardenberg war ein alter Freund des Gesandten; zahlreiche in meinem Besitze befindliche Briefe desselben beweisen, wie innig die persönlichen Beziehungen beider Staatsmänner zu einander waren. Der preußische Minister machte den hessischen Bevollmächtigten mit dem Vertreter Frankreichs, Barthélemy, persönlich bekannt. Letzterer erwies sich als einen wohlwollenden, vielseitig gebildeten Mann. Er entstammte einer französischen Adelsfamilie und hatte vor der Revolution den Titel „Marquis" geführt. Bei der großen Umwälzung stellte er sich auf Seite des Volkes und gelangte bald zu großem Einflusse, da diplomatisch geschulte Männer unter den Republikanern sehr selten waren. Während der Schreckenszeit erhielt er die Stellung als Botschafter Frankreichs bei der Schweiz, die von der größten Wichtigkeit wurde, als man die Friedensvermittelung mit Preußen dieser Botschaft übertrug. Da die Vertreter beider Staaten von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt waren, den Frieden abzuschließen, und da der Minister von Hardenberg als gemeinschaftlicher Freund alle vorhandenen Differenzen zu schlichten wußte, so kam man bald zu einem Einverständnisse. Der Friedensentwurf wurde in zwei Exemplaren ausgefertigt, das eine nahm der Vertreter Hessens nach Kassel mit, um es dem Landgrafen zur Genehmigung zu unterbreiten, das andere ward dem französischen Botschaftsrath Marandet übergeben, um es nach Paris zu bringen und dort der französischen Regierung zur Bestätigung zu empfehlen. Bereits am 28. Mai desselben Jahres konnte das hessische Ministerium an den Gesandten Barthélemy schreiben, daß der Landgraf den Artikeln des Entwurfs beistimme, zugleich nehme man an, daß die französische Regierung keine erheblichen Abänderungen vornehmen werde, man bäte daher sofort Nachricht zu geben, wenn Herr Marandet von Paris zurückgekommen sei. Der Landgraf werde dann seinen Bevollmächtigten senden, um den Friedensvertrag zu unterzeichnen. Man setze indessen voraus, daß der Minister von Hardenberg auch nach Basel zurückgekehrt sei. In Kassel wäre übrigens viel zu thun, da der österreichische Gesandte Graf Lehrbach sich dort befinde und alle Hebel in Bewegung setze, um den Landgrafen von dem Abschlusse des Friedens mit Frankreich abzuhalten. In der gleichen Richtung sei der englische Gesandte Lord Granville thätig, welcher auf das Gerücht hin, der Landgraf wolle Frieden mit Frankreich schließen, eine Erneuerung des Subsidienvertrages in Aussicht gestellt und sogar versprochen habe, eine noch größere Anzahl hessischer Truppen in Sold zu nehmen, als seither. Man bäte daher die Entschließung der Pariser Regierung möglichst bald in Kassel kundzugeben.

Der nach Paris gesandte Entwurf begegnete indessen dort mehr Schwierigkeiten. Frankreich machte damals gerade eine jener stürmischen politischen Krisen durch, welche zu den Eigenthümlichkeiten unseres westlichen Nachbarstaates zu rechnen sind. Wüthende Volkshaufen drangen am 20. Mai 1795 unter Geschrei nach Brod in die Nationalversammlung ein, tödteten einen Abgeordneten und sprengten die Versammlung. Erst nach mehrtägigen blutigen Straßenkämpfen gelang es der Regierung ihre Autorität wieder herzustellen. Es ist leicht erklärlich, daß unter solchen Verhältnissen der Vertragsentwurf wenig beachtet wurde. Viele Deputirte waren überhaupt gegen den Frieden, indem sie einen auswärtigen Krieg als das beste Ableitungsmittel für die

innere Unzufriedenheit betrachteten. Indessen setzte der französische Gesandte Barthélemy seine Bemühungen zur Herstellung des Friedens unablässig fort, indem er auseinandersetzte, daß die französische Regierung eines auswärtigen Erfolges bedürfe, um nicht bei der nächsten politischen Bewegung gänzlich zu fallen. Der Abschluß des Friedens mit dem Landgrafen von Hessen sei aber ein solcher Erfolg, denn nächst dem Könige von Preußen sei jener der angesehenste Fürst des nördlichen Deutschlands; schließe der Landgraf Frieden, dann würden alle anderen Fürsten von selbst bald folgen. Diese Gründe erschienen unwiderlegbar, und Mitte Juni kehrte der französische Legationsrath Marandet mit dem von dem Nationalkonvent genehmigten Friedensentwurf nach Basel zurück. Man verfehlte nicht, den Landgrafen von dieser Entscheidung der Republik in Kenntniß zu setzen und alsbald sandte dieser wiederum seinen Minister zum Abschlusse der Friedensverhandlung nach Basel.

Zu dieser Zeit wandten sich die Regenten von Waldeck und Lippe-Schaumburg an den landgräflichen Gesandten mit der Bitte, sie in den Frieden mit Frankreich einzuschließen, indem sie ihre Eigenschaft als hessische Lehnsträger hervorhoben. Der Vertreter Hessens richtete daher, sobald er nach Basel zurückgekehrt war, ein Schreiben an Barthélemy und erklärte, daß zwar die hessischen Lehne nicht namentlich in den Friedensvertrag aufgenommen seien, daß sie aber von Hessen abhingen und einen integrirenden Theil des Landes bildeten. Diese Ausführungen erkannte der französische Gesandte für begründet und genehmigte die Anträge. Der Fürst von Waldeck sowohl, als auch die Gräfin Regentin von Bückeburg, als Vormünderin ihres Sohnes, waren hierüber außerordentlich erfreut und drückten meinem Großvater ihren Dank für seine Bemühungen in der wärmsten Weise aus.

Unter beständiger Vermittelung des Freiherrn von Hardenberg, welcher in Basel weilte, schritt nun das Friedenswerk rasch vorwärts, zumal auch der Landgraf in jedem Brief zur Beschleunigung der Angelegenheit aufforderte. Obwohl es nun damals noch keine elektrische Telegraphen gab und jeder Brief von Basel nach Kassel oder Paris die Zeit von mehreren Tagen in Anspruch nahm, so hatte man doch schon in den letzten Tagen des Monats August die Verhandlungen beendet, und am 28. August konnte der Friedensvertrag zwischen der französischen Republik und dem Landgrafen von Hessen-Kassel unterzeichnet werden.

Das Dokument hat folgenden Wortlaut:

Artikel 1.

Es soll Friede, Freundschaft und gutes Einverständniß bestehen zwischen der französischen Republik und dem Landgrafen von Hessen-Kassel.

Art. 2.

In Folge dessen sollen alle Feindseligkeiten zwischen beiden kontrasignirenden Mächten, von der Auswechselung der Ratifikationen gegenwärtigen Traktates an gerechnet, aufhören, und keine von beiden soll, von dem nämlichen Zeitpunkte an, in welcher Eigenschaft und unter welchem Titel es auch sein möge, gegen den anderen irgend eine Hülfe leisten, noch Kontingent stellen, weder an Mannschaft, Pferden, Lebensmitteln, Geld, Kriegsmunition, noch anderen Dingen.

Art. 3.

Der Landgraf von Hessen-Kassel kann, solange der Krieg zwischen der französischen Republik und England dauern wird, die beiden Subsidien-Traktate, die zwischen ihm und England bestehen, weder verlängern, noch erneuern. Diese Verfügung soll von dem Datum des gegenwärtigen Traktates an gerechnet, ihre Wirkung haben.

Art. 4.

Der Landgraf von Hessen-Kassel wird sich in Rücksicht des Durchmarsches von allen Truppen durch seine Staaten genau nach den Verfügungen richten, welche in der zu Basel am 17. Mai 1795 zwischen der französischen Republik und dem Könige von Preußen geschlossenen Konvention bestimmt sind.

Art. 5.

Die französische Republik wird die Festung Rheinfels, die Stadt St. Goar und den am linken Rheinufer liegenden Theil der Grafschaft Katzenelnbogen in Besitz behalten. Die Entscheidung über diese Lande soll so lange ausgesetzt werden, bis zwischen der französischen Republik und den mit ihr Krieg führenden deutschen Ständen Friede geschlossen wird.

Art. 6.

Alle Verbindungen und Handelsverhältnisse sollen zwischen Frankreich und den Staaten des Landgrafen von Hessen-Kassel auf dem Fuße wieder hergestellt werden, worin sie vor dem gegenwärtigen Kriege standen.

Art. 7.

Den Regierungen und Individuen beider Nationen wird die Aufhebung des Beschlages bewilligt, der auf Effekten, Einkünfte oder Güter,

von welcher Art sie auch sein mögen, die des Krieges wegen, der zwischen Frankreich und Hessen stattgefunden hat, zurückbehalten, weggenommen oder konfiszirt worden sind, gelegt war, sowie auch eine schnelle Justiz in Betreff aller Schulden und Forderungen, die sie in den Ländern der kontrahirenden Theile haben könnten, stattfinden soll.

Art. 8.

Alle Gefangene, die beiderseits seit dem Anfange des Krieges gemacht sind, sollen ohne Unterschied der Anzahl und der Grade spätestens in der Zeit von zwei Monaten nach Auswechselung der Ratifikationen des gegenwärtigen Traktates ohne irgend eine Forderung, wenn sie anders die Privatschulden bezahlen, die sie etwa während ihrer Gefangenschaft gemacht haben, ausgeliefert werden. Ebenso wird man es auch mit den Verwundeten gleich nach ihrer Genesung halten. Es sollen zugleich von beiden Seiten Kommissarien ernannt werden, um zur Ausführung dieses Artikels zu schreiten, dessen Verfügung aber nicht auf die hessischen Truppen, die im Dienste von England zu Gefangenen gemacht sind, angewendet werden kann.

Art. 9.

Das gegenwärtige Traktat soll nur, wenn er von beiden kontrahirenden Theilen ratifizirt ist, giltig sein. Die Ratifikationen sollen in dieser Stadt binnen einem Monat, oder noch früher, wenn es möglich ist, von diesem Tage an gerechnet, ausgewechselt werden.

Dessen zur Urkunde haben wir, die unterzeichneten Bevollmächtigten der französischen Republik und Sr. hochfürstlichen Durchlaucht des Landgrafen von Hessen-Kassel, kraft unserer Vollmachten, den gegenwärtigen Friedensvertrag unterzeichnet und unsere beiderseitigen Siegel beidrucken lassen.

So geschehen zu Basel am 11. des Monats Fruktidor im 3. Jahre der französischen Republik (am 28. August 1795).

Unterzeichnet:

Franz Barthélemy,

Friedrich Sigmund Baron Waitz von Eschen.

So lautete das zur Veröffentlichung bestimmte Dokument. Wie gewöhnlich in Friedensverträgen waren indessen die wichtigsten Klauseln in geheimen Separatartikeln enthalten. (Der Inhalt derselben wird in der nächsten Nummer mitgetheilt werden).

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Altes und Neues.

Von A. Zwenger.

II. Dingelstedt in Fulda.

Zu Ende September 1838 traf der durch kurfürstliches Dekret vom 21. Oktober 1838 von Kassel an das Gymnasium zu Fulda strafversetzte Hülfslehrer Franz Dingelstedt an seinem neuen Bestimmungsorte ein. Er stieg im Gasthofe zum Stern bei dem alten Senator Peter Follenius, einem weit und breit bekannten jovialen Gastwirth, ab und nahm seine Wohnung in der sog. alten Post, der Pfarrkirche gegenüber, bei dem Kaufmann Wilhelm Schimmelpfeng, der damals daselbst eine Schnittwaarenhandlung betrieb. Der Sohn des Senators Peter Follenius, Adalbert, war ein Mitschüler von uns und so erfuhren wir denn auch gleich die Ankunft unseres neuen Lehrers, von dem wir schon so viel gehört hatten und den kennen zu lernen wir ganz außerordentlich gespannt waren. Diese Gelegenheit sollte uns aber erst bei der Wiedereröffnung des Gymnasiums nach den Herbstferien zu Anfang Oktober zu Theil werden. Es war Sitte bei dem Fuldaer Gymnasium, daß der Direktor dieser Anstalt, die neuen Lehrer in die einzelnen Klassen, in welchen sie Unterricht zu ertheilen hatten, persönlich einführte. So geschah es denn auch mit Franz Dingelstedt bei uns in Quarta. Nachdem der Direktor Dr. Nikolaus Bach die herkömmliche Einführungsrede gehalten, sprach dann auch Franz Dingelstedt zu uns. Erinnere ich mich recht, so war der Inhalt der Rede des letzteren etwa folgendermaaßen. Von Kassel nach Fulda versetzt, ist es mir eine angenehme Aufgabe,

jetzt an einer Gelehrtenschule wirken zu können, deren Ruf von Alters her ein ausgezeichneter ist. Es besteht für mich kein Zweifel, daß es mir gelingen wird, euch in den wissenschaftlichen Gegenständen, in denen ich zu lehren habe, rasch vorwärts zu bringen, dafür bürgt mir schon der strebsame Sinn, der den Schülern des hiesigen Gymnasiums nachgerühmt wird, aber nicht darum allein ist es mir zu thun. Weit mehr noch ist mir daran gelegen, daß ich mir euer Vertrauen, eure Zuneigung erwerbe. Die Quarta ist in Kassel meine Lieblingsklasse gewesen, möge dies auch hier in Fulda der Fall sein. — So hatte denn doch noch kein neuer Lehrer in Gegenwart des gestrengen Herrn Direktors Dr. Bach zu uns zwar recht wilden, aber leicht zu lenkenden Jungen gesprochen, und von Stunde an waren wir unserem neuen Lehrer in aufrichtiger Weise zugethan. Seine hohe Gestalt, sein vornehmes Wesen, seine wohllautende Sprache machten außerdem noch großen Eindruck auf uns, und als er nun seinen Unterricht begann, — er lehrte damals in Quarta, deren Ordinarius er in dem folgenden Sommersemester werden sollte, Deutsch, Französisch und Geschichte —, und sich in ganz anderen Geleisen bewegte, als die seitherigen Lehrer, ja selbst uns Quartanern die Unterrichtsgegenstände interessant zu machen suchte, da hatte er uns in einem Grade gewonnen, wie dies bei keinem unserer damaligen Lehrer der Fall war. Er war unserer Liebe sicher. Diese trat recht deutlich zu Tage, als er in dem Winter 1838/39 an einem Brustleiden erkrankte. Täglich ließen wir Quartaner uns nach seinem Befinden erkundigen und als er nach seiner Wiederherstellung wieder in unserer Klasse erschien, da begrüßte ihn der Poet der Quarta, Friedrich Hornfeck, mit einigen artigen Versen, was Franz Dingelstedt sehr hoch aufnahm.

Das Wintersemester 1838/39 verfloß für Franz Dingelstedt in Fulda ziemlich geräuschlos. Er schreibt zwar in einem Briefe an seinen Freund Friedrich Oetker in Kassel unter dem 22. November 1838 u. a.: „Fulda ist ein lustiger Ort mit vielen Honoratioren. 93 Visitenkarten stecken an meinem Spiegel. In Fulda giebt es einzelne, hübsche, alleinseligmachende Gesichter. Daß es mich in Fulda giebt, ist den Fuldaern annoch viel werth. Ich bin ein sehr interessanter Mensch, man spricht im „Stift" englisch, bei Marquis de Cubières französisch, auf der Straße deutsch mit mir, und in Allem bin ich gleich aimable"; doch darf man dies nicht wörtlich nehmen. Sein Umgang war in jenem Wintersemester nur auf eine geringe Anzahl von Kollegen, sonstigen Beamten und Offizieren beschränkt. Wahr ist allerdings, daß er in dem freiadeligen Damenstifte von Wallenstein und bei der legitimistischen französischen Familie des Marquis de Cubières eingeführt und dort ein sehr gern gesehener Gast war. Doch darüber werden wir an späterer Stelle berichten.

Anders sollte es in dem Sommersemester 1839 werden. Alte Freunde und Universitätsbekannte von Franz Dingelstedt trafen in Fulda ein und nun begann auch hier seine Sturm- und Drangperiode, welche diejenige von Kassel noch weit überbot. Sein burschikoses Wesen, sein Uebermuth und unter Umständen auch seine Rücksichtslosigkeiten kannten keine Grenzen mehr und aus manchen seiner ehemaligen Freunde und Bewunderer wurden Feinde und Neider, die nur darauf lauerten, dem genialen „Kraftgenie", wie sie Franz Dingelstedt nannten, einen Streich zu spielen. Und die Gelegenheit dazu sollte nicht ausbleiben.

Im Winter 1839/40 kam die Friese'sche Theatergesellschaft nach Fulda. Dingelstedt war mit derselben von seiner Studienzeit in Marburg her bekannt. Er hatte damals einen Prolog für dieselbe gedichtet, der bei der Uebersiedelung dieser Truppe nach Gießen auch wirklich zum Vortrage kam. Bei derselben befand sich als erste Liebhaberin eine anständige junge Dame von großem, zierlichem Wuchse und hübschen, feinen Gesichtszügen, Fräulein Leonore Treffert, die auch in Familien Aufnahme fand. Man munkelte damals, Dingelstedt habe sich mit ihr verlobt. Ob und in wie weit dieses Gerücht begründet war, vermag ich nicht zu sagen. Dieser Truppe übergab Franz Dingelstedt ein Trauerspiel „das Gespenst der Ehre", das am 21. Februar 1840 wirklich aufgeführt und von den Fuldensern ausgepfiffen wurde, das Gescheidteste was sie thun konnten und was sehr für ihren guten Geschmack spricht, „denn freilich ist es ein böses Stück", schreibt Julius Rodenberg in seiner bekannten Studie „Franz Dingelstedt's Blätter aus seinem Nachlasse" (Berlin 1891). Fünf Jahre nach jenem unglücklichen Abend schrieb Franz Dingelstedt selbst unter dem Titel „Ein Trauerspiel" die Geschichte desselben in „Lewald's Europa" (Jahrg. 1845, I, 18). Wir geben diese Geschichte hier wieder, bemerken aber zugleich, daß wir dieselbe nicht der „Europa", die uns nicht zu Gebote stand, sondern dem eben angegebenen Werke von Julius Rodenberg mit dessen gütiger Erlaubniß entnommen haben. Die sehr interessante Schilderung dieser traurigen Geschichte lautet:

„Dies Drama entstand Anno 1840 in der Stadt Fulda, in Kurhessen gelegen, an dem Wässerlein

gleichen Namens. Es waren einige schöne Winterabende, daß ich's „schuf", und aus den schönen Abenden wurden jedesmal häßliche Nächte, ohne Schlaf, voll Fieber, und aus den häßlicheu Nächten sehr häßliche Morgen, wo ich um sieben Uhr bei Licht aufstehen, mich in der Hast in die Kleider und den Kaffee in mich stürzen, und Punkt acht, sobald der Pedell läutete, auf dem Katheder stehen mußte, um Cornelium Nepotem meiner Quarta zu exponiren, und mich über die faulen Schlingel zu ärgern, die noch mehr Lust hatten denn ich, über Miltiades Cimonis filius Atheniensis wieder einzuschlummern. Ich glaube, dies wäre eigentlich ein besserer und näherer Stoff für mein Trauerspiel gewesen, als derjenige, welchen ich wählte. Um jedoch meines Erfolges auf der deutschen Bühne ganz sicher zu sein, hatte ich mir einen französischen Autor als Muster auserlesen; ich wollte, wie die größten Dramatiker aufhören, lieber gleich anfangen: „bearbeiten". Der kleine Roman von Jakob le Bibliophile „Le marchand du Hâvre", zufällig in meine Hand gefallen, schien mir ein großer Vorwurf. Zu Rathe ziehen konnte ich keine Seele bei meinem Unternehmen, denn die einzige literarische, welche außer mir in Fulda geathmet, mein guter Heinrich Koenig, athmete damals noch in Hanau, unstreitig viel freier und frischer. So ging ich also ans Werk, „I am myself alone" mit Gloster mir zurufend. Der Stoff war alles Ernstes gar nicht übel: moderne und frappante Gegensätze, tüchtige Leidenschaften, spannende Katastrophen, starke Charaktere. Als zum Exempel ein alter Graf voll Adelsstolz und sein junger Sohn voll Liebe zu einer bürgerlichen Frau; ein Kaufmaun voll Geldstolz und seine Gattin voll Sentiment, welche mit jenem Grafen schon „in Liebe" war; ein Paar humoristische Nebenfiguren und einen tüchtigen Bankerott nebst obligatem Selbstmord machte ich dazu, und die Sache war fertig.

Das Kindlein erhielt den Namen:

„Das Gespenst der Ehre".

Nomen et omen habet. Ja, es ist wie ein Gespenst umhergewandert in allen sogenannten Bibliothekzimmern oder Archiven der deutschen Bühnen, und doch sehr früh zur Ruhe gekommen. Ein guter Freund von mir, der aber ein sehr schlechter Mensch ist, änderte auf dem Exemplar, welches ich ihm gewidmet hatte, den Titel später also um: „Das Gespenst ohne Ehre." Mir gefiel aber der erste doch besser.

Zwei wackere Zöglinge unserer Sekunda, denen meine Handschrift aus der Korrectur ihrer deutschen Stilübungen geläufig war, thaten mir die Liebe, das Konzept zu mundiren. Gott lohn' es ihnen an ihren eigenen Werken, wenn sie je in den traurigen Fall kommen, deren zu liefern! Eigenhändig besorgte ich das rothe Unterstreichen der nicht zu sprechenden Stellen im Buche, wie ich solches in den zahlreichen Manuskripten im Arsenal des Hoftheaters zu Kassel als Bühnenpraxis kennen gelernt hatte, und darauf ward das Gespenst in Halbfranz gebunden.

Nun mußte sich's begeben, durch eine jener wunderbaren Fügungen, welche allzeit große Erscheinungen in der Weltgeschichte zu begleiten und zu fördern pflegen, daß um jene Zeit die reisende Gesellschaft des Schauspieldirektors Friese, in Mitteldeutschland rühmlich bekannt, nach Fulda kam. Dies schien mir ein Fingerzeig des Himmels. Ein kluger General läßt erst auf einem kleinen Terrain seine Truppen manöveriren, ehe er sie ins offene Feld, vor den Feind, ins Feuer führt. Also: Heraus mit dem Gespenst!

Die Proben huben an. Das Theater war in dem Saale einer mir sehr befreundeten Restauration aufgeschlagen*), recht artig und behaglich. Ich „leitete" oben das Einstudiren und trank im Zwischenakt, — es war grimmig kalt, — mit einem Künstler unten ein Glas Bordeaux; da mußte ja Feuer in die Sache kommen und Alles ging vortrefflich.

Eines Morgens, am 21. Februar 1840, kleben an allen Straßenecken die Zettel mit meinem Gespenst. Auch mein Name klebte, in viel größerem Drucke als Raupachs oder Töpfers, die ja nicht Gymnasiallehrer in loco waren. Ich hielt mich Tags über in ziemlicher Ruhe; von der gewissen Spannung und Angst überkam mich keine rechte Spur, denn ich bin Zeitlebens ein leichtsinniger Mensch gewesen. Bis vier Uhr Nachmittags hatte ich in der Schule zu thun, und um sechs begann die Vorstellung. Von fünf bis sechs ward meine Treppe von Besuchern nicht leer: fast sämmtliche Schüler der Quarta, deren Klassenordinarius ich war, baten mich vorschriftsmäßig um Erlaubniß des Theaterbesuches. Ich war ihnen immer ein gütiger Lehrer und gewährte sie Allen, aber Allen, auch den etwas schlecht notirten. Auf diese Art organisirte ich mir, dachte ich, auf die unschuldigste Art ein Publicum und eine Klaque. O, was ein Häkchen werden will krümmt sich in Zeiten!

Erst fünfzehn Minuten vor sechs, da ich ging, fiel mir auf dem Zettel der 21. Februar groß und „gespenstisch" in die Augen. Ich erinnerte mich an Werner, an Müllner, an die Schicksalstragödie, für welche der Monat Hornung bekanntlich ein Privilegium besitzt, und eine fatalistische Gänsehaut rieselte unter meinem Paletot hin. An der Thüre entließ mich meine ehrliche Haus-

*) Es ist das Pult'sche Lokal, dessen Geschichte wir demnächst einen besonderen Artikel widmen werden.

frau,*) bei Gott die beste Seele von der Welt, die an mir gehandelt hat wie an einem Sohne, und an die ich niemals ohne herzliche Rührung denke, mit Segenswünschen, mit Thränen sogar. Sie hat mir erst später den Grund dieser Thränen gestanden, und auch warum sie nicht ging; ihr Mann, der geschickteste Bäckermeister in Fulda, war mit allen Gesellen und seinem holden Töchterlein schon um vier Uhr ausgezogen, um noch Platz zu finden.

Das Herz pochte doch gewaltig, als ich die Hühnerstiege aus der Garderobe auf die Bretter hinaufkletterte. Alles war schon versammelt, Publikum und Schauspieler, das Theater zum ersten Akt gestellt, die Darsteller angezogen und geschminkt, die Geigen im Orchester gestimmt. Der Direktor, mein gemüthlicher Friese, — wir nannten ihn scherzhaft, obwohl er noch ganz gut Chevaliers spielte, den „ehrbedürftigen Greis“, als Führer der kleinen Schaar, — er selbst führte mich, schmunzelnd und zufrieden, schon im Kostüm seiner Rolle und nur noch mit einigen Wickeln im Haar, an das verhängnißvolle Loch in der Gardine. Himmel, welch ein Haus! Ich habe deren viel volle, überfüllte gesehen, zu Paris, da Scribe's „Une chaîne“ zum ersten Male gegeben ward, zu London, wie die Grisi zu ihrem Benefice sang, zu Wien, da die Fanny ihren Landsleuten das Lebewohl tanzte, aber jene „Kette“, und die Grisi und die Elsler, zogen lange nicht so stark, wie mein Gespenst! Kopf an Kopf, daß keine Nuß mehr zur Erde fallen konnte! Es war der einzige frohe Moment, den mir auf der Bühne mein undankbares Gespenst machte: dieser Moment an dem Gucklöchelchen.

Der Souffleur stieg in seinen Kasten; ich selbst ergriff die Klingel, die Ouvertüre begann. Noch ein Blick hinaus: ich suche bekannte und befreundete Häupter, aber die Menge schwimmt mir vor den Augen, die unbeschreibliche Hitze im Saale steigt mir zu Kopfe. Ich trat rasch hinter die erste Kulisse, wo ein Stuhl für mich stand, winke lächelnd den Schauspielern, welche mit ihren Rollen in der Hand umhersteigen, wenigstens ebenso befangen als ich, Muth und Ruhe zu, nenne, da der letzte Takt unten tönt, in den lauten Paukenwirbel leise einen geliebten Namen, und —

das Gespenst erscheint!

— — Geneigter Leser, noch geneigtere Leserin Ich schreibe keine Selbstkritik, so sehr das auch Mode sein soll in der neueren Literatur, wenn man den alten Literaten glaubt, die es selbst nicht anders getrieben haben als wir. Ich weiß obendrein, daß mein Stück, wenn auch nicht unter aller Kritik, so doch herzlich roh, voll Härten und Blößen, oft verletzend, nie befriedigend ist: das hab' ich seitdem gelernt, und noch manches Andere dazu. Aber wie es dem armen Gespenst in Fulda ging, nein, das war doch wahrhaftig ärger als in der Hölle, wohin es meinetwegen gehörte. Daß man ein Stück auspfeift, weil es schlecht ist, mag dem Autor die Ohren lang genug ziehen. Daß man ein Stück austrommelt, weil man den Autor haßt, mag ihm die Zähne knirschend an einander schlagen, wie Karlos sagt. Aber daß man ein Stück nicht auspfeift und nicht austrommelt, sondern mit ruhiger, berechneter, spielender Bosheit zerreißt, seine Wirkungen koupirt, seine Glanzstellen übersudelt, das mag dem Autor Thränen entpressen, so bitter, wie sie selten geweint werden von menschlichen Augen. Dieser Autor war ich, dies Stück mein Gespenst. Bei der Liebeserklärung im zweiten Akt (der erste zog so ziemlich still vorbei), miaut eine Katze unten im Hause, eine menschliche nämlich, und eine andere gegenüber antwortet. Als der Sohn seinen Vater verfluchte, schrie unten im Hause, mitten in die starke, effektvolle Rede ein Kuckuck, jenes niedliche, allen Kindern wohlbekannte Spielwerk. Es waren Rasseln mitgebracht, kleine Trompetchen, Knallerbsen, Mundharmonikas, — o über das kindliche Publikum! Ich darf es wohl gestehen, daß zum ersten Male an jenem Abende fest und klar der Entschluß vor meine Seele trat: „Fort von hier, um jeden Preis, zu jedem Ziel, für jede Zeit!“ Und so rufe ich mit Joseph ihnen zu: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber ein Anderer machte es anders!“

Es ist Gras über meinen Groll gewachsen, stören wir ihn nicht auf! Nein, ich will vielmehr dankbar erkennen, daß eine Menge freundlicher Ohren drunten lauschten, denen jene Mordinstrumente vielleicht nicht viel minder weh' thaten, als mir, und eine Menge freundliche Hände, welche sie klatschend zu übertäuben suchten. Besonders die „Loge“, wo die Damen, ein Theil der Angestellten und namentlich die wackern Officiere des zweiten Regiments ihren Platz hatten, suchte soviel als irgend möglich für mich zu kämpfen. Auch meine Schüler, — sie haben mich immer lieb gehabt, in Kassel wie in Fulda, — standen auf meiner Seite, mit Ausnahme der Wenigen, welche eine ungünstige Zensur oder eine nicht verschmerzte Disciplinarstrafe an mir zu rächen hatten. Allein ich erkannte nur zu bald, daß hier ein Schauspiel im Schauspiel aufgeführt wurde, dessen, Goethe's Vorschrift getreu, leidender Held ich war. Jenes Charivari galt nicht meinem Gespenst, sondern meiner Person, und hätte ich meinem Gefühle folgen dürfen, so wäre ich hinaus an die

*) Frau Hofbäcker E. Grauel, geb. Arnd.

Lampen gesprungen und mit einer extemporirten Danksagungsrede der Höllenpein einer mehrstündigen Viertheilung entwichen. Den Schauspielern stand der Schweiß auf der Stirne, wenn sie wieder hinaus mußten, und zitternd kamen sie von der Scene zurück und stammelten Entschuldigungen, deren es wahrlich bei mir nicht bedurfte. Ich war „impopulär", — da lag das ganze Räthsel, war es damals in Fulda, und bin es jetzt am Ende auch, nur wo anders, und werde es, so Gott will, noch recht lange bleiben. Die kleine Stadt verzieh und vergaß mir, wie die große Literatur, meine gelben Handschuhe nicht, in denen ich als „Professor" auftrat, statt in hohen Klerusstiefeln. Die Häuser, denen ich keinen Besuch gemacht, so wenig es deren waren, statteten mir nun im Theater den ihren ab. Gegner, welche in der Journalistik keine Stimme führen konnten, antworteten auf jene Art den „Kassler Bildern" und „den Neuen Argonauten". Daß noch tiefere Gründe zu einer Opposition gegen mich trieben, ich will es nicht glauben, so oft ich es auch erfahren habe, und nicht erwähnen, wie erwähnenswerth es sein mag. So viel ist gewiß, um als Schauspieldichter die Feuerprobe zu bestehen, welche Kabale, Neid, Heuchelei und Feindschaft Einem bereiten, braucht man nicht nach Paris zu gehen, nach Hamburg, nach Leipzig, und als ich jüngst in Stuttgart Gutzkow's Molière deklamiren hörte, hätte ich ihm gern zugerufen: „Tout comme chez nous! das heißt: tout comme à Foulde! . . ."

Woher kam denn nun aber diese Impopularität Franz Dingelstedt's, die sich durchaus nicht auf die große Bürgerschaft Fulda's erstreckte? Die Motive zu der schnöden Behandlung seines Trauerspiels werden aus unserer nachfolgenden Schilderung sich leicht ersehen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Ewald in hessischen Diensten.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Das hessische Jägerkorps hatte sich durch seine Tapferkeit während des siebenjährigen Krieges einen ausgezeichneten Ruf erworben. Vorzugsweise aus Forstleuten hervorgegangen, bestand das Korps seine Feuertaufe am 23. Juli 1758 bei Sandershausen. Es bestand zur Zeit des siebenjährigen Krieges aus zwei Kompagnien zu Pferd und zwei Kompagnien zu Fuß. Nach dem Kriege, 1763, wurde das Korps reduzirt, und es blieb nur eine Leib-Jäger-Kompagnie bestehen, die fast nur bei dem Forst- und Jagdwesen Verwendung fand. Im Jahre 1774 wurde es wieder militärisch eingerichtet und erhielt eine zweite Kompagnie, zu deren Kapitän Johann Ewald ernannt worden war. In Waldau war das Standquartier derselben, dort, wo auch eine Unterrichtsanstalt für Forstleute bestand, wie denn auch sämmtliche Jäger des Korps „forstgerecht" sein mußten. Für Johann Ewald war diese Beförderung vom Sekondelieutenant des Leibregiments zum Kapitän der Leibjäger eine große Ehre und seine Stellung war mit manchen Vortheilen verbunden. Er hatte nur Befehle vom Generaladjutanten von Jungken anzunehmen und hatte hier die beste Gelegenheit, sich vollständig dem Jägerdienste zu widmen, im Felde praktisch zu probiren, was er sich theoretisch auf der Stube ausgedacht hatte und sich im Kleinen in dem zu üben, worin er im Größeren später als Meister glänzen sollte. Die Besoldung, welche die hessischen Offiziere damals erhielten, war eine geringfügige. In seinem früheren Dienstverhältnisse hatte er nicht nur sein kleines Vermögen aufgebraucht, er war auch genöthigt gewesen, Schulden zu machen. Waren nun auch seine Einkünfte durch seine Beförderung erhöht, so rückten jetzt die Gläubiger mit ihren Forderungen heran, und da er dieselben möglichst zu befriedigen bestrebt war, so blieb ihm selbst nur wenig übrig. „Bei allem äußeren Glücke, welches ich in meiner neuen Lage genoß," — heißt es in den hinterlassenen Papieren Ewald's — „legte ich mich manchen Abend hungrig zu Bette und verlebte mehrere Wintermonate ohne Feuer im Ofen. Aber in der Zeit, wo es mir am allerelendesten erging, trug ich meinen Nacken am stolzesten, und schlug manche Einladung aus, um kein Schmarotzer zu werden. Doch muß ich gestehen, es herrschte damals ein esprit de corps unter den Offizieren, welcher durch die Verfeinerung der Welt nun leider auch vertrieben zu sein scheint. Ich verstehe darunter, daß keiner seine Umstände dem andern verbarg, und daß derjenige, der zwei Bissen Brot hatte, seinem Kameraden den einen abgab und dies ohne auch nur an einen Dank zu denken. Und so theilten ein Schimmelpfennig, Wurmb, Motz, le Long u. A. oft mit mir."

Wir zitiren hier nach der in den „Militärischen Blättern", herausgegeben von F. W. v. Mauvillon, 1. Jahrgang 1821, enthaltenen Biographie Johann Ewald's, die u. W. den Sohn des letzteren, den dänischen General Karl von Ewald, zum Verfasser hat. Von demselben erschien noch 1838 zu Kopenhagen eine weitere Biographie seines Vaters unter dem Titel: „Generallieutenant Johann von Ewald's Leonetslöb". Die erstgenannte Biographie haben wir unserem Artikel über Johann Ewald vorzugsweise zu Grunde gelegt. —

Mußte auch Johann Ewald bei seinen beschränkten Verhältnissen vielen Annehmlichkeiten des Lebens entsagen, hatte er auch nur zu häufig mit Mangel und Noth zu kämpfen, so hinderte ihn dies nicht, mit größtem Eifer sich den militärischen Studien hinzugeben und seine Kenntnisse zu erweitern. Er lebte nur dem Dienste und bald sollte ihm Gelegenheit geboten werden, sich unvergängliche Lorbeeren im Kriegsdienste zu erwerben. —

Im Januar 1776 erschien der englische General Faucitt zu Kassel, um mit dem Landgrafen Friedrich den bekannten Subsidienvertrag abzuschließen, kraft dessen der Landgraf den Engländern ein Truppenkorps in Sold gab, um an Seite dieser Bundesgenossen im nordamerikanischen Kriege zu kämpfen. Das hessische Truppenkorps bestand vorerst aus 15 Infanterieregimentern, 4 Grenadierbataillonen, 2 Feldjägerkompagnien und 3 Kompagnien Feldartillerie, im Ganzen 12,500 Mann. Von den beiden Jägerkompagnien zählte jede 150 Köpfe. Der Oberst von Donop, der sämmtliche Jäger und Grenadiere befehligen sollte, erhielt die erste Jäger-Kompagnie, während Ewald, dem die Errichtung beider Jägerkompagnien anvertraut worden war, das Kommando der zweiten übertragen wurde. Die hessischen Truppen insgesammt waren in 2 Divisionen und 4 Brigaden eingetheilt.

Nachdem bereits im März 1776 die erste hessische Division, und mit derselben die Donop'sche Jägerkompagnie, unter dem kommandirenden General von Heister zu ihrer Bestimmung abgerückt war, verließen die übrigen Truppen, und mit diesen Ewald und die zweite Jägerkompagnie ihr Vaterland am 9. Mai, unter dem Kommando des Generallieutenants von Knyphausen. Am 3. Juni kamen sie zu Cuxhafen an, segelten den 9. von dort ab und gingen am 21. bei Portsmouth vor Anker. Hier stieß eine Braunschweigische Division und ein Waldeck'sches Regiment zu ihnen. Am 28. Juni segelte die Flotte, welche sie überführte, 61 Transportschiffe und 3 Fregatten an Zahl, unter dem Kommando des Kommodore Fielding von Portsmouth ab, mußte aber wegen widrigen Windes noch einmal, und zwar bei Plymouth, anhalten und erreichte endlich am 18. Oktober die Mündung des Hudsons.

Am 22. Oktober wurden die Truppen zu New-Rochelle ausgeschifft. Schon am folgenden Tage kam Ewald in Aktion. Die englische Hauptarmee unter dem Oberbefehlshaber Sir William Howe war damals nur im Besitze von Staaten-Island, New-York und Long-Island. Washington stand hinter dem Brunx-Flusse, mit dem rechten Flügel an der befestigten Kingsbridge und mit mit dem linken bei White-Plains. General W. Howe unternahm eine Rekognoszirung, zu deren Deckung die beiden Jägerkompagnien kommandirt wurden. Ewald wagte sich bei dieser Affaire zu weit vor und wäre in Folge dessen beinahe ein Opfer seiner Kühnheit geworden, doch zog seine außerordentliche Bravour gleich bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit des kommandirenden englischen Generals auf sich.

Ewald und Wreden, dem das Kommando der Donop'schen Jägerkompagnie übertragen worden war, blieben bei der königlichen Hauptarmee, welche, nachdem sie am 28. Oktober 1776 die Amerikaner bei White-Plains geschlagen hatte, sich der Forts Washington und Loe bemächtigte, den Hudson passirte und über Brunswick und Princetown bis nach dem linken Ufer des Delaware vordrang.

Den höchsten Ruhm bei Freund und Feind errangen die Hessen durch die fast allein von ihnen am 16. November 1776 unter dem Kommando des Generals von Knyphausen ausgeführte Eroberung des Forts Washington, das nunmehr die Benennung „Fort Knyphausen" erhielt, damit der Name des Siegers den kommenden Geschlechtern des fernen Welttheils ein Denkmal der unwiderstehlichen Tapferkeit hessischer Krieger sei. Der Ruf dieser Tapferkeit erlitt selbst keine Einbuße durch den unglücklichen Ueberfall bei Trenton, der dem heldenmüthigen, aber auch tollkühnen und unvorsichtigen Obersten Rall eine schwere Niederlage und den Tod brachte.

Ewald hatte sowohl an dem Treffen von White-Plains, als auch an dem Angriffe auf das Fort Washington in ruhmvoller Weise theilgenommen. Auf dem Vormarsch vom Hudson nach dem Delaware wurde er mit seiner Jägerkompagnie und auch mit kombinirten Détachements abwechselnd zur Avantgarde, zur Flankenbedeckung, bei Rekognoszirungen, und auch zur Ausführung des einen oder des anderen Unternehmens verwandt, bei welchem mehr als gewöhnliche Kühnheit erfordert wurde. Durch seine militärische Einsicht, seine Gewandtheit und seine außerordentliche Bravour erwarb er sich schon

in dieser ersten Kampagne des nordamerikanischen Feldzugs einen ausgezeichneten Ruf und in hohem Grade die Achtung des Generals Lord Cornwallis, dem er jetzt mit seiner Jägerkompagnie unterstellt war.

Am 5. Januar 1777 wurde ihm der Vorposten von Nariton Landing, auf dem Wege von Brunswick nach Boundbrock, anvertraut, und hier verging selten ein Tag, ohne daß er mit dem Feinde zusammengestoßen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Märchen.

Ein Märchen für mich selbst mein Leben,
Von mir erlebt — und doch so fremd —,
Bin machtlos dem Geschick ergeben
Im Brautkleid und im Todtenhemd.
Wer hat's erzählt? Wer hat's erfunden?
Ist es ein Sang von dieser Welt?
Hat es zu kürzen seine Stunden,
Der Ewige sich vorerzählt?
So alt wie Eva die Geschichte:
Ein Kindlein liegt im Mutterschooß,
Wächst wie die Blume auf zum Lichte,
Trägt tausendfach erlebtes Loos,
Zieht wieder Kinder auf zum Leben,
Lebt für sie fort und wird sich fremd,
Lauscht seines Daseins Märchen eben
Im Brautkleid und im Todtenhemd.

M. Herbert.

Der Mutter Lautenspiel.

Neulich unter alten Sachen
Fand ich meiner Mutter Laute,
Und mir war, wie wenn ich träumte,
Als ich wieder sie erschaute,

Sie, die in der Kindheit Zeiten
Mir so hold und traut erklungen,
Die so oft den müden Knaben
Lieblich in den Schlaf gesungen! —

Froh nahm ich sie an mein Herze
Und besah sie mit Entzücken,
Nahm ein Band von blauer Seide,
Wieder sie damit zu schmücken,

So, wie damals es gewesen,
Als das Mutterauge wachte,
Das mir stets so treu und milde
Liebevoll entgegen lachte. —

Und mir ist's, als hört' auf's Neue
Ich die alten, schönen Lieder — —,
An die Wand hing ich die Laute,
Freundlich blickt sie zu mir nieder;

Einen Strauß daran ich steckte,
Einen Strauß von wilden Rosen,
Und es spielt ein Frühlingslüftchen
Mit den Saiten, mit den losen,

Und sie klingen und sie flüstern
Leise von den goldnen Tagen,
Wo die liebe Hand der Mutter
Sie dereinstens angeschlagen. —

Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff.

Aus Heimath und Fremde.

Die öffentlichen Bibliotheken in Hessen. Vor kurzem erschien im Verlage von Otto Harrassowitz in Leipzig ein neues Adreßbuch der Deutschen Bibliotheken als Heft 10 der Beihefte zu dem vom Oberbibliothekar, Geheimen Regierungsrath Dr. Otto Hartwig in Halle herausgegebenen Centralblatte für Bibliothekswesen." Verfasser des umfassenden, übersichtlichen, mit großer Sorgfalt bearbeiteten Adreßbuchs der Deutschen Bibliotheken ist der seitherige Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek Göttingen, seit wenigen Wochen nach Königsberg berufene Dr. Paul Schwenke, dessen Name allein schon genügt, um zu konstatiren, daß hier ein durchaus gediegenes Werk vorliegt. In der Voraussetzung, daß es für die Leser unserer Zeitschrift gewiß nicht ohne Interesse sein wird, über unsere hessischen öffentlichen Bibliotheken Näheres zu erfahren, bringen wir auf Grund der Mittheilungen in jenem Werke nachstehend kurze geschichtlichen Notizen, Angaben über die Bücherzahl, den Verlag zur Anschaffung neuer Bücher, die Benutzung derselben etc. der hier in Betracht kommenden Anstalten. Als öffentliche Bibliotheken in unserem engeren Vaterlande Hessen kommen für uns vornehmlich die Universitäts-Bibliothek in Marburg, die ständischen Landes-Bibliotheken in Kassel und Fulda, die Murhard'sche Stadt-Bibliothek zu Kassel, die Stadt-Bibliothek zu Hanau, die Bibliothek des königlichen Staats-Archivs zu Marburg und die Bibliothek des bischöflichen Seminars zu Fulda, in Betracht.

Wir beginnen mit den Notizen über die Universitäts-Bibliothek zu Marburg. Dieselbe zählt 149 700 Bände (darunter c. 450 Inkunabeln), 557 Handschriften und 95 000 Hefte. Der jährliche

Verlag zur Anschaffung von Büchern beträgt 18 000 Mark. Begründet ist die Bibliothek, wahrscheinlich 1527 mit der Universität, hauptsächlich aus Kloster-Bibliotheken. Einverleibt wurde 1605 die Bibliothek des Grafen Chr E. von Diez, Sohnes des Landgrafen Philipp des Großmüthigen aus dessen Ehe mit Margaretha von Saal. An die Universität Gießen kamen Bücher der Marburger Bibliothek im Jahre 1650, als die Gießener Universität wieder von Marburg getrennt und nach Gießen zurückgeführt wurde. Später kamen größere Sammlungen von Büchern aus öffentlichen und Stiftungs-Bibliotheken an die Marburger Universitäts-Bibliothek, wie 1810 aus der Bibliothek der Deutsch-Ordens-Kommende Lucklum, 1811 aus der Bibliothek der Benediktiner-Abtei: Korvey, 1813 und 1817 Reste der Universitäts-Bibliotheken von Helmstedt und Rinteln. Auch aus Privat-Bibliotheken erhielt sie reichen Zuwachs. Die jährliche Vermehrung an Büchern durch Kauf, Schenkung, Lieferung von Pflichtexemplaren etc. beträgt nach fünfjähriger Durchschnittsrechnung 4548. Benutzt werden jährlich durch Ausleihen am Orte 21149, durch Versendung 1765 Bände.

Die ständische Landes-Bibliothek zu Kassel umfaßt 150 000 Bände, 4347 Handschriften, 923 Bände Musikalien. Der jährliche Verlag zur Anschaffung von Büchern beträgt 11 000 Mark. Begründet wurde dieselbe 1580 vom Landgrafen Wilhelm IV. dem Weisen. Einverleibt wurden 1632 die ältere Jesuiten-Bibliothek von Fulda, 1686 die durch Erbschaft erworbene sehr werthvolle Pfälzische Hof-Bibliothek von Heidelberg, 1751 die Bibliothek des hessischen Landgrafen und schwedischen Königs Friedrich I., 1761 die des Landgrafen Wilhelm VIII. 1804 der größte Theil der Stifts-Bibliothek von Fritzlar. Aus der neuern und neuesten Zeit stammen viele werthvolle Erwerbungen, von denen wir nur den Nachlaß des Archivars Georg Landau, († 1865) zur hessischen Geschichte und Landeskunde, die Bibliotheken von Heinrich Schubart (1885) und Franz Ludwig Mittler (1892) anführen wollen. Jährlicher Zuwachs durch Kauf, Schenkung, Lieferung von Pflichtexemplaren 2659 Bände. Benutzt werden jährlich durch Ausleihen am Orte, Versendung und Gebrauch im Lesesaale 8485 Bände.

Die ständische Landes-Bibliothek zu Fulda zählt c. 80 000 Bände (darunter 620 Inkunabeln) und 697 Handschriften. Der jährliche Verlag zur Anschaffung von Büchern beträgt 1800 Mark. Begründet wurde die Bibliothek vom fuldaer Fürstbischof Heinrich VIII. von Bibra (regierte von 1759—1788) durch Vereinigung der geringen Reste der alten Bibliothek des Benediktinerordens mit der Schloßbibliothek. Diese neue Fuldaer Landes-Bibliothek wurde am 5. Mai 1778 in einem eigens für dieselbe errichteten Gebäude eröffnet. Einen sehr werthvollen Zuwachs namentlich in alten Handschriften und Inkunabeln, erhielt dieselbe unter der Regierung des Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau (1802—1806) aus der Kloster-Bibliothek zu Weingarten. Seit dem Jahre 1886 ist sie durch die A. Joseph Schwank'sche Stiftung, die separate Aufstellung gefunden hat und gegenwärtig c. 6000 Schriften zählt, darunter viele werthvolle Hassiaca und Fuldensia, bereichert worden. Jährlicher Zuwachs durch Kauf, Schenkung und Pflichtexemplare 275 Bände. Benutzt werden jährlich durch Ausleihen am Orte, Versendung und Gebrauch im Lesezimmer 2900 Bände.

Die Murhard'sche Stadtbibliothek zu Kassel umfaßt 62908 Bände und 4959 Karten. Sie befindet sich gegenwärtig in dem gemietheten Gebäude Terrasse Nr. 7. Der in Aussicht genommene Bau eines eigenen Bibliotheks-Gebäudes im fürstlich Hanauischen Park (Rondelstraße) soll bis 1897 vollendet sein. Der jährliche Verlag zur Anschaffung von Büchern beträgt gegenwärtig 2100 Mark, wird aber nach Vollendung des Neubaues auf ca. 15000 Mark sich erhöhen. Begründet wurde die Bibliothek 1863 durch die Gebrüder Friedrich und Karl Murhard, die durch ihr gemeinschaftliches Testament vom 3. Juni 1845. bezw. Nachtrag vom 4. September 1852 ihre Privat-Bibliothek und eine bedeutende Kapitalstiftung der Stadt Kassel zu diesem Zwecke vermacht haben. 1882 wurden ihr die Bibliothek des Kasseler Gewerbevereins und 1886 die allgemeine städtische Schul-Bibliothek (9065 Bände) einverleibt. Der jährliche Zuwachs an Büchern durch Kauf und Schenkung beträgt 3850 Schriften. Benutzt werden jährlich 3000 Bände.

Die Stadt-Bibliothek zu Hanau mit ca. 14000 Bänden. Jährlicher Verlag zur Anschaffung von Büchern: 400 Mark. Begründet wurde und wird dieselbe 1845 durch die Büchersammlung des Regierungsrathes J. P. Ruth und vermehrt außer durch Einzelgeschenke und durch Zuwendung mehrere Privat Bibliotheken, sowie durch Ueberweisung derjenigen Bücher der „städtischen Lese-Gesellschaft“, welche sechs Jahre lang den Mitgliedern derselben zur Verfügung gestanden haben.

Die Bibliothek des königlichen Staats-Archivs zu Marburg mit ca. 17000 Bänden, die zumeist deutsche und hessische Geschichte und Hassiaca überhaupt, sowie die historischen Hülfswissenschaften betreffen. Sie besitzt ferner neben den hessischen Zeitungen und gedruckten hessischen Verordnungen ca. 2000 gedruckte historische Karten und Stiche, sowie 150 Handschriften im engeren Sinne. Jährlicher Verlag zur Anschaffung von Büchern: 300 Mark.

Die Bibliothek des bischöflichen Klerikal-Seminars zu Fulda. Enthält ca. 25000 Bände, die vorzugsweise Theologie betreffen, daneben eine Anzahl jüngerer Handschriften, die sich meist

auf die Geschichte Fuldas beziehen. Jährlicher Verlag zur Anschaffung von Büchern: 1000 Mark. Den Grundstock bildet die Bibliothek des ehemaligen von Jesuiten geleiteten päpstlichen Seminars, hauptsächlich mit Werken nachtridentinischer Theologie im weitesten Umfange. Seit den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts wird ein Theil der juristischen Bibliothek Fr. K. von Savigny's (ca. 4000 Bände und 5000 Dissertationen, die in der obigen Zahl enthalten sind) aufbewahrt.

Die letztgenannte Bibliothek kann nur in beschränkterem Grade als öffentliche Bibliothek betrachtet werden, da nur ausnahmsweise von ihr Bücher an Personen, die dem Seminare nicht angehören, und blos mit Zustimmung der bestehenden Bibliotheks-Kommission ausgeliehen werden.

Wir haben an die Spitze der heutigen Nummer unserer Zeitschrift das Gedicht „Was Gefühl ist?“ aus den „Rimas“ Gustavo Adolfo Becquer's, die unter dem Titel „Spanische Lieder“ kürzlich in der Uebersetzung von Richard Jordan bei Otto Hendel in Halle a. d. S. erschienen sind, gestellt und lassen an dieser Stelle eine kurze Besprechung dieser Dichtungen, die durch die Uebertragungen Jordan's nunmehr in Deutschland eine dauernde Stätte gewonnen haben, sowie Notizen über den Dichter selbst und den Uebersetzer folgen. Bei der Ankündigung des Werkes in unserer Zeitschrift schrieben wir, daß uns in demselben eine formvollendete Uebersetzung des hervorragendsten unter den neueren spanischen Lyrikern in Aussicht stände. Und daß wir hier vollständig das Rechte getroffen haben, davon liefert uns das vorliegende Werk vollgültigen Beweis. Gustavo Adolfo Becquer ist schon vor Jahren in Noth und Elend gestorben. Ein Sohn Andalusiens, der in dritter Generation einer aus Deutschland eingewanderten Familie entstammte, hat er uns in den „Rimas“ ein glänzendes Denkmal seines kurzen Dichterlebens hinterlassen. Er erreichte nur ein Alter von 35 Jahren. D. P. T. schreibt über diese Dichtungen, sowie über seine Persönlichkeit in der Münchener „Allgem. Zeitung“: „Von schöpferischer Liebe, philosophischem Denken, religiösem Empfinden getragen erhebt sich der Dichter in seinen „Rimas“ zu einer Höhe der Weltanschauung, wie sie nur Wenigen eigen ist. Aus der sonnigen Natur seines Heimathlandes, aus der reichen Kunstwelt seiner Vaterstadt Sevilla entnimmt er, der auch als Maler thätig war, für seine Gedanken die überraschendsten Bilder, und aus der verschwenderischen Klangfülle der kastilianischen Sprache schöpft er für seine Verse den berückendsten Wohllaut. In früher Jugend verwaist, von einer mitleidigen Gönnerin zum Kaufmann bestimmt, als Jüngling nach Madrid entflohen, um dort zusammen mit seinem Bruder der Poesie und Malerei zu leben, sieht er diesen der kummervollen Noth erliegen und folgt ihm zwei Monate später (1870) im Tode. Die Liebe zu einem schönen, seelenlosen Weibe untergräbt sein Glück und in vielen seiner „Rimas“ wie seiner „Legendas“ verkörpert er diese Klage. Gleich Becquer verfügt auch Richard Jordan mit seltener Meisterschaft über die Elemente der Lyrik. Ein Enkel Sylvester Jordan's, des erst jüngst wieder gefeierten hessischen Märtyrers, lebt er seit Jahren in Mexico, San Salvador, Guatemala und sendet von dort aus in die Heimath seine eigenen ergreifenden Lieder und vollendeten Uebersetzungen. In frischer Manneskraft stehend, blickt er auf ein verdienstvolles Leben im mexikanischen Staatsdienste zurück. In der Hauptstadt Mexico geboren, genoß er unter Fürsorge einer hochherzigen Mutter, der durch ihre Novellen und Romane eine hohe Stufe in der deutschen Dichterwelt einnehmenden Tochter Sylvester Jordan's, seine Schul- und Universitätsbildung in Deutschland und insbesondere in seiner engeren kurhessischen Heimath. Dann kehrte er in sein Geburtsland zurück, um sich hier dem Staatsdienste zu widmen, in welchem er es zu hoher Stellung bringen sollte. Daß er die spanische und deutsche Sprache wie zwei Muttersprachen beherrschen lernte, wurde für seine Uebersetzung der Rimas ebenso bedeutungsvoll wie die Kraft der Empfindung und des Strebens, die seine eigenen Gedichte und seine Dramen durchdringen.“

Wir haben in unserer Zeitschrift wiederholt Gedichte von Ricardo Jordan gebracht, die er uns zur Veröffentlichung zu überlassen die Güte hatte. Sie haben stets die günstigste Aufnahme in unserem Leserkreise gefunden, und wir selbst haben es immer als einen großen Vorzug betrachtet, wenn er und seine hochverehrte Mutter, die geniale Dichterin und Schriftstellerin Henriette Keller-Jordan, z. Z. in München, unsere Zeitschrift mit poetischen Beiträgen beehrten.

In dem Vorworte zu den „Spanischen Liedern“ bemerkte Richard Jordan, daß Becquer sich wenig an das Metrum gebunden und den Reim mit einer gewissen Aengstlichkeit vermieden habe. An dessen Stelle finde man Assonanzen, und dennoch liegt in seinen Gedichten Musik, und keines anderen spanischen Dichters Lieder sind so in's Volk übergegangen wie die seinen, nicht nur in Spanien, sondern bei allen spanisch-redenden Nationen; und was noch besonders zu Gunsten Becquer's stimmt, ist, daß man in allen seinen Werken, sei es in Prosa oder Poesie, aus der tiefen Empfindung, aus der edlen Wiedergabe heraus, den Pulsschlag deutschen Blutes verspürt.

Es sind 75 „Rimas“, die uns hier Richard Jordan in einer Uebersetznng von seltener Schönheit vorführt. Da Becquer's Knappheit im Ausdruck und seine Ungebundenheit in der Form besondere Schwierigkeit bot, so hat Richard Jordan an manchen Stellen die freiere Uebertragung der Bilder oder

Gedanken der buchstäblichen Wiedergabe vorgezogen und die Assonanzen des Dichters meist durch den Reim ersetzt. Und daß hier der Uebersetzer Vorzügliches geleistet hat, darüber wird, wir sind dessen überzeugt, das Urtheil der Kritik ein einstimmiges sein.

Am 8. d. M. feierte bei voller geistiger und körperlicher Frische der älteste Bewohner Kassels und einzige noch dort lebende Veteran von den Freiheitskriegen Hofgärtner z. D. Wilhelm Eubell seinen fünfundneunzigsten Geburtstag. Möge es dem Jubilare vergönnt sein, auch die Zahl hundert an Jahren bei gleichem geistigen und körperlichen Wohlbefinden zu erreichen.

Universitätsnachrichten. Die Zahl der in diesem Sommersemester an der Universität Marburg immatrikulirten Studirenden beträgt 941 gegen 832 im verflossenen Winterhalbjahre. Außer diesen immatrikulirten Studirenden haben noch 30 Personen vom Rektor die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten, so daß sich die Gesammtzahl der Berechtigten auf 971 erhöht. Von den immatrikulirten Studirenden entfallen 154 (127 Preußen und 27 Nichtpreußen) auf die evangelisch-theologische, 223 (194 Preußen, 29 Nichtpreußen) auf die juristische, 245 (194 Preußen, 51 Nichtpreußen) auf die medizinische und 319 (251 Preußen, 68 Nichtpreußen) auf die philosophische Fakultät. Der Staatsangehörigkeit nach vertheilen sich die Studirenden auf folgende Länder: Preußen 766 (Hessen-Nassau 305), übrige Reichsländer 129, Oesterreich-Ungarn 6, Großbritannien 8, Italien 1, Niederlande 1, Rußland 8, Schweiz 10, Afrika 4, Amerika 4, Asien 3.

An der Universität Gießen studiren im Sommersemester 551 immatrikulirte Studenten gegen 516 im Winterhalbjahre, außerdem besuchen noch 52 nicht immatrikulirte Hörer die Vorlesungen, so daß die Gesammtsumme der Hörer 603 beträgt. Von den Studirenden widmen sich 74 der Theologie, 118 der Rechtswissenschaft, 111 der Medizin, 27 der Thierheilkunde, 6 der Zahnheilkunde, 46 der Kameralwissenschaft, 7 der Forstwissenschaft, 18 der Mathematik, 28 der klassischen Philologie, 36 der neueren Philologie, 17 der Philosophie und den Naturwissenschaften, 7 der Geschichte, 23 der Pharmazie, 33 der Chemie. Der Staatsangehörigkeit nach vertheilen sich die Studirenden auf folgende Länder: Hessen-Darmstadt 410, Preußen 95, Bayern 16, Sachsen 4, Baden 5, Sachsen-Weimar 3, Oldenburg, Schwarzburg-Sondershausen, England, Schweiz, Nord-Amerika je 2, Württemberg, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen, Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Hamburg, Oesterreich, Rußland je 1.

Der im vorigen Semester von Marburg nach Gießen berufene Professor der Rechtswissenschaft Dr. Hermann Rehm hat einen Ruf an die Universität Erlangen erhalten und angenommen. — Der Privatdozent Dr. Matthäi zu Gießen ist zum Professor der Kunstgeschichte an der Universität Kiel ernannt worden. — Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät zu Berlin und Direktor der städtischen Irrenheilanstalt zu Lichtenberg bei Berlin Dr. Karl Moeli ist zum ordentlichen Mitgliede der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen ernannt worden. — Dr. Wilhelm Trabert in Wien, geboren am 17. September 1863 zu Frankenberg in Hessen, Sohn des damaligen kurhessischen Landtagsabgeordneten Adam Trabert, hat die Zulassung als Privatdozent für Meteorologie an der Wiener Universität erhalten und wird im nächsten Semester seine Vorlesungen mit einem mathematisch gehaltenen Kollegium über diese Wissenschaft für Physiker und einem populär gehaltenen für Nicht-Physiker beginnen. Seine Stellung als Assistent der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien behält Dr. Wilhelm Trabert bei.

Am 2. Juni verschied zu Frankfurt a. M. in seinem 82. Lebensjahre der Obergerichtsrath a. D. Ludwig Wolf, ein angesehener, scharfsinniger, hessischer Jurist. Geboren war derselbe am 24. Oktober 1811 zu Schmalkalden als Sohn des um die Entwickelung der Eisen- und Schwerspath-Industrie in seiner engeren Heimath hochverdienten Bergrathes Georg Friedrich Wolf. Auch Ludwig Wolf hat sich für das Bergwesen lebhaft interessirt, er war ein treuer Freund der Bergleute und einer der besten Kenner des Bergrechts in unserem Hessenlande. Nach absolvirtem Rechtsstudium und juristischem Vorbereitungsdienste wirkte Ludwig Wolf von 1840—1848 als Obergerichtsanwalt in Fulda und hatte hier eine sehr ausgedehnte Praxis, wurde dann Staatsprokurator an dem neugebildeten Obergerichte zu Rotenburg a. F., in welcher Stellung er zu der Konfliktszeit von 1850 sich als verfassungstreuen Beamten zeigte. Als die sog. Strafbayern in Rotenburg einrückten, wurde er nicht nur mit einer erheblichen Straf-Bequartierung bedacht, er wurde auch mit den Obergerichtsräthen Eggena, Gerlach und von Starck vor das Kriegsgericht, das, wie für die gemeine Mannschaft, aus einem bayerischen Hauptmann, Lieutenant und 10 Gemeinen zusammengesetzt war, gestellt und mit seinen Leidensgefährten zu einer Festungshaft von neun Monaten verurtheilt, weil der Kriminalsenat des Obergerichts zu Rotenburg, der aus den genannten Räthen bestand, auf seinen Antrag einen Verwaltungsbeamten, der sich im Auftrage des Oberbefehlshabers Generals von Haynau Ueberschreitung seiner Machtbefugnisse hatte zu Schulden kommen lassen, zu einer sechswöchentlichen Festungshaft verurtheilt hatte. Das Urtheil gegen die Richter selbst und den Staats-

prokurator Wolf, welcher als Anstifter angeklagt war, erfolgte wegen Aufruhr zweiten Grades, wurde aber, wie leicht erklärlich, vom Generalauditorate aufgehoben. Wolf wurde als Justizbeamter nach Friedewald strafversetzt, später aber nach Herstellung der Verfassung von 1831 im Jahre 1862 wieder als Staatsprokurator bei dem Obergerichte zu Hanau reaktivirt und 1866 zum Obergerichtsrathe daselbst ernannt. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen trat Wolf zum neugebildeten Kreisgericht in Hanau über und blieb in dieser Stellung bis zur Gerichtsorganisation von 1879. Er trat nun in den Ruhestand, verlegte seinen Wohnsitz nach Frankfurt a. M., wo ihm ein glückliches Greisenalter im Kreise seiner Kinder und Enkel beschieden war. — Die Erhebung Deutschlands zum Kaiserthum hatte der alte Burschenschafter aus dem Anfange der 30er Jahre lebhaft begrüßt, doch blieb er seinem alten Heimathlande Hessen treu und bewahrte demselben bis zu seinem Lebensende die größte Anhänglichkeit. Er war schlicht in seinem Wesen, von spartanischer Einfachheit, milde in seinem Urtheile und wohlwollend gegen Jedermann. Friede seiner Asche!

Hessische Bücherschau.

XXXVIII. **Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel über das Vereinsjahr 1891—92. Kassel 1892. Druck von L. Döll**

Der uns vorliegende Band enthält Bericht über Stand und Gang des Vereinslebens im Geschäftsjahre 1891—92. Wir entnehmen demselben daß der Verein gegenwärtig 12 Ehrenmitglieder, 76 wirkliche und 50 korrespondirende Mitglieder zählt. Durch den Tod hat der Verein in dem angegebenen Zeitraume 13 Mitglieder verloren, es sind: Oberleherer Simon (Elberfeld), Sanitätsrath Dr phil. und med. Eisenach (Rotenburg), Professor Dr. Gies (Fulda), Dr. med. Stricker (Frankfurt a. M.), Oberstabsarzt I. Kl. Dr. Kutter (Kassel), Wirkl. Geheimrath Excellenz Dr. phil., med., und jur. Wilhelm Weber (Göttingen), Ad. Cornelius (Kassel), Geheimer Hofrath Prof. Dr. Kopp (Heidelberg), Oberamtmann Thon (Kassel), praktischer Arzt Dr. W. Harnier, Amtsgerichtsrath L. Knatz (Kassel), Dr. med. Kupfer (Kassel) und Geheimer Medizinalrath Dr. von Wild (Kassel). Es folgen dann die Nekrologe der Dahingeschiedenen. Ihnen reiht sich das Verzeichniß der Mitglieder an. Unter den 12 Ehrenmitgliedern finden wir den Berichtsstatter Direktor der Oberrealschule Dr. Karl Ackermann, welcher bei der aus Gesundheitsrücksichten wie durch Ueberhäufung mit Amtsgeschäften veranlaßten Niederlegung der 14 Jahre lang innegehabten und in verdienstvollster Weise geführten Stelle des Geschäftsführers am 8. Juni 1891 zum Ehrenmitgliede ernannt worden ist. Bericht III beschäftigt sich mit dem umfangreichen literarischen Verkehr des Vereins. Bericht IV ertheilt eine Uebersicht der in den Monatsversammlungen gehaltenen Vorträge und Demonstrationen. Den Schluß bilden fünf wissenschaftliche Abhandlungen: über die sog Triangulinarform der Meloëlarven von L. Weber, über den intermittirenden Karlsbrunnen in Eichenberg, Kreis Witzenhausen von E. Löwer, Waffen und Geräthe der Steinzeit in Hessen in geneologischer Beziehung von demselben, über das Wesen des Stoffes von Fr. Hornstein und hessische landeskundliche Literatur 4. Nachtrag, von Karl Ackermann. Z.

Druckfehler-Berichtigung.

In der vorigen Nummer unserer Zeitschrift muß es auf der ersten Spalte der ersten Seite, Verszeile 2 der zweiten Strophe des Gedichtes „Waldesandacht“ statt langgeschmückten — „lenzgeschmückten“ heißen. Seite 143, Spalte 2, Zeile 23 von oben ist der Name von Jungheim in „von Jungken“ umzuändern. Die Berichtigung weiterer kleiner Druckfehler unterlassen wir.

Briefkasten.

L. P. Kassel. Besten Dank für Zuwendung. Besprechung folgt in einer der nächsten Nummern.

J. L. Kassel. Durch die rasche Besorgung der Angelegenheit haben Sie uns einen großen Gefallen gethan. Dank dafür und freundlichen Gruß. Die beiden Bände erhalten Sie in der nächsten Woche zurück.

H. F. — F. Kassel. Die Veröffentlichung konnte in der heutigen Nummer noch nicht erfolgen.

V. T. Rauschenberg. Mit Dank angenommen.

J. W. B. Berlin. Durch Ihre Zuwendung haben Sie uns sehr angenehm überrascht.

H. K. — J. München. Wir halten uns Ihnen zu aufrichtigstem Dank für den neuen Beweis Ihres Wohlwollens verpflichtet. Mit der Veröffentlichung wird in der nächsten Nummer begonnen werden.

Zum Abonnement auf das 3. Quartal 1893 der Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein

Redaktion und Verlag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 13. Kassel 3. Juli 1893.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Die Harfe der Ewigkeit.

Menschenherzen bilden die Saiten
Auf der Harfe der Ewigkeit,
Und die Töne, die ihr entgleiten,
Sterben keiner Vergangenheit.

Oft in den mächtigsten Akkorden
Schlägt sie Gottes gewaltige Hand,
Daß sie Warner und Mahner geworden
An der brandenden Zeiten Strand.

D'raus ertönt den Geschlechtern das scharfe
Gottesurtheil, wie Sturmgebraus,
Denn es tönt aus den Saiten der Harfe
Nichts — als das Lied von der Menschheit aus.

Carl Preser.



Der Frieden von Basel und seine Folgen für Hessen-Kassel.

(Fortsetzung.)

Die Separatartikel zu dem Friedensvertrag vom 28. August 1795 haben folgenden Inhalt:

Artikel I.

Da der Subsidienvertrag, welcher zwischen Hessen und England abgeschlossen ist, dem vorliegenden Friedensschlusse vorherging, so wird bestimmt, daß der Artikel 3 dieses Vertrages kein Präjudiz sein soll für den bewußten Subsidienvertrag, indessen nur unter der Bedingung, daß der Landgraf keine neuen Verpflichtungen mit dem Londoner Hof eingehen kann während des gegenwärtigen Krieges zwischen der französischen Republik und England.

Artikel II.

Wenn durch den allgemeinen Frieden zwischen Frankreich und dem Deutschen Kaiserreiche der Theil der Staaten des Landgrafen von Hessen-Kassel, welcher auf dem linken Rheinufer gelegen ist, endgiltig bei Frankreich bleibt, so wird sich der Landgraf entschädigen können durch Land, sei es geistliches oder anderes, auf dem rechten Ufer dieses Flusses, in welchem Falle die Republik ihre Einwilligung hierzu ausspricht und ihm den Besitz der Lande verbürgt.

Artikel III.

Im Falle, daß die französische Republik nicht das ganze linke Rheinufer erwerben würde, so verspricht die französische Republik in Erwägung, daß der Landgraf von Hessen-Kassel der erste deutsche Reichsfürst gewesen ist, welcher dem Friedensvertrag zu Basel zwischen Frankreich und Preußen beigetreten ist, ferner in Erwägung der Opfer, welche der Landgraf bringt, indem er auf den Subsidienvertrag mit England verzichtet, mit ihrer ganzen Macht beizutragen, daß dem Landgrafen beim allgemeinen Reichsfrieden die beiden Aemter Amöneburg und Fritzlar, welche vom Kurfürstenthum Mainz abhängen und von den Hessen-Kassel'schen Landen eingeschlossen sind, erbeigenthümlich zufallen.

Vorstehende geheime Separatartikel werden dieselbe Kraft haben, als ob sie Wort für Wort im Hauptvertrage enthalten, beschlossen und am selben Tage unterzeichnet wären; auch werden sie durch die vertragschließenden Parteien in derselben Weise ratifizirt werden. —

Die schwebenden Friedensverhandlungen waren für die im englischen Solde stehenden hessischen Truppen selbstverständlich sehr bedeutungsvoll. Es zeigte sich dies zuerst dabei, daß man schon im Frühjahr 1795 alle Ausgaben für das Heer auf's äußerste einschränkte. Als jedoch von Seiten der englischen Regierung über diese Vernachlässigung der Truppen diplomatische Verhandlungen angeknüpft worden waren, und man gedroht hatte, die Subsidienzahlungen einzustellen, wenn das hessische Korps nicht traktatmäßig in völlig felddiensttauglichem Zustande erhalten würde, so wurden dann im Monate Juli nothwendige Ausrüstungsgegenstände, namentlich Zelte, gesandt, jedoch alles in ungenügender Zahl und schlechter Beschaffenheit. Diese, sowie eine Menge anderer Verwickelungen und Streitigkeiten mit dem Hauptquartiere hatten daselbst eine höchst mißgünstige Stimmung gegen alles, was das hessische Korps betraf, erzeugt, welche sich auch thatsächlich dadurch kund gab, daß man demselben fast sämmtliche vorfallende lästigen Kommandos aufbürdete, ihm die schlechtesten Quartiere anwies und dasselbe aller Orten gegen die übrigen Truppenkontingente der Armee benachtheiligte und zurücksetzte. Unter diesen Umständen wurde die Stellung des hessischen Generals von Dalwigk noch schwieriger, als in den ersten Tagen des September die Veröffentlichung des am 28. August zu Basel zwischen Frankreich und Hessen abgeschlossenen Separatfriedens erfolgte, indem darin (im Art. II) nur bestimmt war, daß der mit England abgeschlossene Subsidienvertrag nicht erneuert und verlängert werden sollte, derselbe

somit stillschweigend und als auf seine noch übrige traktatmäßige Zeitdauer in Kraft bleibend, anerkannt worden war. Diese Unbestimmtheit erregte in hohem Grade das Mißtrauen des höchst kommandirenden österreichischen Generals von Wallmoden, welcher sehr deutlich zu erkennen gab, wie er den Argwohn hege, daß der General von Dalwigk in Folge eines etwaigen geheimen Artikels den Befehl haben möchte, mit dem hessischen Korps zwar noch vorläufig bei der kombinirten Armee zu verweilen, um hierdurch der englischen Subsidien theilhaftig zu bleiben, jedoch im Falle stattfindender Feindseligkeiten jede Mitwirkung zu versagen.

Am 27. Oktober kündigte indessen England den Subsidienvertrag mit dem Landgrafen und die kombinirte Armee löste sich auf. Die von Preußen mit der französischen Republik festgesetzte Demarkationslinie schützte ganz Norddeutschland, und es fiel in Folge dessen der Grund weg, ein Heer ferner hier aufzustellen. Der Landgraf rief nun seine Truppen von der Ems ab, und nachdem von den englischen Kommissaren die erforderlichen Inspektionen und Revisionen vorgenommen waren, zog die Armee langsam in ihre Heimath zurück. In den letzten Tagen des November trafen die hessischen Regimenter, welche über Paderborn und Warburg heimkehrten, in ihren Friedensgarnisonen ein. Leider wurden sie nicht festlich empfangen, wie es ein so tapferes Korps wohl verdient hätte; unmittelbar nachdem sie die Grenze überschritten hatten, erfolgten umfassende Beurlaubungen und in aller Stille nahmen sie ihre alten Standquartiere wieder ein.

Der Friedenszustand war nunmehr hergestellt, aber die Verwirrung war überall noch sehr groß. Der Landgraf rief daher seinen Gesandten nach Abschluß des Vertrages von Basel nicht zurück, derselbe mußte noch mehrere Wochen dort verweilen, um gemeinschaftlich mit dem Minister von Hardenberg über die Ausführung der Bedingungen mit der französischen Republik zu unterhandeln. In Kassel mißfiel namentlich der § 4 des Vertrages, nach welchem trotz der Neutralität der Durchmarsch, sowohl der französischen, als Reichs- und österreichischen Truppen auf vier verschiedenen Routen freigestellt war. Diese Routen berührten entweder hessisches Gebiet, oder lagen doch unmittelbar an der Grenze. Es war leicht vorauszusehen, daß dieser Paragraph zu großen Mißhelligkeiten Anlaß geben würde. Der Gesandte erhielt daher den Auftrag alles aufzubieten, um die mißliche Klausel unwirksam zu machen. So bemühte sich der Landgraf durchzusetzen, daß die Demarkationslinie von preußischen und hessischen Truppen stark besetzt würde, um auf diese Weise eine größere Sicherung der dahinter liegenden Gegenden zu bewirken. Indessen ging es nicht so, wie man in Kassel wünschte, vor allem hatte man sich geirrt, als man annahm, sämmtliche oder doch die meisten Reichsstände würden dem Beispiele des Landgrafen folgen, und dem Baseler Frieden würde sich der Reichsfrieden sofort anschließen. Die kriegerischen Ereignisse nahmen vielmehr wieder einen größeren Umfang an, und im Herbste wurde das französische Korps unter General Jourdan in wilder Flucht in den Rheingau getrieben. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie wenig Schutz die Demarkationslinie ohne effektive Besetzung bot. Die aufgelösten fränkischen Schaaren überschwemmten die an beiden Rheinufern gelegene hessische Grafschaft Katzenelnbogen und hausten, trotz des eben abgeschlossenen Friedens- und Freundschaftsvertrages, während der Tage vom 13. bis 15. Oktober schlimmer als in Feindesland. Auf die ausführlichen Berichte des Hauptmanns Scheffer, welcher mit 100 Mann in der Grafschaft stand, und des Kommissars Zipf hin, wurde Beschwerde von dem noch in Basel befindlichen hessischen Minister bei dem französichen Gesandten Barthélemy erhoben und Vergütung des auf 37 639 Gulden eingeschätzten Schadens verlangt. Allein es blieb bei Entschuldigungen von Seiten des französischen Vertreters. Da man nun in Basel nichts mehr zu erreichen vermochte, so kehrte der hessische Gesandte im Spätherbste nach Deutschland zurück.

Am Hofe des Landgrafen war man ziemlich rathlos; in dieser Stimmung hielt man es für das Beste, abzuwarten, was die Ereignisse bringen würden. Es ging das Jahr 1796 hin, ohne daß man weiter gekommen wäre. Da erlaubte sich der hessische Geschäftsträger in Frankfurt, Jordis, dem Landgrafen eine längere Denkschrift zu überreichen. — Jordis war seines Zeichens Banquier und wurde anfänglich zu Geldgeschäften benutzt; da er aber ein äußerst gewandter Mann war und an allen größeren Plätzen Verbindungen hatte, so war er im Stande, dem Landgrafen die wichtigsten politischen Nachrichten aus Frankreich zu liefern. Namentlich seine Pariser Berichte waren vorzüglich, dort hatte sich sein ältester Sohn etablirt. In der erwähnten Denkschrift hob Jordis hervor:

Es sei außer allem Zweifel, daß Frankreich die Bestimmungen zum künftigen Frieden vorschreiben werde, daher sei anzunehmen, daß durch die Protektion des Direktoriums denjenigen Fürsten, welchen es wohlwolle, noch manches zugewendet werden könne. Verzichte Frankreich

gänzlich auf das linke Rheinufer, dann könnten auch Oesterreich und Preußen keine Entschädigungen auf Kosten des Reiches erhalten, da dann keine Säkularisationen stattfinden würden. Sollten aber der Kaiser und auch der König einige geistliche Länder bekommen, so dürfte es nicht sehr schwierig sein, auch für einen anderen Fürsten durch Frankreich Entschädigung der Kriegskosten zu erhalten. Wenn auch die Zukunft mit einem dichten Schleier verhüllt sei, so liege doch die Vermuthung nahe, daß das Reich nicht ganz unangetastet bleiben dürfte. Unter diesen Umständen sei der große Einfluß des Direktoriums auf die künftige Gestaltung unzweifelhaft, und da die Wege, die Gunst desselben zu erwerben, bekannt seien, so schlage er, Jordis, vor, daß baldigst eine Reise des Staatsministers Waitz von Eschen in's Auge gefaßt werde. Letzterer wäre durch seinen längeren Aufenthalt in Basel mit Barthélemy, welcher nunmehr Mitglied des Direktoriums sei, eng liirt; auch wäre er bereit den Minister mit denjenigen Personen bekannt zu machen, welche die Kanäle kennten, durch die man zu dem richtigen Flecke gelange; ferner bemerkte Jordis, daß durch seine Leute schon viel auf diese Weise erreicht worden sei, zumal man Personen und Wege genau kenne. Damit aber keine unnöthigen Geldausgaben verursacht würden, müsse alles nur bedingungsweise geschehen; wegen der Auszahlungszeit würde er dann die näheren Vorschläge machen können, damit alles im größten Geheimnisse bleibe. Sollte aber eine derartige Unterhandlung zu spät kommen, oder keine Säkularisationen zu Gunsten des Kaisers oder des Königs von Preußen stattfinden, und also auch kein anderer Fürst Anspruch auf Vergrößerung haben, so würde doch sicher Frankreichs Einfluß beim Reiche so groß bleiben, daß durch dessen Vermittelung zum allerwenigsten die Kurwürde zu erhalten sein würde. Dies koste Frankreich gar nichts; man müsse es nur ernstlich wollen, dann geschehe es auch wirklich beim Friedenschlusse. Nach seiner Einsicht liege es im Interesse Hessens, sich immer inniger und fester an das ganz Europa beherrschende Frankreich anzuschließen, denn nur hierdurch habe es Aussicht, einige Entschädigungen auf die eine oder die andere Weise zu erhalten. Von Oesterreich hingegen habe es nichts als Chikanen zu erwarten.

So lautete die Denkschrift des hessischen Legationsrathes Jordis. Der Landgraf las das Schriftstück mit großem Interesse. Anfänglich war er unschlüssig, was er thun sollte, als er aber im Juni 1797 sich in Wilhelmsbad aufhielt und der Legationsrath Jordis dort erschien, gelang es diesem durch mehrfache eingehende Unterhaltungen den Fürsten vollständig von der Richtigkeit seiner Ansichten in Bezug auf die auswärtige Politik zu überzeugen. Jordis erfreute sich in der Folge der Gunst des Landgrafen in hohem Maaße, und um derselben Ausdruck zu geben, wurde des politischen Agenten jüngster Sohn, welcher als Avantageur in ein hessisches Regiment eingetreten war, außer der Reihe mit einem Fähnrichspatente bedacht.

Bevor jedoch der entscheidende Schritt geschah, beschloß man mit dem preußischen Hofe Rücksprache zu nehmen. Die Gelegenheit hierzu war günstig, da der schwer erkrankte König Friedrich Wilhelm II. Genesung in dem Bade Pyrmont suchte, und der Landgraf zur Badekur in dem benachbarten Nenndorf weilte. Ein Besuch bei dem Könige von Preußen konnte Niemand auffallend erscheinen, im Gegentheil würde die Unterlassung eines solchen befremdend gewesen sein. Im Monat Juli begrüßten sich denn auch die beiden Herrscher in Pyrmont auf's herzlichste und die leitenden Minister Hessens und Preußens begannen ihre Unterhandlungen, welche bald zu einem vollständigen schriftlichen Einverständnisse führten. Die Bedeutung, welche diese Konvention auf die folgenden Ereignisse hatte, bestimmt mich, dieselbe im Wortlaute mitzutheilen:

Nachdem Se. Majestät der König von Preußen und Se. Durchlaucht der Landgraf von Hessen es für nothwendig erachtet haben über verschiedene Gegenstände, welche Bezug haben auf den demnächstigen allgemeinen Frieden und welche ihre Interessen ebenso sehr berühren, wie das Wohl des deutschen Reiches, in Verbindung zu treten, so haben sie zu diesem Zwecke ernannt und mit Vollmachten versehen folgende zwei Personen, nämlich Se. Maj. der König von Preußen seinen Staats- und Kabinetsminister Grafen von Haugwitz und Se. Durchl. der Landgraf seinen Staatsminister Freiherrn Waitz von Eschen, welche nach Austausch ihrer Vollmachten übereingekommen sind über folgende Festsetzungen:

§ 1.

Se. Maj. der König von Preußen und Se. Durchl. der Landgraf zu Hessen halten noch immer fest an der Integrität des deutschen Reiches, wie dies den Gelübden entspricht, die sie bei jeder Gelegenheit kundgegeben haben, und werden bestrebt sein, dieselben zur Erfüllung zu bringen, so sehr sich dies immer bewerkstelligen läßt.

§ 2.

Wenn indessen der Kaiser und das Reich beim künftigen Frieden mit der französischen

Republik es für angemessen halten dürften, solche Veränderungen zu treffen, durch welche der Grundsatz der Entschädigung als nothwendig aufgestellt würde, so verpflichten sich die beiden vertragschließenden Parteien ihre Mühe und ihre Macht zu vereinigen, damit wenigstens die erblichen Besitzungen der Fürsten und Stände auf dem rechten Rheinufer in ihrem ganzen Umfange ihrem gegenwärtigen Landesherrn erhalten bleiben. Dahingegen soll angenommen und zur Ausführung gebracht werden der Grundsatz der Säkularisation der geistlichen Staaten und Stifter als sehr passend und bereits eingeführt durch den westfälischen Frieden. Im übrigen soll nichts an der deutschen Verfassung geändert werden.

§ 3.

Unter dieser Annahme und nachdem der oben erwähnte Grundsatz einmal festgestellt ist, verpflichten sich beide kontrahirenden Theile nicht nur, sich nicht entgegenzuarbeiten, sondern im Gegentheil sich zu unterstützen und alle ihre Kräfte anzuwenden, um zu verschaffen

1) dem königl. Preußischen Hause die Entschädigungen, welche es ein Recht zu fordern hat, nämlich die Säkularisation der geistlichen Länder, welche zwischen seinen gegenwärtigen deutschen Staaten liegen, und welche ihm überhaupt passend sind,
2) für das Haus Hessen-Kassel die Erfüllung seines Wunsches und seines Anspruches auf die Kurwürde und außerdem als Entschädigung für seine Opfer und Verluste das angrenzende Bisthum Paderborn mit dem Theile der Abtei Corvey, welche auf dem linken Weserufer liegt, die Stadt Volkmarsen, die Mainzischen Aemter, welche im hessischen Gebiete eingeschlossen sind, und das Bisthum Fulda, welches an Hessen grenzt.

§ 4.

Die beiden vertragschließenden Parteien verpflichten sich für alle ihre betreffenden deutschen Besitzungen das Recht der Nichtappellation zu erwirken.

§ 5.

Dieselben werden gleicherweise Kenntniß dieser Konvention der französischen Republik geben und sie einladen derselben beizutreten, sowohl im Prinzipe, als auch in den darin enthaltenen eventuellen Bestimmungen.

§ 6.

Vorstehende Konvention wird bestätigt und ratifizirt werden durch die beiden hohen kontrahirenden Parteien innerhalb höchstens acht Tagen, falls dies möglich ist.

In der Erwartung darauf ist sie unterzeichnet und untersiegelt worden durch die unten erwähnten Minister.

So geschehen zu Pyrmont am 19. Juli 1797.

Christ. Heinr. Graf von Haugwitz. Friedr. Siegm. Waitz Freiherr von Eschen.

Schon zwei Tage später, am 21. Juli ward die Konvention von dem Könige Friedrich Wilhelm ratifizirt. Derselbe genehmigte und bestätigte sie in allen Punkten und Klauseln und versprach auf Königliches Wort dieselben sorgfältig befolgen zu lassen. So endete die Pyrmonter Zusammenkunft, welche etwa 14 Tage gedauert hatte.

Nunmehr glaubte man in Kassel das Terrain genügend vorbereitet zu haben, um in Paris selbst entscheidende Schritte in dem sogenannten Entschädigungsgeschäfte thun zu können.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Altes und Neues.

Von F. Zwenger.

II. Dingelstedt in Fulda.

(Fortsetzung.)

Den Durchfall, welchen die Fuldenser dem Drama „Das Gespenst der Ehre“ bereitet hatten, konnte Franz Dingelstedt lange nicht überwinden. Eine düstere Stimmung hatte sich seiner bemächtigt, der Weltschmerz war wieder über ihn gekommen und brach selbst in den Momenten seiner größten Ausgelassenheit und seiner übermüthigsten Streiche durch. In jener Zeit mag denn auch das Gedicht „Ex Ponto“ entstanden sein, bei dem ihm wohl der

alte Dichter Ovidius zum Vorbilde gedient hat. Wir lassen es hier folgen, soweit sein Inhalt von Interesse für uns ist und Dingelstedt's damalige Stimmung wiederspiegelt:

Ex Ponto.

An Wolf Grafen von Baudissin.

Ὁρᾶτε δεσμώτην με.
Aesch. Prom.

Ein Jahr! Und noch die Kette nicht zerbrochen,
Geschmiedet noch an der Galeere Masten!
Ein Schmetterling, vom Nadelschaft durchstochen,
Unwillig zuckend im Insektenkasten!
Sprich, wundert's dich, daß vom zerrissnen Flügel
Den letzten Farbenstaub der Falter schüttelt,
Und daß in einem Blick auf freie Hügel,
Der Sklav' an seinen Eisen grimmig rüttelt?

Du lächelst. Sähst du jeden Morgen willig
Und zürnend doch am alten Strang mich keuchen,
Fürwahr, es sollte meine Klage billig,
Mein Durst nach Freiheit dir natürlich däuchen.
Daß Zelte sich verkehrt in Tabernakel,
Zum Schwert ein Hirtenstab, deß giebt's Exempel,
Doch ewig dürres Holz verbleibt mein Bakel,
Und meine Quarta wird kein Musentempel.

Wie lastet dieser Prosa Centnerwucht,
Ein Aetna, auf dem stöhnenden Giganten!
Was frommt es, daß er sie zu brechen sucht?
Sein Haupt nur bricht er an den scharfen Kanten,
Er kann blos, in der Ohnmacht noch gewaltig,
Durch Fels und Schutt aufröcheln seinen Hauch,
Der, eine Feuersäule, ungestaltig
In's Land hinwirbelt, schwarz von Gluth und Rauch!

Mich schläfert, Mann. Das Schwerste der Verbannung
Aus dem bewegten Kreis des vollen Lebens,
Ich fühl's, ist jene tödtliche Entmannung,
Die schleichend nagt an Sehn' und Mark des Strebens.
Nicht, daß uns äußrer Zwang so ganz zertrete,
Nein, daß wir selbst verrosten mit den Ketten,
Das ist's, warum ich täglich, stündlich bete:
Herr, woll' uns aus Aegyptenland erretten.

Du tröste nicht! Wer so wie du genossen,
Der flüchtet wohl in eine Klosterzelle
Und blickt, vom Wechsel selber ausgeschlossen,
Hernieder auf die Ebb' und Fluth der Welle;
Den Staub des Weges bläst er von den Schuhen
Und träumet am Kamin von seinen Reisen,
Behaglich schaffend in den vollen Truhen
Und eingewiegt zur sanften Ruh der Weisen.

Nicht so, wer nie der Freiheit Reiz gekostet,
Wie hoch sein Herz ihr auch entgegenklopft,
Wem unberührt das Schwert im Winkel rostet,
Weil draußen Krieg aus frischen Wunden tropft;
Er hört die Trommel geh'n und weh'n die Fahnen,
Sieht Schlechtere, denn er, zum Kampf gezogen,
Und all sein Thun bleibt nur ein müßig Ahnen,
Um seine Zukunft ist er grob betrogen.

Entschädigt ihn, daß er auf graue Wände
Die Bilder des entfernten Lebens streicht,
Daß Phantasie ein Schwert in seine Hände,
An seine Schultern Dädals-Schwingen reicht?
O Freund, du weißt es ja: nur heißer brennt
Die Wunde, die wir selber bluten sehen,
Der Knecht, der knirschend sich zum Knecht bekennt,
Wird drum gebeugter nur im Joche gehen.

Ach, stündest du mit mild-gereiftem Sinne
Mir rath- und liebereich wie jüngst zur Seite
Und wiesest mir von deiner Tempelzinne
Die Thäler all' und Berge in der Weite
Und schwichtigtest mit einem Friedensworte
Den innern Zwist, wenn er mir überschäumte,
Und zeigtest sanft ermuthigend die Pforte,
An der sich's herrlich von Erlösung träumte!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Den Grafen Wolf von Baudissin, den Freund von Ludwig Tieck und Mitübersetzer von Shakespeare, den ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller, dem wir die schöne Studie über Ben Jonson und seine Schule verdanken, an den Franz Dingelstedt das Gedicht „Ex-Ponto“ richtete, hatte er in Fulda kennen gelernt, als derselbe sich daselbst zum Besuche bei seiner Nichte, der Marquise de Cubières, aufhielt. In dem Hause des Marquis und der Marquise de Cubières verkehrte Dingelstedt viel. Heinrich Koenig giebt uns in dem zweiten Bande seines Werkes „Ein Stillleben“ über dieses fremde ausgezeichnete Paar, das längere Zeit in Fulda lebte, nähere Auskunft. Marquis Cubières war einst Page am Hofe der Bourbonen in Paris gewesen. Später als Angehöriger der französischen Gesandtschaft in Dresden hatte er die Gräfin Baudissin kennen gelernt und, von ihrer Schönheit und feinen Bildung entzückt, geheirathet. Beim Sturze Karls X. war er von der Gesandtschaft zurückgetreten, da er es als Legitimist verschmähte, unter dem Bürgerkönige Louis Philippe zu dienen. In diesem, um in Heinrich Koenigs Sprache zu reden, „exotischen“ Hause vereinigte sich alles, was Anziehungskraft auf Dingelstedt ausüben konnte: der Luxus und das aristokratische Parfum der

höchsten Gesellschaftskreise, die Tradition feinster französischer Bildung und der direkte persönliche Zusammenhang mit einer in Deutschland damals noch mächtigen Literaturrichtung. Der Marquis, ein feiner, gebildeter Mann in den besten Jahren, des Deutschen durchaus mächtig und mit der deutschen Literatur vertraut, hatte lange in dem Tieck'schen Kreise gelebt und verstand es, sich bei Gelegenheit in französischen Versen sinnreich und artig auszudrücken. Die Marquise war, wie Heinrich Koenig schreibt, eine so entschiedene Schönheit blonder Art, daß sie es selber wissen mußte, und die Anerkennung, ja die Huldigung der Männer, die in ihren Kreis traten, erwarten durfte. Und mit ihrer gewinnenden Erscheinung verband sie in hohem Grade Bildung und Talent, besonders auch für Musik und Gesang, worauf sich der Marquis ebenwohl verstand. In diesem Hause fühlte sich Franz Dingelstedt wohl, und zu dem Grafen Wolf von Baudissin trat er gleich bei der ersten Bekanntschaft in nähere Beziehungen; daher ist es auch erklärlich, daß er sich in seiner Bedrängniß gerade au diesen wandte und ihm sein Leid und seine Schmerzen in dem Gedichte klagte. —

Greifen wir um ein Jahr zurück. Im Sommer 1839 trafen drei alte Korpsbrüder Franz Dingelstedts, ehemalige Mitglieder des Marburger Korps „Schaumburgia", in Fulda ein, sein Busenfreund, Julius Hartmann, der als beauftragter Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften von dem Gymnasium zu Marburg an das zu Fulda versetzt war, der Referendar Karl von Sodenstern, dem ein Gerichtskommissorium in Fulda übertragen war, und der Literat Gustav Adolf Vogel, der in der Buchhandlung von Euler eine Stellung angenommen hatte. Und nun begann das burschikose Leben Franz Dingelstedt's, von dem man heute noch, nach mehr denn vierundfünfzig Jahren, zu erzählen weiß. Der Schilderung des Treibens Franz Dingelstedt's in jener Periode sei der nächste Artikel gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Familie Kopp und von Kopp.

von Otto Gerland.

Es giebt wohl wenige Familien in Hessen, welche im Verhältnis zur Zahl ihrer Mitglieder darunter so viele hervorragende Personen zu rechnen haben als die Familie Kopp (von Kopp), sodaß eine Geschichte dieser Familie auch von allgemeinerem Interesse sein dürfte.

Zu Offenbach am Main lebte um 1700 der Oberförster Johannes Kopp, der mit Anna Maria, der Tochter des Predigers Thomä zu Reichenbach im Isenburgischen verheirathet war. Dieser Ehe entsprossen, ohne daß man sagen kann, ob es die einzigen Kinder der genannten Eltern waren, zwei Söhne Johann Adam Kopp und Johann Christoph Kopp. Die Eltern starben kurz nach einander zwischen 1712 und 1716, die Söhne wurden Stifter zweier Linien.

I. Johann Adam Kopp wurde am 22. März 1698 zu Offenbach geboren, sollte sich anfangs auf den Wunsch seiner Mutter der Gottesgelehrtheit widmen und bezog zu diesem Zweck 1712 das Gymnasium zu Hanau. Nach dem Tode der Eltern sattelte er um, widmete sich der Rechtswissenschaft und lag dieser seit 1716 auf der Universität zu Jena ob. Nach vollendetem Studium lebte er kurze Zeit als Advokat zu Büdingen, wo ihm der regierende Graf von Isenburg-Birstein 1719 seine drei ältesten Söhne anvertraute und ihm 1722 den Auftrag ertheilte, mit diesen als Reisesekretarius nach Straßburg zu gehen. 1724 kehrte er nach Offenbach zurück, wo er zum Rath ernannt und mit der Besorgung der Geschäfte des Grafentags beauftragt wurde; diese besorgte er 12 Jahre lang und hatte während dieser Zeit alljährlich dem zu Frankfurt abgehaltenen Reichsgrafentag als Abgeordneter des Wetterauischen Grafenkollegiums beizuwohnen. Nachdem er 1727 für seine Herrschaft einige Reisen nach Holland gemacht hatte, wurde er 1728 zum Kanzleidirektor zu Birstein ernannt, wobei er den Direktorialgeschäften des Gesammthauses Isenburg vorstand und u. a. die zwischen dem Bischof von Würzburg und dem Reichsgrafenstand bei dem Reichshofrath schwebende Streitigkeit über das Recht der Grafen, bei den Würzburgischen Belehnungen mit sechs Pferden einzufahren, zur Zufriedenheit beider Theile erledigte. In Folge Vermittelung Estor's wurde er 1736 zum Kanzleidirektor bei der Regierung und dem Konsistorium zu Marburg berufen und, nachdem er einen Ruf als Geheimerath und Kanzler nach Bayreuth abgelehnt hatte,

am 29. März 1746 zum Vizekanzler der Regierung ernannt. Bald darauf gelang es ihm, die Abtretung der Kurpfälzischen Antheile an Burg und Stadt Gelnhausen an Hessen-Hanau zu erwirken. Ein früher Tod raffte ihn am 5. April 1748 hinweg. Seine zahlreichen Schriften sind in Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte Bd. VII, S. 263 ff. aufgezählt; als die hauptsächlichsten mögen hier nur genannt werden:

Auserlesene Proben des teutschen Lehnrechts. 2 Bände, 1. Bd. 1739 (2. Aufl. 1757), 2. Bd. 1746, sowie

Historia juris, quo hodie in Germania utimur, 1741, 1748 und 1768, das letztemal durch Estor neu aufgelegt und vermehrt.

Er verheirathete sich 1725 mit Helene Maria Vigelius (Weigel), der im April 1700 geborenen Tochter des isenburgischen Regierungsraths Johann Ludwig Vigelius, die nach langem Leiden am 20. Februar 1773 zu Kassel starb.

Dieser Ehe entsprossen 8 Kinder, von denen die Knaben Johann Ludwig (1) und Friedrich Wilhelm (7), sowie die Tochter Sabine Charlotte (3) jung starben. Die am 17. Januar 1732 geborene Tochter Helene Sabine (4) starb 1764 zu Kassel als die Gattin des dortigen Garnison-Predigers Justus Christoph Krafft, Marie Charlotte (6), geboren am 20. April 1736, verheirathete sich an den Hofbaumeister und Professor Simon Ludwig du Ry zu Kassel und starb am 8. Dezember 1773; Johann Wilhelm Kopp (5), geboren am 16. Mai 1734, wurde 1761 zum Regierungsrath in Marburg ernannt und starb im April 1767 auf einer Reise zu Kassel ledigen Standes. Johann Ludwig Kopp (8) wurde am 28. Juni 1743 geboren, trat am 29. Februar 1760 als Fähnrich bei der zweiten Garde zu Kassel ein, wurde am 16. Mai 1762 in das von der Malsburgische, nachher in das von Ditfurthische Regiment versetzt und am 26. Mai 1769 zum Lieutenant ernannt. 1773 trat er mit dem Charakter als Hauptmann aus dem Kriegsdienst aus und wurde am 9. März desselben Jahres zum Wege- und Brücken-Ingenieur zu Kassel ernannt; er war mit Johanna Dorothea Weidner, Tochter des Oberbaumeisters Weidner, verheirathet. Dieser Ehe entsprang eine Tochter, welche sich an einen Pfarrer zu Schwarzhausen im Gothaischen verheirathete.

Fortgesetzt wurde der Stamm nur durch Karl Philipp Kopp (2), der würdig in die Fußstapfen seines Vaters trat. Geboren am 16. April 1728 zu Birstein, erhielt er, da er seinen Vater so früh verloren hatte, zu seinen Studien Unterstützungen vom Landgraf Wilhelm VIII. Nachdem er sich am 31. August 1750 zu Marburg die juristische Doktorwürde erworben hatte, begab er sich zu seiner ferneren Ausbildung an das Reichskammergericht zu Wetzlar und an den Sitz des Reichstags zu Regensburg, wo ihn der hessen-kasselsche Reichstagsgesandte von Wülkenitz kennen und schätzen lernte. Durch dessen Vermittelung wurde er zwar 1751 zum Assessor bei der Regierung zu Kassel ernannt, hielt sich aber zunächst noch in Wien auf, wo er vom Reichshofrath von Senckenberg, einem Freund seines verstorbenen Vaters, freundlich aufgenommen wurde. Am 23. April 1754 trat er sein Amt bei der Regierung zu Kassel an und wurde am 28. Oktober 1756 zum Regierungsrath ernannt. Bei Beginn des siebenjärigen Krieges begleitete er den Premier-Minister General-lieutenant von Donop auf dessen Gesandtschaftsreise nach Braunschweig, Berlin, Magdeburg u. s. w. Am 12. Dezember 1761 wurde er zum Oberappellationsgerichtsrath ernannt, daneben wurde ihm am 28. Februar 1772 die Stelle eines Direktors des Steuerkollegiums und eines Referendarius im geheimen Ministerium übertragen, am 14. Mai 1774 wurde er zum Geheimenrath und Oberappellationsgerichtsdirektor ernannt. Von 1772 an war er nebenbei Direktor der Handlungskompagnie zu Karlshafen, und 1777 wurde er der Direktion der von Landgraf Friedrich II. gegründeten Kolonien zugetheilt. Auch seinem Leben machte ein früher Tod am 6. Oktober 1777 nach nur zweitägigem Krankseín ein Ende.

Von seinen Schriften mögen vorzugsweise genannt werden: die ausführliche Nachricht von der älteren und neueren Verfassung der geistlichen und Civil-Gerichte in den Fürstlich Hessen-Casselischen Landen, 2 Theile, Kassel 1769 und 1770.

Er ließ sich zuerst das am Friedrichsplatz neben der Kommandantur stehende Haus und dann das Haus Nr. 5 am jetzigen Wilhelmshöher Platz, gerade der Königstraße gegenüber, beide durch seinen Schwager S. L. du Ry bauen.

Am 28. April 1758 verheirathete er sich mit Christine Amalie Stiern von Stiernberg, Tochter des Geheimen Kammerraths Wolrad Stiern von Stiernberg zu Kassel, welche ihn mit sechs Kindern beschenkte und am 17. April 1813 im Alter von 79 Jahren starb. Von seinen Kindern starben Wolrad (1)

und Louise Friederike (5) früh. Eine am 8. Februar 1761 geborene Tochter Marie Amalie (2) verheirathete sich an den Oberamtmann August Kasimir von Lindau, Herrn zu Elbersdorf, zu Hersfeld, hinterließ aber keine Kinder, sodaß nach dem Tod ihres Gatten das Lehngut Elbersdorf dem Kurfürsten anheim fiel, der damit den General Müldner von Mülnheim belieh. Von erheblicher Bedeutung sind seine drei weiteren Söhne Ulrich Friedrich (3), Karl Friedrich (4) und Karl Wilhelm (6).

(Fortsetzung folgt.)

Erbrecht der Stadt Kassel aus dem Jahre 1300.

Rechtsgeschichtliche Skizze von H. Metz.

Unter dem Titel „Alt Gewohnheit und Stadt-Recht zu Kassel in Erbfällen, geschrieben in der Stadt-Buch und durch Fürsten zu Hessen gebotten, Anno a Nativitate Christi Millesimo Trecentesimo. Ex Codice Bibliothecae Uffenbachianae" hat, wie er sich selbst unterschreibt, „Der Ehrwürdiger und Hochgelahrter Herr Widdekindus Bruchner, der Freyen Künste und Geistlichen Rechten Doctor, Canonicus dieses Stiffts Sancti Martini zu Kassel," der eben angeführte Widdekindus Bruchner dieses alte Stadt-Recht „fleißlich besichtigt, bevestigt und glossiret." Dieses alte Stadtrecht ist in erzählender Form geschrieben worden.

Um nun die einzelnen Punkte besser auseinanderhalten und größere Uebersicht bieten zu können, ist dasselbe, gleichwie unsere neuen Gesetze, in Titel, Kapitel und Paragraphen gegliedert worden.

Zur Erklärung im Gesetze vorkommender Ausdrücke ist demselben gleichsam ein Anhang beigefügt worden, der folgende Erklärungen enthält:

„Erbgut und fahrende Habe sind, alle Häuser, Gärten, Aecker, Wiesen, Lehen-Güter, Pacht-Güter, alle Pfandschaft unbeweglicher Güter, genannt Hypotheken und alle jährliche Zinsen sind Erbgut. Alle beweglichen Güter, alles Geld, alle Pfandschaft beweglicher Güter, pignus, und alle Schulden sind fahrende Habe. Es wäre dann das Geld oder die fahrende Habe gegeben oder verordnet, um unbewegliche Erbgüter anzulegen und wäre angelegt, dann ist solches Geld oder solche fahrende Habe als unbewegliches Erbgut zu erkennen und für unbewegliche Güter zu halten."

Nachdem diese Erklärungen vorausgeschickt sind, kommen wir nun zum Erbrecht selbst.

Erster Titel:

Testament ist vorhanden.

Erstes Kapitel.

Die Erbschaft ist nach den in diesem Testament oder dem letzten Willen enthaltenen Bestimmungen zu regeln.

Zweiter Titel.

Testament ist nicht vorhanden.

Erstes Kapitel.

Von den Rechten des überlebenden Ehegatten.

§ 1.

Wenn der Verstorbene keine Kinder zurückläßt, so gehört seine Hinterlassenschaft, worunter Alles, was der Verstorbene mit in die Ehe gebracht hat, und was er während derselben erworben hat, dem ihn überlebendem Ehegatten.

§ 2.

Sind Ascendenten des Verstorbenen am Leben, so sollen diese einen Antheil, „legitima" von den nachgelassenen Gütern erhalten, wenn nicht im Ehevertrag anders bestimmt worden ist.

§ 3.

Vom Erbtheil ausgeschieden sind alle unbeweglichen „Erbgüter", die der Verstorbene ungetheilt mit seinen Geschwistern, Neffen, Nichten, Onkel, Tante und anderen Blutsverwandten im vierten Grade in ungetheiltem Besitz gehabt hat. Solche ungetheilte unbewegliche Güter erben der Bruder oder die Blutsverwandten, mit denen der Verstorbene dieselben zusammen besessen hat.

§ 4.

Jedoch soll der überlebende Ehegatte von den ungetheilten Gütern soviel als Brautschatz erben, wie der Brautschatz des Lebenden betragen hat, den er mit in die Ehe gebracht hat.

§ 5.

Hat der Lebende keinen Brautschatz, dos, oder Brautgaben, donationes propter nuptias, mit in die Ehe gebracht und der Verstorbene keine fahrende Habe hinterlassen, dann soll der Lebende an den unvertheilten unbeweglichen Gütern einen gleichen Theil haben, wie der nächste Verwandte. Ist die ererbte fahrende Habe, die vom Ver-

storbenen hergekommen ist, so gut wie solch ein Theil, alsdann soll sich der Ueberlebende mit dieser begnügen.

§ 6.

Ist eine Frau ihrem Manne fortgelaufen und hat Ehebruch, adulterium, getrieben, dann soll sie von den nachgelassenen Gütern ihres Mannes nicht erben, sondern seine rechten nächsten Erben. Gleicherweise, wenn ein Mann seine Frau verlassen und sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hat. Haben sich beide Theile des Ehebruchs schuldig gemacht, dann tritt die oben erwähnte Erbfolge ein.

Zweites Kapitel.
Von dem Erbrecht der Descendenten.

§ 7.

Hinterläßt der Verstorbene Kinder oder andere Descendenten, so erben diese alle unbeweglichen Güter des Verstorbenen, es mögen dieselben getheilt oder ungetheilt sein. Der Ueberlebende erbt alle fahrende Habe.

§ 8.

Den Gebrauch und die Nutzung von diesen unbeweglichen Gütern hat der Vater oder die Mutter. Dieselben bewahren die Güter und sorgen für die Kinder solange bis dieselben entweder großjährig werden oder sterben. Alsdann sollen die Kinder nach Maßgabe der Güter entweder ausgestattet oder bestattet werden.

§ 9.

Ist die fahrende Habe so groß und besser als die Hälfte der unbeweglichen Güter, alsdann soll der Lebende mit den Kindern alle fahrende und liegende Habe gleich theilen und einen Theil, so groß wie der eines Kindes ist, nehmen.

§ 10.

Solche unbewegliche Erbgüter darf der Lebende ohne Einwilligung der Kinder verkaufen, versetzen, verpfänden und veräußern nur zur Bezahlung der Schulden und zum Lebensunterhalt und zur Bestattung. Anderer Gebrauch ist ausgeschlossen.

§ 11.

Ist der Verstorbene reich gewesen und kommen die Güter von ihm her, ist der Lebende arm und hat keine fahrende Habe oder kleinere als ein Kindes Antheil ist, geerbt, alsdann soll der Lebende von den beweglichen und unbeweglichen Gütern einen Kindestheil erhalten.

§ 12.

Mit den unbeweglichen Erbgütern, die von dem Lebendem allein herkommen, mit der fahrenden Habe oder mit dem Kindestheil mag derselbe nach seinem Willen handeln und davon nach Ordnung der Rechte, Testament oder letztem Willen Gebrauch machen ohne Hinderung und Einwilligung seiner Kinder, doch so, daß den Kindern an den Gütern ihre gebührliche Anzahl, legitima genannt, bleibe und ohne rechtliche Ursache nicht verletzt werde.

§ 13.

Haben die Ehegatten zusammen Schulden gemacht, so sollen diese Schulden aus ihrer Beiden beweglichen und unbeweglichen Gütern bezahlt werden.

§ 14.

Hat ein Theil allein Schulden vor oder nach der Ehe gemacht, so soll die Schuld aus den unbeweglichen und beweglichen Gütern desjenigen bezahlt werden, der die Schulden gemacht hat.

§ 15.

Haben Mann und Frau ihre unbeweglichen Güter mit einander erworben und überlebt ein Theil den anderen, so erhalten die eine Hälfte die Kinder, die andere Hälfte der Ueberlebende. An diesen Kindestheil hat der Lebende den Gebrauch und die Nutzung. Ohne Bewilligung der Kinder darf dieser Theil nicht beschwert und veräußert werden, denn allein zur Bezahlung der Schulden, Ernährung und Bestattung der Kinder.

§ 16.

Nach dem Tode des Ueberlebenden geht dieser Antheil, soweit er noch vorhanden ist, auf seine aus eventueller späterer Ehe hergekommenen Kinder, die fahrende Habe auf seinen Ehegemahl über. Sind solche Kinder aus zweiter Ehe nicht vorhanden, alsdann erbt der überlebende Ehegatte die fahrenden und liegenden Güter. Lebt dieser auch nicht mehr, dann erben die Kinder erster Ehe.

§ 17.

Stirbt ein Bruder oder eine Schwester eine descendentenlosen Ehegatten, so fällt das unbewegliche Erbgut an seinen Bruder, Schwester oder ihre Kinder. Haben aber der Bruder, die Schwester oder die Kinder jeglicher seinen Theil 30 Jahre lang gebraucht, genutzt und ruhig besessen, so ist solcher langer Besitz so anzusehen, als wenn das Gut erblich getheilt wäre.

Solches Landrecht und solche Gnade, daß der eheliche Mann sein ehelich Weib und die Frau ihren ehelichen Mann erbt, ist den frommen, ehrlichen Eheleuten zu Ehren und Beschirmung der heiligen Ehe gegeben worden. In allen anderen Erbfällen, die in diesem Rechte nicht beschrieben sind, soll das gemeine Recht gehalten werden.

Der alte Herr Professor.

von H. Keller=Jordan.

Es war ein alterthümliches Giebelhaus, mit stilvollen Erkern und geschwärzten Balken, welches sich in der breiten Straße, zwischen den modernen Bauten, beinahe greisenhaft ausnahm. Seine Nachbarhäuser waren mit der Zeit fortgeschritten und hatten, wo sie nicht gänzlich umgebaut waren, wenigstens neue Gewänder über die morschen Gebeine geworfen. Auch die kleinen Fenster hatten nach und nach größeren, mit modernen Scheiben Platz gemacht und sie sahen nun ganz zeitgemäß, ja beinahe stolz auf das trotzige, alte Gemäuer, welches so ohne Scheu seine Gebrechen preisgab.

Aber es giebt Augen, die Verständniß für solche Bauten haben und die mit weit größerem Interesse die stilvollen Bogenfenster und vorspringenden geschwärzten Erker betrachten, als die Reihe geschliffener Scheiben in den glattgetünchten Mauern ihrer modernen Nachbarn. Jedenfalls konnte das Haus seine Geschichte haben; schon sein Alter berechtigte es dazu, denn es mußten wohl schon Geschlechter um Geschlechter auf den einsamen breiten Gängen gewandelt sein. Nennenswerth allein blieb schon die heute so seltene Begebenheit, daß seine Insassen seit Menschengedenken nicht gewechselt hatten, und daß, seitdem man im vorigen Jahre den alten ehrwürdigen Schulmeister aus der niedrigen Parterrewohnung zu Grabe getragen, sein Sohn, um nicht fremde Elemente in die alten Mauern zu bringen, dieselbe für sich allein übernommen hatte.

Im Volksmunde erzählte man sich, daß der alte Herr Professor, der schon über vierzig Jahre den oberen Stock bewohnte, ein Sonderling sei, daß er keine Neuerungen dulde und sich selbst nicht mehr an fremde Tritte und Stimmen gewöhnen könne. Jedenfalls aber sah der kleine alte Herr freundlich und harmlos aus, wenn er regelmäßig Nachmittags, beinahe mit der Pünktlichkeit des Königsberger Philosophen, durch die etwas winklige Straße schritt. Die Kinder, die dann aus der Schule kamen, kannten ihn alle genau, aber sie fürchteten sich nicht vor ihm und wichen nicht aus, sondern sahen ihm freundlich in das Gesicht und das „Guten Tag, Herr Professor“ war das Wenigste, was sie ihm boten. Er blieb dann wohl bei der einen oder anderen der kleinen Mädchen stehen, fragte nach ihren Schulerlebnissen und kaufte ihnen, wenn er besonders guter Laune war, „Obst nach der Jahreszeit,“ bei der dicken alten Apfellotte, die da an der Straßenecke ergraut war und die den Herrn Professor schon gekannt hatte, als er noch ein junger Herr gewesen war, und die Mütter erwachsener Töchter ihn auf der Liste der Heirathskandidaten obenan gehabt. Die alte Lotte war redselig und hatte ein gutes Gedächtniß, und wer ihr Gehör schenken wollte, der konnte mancherlei Interessantes von ihr erfahren aus der Chronik der Hubertusgasse, Dinge, die dem Hörer, der nur nach dem äußeren Leben urtheilte, unglaublich erschienen, aber die die Apfellotte doch ganz genau zu wissen vorgab.

Es war ihr ja bei ihrem Strickstrumpf Muße geblieben, zu beobachten, hier und da hatte sie wohl auch von den Vorübergehenden ein achtlos gesprochenes Wort erhascht, oder auch mit den Kindern und Mägden, die bei ihr Obst holten, kleine Unterhaltungen angeknüpft. Sie war nicht unverständig, die Alte, sie hatte sich aus dem Allen heraus ihre Geschichten zusammengesetzt und wenn sie auch manchmal, je nachdem ihre Sympathien und Antipathien ins Spiel kamen, etwas ab und zu that, im Ganzen wichen ihre Zusammenstellungen nicht weit von der Wahrheit ab.

Nur von dem alten Herrn Professor, wie er, da er der Einzige seiner Kollegen war, der noch in dieser etwas aus der Mode gekommenen Straße wohnte, genannt wurde, nur von dem alten Herrn da wußte sie nichts. Der hatte schon in der Jugend gerade so einsam gelebt wie jetzt, nie Augen gehabt für die schöne Damenwelt und der Apfellotte keine Veranlassung gegeben, ihre Phantasie mit ihm zu beschäftigen. Aber um die Ehre ihres Geschlechtes zu retten, sagte sie doch gewöhnlich, wenn die Rede auf ihn kam und man sich bekreuzigte, warum er nie um ein Mädchen gefreit habe, „ach was, der hatte nie Courage dazu, gern gesehen hat er sie auch.“

Diese letzte Ueberzeugung ließ sich die Apfellotte nun einmal nicht nehmen.

Ob sie das nun blos so unüberlegt hinsprach, oder ob ihr diese Gedanken gekommen waren, wenn sie von ihrem Platze an der Ecke aus, wo sie ihr Obst verkaufte, den Erker beobachtete, in welchem der damals noch junge Herr seine physikalischen Präparate hatte und mit den Augen Dinge beobachtete und studirte, die nach der Ansicht der Alten doch eigentlich ganz unnöthig und werthlos waren. Ob er in damaliger Zeit, wenn er abends über die Gebühr lange regnungslos zum Himmel sah, blos die Sterne beobachtete oder sich in andere Labyrinthe ver=

irrte, darüber hatte die Alte doch wohl nicht nachgedacht.

Der alte Herr war ein rüstiger Siebziger und wohnte in dem ergrauten Giebelhause seit nahezu 45 Jahren. Freilich hatte er damals, da er als außerordentlicher Professor mit spärlichem Gehalt an die Universität berufen wurde, nur die kleine Giebelwohnung inne gehabt, die über dem ersten Stocke mit dem geschnörkelten Erker lag. Die Hauptwohnung selbst war im Besitz eines älteren Kollegen gewesen, der mit Frau und Tochter da ein geselliges Leben geführt hatte.

Die alte Höferin erinnerte sich dieser Zeit noch ganz besonders genau, denn damals war sie selbst noch ein junges, blühendes Mädchen, und hatte auf blank geputztem Geschirr das Fleisch aus ihres Vaters einträglichem Geschäft in die herrschaftliche Küche getragen.

Es war das die Glanzzeit ihres Lebens gewesen und auch die des alten Kastens, wie sie in ihren stillosen Gedanken das alterthümliche Haus benannte. Bald nachher aber hatte sich nach dem Falle ihrer eigenen Familie auch die Herrschaft dort aufgelöst. Die Tochter heirathete, der Vater starb und die Frau des Professors, die eine stolze Adelige gewesen, zog von dannen und blieb verschollen.

Aber das war ganz gleich, die alte Lotte erinnerte sich doch noch ganz genau, wie man sie das hübsche Lottchen genannt hatte und wie es in dem damals so lustigen Hause zugegangen war.

Der Mann war, ihrer Meinung nach, ein guter Tropf gewesen, der nur froh sein mußte, wenn er bei den Gesellschaften keine Vorwürfe von der Gnädigen erhielt, die ihm, wie die Dienstboten versicherten, immer von Neuem ungehobelte Manieren und bürgerliche Hartköpfigkeit vorwarf.

Aber trotzdem trug doch der Mann den Kopf beinahe ebenso hoch wie die Gnädige selbst und etwas von der Atmosphäre, die sie zu verbreiten liebte, war auch in sein bürgerliches Blut übergegangen. Er war mit Bewußtsein der Mann seiner Frau, der geborenen Freiin von Nichthausen und die Ansicht, die sie ihm nach und nach beigebracht, daß es für ihn, den bürgerlichen Professor eine Ehre sei, ihr Mann geworden zu sein, hatte doch mit der Zeit Ausdruck in seinem Gesichte gewonnen und den letzten Rest von gutmüthiger Intelligenz verdrängt. Seine Kollegen, die nie eine übertriebene Meinung von seiner wissenschaftlichen Potenz gehabt, sahen sein Können immer mehr und mehr verflachen.

Und nun die Tochter, die wunderschöne Tochter mit dem fremdländischen Namen — sie hieß Wanda, nach einer Tante der gnädigen Frau in Polen — wie hatten sich alle jungen Männer darum bemüht, unter der Zahl ihrer Verehrer genannt zu werden! Wie viele kostbare Blumenbouquets, die man ihrer Schönheit gezollt, waren wohl in dem alten Giebelhause dort achtlos verwelkt!

Die Leute erzählten sich, sie sei eitel und gefallsüchtig, liebe Luxus und schöne Kleider mehr als Alles und wäre der Abgott der gnädigen Frau, die alle ihre eigenen gescheiterten Pläne an der Tochter verwirklicht sehen wolle.

Ob sie glücklich geworden war mit dem blassen, abgelebten Offizier, mit dem man ihre Hochzeit so pomphaft gefeiert hatte?

Man wußte nichts von ihm, als daß er Güter weit ab in Polen an der russischen Grenze habe und von eben so altem Adel stamme, wie die gnädige Frau selbst. Auch später hörte man nie mehr von der schönen Frau, der zu Ehren sich damals die halbe Bevölkerung in die Kirche gedrängt, als sie in ihrem reichen, mit Spitzen und Hermelin verbrämten Atlaskleide, wie eine Königin vor den Stufen des Altars gekniet und sich dem ältlichen, unschönen Manne, blos weil er adelig und reich war, so sagte die böse Welt, zu eigen gab.

Wenige Wochen nach der Hochzeit war ihr Vater nach kurzer Krankheit gestorben und die gnädige Frau, die immer noch schön und begehrenswerth war, vermählte sich nach verflossenem Trauerjahre mit einem russischen General und blieb, wie schon gesagt, verschollen. In soliden Kreisen wurde diese unerhörte Heirath eine kurze Zeit lang nicht ohne Entrüstung besprochen, aber das änderte nichts an der Sache. Die tugendhaften Mütter wunderten sich vergebens über den unbegreiflichen Geschmack der Männer, die eine alternde Frau ihren blühenden Töchtern vorziehen mochten und beruhigten sich nur mit dem Bewußtsein ihrer sittlichen Strenge, für welche die heutige Männerwelt nun einmal kein Verständniß zu haben schien.

In die große Wohnung zog dann, nachdem sie beinahe ein Jahr leer gestanden, da sie ziemlich abgenutzt war, der ernste, gelehrte Professor aus dem oberen Erker. Die Nachbarn meinten anfänglich, er wolle sich verheirathen, aber daraus wurde nichts. Er breitete sich mit seinen physikalischen Instrumenten, Präparaten und Büchern allein in der geräumigen Wohnung aus, und selbst die ehrenvollen Rufe an andere bedeutendere Universitäten, die an ihn ergingen, lehnte er mit dem Bescheide ab, daß er sich hier zufrieden fühle und keine weiteren ehrgeizigen Wünsche hege.

Die Apfellotte meinte, das Gesicht des Professors sei nach und nach immer heiterer geworden und die ernste Falte, die in seinen jüngeren Jahren schwere Gedanken verrathend zwischen den dichten Brauen gelegen, sei merkwürdigerweise mit dem Alter fast ganz geschwunden.

Er war eben ein Sonderling, der Herr Professor, er arbeitete, machte Entdeckungen, stieg zu wissenschaftlichen Ehren und hatte doch keine Wünsche für sich selbst. Sein nachmittägiger Spaziergang und die zwei Stunden, die er nachher im Lesezimmer des Museums und im Kolleg verbrachte, waren die einzige Zeit, in welcher er mit Menschen in Berührung kam.

Der alte Herr stand heute mit merkwürdig erregtem Gesichte vor dem großen Tische, der in der Mitte seines Laboratoriums stand, desselben Zimmers, in welchem vor mehr als vierzig Jahren die verschollene gnädige Frau ihre „thés dansants“ gehalten hatte.

Er hatte allerlei Versuche glücklich beendet, die ihm zur genauen Kenntniß des Edisonlichtes verhelfen sollten, welches ihm von allen neuen Erfolgen der Elektrizität der glänzendste erschien und seine Seele fast mit jugendlicher Begeisterung hob.

Das Bewußtsein, daß sein berühmter Kollege alle seine Widersacher, ohne auf weitläufige gelehrte Diskussionen einzugehen, gleichsam mit Licht überfluthet hatte, gab ihm heute mehr wie je das stolze Bewußtsein, daß er sein langes Leben im Dienste einer Wissenschaft verbraucht, die wahrhaft glänzende Erfolge erzielt.

Für ihn, der bei seinem eigengearteten Organismus, niemals den Geruch und die Hitze des Gases ertragen konnte, schien diese Erfindung geradezu von eminenter Tragweite und er hatte sich vorgenommen, trotz seiner Schwerfälligkeit in Entschlüssen, die Reise nach München zu unternehmen und sich somit einen wissenschaftlichen Genuß zu verschaffen, dessen Aussicht allein alle seine Lebensgeister in Aufregung brachte. Er hatte freilich im Vertiefen in die physikalischen Konstruktionen nicht die Unannehmlichkeiten in Erwägung gezogen, die ihm, der rüstig mit der Wissenschaft fortgeschritten, seine gänzliche Unkenntniß in moderner gesellschaftlicher Beziehung auferlegen mußte. Aber wie sollte er auch bei dem Anblick der Zeichnungen und kleinen Modelle in Zink und Kupfer, die da herum lagen und standen und sein volles Denken in Anspruch nahmen, solche Nebensachen in Erwägung ziehen? Da würde schon Frau Schulte, seine langjährige Hauswirthin, Rath schaffen, sie kannte ihn ja und wußte was ihm in dieser Beziehung noth that.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsfahrten.

I.

Wiedersehen.

Grüß Gott, da ich Dich wiederseh',
Dich, traute, sanfte Bergeshöh,
Die Du im Winterbann noch lagst,
Als meinem Glück Du Zeuge warst!
Und nun im Lenz steh' wieder ich
Vor Dir und grüß' — mein Glück — und Dich!
Das Herze wird mir frei und weit
Voll Frühlingsgnad' und Seligkeit!
O Maienzeit, wie reich Du bist
Wenn's Mai im Herz auch ist!
Die Worte wohl, sie gehn mir aus,
Doch jubelnd dringt's zum Herz hinaus:
Du guter Gott zu Deinem Preis
Ich nichts als nur zu singen weiß! —

II.

Zur Rhön!

Es kam ein starker Wanderdrang
Mir in das Herz so wundertief,
Wohl weil der Lerche Jubelsang
Wohl weil der Frühling hold mich rief.

Das Bündel war gar bald geschnürt,
Der Wanderstock gar schnell zur Hand —
Mein Herz hatt' lang ja schon gespürt
Des Frühlings leises Weh'n im Land!

Durch Thäler weit, weit über Höh'n
Nahm ich den Weg recht frohgemuth.
Manch' Dörflein traut hab' ich geseh'n,
Trank manchen Becher Rebenblut!

Und immer weiter zog ich hin,
Hinauf des Bächleins muntren Lauf;
Und immer freier ward der Sinn,
Und tausend Lieder wachten auf!

Wie's sorgenlose Jugend thut,
Hab ich nach Blumen mich gebückt,
Sogar vom Rothdornstrauch den Hut
Mir frühlingsherrlich ausgeschmückt!

Und hinterm letzten Hügel — da
Mit eins hab' jubelnd ich's geseh'n,
Im gold'nen Morgenlicht so nah:
Mein Ziel, die stolze, schöne Rhön!

Es ward um's Herz mir wundersam,
Es zog darein wie Jubelbraus!
Ich wußte nun, warum ich kam
Den Wanderpfad grad' hier hinaus!

Des Lenzes Ruf, der Lerche Sang
Ich hätt' sie beide nicht gehört,
Wenn nicht mein ahnend Herz schon lang
Ein mächtig Sehnen süß bethört!

Das war der starke Wanderdrang
Im Herzen mir so wundertief:
Da lauter mich als Frühlingssang,
Viel holder noch die Liebe rief! —

Kassel, im Frühling 1893. **H. Förster — Fulda.**

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Distichon des Landgrafen Moritz von Hessen. Als der gelehrte Philolog und Mediziner Caspar von Dornau, der Lehrer und Freund von Martin Opitz, im Sommer des Jahres 1615 von dem Gymnasium zu Görlitz an das von dem Freiherrn von Schönaich zu Beuthen a. O. gegründete akademische als Rektor berufen wurde, da wählte der Senat der Stadt Görlitz den Senior unter den Kollegen der Anstalt, der bereits dreiundzwanzig Jahre an derselben gewirkt hatte, den Magister und gekrönten Dichter Elias Cüchler zu seinem Nachfolger (am 4. August 1615). In feierlicher Versammlung vollzog der Syndicus der Stadt, Gottfried Glych von Milziz, die Inauguration des Neugewählten, am 18. Januar des Jahres 1616. Zum Thema seiner Einführungsrede wählte er eine „dissertatio sive discursus politicus de causis et remediis corruptae hoc aevo disciplinae scholasticae ruinaeque scholarum trivalium.“ Der neue Rektor antwortete mit einem Vortrag „de educationis prae stantia.“ Beide Reden veröffentlichte Cüchler noch im März desselben Jahres zugleich mit den kurzen Ansprachen zweier zur selben Zeit neu eingetretener Kollegen. Milziz' Diskurs ist der Sitte der Zeit gemäß mit Citaten gespickt und schließt auch mit einem solchen: Jeder solle an seiner Stelle wirken, im Dienste der Wissenschaft und Religion thun, was ihm zukomme:

„Tu LEGE, vos sacrae DISCITE grata DEAE.“

Wie überall wird auch hier in einer Fußnote angegeben, wem das Citat entlehnt ist. Es ist Moritz von Hessen, und dieser geniale Herrscher verdient es wohl, daß wir das an einer ganz entlegenen Stelle gebotene Material vollständig bringen, so denn auch jene Anmerkung unverkürzt in deutscher Uebersetzung:

Als Moritz, Landgraf von Hessen, die Zierde des Reiches und der Musen, der erlauchte Beschützer der Wissenschaft, einst in Marburg in Hessen im öffentlichen Hörsaale des philosophischen Kollegs sich allein mit dem Universitätsprofessor Joh. Hartmann befand, dem bekannten Mathematiker, Chemiker und Arzte (aus Amberg, wurde 1591 Magister, 1592 Professor der Mathematik, 1606 Doctor medicinae, 1609 Professor der Chemie in Marburg, † 1631 als hessischer Leibmedicus), da bat Hartmann seine Hoheit, sie möge zum ewigen Gedächtniß des Ereignisses und ihrer fürstlichen Milde, Gnade und Leutseligkeit irgend einen mit eigener Hand auf das Katheder des Hörsaales geschriebenen Spruch zurücklassen. Auf der Stelle schrieb der gefeierte Fürst folgendes Distichon auf:

„Ecce manus scripsit Vestri haec generosa patroni:
Tu LEGE, vos sacrae DISCITE grata Deae!“

Seht, mit eigener Hand schrieb Euer erhabener Schirmherr:
Lies Du, ihr aber lernt nur was die Muse geweiht!

Nach den oben über Hartmann gemitgetheilten Daten ist es wahrscheinlich, daß das kleine Erlebniß nach dem Jahre 1609 erfolgte, jedenfalls ist es erst nach 1604 anzusetzen, in welchem Jahre Moritz die alleinige Verwaltung der Universität Marburg übernahm.

Berlin. **Dr. M. Rubensohn.**

Aus Heimath und Fremde.

Dienstjubiläum. Am 24. Juni waren fünfzig Jahre verflossen, seit der Landrath des Kreises Homberg, Geheimer Regierungsrath Otto von Gehren nach wohlbestandenem Fakultäts- und Staatsexamen als Referendar bei der Regierung in Marburg in den Staatsdienst getreten ist. Seine Universitätsstudien hatte von Gehren in Marburg gemacht, hier war er ein sehr angesehenes Mitglied des Korps Hasso-Nassovia, bei welchem er gleich bei der Stiftung am 15. Juli 1839 einsprang und später die Stelle des 2. Chargirten bekleidete, nachdem er vorher in seinem Fuchssemester, Renonce des Korps Hassia gewesen war, das nach kurzem Bestehen sich auflöste. Seine amtliche Stellung als Verwaltungsbeamter führte ihn nach Kirchhain, Schlüchtern, Kassel, 2c. bis er im Jahre 1864 zum Landrathe des Kreises Ziegenhain ernannt wurde. Von da wurde er in gleicher Eigenschaft nach Frankenberg und später (1868) nach Homberg versetz. Durch seinen streng rechtlichen Sinn hat er sich das Vertrauen und die Hochachtung der Kreiseingesessenen in seltenem Grade erworben. Wiederholt wurde er zum Reichstagsabgeordneten gewählt, und als solcher schloß er sich

der konservativen Partei an. Ein Freund der Einfachheit hat es der Jubilar vorgezogen, seinen Ehrentag in Stille und Zurückgezogenheit im engsten Kreise zu Wilhelmshöhe bei Kassel zu feiern. Von Sr. Majestät dem Kaiser wurde ihm der rothe Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen. Man muß dem Jubilar nachrühmen, daß er von Jugend an ein Mann von festen Grundsätzen gewesen ist, aufrichtig und bieder, ohne Falsch und Hinterlist, der, wie er denkt, auch spricht, und auf dessen Wort man sich unbedingt verlassen kann. Diese Eigenschaften haben auch bei allen, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten, selbst bei seinen Gegnern, die verdiente Anerkennung gefunden. Möge es dem Herrn Geheimen Regierungsrath von Gehren noch recht lange vergönnt sein, sich der gleichen Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes wie seither, zu erfreuen.

Aus Leipzig geht uns folgende Mittheilung zu: Die hiesige ev.-reformirte Gemeinde hat heute (25. Juni) zum zweiten Mal binnen kurzer Zeit eine Pfarrerwahl vorgenommen. Nachdem Herr Lic. Ed. Simons (aus Elberfeld) im Oktober vorigen Jahres ausgeschieden war, um sich dem akademischen Lehrfache zu widmen, hatte man an seine Stelle den Heidelberger Professor Herr Lic. Dr. P. Mehlhorn (aus Altenburg) berufen. Am 1. April k. J. wünscht nun auch Herr Dr. theol. J. G. Dreydorff (aus Ziegenhain) auszuscheiden, um nach 27jähriger segensreicher Amtsführung in den Ruhestand zu treten. Der heute infolge dessen neu gewählte Pfarrer Herr Karl Bonhoff (geb. 3. Okt. 1863 in Königshof), entstammt einer altenhessischen Familie; er ist der Sohn eines früheren Kasseler Arztes und war zuletzt Erzieher im fürstlich Wiedschen Hause.

Justizrath Dr. Karl Grimm †. Am 23. Juni verschied der Justizrath Dr. Karl Grimm von Marburg zu Neuwied, wohin ihn sein Beruf geführt hatte, in Folge einer Lungenentzündung im 68. Lebensjahre. Geboren am 16. Mai 1826 zu Kassel als Sohn des Oberschulraths und Professors Grimm, besuchte er das Gymnasium zu Hanau und widmete sich von Ostern 1844 bis Herbst 1847 auf den Universitäten Marburg und Bonn dem Studium der Rechtswissenschaft. Mit trefflichen Gaben des Geistes ausgestattet, war es dem Verblichenen beschieden, im öffentlichen Leben eine hervorragende Rolle zu spielen. In seiner Jugend liberalen Anschauungen huldigend, trat er später zu der konservativen Partei über und wurde der Führer derselben in Marburg. Seit 1851 wirkte er daselbst als Rechtsanwalt, nachdem er zuvor als Referendar an dem Obergerichte zu Hanau den juristischen Vorbereitungsdienst absolvirt und als Vertheidiger in dem bekannten Lichnowsky-Prozesse sich den Ruf eines tüchtigen forensischen Redners erworben hatte. Die „Oberhessische Zeitung“ widmet den Dahingeschiedenen einen warmen Nachruf, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Mit Justizrath Grimm ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus Bedeutung erlangt und ungetheilte Anerkennung gefunden hat. Mit einer nimmer versagenden Arbeitskraft ausgerüstet, unterstützt durch eine ausgezeichnete juristische Beanlagung hat er seit nahezu dreiundvierzig Jahren in unserer Stadt der Ausübung der anwaltlichen Praxis obgelegen, in welcher er der großen Zahl seiner Klienten ein stets hoch geschätzter und treuer Berather gewesen ist. Er genügte aber nicht nur den Ansprüchen, welche seine Thätigkeit als vielbeschäftigter Anwalt an ihn stellte, sondern er fand daneben stets Zeit, seiner politischen Richtung Ausdruck und Geltung zu verschaffen. Bereits im Jahre 1872 wurde er als Abgeordneter des Marburger Wahlkreises in den ersten Reichstag des neugegründeten deutschen Reiches gesandt und hat seit dieser Zeit bis zum Ende der achtziger Jahre nahezu immer einer parlamentarischen Körperschaft, sei es dem preußischen Landtag, in welchem er den Kreis Kirchhain-Frankenberg wiederholt als Abgeordneter vertreten hat, oder dem deutschen Reichstag als Mitglied angehört und sich auch in dieser Eigenschaft durch seine parlamentarische Tüchtigkeit nicht nur Achtung und Anerkennung auch bei seinen politischen Gegnern erworben, sondern auch die Interessen seiner Wähler aufs wirksamste zur Geltung gebracht. Wir wollen nur hervorheben, daß er im Abgeordnetenhaus zum Vorsitzenden der Justizkommission gewählt und im Reichstage als Referent zu dem Börsensteuergesetz bestimmt wurde. Auch an der Verwaltung des Kreises Marburg hat er, nachdem ihn das Vertrauen der Kreiseingesessenen in den Kreisausschuß berufen hatte, thätigen und erfolgreichen Antheil genommen.

Die vielseitige Thätigkeit, die der Verstorbene stets an den Tag gelegt hat, fand auch von Allerhöchster Seite mehrfach Anerkennnng. Vielfach war es ihm vergönnt, sich des sichtlichen Erfolges seiner Wirksamkeit zu erfreuen.“

Ueber die Leichenfeier berichtet die „Oberh. Zeitung“: „Ein großartiger Leichen-Kondukt bewegte sich am 26. Juni nachmittags um 4 Uhr durch die Straßen der Stadt Marburg, man trug die irdische Hülle eines der hervorragendsten Mitbürger, des so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Justizraths Dr. Grimm zu Grabe. Eröffnet wurde der Zug durch ein Musikkorps, dem die Geistlichkeit und dann der mit Blumen und Kränzen reichgeschmückte Sarg folgte. Hieran schlossen sich die Familienangehörigen und eine ungewöhnlich große Menge Leidtragender an, denn von nah und fern waren die Freunde und Verehrer des Verblichenen herbeigeeilt, um demselben die letzten Ehren zu erweisen. Den Schluß des Zuges bildete

der gesammte Marburger S.-C. in vollem Wichs mit trauerumflorten Fahnen, unter Vorantritt des Korps „Hasso-Nassovia“, dem Grimm während seiner Marburger Studienzeit als aktives Mitglied angehört hatte. An der Grabstätte angelangt, ergriff Pfarrer Scheffer das Wort zu einem tiefempfundenen Nachruf. — Nach Beendigung der Trauerfeier am Grabe zogen die drei Korps zum üblichen Schlägerschlagen nach dem Marktplatze und von da nach dem Saalbau, um das Andenken des Verstorbenen noch mit einem Trauersalamander zu ehren.“

Hessische Zeitungen berichten: Eine in kunstgeschichtlicher Hinsicht interessante Entdeckung wurde vor kurzem in dem Keller des Landrathsamtsgebäudes zu Schmalkalden gemacht. Da bereits bekannt war, daß dort Malereien aus alter Zeit sich befänden, so wurden auf Veranlassung des Landraths Dr. Hagen von Geh. Rath Professor Haase und einigen andern Sachkennern Nachforschungen angestellt, welche an der Decke des gegenwärtig als Kohlenbehälter dienenden Raumes das Vorhandensein von alten Gemälden ergaben, welche den Abschied der hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, von ihrem Gemahle Ludwig darzustellen scheinen, der sich im Jahre 1227 einem Kreuzzuge anschloß. Auf der Abreise zu demselben hatte die jugendliche Gattin von Eisenach aus dem Gemahl bis Schmalkalden das Geleit gegeben. Die von dem hennebergischen Chronisten Geisthirt genau beschriebene Abschiedsscene scheint mit den aufgefundenen Gemälden übereinzustimmen. Die weitere Forschung wird wohl klarstellen, ob das in Rede stehende Gewölbe mit der thatsächlich einst hier bestandenen Kapelle der hl. Elisabeth im Zusammenhang steht, was höchst wahrscheinlich ist.

Hessische Bücherschau.

Bericht der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau 1. April 1889 bis 30. November 1892 erstattet von Carl Knoop. 92 S. (Mit 1 photographischen Tafel.) Hanau, Waisenhaus-Druckerei 1893.

Der vorliegende Band enthält außer dem Bericht über das Vereinsleben innerhalb des Zeitraumes vom 1. April 1889 bis 30. November 1892, erstattet von dem zeitigen Direktor Realschuloberlehrer Knoop, dem Nachfolger des langjährigen Vorstands der Gesellschaft Realschul-Direktor a. D. Friedrich Becker, vier werthvolle naturwissenschaftliche Abhandlungen. Anton Appun entwickelt in ausführlicher und theoretisch begründeter Darlegung ein natürliches Harmoniesystem mit besonderer Rücksicht auf Anwendung in der musikalischen Praxis, verbunden mit einer Anleitung zur Behandlung eines neu construirten Instrumentes mit reiner Stimmung, ohne Aenderung der gewöhnlichen Claviatur. — D. Paulstich giebt im Auftrag des Vorstands der Gesellschaft ein Verzeichniß der Brut- und Durchzugsvögel von Hanau und Umgebung, gegründet auf 15jährige eigene Beobachtungen. — A. v. Reinach, der an der geologischen Aufnahme des Blattes Hanau arbeitet, erstattet Bericht über seine bisherigen Resultate und behandelt den Untergrund von Hanau und seiner nächsten Umgebung — Zum Schluß beschreiben C. Limpert und R. Röttelberg eine seltene Varietät eines Schmetterlings, eines Spanners Biston Hirtarius L. var: Hanoviensis Heymons. Letzterer Abhandlung ist eine photographische Tafel mit 8 Abbildungen beigegeben. —n.

F. v. Sandberger, Ueber den Vulkan von Schwarzenfels bei Brückenau. — Sitzungsberichte der physikalisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg, Jahrgang 1892 Nr. 6, S. 95. Würzburg, Stahel 1893.

Ueber den genannten geologisch hochinteressanten Punkt unseres südlichen Hessenlandes hielt Hofrath v. Sandberger, der Geologe der Würzburger Universität, in der Sitzung der physikalisch-medizinischen Gesellschaft am 18. Juni v. J. einen Vortrag. Er stellte darin fest, daß an dem in Rede stehenden Orte zweierlei Eruptionen stattgefunden haben, zuerst eine solche von Feldspathbasalt, dann eine von Dolerit. Die erste fand am Schelmeneck statt, und ihr gingen voraus reichliche Auswürfe von Basaltasche und geglühten Urgebirgs-Felsarten, wie Gneiß, Granit, Gabbro und Olivinfels. Die zweite Eruption förderte lediglich doleritisches Material zu Tage, welches die basaltischen Produkte am Hopfenberge in großer Mächtigkeit überdeckt. Sie ist, wie die erste, aus einer Gangspalte erfolgt, deren Lava dann oben stromartig übergeflossen ist. Die Doleritbomben, welche in gelblicher Doleritasche eingeschlossen liegen, sind meist schon halb entglast und eckig, also rasch erstarrt.

Schwarzenfels ist, wie der Vortragende bemerkt, einer der wenigen Orte in Deutschland, wo sich die Unterschiede und Altersverschiedenheiten von Basalt und Dolerit so ausgezeichnet schön nachweisen lassen und nimmt in dieser Beziehung sogar den Rang vor dem Meißner und Ortenberg ein. —n.

Inhalt des Juniheftes (Nr. 12) der „Touristischen Mittheilungen aus Hessen und Waldeck“: Der Bilsteinthurm bei Großalmerode. — Geschichte der Stadt Schwarzenborn. (Schluß.) — Berichte. — Botanisches. — Litteratur. — Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 14. Kassel, 15. Juli 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel oder deren übrigen Filialen angenommen.

Ein Sommertag.

Blitzend durchdringt die Sonne weitschattender Buchen Belaubung
Huscht an den Stämmen hinab, taucht in das reifende Gras,
Daß aufleuchtet der Rispen Gewog gleich flüssigem Golde,
Wenn ein säuselnder Hauch leise die Halme bewegt.
Hoch die gewaltigen Bäume erheben die Wipfel gen Himmel,
Stehen umfluthet von Licht, wölben ein schimmerndes Dach.
Um mich ist Leben und Weben, Natur! Dich belausch' ich mit Freuden!
Höre der Vöglein Gesang in dem verhüllenden Busch,
Sehe den Falter sich wiegen, wie trunken vor Lust und vor Wonne,
Lausche der Grillen Gezirp, schillernder Fliegen Gesumm.
Schaue die Pracht und den Glanz hellstrahlenden, sonnigen Tages,
Fühle mich jung und es klingt, — War es die kosende Luft, —
War es die eigene Stimme? — wie Laute aus himmlischen Höhen:
„Freuen und Lieben, allein, Leben ist seelige Lust!"
Stärkeres Rauschen erweckt mich unter den ragenden Buchen
Lehn' ich im wogenden Gras, leise entschwebt mir der Traum.
Alles ist noch wie einst, nur ich bin anders geworden,
Bin gealtert und ach! Leben betrog mich und Glück.
Und ich blicke hinein in den Glanz bis die Augen mich schmerzen.
„Leiden und Leben" so mahnt jetzt mich der säuselnde Wind.

Emilie Scheel.



Der Frieden von Basel und seine Folgen für Hessen-Kassel.

(Schluß.)

Es war die Zeit, zu welcher in Rastadt ein Friedenskongreß zusammen treten sollte, und von Rastadt aus sollten von hessischer Seite die direkten Unterhandlungen mit der französischen Republik eingeleitet werden. Der Geheime Staatsminister Freiherr Waitz von Eschen, welcher damals mit der Führung der auswärtigen Angelegenheiten Hessen-Kassels betraut war, erhielt, um die Aufmerksamkeit von seiner Reise nach Paris abzulenken, zunächst einen kurzen Urlaub, den er bei Verwandten in Hanau zubrachte, und wurde von dort als Gesandter nach Rastadt geschickt. Man konnte wohl voraussehen, daß bei der Langsamkeit, mit welcher alles, was auf Reichsangelegenheiten Bezug hatte, betrieben wurde, auch der Rastadter Kongreß nicht zum festgesetzten Termine beginnen, und daß nach seiner Eröffnung noch eine geraume Zeit vergehen würde, bis man über die weitläufigen zeremoniellen Einleitungen zu den eigentlichen Verhandlungen übergehen konnte. In dieser Annahme fand man sich nicht getäuscht. Als der hessische Bevollmächtigte in Rastadt eintraf, waren die österreichischen Gesandten noch nicht erschienen und der Tag ihrer Ankunft war noch ungewiß. Sobald dies in Kassel bekannt wurde, ertheilte der Landgraf seinem Gesandten den Befehl, sofort nach Paris abzureisen, um dort das Entschädigungsgeschäft energisch zu betreiben. In den letzten Tagen des Novembers 1797 begab sich dann auch mein Großvater nach der Seinestadt und nach sechstägiger außerordentlich beschwerlicher Fahrt gelangte er an seinem Ziele an. Seit seiner Abreise von Kassel war indessen eine große Veränderung in den politischen Verhältnissen eingetreten. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war seinen Leiden erlegen, und sein Sohn Friedrich Wilhelm III. hatte den Thron bestiegen. Für die Pariser Verhandlungen war dies insofern von großem politischen Nachtheile, als alle politischen Vereinbarungen mit dem Vorgänger abgeschlossen worden waren, und in Preußen mit jedem Regierungswechsel auch ein Systemwechsel verbunden zu sein pflegte. Der preußische Gesandte in Paris, Herr von Sandos, welcher dies wohl wußte, war unschlüssig, was er thun sollte, und dies um so mehr, als man ihn im Drange der Geschäfte in Berlin längere Zeit gänzlich ohne Instruktion ließ, so daß er fürchten mußte, seine Stelle zu verlieren. Von dem starken Nachdruck seitens der preußischen Gesandtschaft, auf welchen man in Kassel fest gerechnet hatte und der auch sicher vorhanden gewesen wäre, wenn der König Friedrich Wilhelm II. am Leben blieb, konnte daher keine Rede mehr sein. Anstatt daß Herr von Sandos den hessischen Minister in Paris mit Rath und That unterstützte, wandte sich jener vielmehr an seinen eben aus Deutschland angelangten Kollegen, um von diesem Auskunft über die dort herrschenden Ansichten zu erhalten. Indessen blieb der Vertreter des Landgrafen von Hessen nicht lange unthätig. Bereits am 8. Dezember meldete er sich bei dem Bürger Talleyrand, welcher seit kurzem die auswärtigen Angelegenheiten leitete, als Abgesandter Hessens bei dem Rastadter Kongresse. Am 11. Dezember wurde er schon zu einer Konferenz eingeladen. Talleyrand wollte alle bezüglichen Gegenstände zur Verhandlung auf dem allgemeinen Kongreß verweisen. Der hessische Gesandte erklärte dagegen, daß gerade die Befürchtung einer summarischen Behandlung den Grund abgegeben hätte, weshalb er nach Paris gekommen sei. Der Kongreß würde ein Meer von Schwierigkeiten bringen; und der Landgraf habe es deshalb für nothwendig erachtet, über diejenigen Gegenstände, welche ihn selbst beträfen, vorher mit dem französischen Gouvernement eine Uebereinkunft zu treffen, da Hessen-Kassel begründete Ansprüche habe, von Frankreich bei der jetzigen Gelegenheit reelle Beweise seiner Freundschaft zu erhalten. Der französische Minister versicherte hierauf, daß Hessen sich auf die wohlwollende Gesinnung der Republik verlassen könne, daß ferner die französischen Bevollmächtigten zu Rastadt auf das Vortheilhafteste für Hessen eintreten würden, daß man aber in Paris nichts Bestimmtes festsetzen könne.

Es ward hierauf erwidert, daß vor der Rückreise des hessischen Gesandten nach Rastadt alle Hauptpunkte des Arrangements mit Hessen geordnet werden müßten, da sonst die größte Verwirrung in Rastadt entstehen würde, wenn sich das Direktorium mit Preußen und dessen Alliirten Hessen nicht vorher verständigt habe. Talleyrand entgegnete, daß die Krankheit des Königs von Preußen in der letzten Zeit den Gang der politischen Negociationen größtentheils paralysirt habe und daß nichts festgesetzt wäre. Er fragte hiernach, was Hessen eigentlich haben wolle. Der hessische Gesandte antwortete: die Kurfürstenwürde und einige Bisthümer nebst drei Mainzischen Aemtern, indem solche in dem Frieden mit Hessen bereits zugesagt und in der mit Preußen im vorigen Jahre geschlossenen geheimen Konvention von neuem bestimmt worden wären. Hierbei zog der Gesandte die Pyrmonter Konvention aus der Tasche und las die Artikel vor. Talleyrand nahm das Schriftstück alsdann und studierte den Inhalt desselben, wobei er die Worte Fulda und Paderborn ausdrücklich hervorhob. Er sagte hierauf, daß sich der Punkt wegen Erlangung der Kurwürde hier schlechterdings nicht besprechen ließe, weil darüber mit dem deutschen Kaiser noch weitere Rücksprache genommen werden müßte, der dem Projekte sehr entgegen zu sein scheine. Mit den Mainzischen Aemtern würde es keine Schwierigkeiten haben und auch für ein Stück von einem geistlichen Lande als Entschädigung für das, was Hessen am linken Ufer des Rheines verlöre, würde man sorgen, aber Paderborn scheine zu anderem Behufe unumgänglich nöthig. Hierauf wurde erwidert, daß diese Aussichten keineswegs mit dem übereinstimme, wozu man sich berechtigt glaube, namentlich wenn man die Loyalität in Betracht ziehe, mit welcher der Landgraf zu seinem größten Nachtheile England gegenüber den fraglichen Frieden beobachtet hätte. Es wurde hierauf französischerseits im allgemeinen das Wohlwollen hervorgehoben, welches Frankreich für den Landgrafen habe und zugesagt, daß man zu weiteren Verhandlungen bereit sei, wenn eine gute Karte vorgelegt werde. So endigte die erste Konferenz in der Entschädigungsangelegenheit.

Sehr bald erkannte man, daß ohne Geld in Paris nichts auszurichten sei. Es wurden daher Erkundigungen eingezogen, durch welche Kanäle man Gold in die entscheidenden Kreise einfließen lassen könne, und es ergab sich, daß ein junger Deutscher diese Angelegenheit besorgte, welcher durch seine Beziehungen zum Direktorium in kurzer Zeit sich ein großes Vermögen erworben hatte. Der Landgraf bestimmte daher eine erhebliche Summe, um für ihn eine günstige Stimmung hervorzurufen. Leider mußte ihm aber sein Gesandter bald mittheilen, daß die bewilligten Beträge nicht entfernt hinreichten. Die Konkurrenz der Reichsstände war eben groß, der einflußreichen Beamten waren viele und Bescheidenheit schien nicht zu ihren hervorragenden Eigenschaften zu gehören.

Um diese Zeit tauchte das Projekt auf, daß Hessen-Kassel die Grafschaft Hanau an Hessen-Darmstadt und die Grafschaft Schaumburg an Preußen abtreten und dafür das Bisthum Fulda als Entschädigung erhalten solle. Der hessische Gesandte in Paris befürwortete dieses Tauschgeschäft. Als praktischer Staatsmann wußte er, welche Schwierigkeiten es bietet, entlegene Landestheile zu verwalten und wie viel vortheilhafter es ist, wenn ein Staat ein zusammenhängendes Ganze bildet. Doch sein Herr wies diesen Vorschlag mit Entrüstung zurück. „Was meine Staaten an Breite gewännen, würden sie an Länge verlieren“, schrieb der Landgraf, „lieber will ich jeder sonstigen Vergrößerung entsagen, als außer der Grafschaft Katzenelnbogen noch den Verlust mehrer Provinzen meiner Erblande ertragen, namentlich solcher, welche so ergiebig wie die letztgenannten sind“. —

So mußte das große Tauschprojekt, welches für Hessen viel für sich hatte, aufgegeben werden. Unterdessen brachten Vermittler die Nachricht, daß unter zwei Millionen Livres, oder 500 000 Thaler nichts in der Entschädigungsfrage in Paris zu machen sei. Wende der Landgraf aber diese Summe und noch einige größere Douceurs an, dann sei es sehr wahrscheinlich, daß er hierfür das Bisthum Paderborn eigenthümlich erhielte. Uebrigens würden Garantien dadurch geboten, daß das Geld deponirt werde und nur dann zur Auszahlung gelange, wenn das große Geschäft auch wirklich zu Stande komme. Ohne Anwendung dieser Summe und noch etwa 500 Karolinen an die Subalternbeamten sei aber an die Ausführung der Pyrmonter Konvention nicht zu denken. Dem Landgrafen verursachte diese Nachricht großes Mißbehagen; er war ein genauer Rechner und der Betrag dünkte ihm zu hoch. Während sein Ministerium zum Abschlusse des Geschäftes drängte, stellte Landgraf Wilhelm die in Folge langjähriger Mißverwaltung vorläufig nur geringe Rente des Bisthums Paderborn in den Vordergrund seiner Betrachtung. Er mochte außerdem ahnen, wie unsicher aller landesherrlicher Besitz in der damaligen revolutionären Zeit war und wie leicht er das erkaufte Objekt später wieder verlieren könne. Er befahl daher, von dem geforderten Betrage abzuhandeln und die Angelegenheit überhaupt dilatorisch zu betreiben,

indem er das Objekt auch ohne Geldzahlung zu erlangen hoffe.

Um diese Zeit kam eine Störung in die Verhandlung durch eine Person, an welche Niemand gedacht hatte. Dies verhielt sich wie folgt. Der Landgraf Friedrich, Vater des regierenden Herrn, war ein galanter Fürst gewesen. Unter den Damen, denen er gehuldigt, befand sich auch eine Französin, Cathérine Felmé. Es scheint, daß dieselbe in Geschäftsangelegenheiten nicht ganz unerfahren gewesen ist. Sie hatte ihr Verhältniß zu dem Landgrafen durch einen Vertrag geordnet und sich eine Pension ausbedungen, falls ihre gegenseitigen Beziehungen erkalten sollten. Solange Landgraf Friedrich lebte, scheint kein Grund zur Klage vorhanden gewesen zu sein, mit seinem Tode aber hörten alle Zahlungen auf, und die Sache selbst war in Kassel gänzlich vergessen. Nachdem aber durch die französische Revolution die Ansprüche französischer Bürger eine ganz andere Bedeutung erhielten, trat die Dame mit ihrer Forderung wieder hervor. Sie hatte sich unterdessen verheirathet, war die Gattin eines einflußreichen Mannes geworden, und durch ihre vielfachen guten Verbindungen gelang es ihr, die diplomatischen Verhandlungen gänzlich ins Stocken zu bringen. Auf die Erklärung des hessischen Gesandten, daß es sich hier mehr um einen Roman, als um eine Geldforderung handle, erwiderte ein Mitglied des Direktoriums in boshafter Weise, er wünsche, daß sein ganzes Vermögen so sicher angelegt wäre wie dies mit der Forderung der Klägerin der Fall sei. Wollte man alles bisher Erreichte wieder verlieren, so blieb nichts anderes übrig, als nachzugeben, und, nachdem ein vorgeschlagener Vergleich abgelehnt war, wurde die gesammte rückständige Pension im Betrage von 60000 L. durch ein Pariser Bankhaus an die Bürgerin Felmé, verehelichte Bruot, ausgezahlt.

Kaum war dies Hinderniß beseitigt, als ein anderer Zwischenfall eintrat, welcher weit bedenklichere Folgen hätte haben können. Der Landgraf hatte schon lange mit großem Mißfallen bemerkt, daß die französischen Truppen sich in der Wetterau mehr und mehr ausbreiteten. Er wurde für seine isolirt liegende Grafschaft Hanau, welche nur zwei Regimenter zur Besatzung hatte, besorgt, und, ohne die Sache im Ministerium zu besprechen, sandte er zwei weitere Regimenter dorthin. Er hatte aber die Rechnung ohne den französischen Divisionsgeneral Hatry gemacht. Als dieser nämlich von dem Marsche erfuhr, ließ er die Thore der Städte verschließen und sandte verstärkte Piquets aus, welche die hessischen Truppen am Weitermarsche auf den gewohnten Etappenstraßen in der Wetterau hindern sollten. Außer der Beschimpfung, welche hierin lag, war auch zu fürchten, daß dieses unangenehme Vorkommniß den Pariser Verhandlungen schaden würde. Der Landgraf wandte sich deshalb an die französische Gesandtschaft in Kassel und bat, den ärgerlichen Vorfall an die französische Regierung nicht zu berichten. Leider war der Gesandte Rivals verreist und ein junger Sekretär Simon führte die Geschäfte. Dieser gab nur ausweichende Antworten, und bald sollte es sich herausstellen, daß er einen langen und gehässigen Bericht nach Paris geschickt hatte. Der hessische Botschafter wandte sich alsbald an das französische Gouvernement und stellte die Sache so harmlos als möglich dar: es hätten nur die beiden in Hanau stehenden Regimenter abgelöst werden sollen; daß der Garnisonswechsel früher als herkömmlich habe stattfinden sollen, habe seinen Grund in den hohen Preisen der Lebensmittel in Althessen. Anfänglich stellte sich die französische Regierung erzürnt und erst nach der Rückkehr des Gesandten Rivals, welcher die ganze Angelegenheit als auf einem bloßen Mißverständniß beruhend hinstellte, besserte sich die Stimmung wieder.

Alle diese Umstände hemmten den Gang der Verhandlungen und als gar Talleyrand durch seine Mittelsperson verlangte, daß die zur thatsächlichen Ausführung der Pyrmonter Konvention beanspruchten zwei Millionen Livres bei einem Pariser Bankhause effektiv deponirt würden, erkannte man die Nutzlosigkeit weiterer Negociationen auf der bisherigen Grundlage. Mein Großvater reiste daher Ende Januar 1798 wieder nach Rastadt zurück. Auch hier waren die Geschäfte nicht so lebhaft, daß es sich gelohnt hätte, zu bleiben, er begab sich daher bald nach Kassel, um dem Landgrafen mündlich Bericht abzustatten. Die dortige Besprechung führte zu der Erkenntniß, daß nunmehr in Berlin weiter operirt werden müsse. Mit möglichstem Nachdrucke sollte auf der Durchführung der Pyrmonter Konvention bestanden werden. Mein Großvater war bereit, auch diese Mission zu übernehmen, und schon Ende Februar befand er sich in Berlin. Er hatte dem Könige Vorschläge des Landgrafen zu überbringen, die im Wesentlichen darin bestanden, daß die norddeutschen Fürsten unter Preußens Leitung zu einem Bunde zusammentreten sollten, dessen Mitglieder die Erklärung abgäben, jedem weltlichen deutschen Reichsstande auf dem rechten Rheinufer solle sein Eigenthum garantirt werden, dagegen müßten alle geistlichen Staaten grundsätzlich verschwinden. Der Landgraf ging von der Ansicht aus, daß ein Mediatisiren der Kleinen eine sehr gefährliche Sache sei, indem

man dann schwer eine Grenze finden würde. Wußte man in Kassel doch schon, daß eine Annektirung Hannovers im Werke war, und wurde in Folge dessen der Landgraf auch für sein Land besorgt. Die geistlichen Staaten betrachtete man dagegen als völlig vogelfrei; als Grund zu dieser Auffassung wurde angegeben, daß die Autorität der geistlichen Herren gänzlich verschwunden sei und deren Länder der republikanischen Staatsform entgegen gingen, die von den Franzosen begünstigt würde. Um aber die Ausbreitung republikanischer Ideen zu verhindern, müßten die benachbarten weltlichen Fürsten diese Gebiete baldigst in Besitz nehmen. Da Landgraf Wilhelm IX. die Annahme dieser Vorschläge in Berlin für wahrscheinlich hielt, so sandte er Truppen nach Vacha, Hersfeld und in den oberen Theil der Grafschaft Hanau nach Schwarzenfels, um eventuell von verschiedenen Seiten in das Fuldaische Land einzurücken und dasselbe zu besetzen.

Indessen gefielen diese Vorschläge weder dem Könige Friedrich Wilhelm III. noch dessen Ministerium. Einmal mochte man in Berlin einsehen, daß es unmöglich sei, viele ganz kleine weltliche Fürsten und Herren zu erhalten — ganz abgesehen von der beabsichtigten Erwerbung Hannovers —, dann aber auch erschien das schroffe Vorgehen gegen die geistlichen Staaten zu odiös.

Auch diese Verhandlungen führten daher zu keinem Abschlusse und der Landgraf hatte weiter nichts erreicht, als das Bewußtsein, in Preußen und Frankreich zwei gute Freunde bei dem Rastadter Kongresse zu besitzen. Die überschwänglichen Hoffnungen, mit denen man sich lange in Betreff der Entschädigungsfrage in Kassel getragen hatte und welche bei reichlicheren Spenden von Geld an den richtigen Stellen in Paris wohl auch der Hauptsache nach sich hätten verwirklichen lassen, mußte man freilich aufgeben.

Nichts destoweniger fiel die Entschädigung an Land und Leuten für Hessen nicht ganz schlecht aus. Der Landgraf hatte zwar die Stadt St. Goar und einige Dörfer mit im Ganzen 6000 Einwohnern verloren, dafür wurden ihm aber die vier Mainzischen Aemter Amoeneburg, Fritzlar, Neustadt und Naumburg, sowie die freie Reichsstadt Gelnhausen mit im Ganzen 5 Städten, 23 Dörfern und etwa 14,000 Seelen zugesprochen, die er denn auch in späterer Zeit durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erhielt.

Auch in finanzieller Beziehung war das Resultat des Krieges besser, als man anfänglich hatte hoffen können. Maximilian von Ditfurth, bekanntlich ein hervorragender hessischer Militärschriftsteller, berechnet den von Seiten Hessens gemachten Kostenaufwand für das im Solde der Krone England während des Feldzugs in Flandern gestellte Korps auf etwa drei Millionen Thaler, dagegen hatte der Landgraf ca. 1,584,000 Pfd. St., oder nach dem damaligen Kurse 9,242,000 Thlr. erhalten, so daß ein Ueberschuß von 6,242,000 Thlr. verblieb. Hiervon ist indessen die zur inneren Landesvertheidigung verwandte Summe von 100,000 Thlr. abzuziehen, sowie etwa noch der Aufwand für den Feldzug in der Champagne mit 2,235,000 Thlr. Geschieht dies, so bleibt als Geldgewinn in den Revolutionskriegen immer noch eine Summe von über drei ein halb Millionen Thaler übrig, ein erheblicher Betrag, namentlich wenn man in Anschlag bringt, daß der Werth des Geldes damals ein weit höherer war als jetzt, und daß die Landgrafschaft Hessen noch keine halbe Million Seelen zählte.

Selbst in politischer Beziehung war die Lage des Landgrafen beim Ende des Krieges mit Frankreich im Ganzen eine günstige. Durch den überraschend schnellen Abschluß des Friedens war seine Stellung zu dieser Macht eine sehr gute geworden, und gestützt auf seine alten Alliirten England-Hannover und Preußen, vor allem aber vertrauend auf sein verhältnißmäßig starkes Heer und seine übervollen Kassen konnte der Landgraf der Entwickelung der Dinge ruhiger entgegensehen, als jeder andere deutsche Fürst. Als indessen die britische Macht aus Norddeutschland verschwand, wurde seine Lage schwieriger, und als Preußens Heeresmacht bei Jena zusammenbrach, ward es unmöglich, daß ein selbstständiger Militärstaat in Mitteldeutschland fortbestand. Aber den Baseler Frieden dürfen wir dafür nicht direkt verantwortlich machen. Wir wissen, daß das alte deutsche Reich unrettbar verloren war, daß es durch keine Opfer an Blut und Geld erhalten werden konnte, weil ihm der innere Zusammenhang vollständig verloren gegangen war. Und was wir wissen, das sahen die klugen Staatsmänner der damaligen Zeit deutlich voraus; sie handelten in ihrem Sinne auch nur folgerichtig, wenn sie für ihre Staaten retteten, was zu retten war.

Ich finde in den mir vorliegenden zahlreichen Dokumenten keine Andeutung, daß irgend eine Partei, oder auch nur einzelne Personen in Hessen den raschen Abschluß mißbilligt hätten; im Gegentheil, überall herrschte Jubel und Freude, überall war man der Ansicht, daß der Landgraf, welcher den Degen als der allererste gezogen hatte, ihn auch unbeschadet seiner Ehre als einer der ersten wieder in die Scheide stecken konnte.

Und so wurde denn auch der Fürst, nachdem er den Frieden wieder hergestellt hatte, nebst seinem Minister ob dieser That in überschwänglicher Weise gepriesen. Die Stadt Kassel ernannte meinen Großvater wegen seiner Verdienste um den Baseler Friedensschluß zum Ehrenbürger, und der Residenz folgten mehrere Landstädte nach. Auch wir, die wir den damaligen Zeitverhältnissen wohl erst jetzt völlig objektiv gegenüberstehen, dürfen den Vertrag schon um deswillen nicht tadeln, weil er unserem engeren Vaterlande reichlich für elf Jahre den ungestörten Genuß des Friedens verschafft hatte, zu einer Zeit, in welcher ganz Europa von Waffen starrte und die an Hessen angrenzenden Landstriche auf das äußerste verwüstet wurden. Wir müssen vielmehr den vom Landgrafen Wilhelm IX. am 28. August 1795 zu Basel abgeschlossenen Friedensvertrag in der Weise beurtheilen, in welcher er sich dem kühlen Geschichtsforscher der Gegenwart darstellt: als einen geschickten Schachzug der landesfürstlichen Staatskunst, als ein g u t e s Abkommen in b ö s e r Zeit.

Geschichte der Familie Kopp und von Kopp.

von Otto Gerland.

(Fortsetzung.)

1. Ulrich F r i e d r i c h K o p p wurde zu Kassel am 18. März 1762 geboren, studierte die Rechte und wurde zunächst Assessor bei der Regierung zu Kassel, 1802 Direktor des Hofarchivs und und 1803 Geheimer Kabinetsrath. Als Regierungs-Assessor hatte er den Vorsitz im Konsistorium zu führen, und da er noch ziemlich jung war, so ärgerte dies die älteren geistlichen Mitglieder, welche ihm deshalb beim Verlassen des Sitzungszimmers den Vortritt streitig machten. Er beendigte diesen Streit auf eine ebenso einfache als scherzhafte Weise, indem er dem vor ihm herschreitenden geistlichen Herrn auf den nach damaliger Sitte über der Schulter getragenen Mantel trat und dann an dem also Gefesselten vorbei zur Thür hinauseilte. Er gehörte in Kassel zu den bekanntesten Persönlichkeiten, was sowohl durch seinen scherzhaften, launigen Verkehr mit dem Volk, der sehr von dem Auftreten anderer Beamten abstach, als auch durch sein auffallendes Wesen hervorgerufen wurde. Wenn er nicht gezwungen war, in Uniform und mit langem Zopf zu erscheinen, dann ging er oft in einer kurzen Reitjacke, gelbledernen Reithosen und hohen Reiterstiefeln, mit einer Beutelmütze auf dem Kopfe und trug dann einen ganz kurzen Zopf unter dem Jackenkragen versteckt. Er war ein leidenschaftlicher Reiter, so daß er oft, wenn er nach langem Studieren das Bedürfniß zum Reiten empfand, sich gar nicht die Zeit nahm, das Pferd zu satteln, sondern auf ungesatteltem Pferde ritt. Als seine noch zu erwähnenden Brüder sich adeln ließen, erklärte er auf deren Aufforderung, sich gleichfalls adeln zu lassen: „So lange ich noch einen Kopf habe, will ich Kopp heißen.“ Im Jahre 1804 gerieth er in Streit mit Kurfürst W i l h e l m I., verließ deshalb den hessischen Staatsdienst und zog nach Heidelberg, wo er 1809 zum Ehrenprofessor ernannt wurde. Durch seinen heiteren Verkehr mit den Studenten war er zwar bei diesen sehr beliebt, für seine Vorlesungen über Diplomatik und Heraldik fand er aber namentlich wegen seines zu einem öffentlichen Vortrag wenig geeigneten Sprachorgans so wenig Zuhörer, daß er seine Professur aufgab und sich in das Privatleben nach Mannheim zurückzog. Als 1831 Belgien sich gegen die niederländische Herrschaft erhob, begab er sich nach Holland, um trotz seiner 69 Jahre gegen die Aufständischen zu kämpfen, wurde aber dort nicht angenommen. Er starb als Großherzoglich Badischer Geheimer Kabinetsrath am 26. März 1834 zu Kassel gelegentlich einer zum Besuch K a r l F r i e d r i c h H e r m a n n's dorthin unternommenen Reise. Verheirathet war er mit N. N. v o n L a r s zu Kassel und wurde Vater einer Tochter, welche an den Professor D a h m e n zu Heidelberg und Freiburg im Breisgau verheirathet war.

Von seinen Schriften seien hier nur zwei erwähnt: Handbuch zur Kenntnis der hessen-kasselschen Landes-Verfassung und Rechte in alphabetischer Ordnung, 2 Theile, Kassel 1796, die 5 weiteren Theile bis „Rauchtabak“ sind von 1798 bis 1808 von W i t t i c h herausgegeben.

Bruchstücke zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Rechte, 2 Bände, Kassel 1799, 1800.

Ueber Diplomatik hat er auch Schriften hinterlassen.

2. K a r l F r i e d r i c h K o p p (v o n K o p p) wurde am 4. Januar 1764 geboren, war 1787 Assessor und Sekretär beim Kriegskollegium zu Kassel, später Kriegsrath und starb am 7. September 1837 als Kurfürstlich Hessischer Finanzminister zu Kassel in seinem oben am Rondel

am Wilhelmshöher Thor, dem jetzigen Wilhelmshöher Platz belegenen, jetzt im Eigenthum der Stadt Kassel stehenden Hause. Er war unverheirathet. Am 25. November 1803 wurde er und sein Bruder Karl Wilhelm von Kaiser Franz II. in den Reichsadelstand erhoben, König Jérôme verlieh ihm im Jahre 1813 den Ritterstand. Er war Inhaber vom Großkreuz des Kurfürstlichen Hausordens vom goldenen Löwen, des Königlich Sächsischen Civil-Verdienst-Ordens, des Königlich Hannoverschen Guelfen-Ordens und des Großherzoglich Sächsischen Ordens vom weißen Falken. Er war den Armen ein großer Wohlthäter.

3. Karl Wilhelm Kopp (von Kopp) wurde am 23. Dezember 1770 geboren. Nachdem er in Schlesien den Berg- und Hüttenbetrieb kennen gelernt hatte, wurde er 1803 zum Hessen-Darmstädtischen Kammerrath und Fürstlich Sayn-Wittgenstein-Hohnsteinschen Direktor des Bergwesens zu Wittgenstein ernannt. Wie seinem Bruder verlieh auch ihm Kaiser Franz II. am 25. November 1803 den Reichsadel. Er stieg dann im Großherzoglich Hessischen Staatsdienst aufwärts und starb am 6. März 1844 zu Darmstadt als wirklicher Geheimerath, Finanzminister und lebenslängliches Mitglied der ersten Ständekammer. Er verheirathete sich 179 . mit Amalie Viktoria von Siegel, der am 29. April 1781 zu Homburg vor der Höhe geborenen Tochter des Herzoglich Braunschweigischen Geheimraths N. N. von Siegel und dessen Ehegattin Amalie, geborene von Wachholz, und, nachdem diese am 29. Oktober 1818 zu Darmstadt verstorben war, in zweiter Ehe am 16. August 1819 mit Auguste Louise Friederike Karoline von Bode, welche am 19. Juli 1801 geboren war, und am 25. August 1858 zu Darmstadt starb. Er hatte acht Kinder, fünf erster und drei zweiter Ehe. Die Kinder erster Ehe waren a. ~~Maria~~ von Kopp. Diese wurde zu Hanau am 22. August 1800 geboren, verheirathete sich am 10. März 1817 zu Darmstadt an Alexander von Bach (geboren zu St. Petersburg am 30. August 1789 als Sohn des Erbherrn der adeligen Güter Tingern, Erwahlen, Poperwahlen und Lubben im Kurland Johann Heinrich von Bach und dessen Ehegattin Katharina von Hermes, gestorben zu Mitau in Kurland am 20. Juli 1836); ihr Todesjahr ist unbekannt. b. Elisabeth Ida von Kopp. Diese wurde zu Hanau am 3. August 1803 geboren und verheirathete sich am 11. Juni 1835 an den Geheimen Hofgerichtsrath Freiherrn Friedrich Ludwig von Follenius zu Darmstadt, geboren 7. Februar 1796, wurde am 21. August 1870 Wittwe und starb zu Darmstadt. c. Gustav August Karl von Kopp wird uns noch weiter unten selbstständig beschäftigen. d. Fanny von Kopp wurde am 26. November 1811 zu Darmstadt geboren, verheirathete sich am 24. Dezember 1835 an Wilhelm Karl Gottlob Kurt Freiherrn Löw von und zu Steinfurth auf Ziegenberg, Großherzoglich Hessischem Kammerherrn und Rechtsritter des Johanniterordens, geboren am 9. Juli 1805, und starb, nachdem sie am 13. Mai 1873 verwittwet war, sowie e. Friedrich Karl Julius von Kopp. Dieser wurde im Oktober 1817 zu Darmstadt geboren und lebt als Großherzoglich Hessischer Kreisrath a. D. und Geheimer Regierungsrath zu Gießen.

Die Kinder zweiter Ehe sind: f. Marie von Kopp. Diese wurde am 8. Dezember 1820 zu Darmstadt geboren und starb daselbst am 12. Februar 1841. g. Elisabeth Amalie von Kopp. Diese wurde am 19. März 1839 zu Darmstadt geboren und verheirathete sich am 7. Juni 1860 an Friedrich Wilhelm Freiherrn von Lepel, Oberstlieutenant und Kommandeur des schlesischen Ulanen-Regiments Nr. 2 zu Ratibor, jetzt Oberst z. D. zu Kassel, der am 29. Januar 1833 geboren ist. h. Fanny Anna von Kopp wurde zu Darmstadt am 13. Januar 1841 geboren, verheirathete sich am 24. Januar 1861 mit August Georg Philipp Adolf Hermann Freiherrn Schäffer von Bernstein, Großherzoglich Hessischen Kammerherrn und Hofstallmeister a. D. zu Bessungen, geboren zu Darmstadt am 21. Oktober 1832.

Der bereits zu c. erwähnte Gustav August Karl von Kopp wurde zu Lich am 2. August 1806 geboren, trat in den Offizierstand ein und verheirathete sich am 20. Juni 1846 mit Marianne Pauline Zimmermann zu Darmstadt, der am 10. Juni 1827 geborenen und am 29. September 1867 verstorbenen Tochter des Präsidenten des Finanzministeriums Karl Zimmermann zu Darmstadt und dessen Ehegattin Johanna Margaretha, geborene Fritzsch. Er starb als Oberstlieutenant à la suite zu Darmstadt am 5. Mai 1871. Er hinterließ zwei Söhne.

α. Wilhelm Karl Friedrich von Kopp, geboren zu Darmstadt am 8. April 1847, Premier-Lieutenant a. D., und

β. Julius Karl von Kopp, geboren zu Darmstadt am 12. Juni 1849, Major im 8. rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 70 zu Diedenhofen, verheirathete sich am 21. April 1877 mit Henriette Disch, Tochter des Kaufmanns Hubert Disch und dessen Ehegattin Anna, geborene Krebs, zu Mainz. Dessen Kinder sind:

1. Gustav Wilhelm Julius Karl von Kopp,
2. Hubert Michael Albert Karl von Kopp,

Zwillinge, geboren zu Offenbach am 31. Januar 1878.

3. Kurt Michael Karl von Kopp,
geboren am 20. Mai 1881 zu Diedenhofen.

Als Wappen führt die Familie von Kopp in Gold einen mit grünem Lorbeerkranz gekrönten schwarzen Kopf eines Mohren, als Kleinod drei goldene Kornähren mit Blättern, die Helmdecken schwarz-golden.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Herr Professor.

von H. Keller-Jordan.

(Fortsetzung.)

Er legte jetzt die Zinkplatte, die er in schwefelsaurem Zinkoxyd aufgelöst, auf den Tisch und schritt nun, doch endlich die wahrhaft drückende Luft im Zimmer bemerkend, zum Fenster und öffnete beide Flügel. Eine reiche heiße Spätsommerluft strömte ihm entgegen und legte sich erquickend um seine erdrückenden Schläfen. Ueber dem Stück Welt, welches zwischen der gegenüber liegenden Häusermasse sichtbar wurde, lag ein feiner Dunst und dämpfte die Glut der Sonne, die sich nur zuweilen mühselig Bahn durch die Wolken brach. Der alte Herr liebte das eng begrenzte Bild, in welchem sich der schmale silberhelle Fluß durch die üppigen Aecker und Wiesen zwängte und dann hinter dem hohen Vorsprung der Bergkette verschwand. Es ließ sich dabei träumen, wenn man seine Welt im Herzen trug, und die Bilder sich von selbst in schaffender Phantasie aneinanderreihten.

Der alte Herr Professor hatte sich in den letzten Tagen über seine Kräfte hinaus müde gearbeitet, er hatte bei den interessanten Experimenten Welt und Zeit vergessen und sank jetzt, anstatt wie er sonst zu thun pflegte, seinen Rock zu wechseln und Hut und Stock zum Spaziergang zu nehmen, müde auf einen Stuhl, der neben dem Erker stand.

Ein heißer, föhnartiger Wind spielte in dem feinen Geäste der Eschen, die in gerader Linie die Straße besäumten, die querfeldein durch die Aecker zum nächsten Dorfe führte, und machte ihm das Blut noch schwerer und unbequemer.

Er strich mit seiner schmalen Hand durch die spärlichen, weißen Haare, zog den Stuhl bis dicht an die geöffneten Flügelthüren des hervorspringenden Erkers und ließ die Luft, die immer bewegter wurde, um seine Schläfe wehen. Er sah in die schwarzen Wolken, die im dunstigen Aether ruhelos hin und her jagten, bald sich zerstückten und dann wieder in schweren phantastischen Gebilden am Horizonte hingen. Es war eine Luft und ein Wolkenjagen, das etwas Beängstigendes hatte und sich fast wie ahnendes Ungemach auf die Seele legte.

Das zufriedene Lächeln, welches das Edisonlicht vorher auf die Lippen des Forschers gezaubert, war nach und nach einem ernsteren Ausdruck gewichen, der ihm beinahe etwas Fremdes gab.

Seine Gedanken mochten wohl eine nachdenkende in die eigene Tiefe führende Wendung genommen haben, wenigstens folgten seine Augen träumend dem blauen Wellengekräusel des Wassers, das vom Föhn sanft gehoben, rastlos in die Ferne trieb.

Es mußte eine eigenthümliche Stimmung sein, die den Professor in Banden hielt, denn Stunde um Stunde verrann, und erst, als die Sonne sich hinter den hin und her jagenden Wolken zu senken begann, erhob er sich von seinem Platze und sah eigenthümlich bewegt in die leuchtenden Gluten und in die sich mehr und mehr mit Purpur überfluthende Landschaft.

Die Thür des Zimmers hatte sich geräuschlos geöffnet und seine Hauswirthin, Frau Schulte, war leise über die Schwelle geschritten.

„Sind Sie krank, Herr Professor," fragte sie theilnehmend, indem sie bis dicht vor den Erker trat und besorgt in das eigenthümlich erregte Gesicht des Greises sah.

„Krank? Nein, Frau Schulte, aber ich habe mich doch wohl in den letzten Wochen bei allen physikalischen Versuchen und Studien zu sehr überarbeitet, denn als ich heute mit den Präparaten fertig war, fühlte ich mich zu müde, um spazieren zu gehen."

„Zu müde? Ei, ei", sagte kopfschüttelnd die alte Dame, indem sie mit den welken Händen über ihre Schürze strich, „das habe ich ja noch nie von Ihnen gehört, und zudem sehen Sie heute so jung und strahlend aus, wie ich Sie selbst vor 35 Jahren nicht gefunden. Was ist mit Ihnen vorgegangen, Herr Professor, es sieht ja beinahe aus, als habe auch Sie das Edisonlicht mit seinem Glanze gestreift und Ihnen neue Jugend verliehen."

Der alte Herr lächelte, warf noch einen langen auf die mit goldenen Spitzen umsäumten Wolken,

die sich schwerfällig in der feuchten Atmosphäre wiegten und sagte dann, indem er Frau Schulte galant den mit buntem Zeug bezogenen Lehnsessel hinschob, gedankenvoll:

„Es ist das heute eine eigenthümliche Atmosphäre und ein phantastisches Wolkengejage, Frau Schulte, so wie wir es nur selten in unserer nordischen Zone sehen, und das hat ein ganzes Heer von Erinnerungen in mir wach gerufen. Erinnerungen, die lange geschlafen haben," setzte er seufzend hinzu.

Erinnerungen? — Also hatte der alte Herr doch eine Geschichte? dachte Frau Schulte, und der sanfte Ausdruck seines Gesichtes war — nein, nein, nichts vom Ebben und Fluthen sturmgepeitschter Wellen, wie bei anderen Menschen, unterbrach sie ihre Gedanken, während sich ihre Augen in die edlen Linien seiner Züge gruben, die maßvoll und harmonisch aus der Hand des Bildners hervorgegangen sein mußten. Wohl düstere Erinnerungen, die der drückende Föhn in seiner Seele zusammentrieb; aber maßvoll und edel mußte er auch im Schmerze gewesen sein, davon war sie überzeugt.

„Merkwürdig," fuhr der alte Herr fort, während er seine Pfeife von der Wand nahm, sie an seiner Zündmaschine, die er nach eigener Konstruktion hatte verfertigen lassen und trotz allen Neuerungen beibehalten, anzündete, „merkwürdig, die heutige Atmosphäre und Wolkengestaltung habe ich in den 45 Jahren nur noch ein einziges Mal erlebt — und zwar an einem Tage, den ich als den glücklichsten meines Lebens bezeichnet habe."

Er trat noch einmal in den Erker, sah einige Augenblicke hinaus in die sich durch den sinkenden Dunst immer mehr verdunkelnde Landschaft und nahm dann auf dem alten Ledersessel Platz, den er gegenüber von dem schob, auf welchem Frau Schulte saß. Ueber seinem Gesichte lag ein seelischer Glanz, der ihn seltsam verjüngte, es war als lauschte er, sanft verklärt, längst verklungenen Melodien, und als vibrire es noch einmal in den Saiten seiner Brust von vergangenem Glück und Leid. Frau Schulte störte ihn nicht. Der alte Herr Professor mit dem sie nach sturmvoll durchkämpfter Jugend, seit 35 Jahren so still zusammenlebte, war für sie immer der Inbegriff menschlicher Vollkommenheit gewesen. Sein stilles, selbstloses Wirken mit der anspruchslosen Art, die für sich Nichts und Alles für andere wollte, war so identisch mit seiner Person, daß sie bei ihm nie an Erlebnisse gedacht, wie bei anderen Menschen.

Erst heute — jetzt auf einmal dämmerte die Ahnung in ihr, daß das doch nicht immer so gewesen.

Konnte denn kein — kein einziges Menschenleben ohne Kampf sein?! — —

„Ach, das war eine glückliche, unvergessene Stunde," sagte der alte Herr auf einmal, nachdem er einen langen Zug aus seiner Pfeife gethan und träumend hinüber in die Ferne sah, wo ein jähes Leuchten die Wolken auf einmal auseinanderriß — „gerade so blitzte es auf und das fahle Licht fiel auf ein junges Angesicht."

Ein dumpfer Donner in der Ferne macht seine Rede stocken und dann fuhr er, beinahe in Verzückung mehr zu sich selbst, als zu Frau Schulte gewandt, fort: „So donnerte es damals — und dann sank dieses Angesicht Schutz suchend an meine Brust!"

„O, ich hatte sie geliebt von der ersten Stunde an — plötzlich und ohne Schranken — fast mit der Gewaltthätigkeit eines Naturgesetzes — und nun, da ich sie in meinen Armen fühlte, ihre weiche, warme Gestalt, die kühlen Locken um meine Stirn flutheten — da war es, als wäre aus mir armen Menschen plötzlich Gott selbst geworden, — ein wonneseliger Taumel ergriff mich — ein namenloses, unbegreifliches Etwas — ich wollte sprechen — ich konnte nicht, alle meine Empfindungsfähigkeit hatte sich konzentrirt in dieses eine unfaßbare, verschwenderische Glück! — —

Und dann, als sie sich aus meinen Armen riß, ihre Locken schüttelte und in ihrer blendend weißen Schönheit lächelnd vor mir stand, als sei nichts geschehen — da — was war denn da? — gebot sie mir da nicht Schweigen — ewiges Schweigen, während sie ihre Lippen wieder und wieder auf die meinen preßte, und es mir war, als wollte sie mir die Seele aus der Brust trinken?" —

Die Pfeife war aus des Professors Händen leise zu Boden geglitten, er bemerkte es nicht, auch Frau Schulte blieb regnungslos.

„Erst viele Stunden nachher," fuhr er fort, „in der Nacht, nachdem ich wie ein Visionär da oben in dem Zimmer auf und nieder gegangen, war der Taumel nach und nach gewichen und das Bewußtsein, daß es kein Traum gewesen, sich wie goldene Frühlingsfluthen durch meine Seele ergoß, erst da konnte ich Gott danken für seine unermeßliche Gnade.

Es war ja genug des Glückes für ein ganzes, langes Menschensein." — —

„Und ihre Braut?" fragte Frau Schulte nach langer Pause schüchtern, während welcher der alte Herr seine Pfeife wieder aufgenommen, sie abermals an der Zündmaschine angezündet hatte und sich dann wieder auf dem Sessel niedergelassen.

„Meine Braut? Was habe ich gesagt, was sprach ich?“

Er fuhr mit seiner flachen Hand über die hohe, ernste Stirn, als suche er nach Verständniß für sich selbst.

„Haben auch begrabene Erinnerungen ihre Geisterstunden und steigen mit vermoderten Gewändern aus ihren Gräbern um uns zu äffen? Meine Braut? Sie war nicht kokett, gewiß nicht. Was Ihnen die Leute auch sagen mochten, Frau Schulte. Ich habe sie alle geflohen diese Leute, die sie anschwärzen wollten, ihr ihre Reize mißgönnten, ich wollte es nicht hören — gar nicht.

O, sie war schön und ich trank ihre Schönheit in langen, durstigen Zügen.

Meine Braut? Es ist das eine Geschichte die wie alle, einen Anfang hatte, aber kein Ende, nie! Auch dann nicht, als sie in Schmach und Schande — —“

Er seufzte schwer auf, legte seinen Kopf gegen die Lehne des Stuhles und schloß einen Augenblick lang die Augen.

„Sie haben sich getäuscht,“ hauchten seine Lippen, „sie war gut — ihre Seele blieb rein, trotz Allem — ich habe es immer geglaubt, Wanda, ich mußte es glauben. Du warst gut — o, ich wäre ohne diesen Glauben ein elender Mensch geworden.“ — —

Er legte die Hände vor sein Gesicht und ein paar Augenblicke lang blieb es still und regungslos im Zimmer. (Schluß folgt.)

Zwei Sterne.

Wenn die Sonne fortgezogen,
Eingekehret ist die Nacht,
Wenn am dunklen Himmelszelte
Nicht ein einzig Sternchen wacht,
Glänzen mir zwei helle Sterne
Aus der Holden Angesicht,
Dringend in des Herzens Tiefe —
Ach, wie tief, o frage nicht!

Und in seligem Entzücken
Schau' ich diese Sternchen an:
Sind sie doch die einzig Lieben,
Die so nah ich sehen kann. —
Gold'ne Sternchen, hoch da droben,
Leuchtet ihr auch heute nicht,
Fand ich doch bei ihr zwei Sterne
In der Augen strahlend Licht.

Carl Weber.

Die Sklavin.

Hinwankend durch der Wüste öden Sand
Die Ketten klirrend an den wunden Füßen
Lechzend vor Durst und jammernd nach dem Glück
So wird sie endlos, ziellos wandern müssen.
— — — — — — — — — — — — —

Da plötzlich zuckt es grell am Horizont
Noch einmal öffnen sich die müden Augen
Und trunk'nen Blickes sieht aus ros'ger Glut
Ein wundersames Märchenland sie tauchen

Auf goldenen Kuppeln spielt der Sonne Licht
Vom Palmenhain ertönen süße Lieder
Berauschend duftet rings die Blüthenpracht
Vom Felsen sprudelt klar die Quelle nieder.

Mein Glück, mein Stern, sie ruft es jubelnd aus,
Doch nimmer wird sie sich zur Freiheit retten,
Das Trugbild schwindet hin im Nebelmeer
Und laut und lauter klirren ihre Ketten.

E. Braun.

Aus Heimath und Fremde.

Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde findet vom 24. bis 26. Juli in Hofgeismar statt. Das Programm ist wie folgt festgestellt: Am 24. Juli: Vorfeier, Empfang und Abends Vereinigung im „Schwarzen Adler.“ — Am 25. Juli: 8 Uhr Besichtigung der Stadt: 10 Uhr Frühstück in Wilm's Garten; 11 Uhr Hauptversammlung in der Aula der Stadtschule. Vortrag des Oberlehrers Pfaff über: „Das Niederfürstenthum Hessen im Jahre 1637.“ Um 3 Uhr Festessen im „Deutschen Kaiser.“ — Am 26. Juli: 7½ Uhr Ausflug zu Wagen nach Beberbeck und Sababurg. Vortrag des Apothekers Sander über: „Sababurg.“ — Der Preis der Festkarte beträgt mit Gedeck (ohne Wein) 5 Mark, ohne Gedeck 3 Mark. Anmeldungen zur Theilnahme sind bis spätestens den 22. Juli, Abends 6 Uhr, an Bürgermeister Schirmer zu Hofgeismar zu richten.

Unserer gefeierten hessischen Schriftstellerin Sophie Junghans, z. Z. in Gotha, ist vom Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha die silberne Medaille für Kunst und Wissenschaft am grün-silbernen Bande verliehen worden.

Es ist uns eine angenehme Aufgabe, an dieser Stelle auf eine kürzlich erschienene Schrift von Dr. Karl Scherer in Kassel aufmerksam zu machen, die für uns Hessen, und insbesondere für die Kasselaner, von ganz besonderem Interesse ist. Sie betrifft die berühmte Sängerin Mara, geb. am 23. Februar 1749 zu Kassel, gestorben am 8. Januar 1833 zu Reval, und führt den Titel „Gertrud Elisabeth Schmeling und ihre Beziehungen zu Rudolf Erich Raspe und Karl Matthaei" ein Beitrag zur Lebensgeschichte der Künstlerin in den Jahren 1766—1774. Sonderabdruck aus der Vierteljahresschrift für Musikwissenschaft 1893, Leipzig, Druck von Breitkopf und Härtel 1893. — Der Verfasser hat zu seiner Schrift die in der Ständischen Landes-Bibliothek zu Kassel befindlichen Originalbriefe der G. Elise Schmeling und deren Vater an Raspe und des letzteren an die Genannten, sowie den Briefwechsel mit Heyne, Andreae, Dieze, Hegewisch, Matthaei u. a. benutzt und uns eine sehr fleißig ausgearbeitete, in schöner Sprache gehaltene Arbeit geliefert, die wir den Lesern unserer Zeitschrift auf das Beste empfehlen können. —

Ueber das neuste Buch von Arthur von Loy: Aus der Wirklichkeit, Berlin, 1892, Verlag von Eckstein's Nachfolger, schrieb der Dichter Richard von Meerheimb an die Verfasserin, Fräulein Helene von Düring-Oetken in Berlin, früher in Kassel.

„Dein Werk hat ganz die Wirklichkeit verklärt,
Natur hat Dir ihr schönstes Gut gewährt!"

Am 4. Juli fand vor dem Hause des physiologischen Instituts in Marburg eine studentische Demonstration statt, an der sich mehrere hundert Studenten betheiligten, und die sich gegen den Professor der Physiologie, Geheimrat Dr. E. Külz, richtete. In einer am Abend vorher abgehaltenen allgemeinen Studentenversammlung, in der sämmtliche studentische Korporationen vertreten waren, war der einstimmige Beschluß gefaßt worden, eine Eingabe an den Herrn Kultusminister Dr. Bosse zu richten. Darin wird darauf hingewiesen, daß das schroffe Auftreten des Geheimrath Dr. Külz gegen seine Hörer mit der Stellung eines akademischen Lehrers unvereinbar und geeignet sei, das gute Einvernehmen zwischen Lehrern und Hörern zu beeinträchtigen. Der Herr Minister wird gebeten, die gefährdeten Rechte der akademischen Bürger zu schützen. Wie das „Marb. Tgbl." weiter hört, ist seitens der Studentenschaft der Besuch der Vorlesungen des Herrn Geheimrath Dr. Külz einstweilen eingestellt worden. Die Demonstranten drohen für den Fall, daß ihnen nicht willfahrt werde, mit einem massenhaften Verlassen der hiesigen Hochschule am Schlusse des Semesters.

Universitätsnachrichten. Der Professor der Philosophie, Geheimer Regierungsrath Dr. Julius Bergmann in Marburg, welcher um seine Entlassung eingekommen war, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können, ist vom 1. Oktober c. an von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, entbunden, bleibt aber im übrigen in seiner bisherigen Stellung zur Universität; zugleich ist die philosophische Fakultät der Universität Marburg aufgefordert worden, Vorschläge für die Berufung eines neuen Ordinarius der Philosophie einzureichen. —

Unserem Kasseler Landsmanne, dem Professor der Staatswissenschaften Dr. Wilhelm Seelig in Kiel, ist der Charakter als Geheimer Regierungsrath verliehen worden.

An Stelle des ordentlichen Professors für klassische Philologie und alte Geschichte in Gießen, Dr. Ad. Philippi, der am 1. Oktober in den Ruhestand tritt, ist der Professor Dr. Eduard Schwartz in Rostock berufen worden.

Die außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät zu Gießen Dr. Peter von Bradke (für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft) und Dr. Eugen Lellmann (für Chemie) sind zu ordentlichen Professoren ernannt worden. — In Gießen starb im Alter von 81 Jahren der Professor der Rechtswissenschaft Geheimer Rath Dr. iur et. theol. Friedrich Wilhelm Hermann Wascherschleben, von 1875 bis 1883 Kanzler der hessischen Ludwigs-Universität. Seine Lehrthätigkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten erstreckten sich hauptsächlich auf das Kirchenrecht und die deutsche Rechtsgeschichte. Seit mehreren Jahren übte Wascherschleben wegen seines vorgerückten Alters seine Lehrthätigkeit nicht mehr aus. — Unser hessischer Landsmann Dr. Ernst von Meyer, außerordentlicher Professor der Chemie an der Universität Leipzig hat eine Berufung als Nachfolger des Geh. Rathes Schmidt an das Polytechnikum in Dresden erhalten und angenommen. —

In den Tagen vom 24. bis 27. Juli feiert die Landsmannschaft Germania zu Marburg das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens.

Todesfälle. Am 20. Juni starb im 70. Lebensjahre der Superintendent Dr. theol. K. W. H. Hochhuth von Eschwege in Folge einer Lungenentzündung in Bad Ems. Der Verblichene war am 20. Mai 1823 zu Eschwege als Sohn des heute noch in rühmlichem Andenken stehenden Metropolitans J. Chr. Hochhuth geboren. Seine Gymnasialstudien machte er in Hersfeld, bezog Herbst 1843 die Universität Marburg, war daselbst Mitglied des Korps Teutonia, unterzog sich nach absolvirtem Studium der Theologie dem examen rigorosum und erhielt die Würde eines Licentiaten

der Theologie. Im Staatsdienste wurde ihm zunächst das Rektorat über die Schulen zu Eschwege, sowie die Stelle eines zweiten Geistlichen daselbst übertragen. Später wurde er zum Metropolitan und Oberschulinspektor zu Frankenberg ernannt. Im Jahre 1873 wurde er nach Kassel als Pfarrer der Unterneustädter Gemeinde versetzt und ihm das Amt eines Schulinspicienten über die dortigen Volksschulen und eines Referenten bei der Stadtschuldeputation übertragen, in welcher Stellung er elf Jahre lang eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete. Vor neun Jahren wurde er zum ersten Pfarrer der Altstädter Gemeinde zu Eschwege ernannt und ihm das Metropolitanat der Klasse Eschwege übertragen; nach Einführung der neuen Kirchenverfassung in Hessen wurde er zum Superintendenten der Diözese Eschwege bestellt. Neben seinen pfarramtlichen Berufsgeschäften ist Dr. Hochhuth auch schriftstellerisch thätig gewesen. Von seinen Schriften verdient besonders angeführt zu werden die Neubearbeitung der Statistik der evangelischen Kirche in Hessen, die 1872 erschienen ist. — Am 22. Juli verschied zu Ems nach kurzem Krankenlager im 68. Lebensjahre der Amtsgerichtsrath Karl Bezzenberger von Hanau; der Dahingeschiedene war ein tüchtiger hessischer Jurist, der überall, wo er als Richter gewirkt, ein sehr gutes Andenken hinterlassen hat. Vor seiner Versetzung nach Hanau war er Justizbeamter bezw. Amtsrichter in Oberaula und Eschwege. — Am 22. Juli starb im Alter von 71 Jahren zu Frankfurt a. M. der Buchdruckereibesitzer Albert Baier von Kassel. Nach Frankfurt hatte er sich begeben, um dort der Beerdigung seines Kompagnons und Leiter des dortigen Filialgeschäftes beizuwohnen. Dort ereilte ihn der Tod. Albert Baier hatte z. Z. im Vereine mit seinem ihm im Tode vorangegangenen Freunde, dem als Dichter rühmlich bekannten Christian Lewalter die Fischer'sche Buchdruckerei zu Kassel angekauft und führte dieselbe unter der Firma „Baier und Lewalter". Lange Jahre erschien in deren Verlage die s. Z. vielgelesene und sehr beliebte „Kasseler Tagespost", die im Jahre 1884 nach fast fünfundzwanzigjährigem Bestehen eingegangen ist. Der Verblichene war eine durch Intelligenz und Arbeitsamkeit ausgezeichnete Persönlichkeit und es gelang ihm in Gemeinschaft mit Lewalter das Geschäft auf einen hervorragenden Stand zu bringen. Er erfreute sich wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften des Vertrauens und der Werthschätzung seiner Mitbürger in hohem Grade, und wiederholt wurde er zum Mitgliede der städtischen Körperschaften gewählt. — Am 23. Juli verschied zu Kassel nach kurzem Krankenlager im Alter von 63 Jahren der Buchdruckereibesitzer Eduard Weidemeyer, Mitbegründer der „Kasseler Allgemeinen Zeitung" und Mitinhaber der Firma „Weber und Weidemeyer". Eduard Weidemeyer war ein Mann von Biedersinn und Treue und unermüdlich in seinem Berufe thätig. Auch er erfreute sich der allgemeinen Werthschätzung, und das frühe Hinscheiden dieses körperlich so rüstigen Mannes hat aufrichtige Theilnahme gefunden. — Am 23. Juni starb zu St. Wendel im Alter von 62 Jahren in Folge eines Schlagflusses der Forstmeister Theodor Heller, ein verdienter Forstmann, geboren zu Melsungen; in hessischen Zeiten Forstaccessist bei der Forstinspektion Schlüchtern. — Am 7. Juli verschied zu Kassel im 79. Lebensjahre der Major a. D. Hans Otto von Stockhausen, früher Offizier in dem kurhessischen Leibgarde-Regimente, von 1859 ab Platzmajor von Kassel. In dieser Stellung verblieb er auch nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen bis 1872, in welchem Jahre er in den Ruhestand trat. Die Familie von Stockhausen gehört zur althessischen Ritterschaft, deren Stammsitz das Rittergut Wülmersen an der Diemel ist. Der Verstorbene war ein sehr angesehener und beliebter Offizier biederen ritterlichen Charakters; sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Briefkasten.

R. v. B. Fritzlar. Für die gütigen Mittheilungen verbindlichsten Dank. Sie werden in der gewünschten Weise benutzt werden.

W. R. Marburg. Besten Dank für die Zusendung. Sie erhalten in den nächsten Tagen brieflich Antwort.

E. B. Marburg. Wie Sie sehen, zum Theil bereits benutzt. Die in Aussicht gestellte Erzählung ist uns sehr willkommen.

K. N. Kesselstadt. Mußte leider noch einmal zurückgestellt werden. Freundlichsten Gruß.

Fr. v. H. Berlin. Sie haben uns durch Ihre gefällige Zusendung recht erfreut. Der Abdruck der Gedichte wird in den nächsten Nummern unserer Zeitschrift erfolgen.

Fr. K. Berlin. Erhalten. Wird in einer der nächsten Nummern besprochen werden.

H. M. Straßburg. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort auf Ihr geschätztes Schreiben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 15. Kassel, 1. August 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969.
Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel oder deren übrigen Filialen angenommen.

Mittagstille.

Der Weg ist lang, den wir vereint gegangen,
Doch ferne scheint noch immer unser Ziel,
Stumm sind die Lerchen, die im Lenz uns sangen,
Das Laub liegt welk und ist des Windes Spiel.
Ich weiß es, daß du leidest: ach, dein Sehnen
Ist still geworden, deine Jugend wich:
So mußt du dich vertrauend an mich lehnen,
Ich halte, ich erhebe dich.

Nicht können schlichte Menschenworte sagen,
Wieviel mein Herz von treuer Liebe trägt —
Wohl sind die Wunden tief, die sie geschlagen,
Doch bleibt sie groß, auch wenn sie Wunden schlägt.
Es reden Viele, nichtig sei mein Streben,
Und karg, was meine Hand vollbringt und gibt,
Doch müssen sie bekennen, daß mein Leben
Vollkommen sei, wo ich geliebt.

O warst du glücklich, nimmer wär's geschehen,
Daß ich den Weg zu deinem Herzen fand —
Doch du warst krank: da wollt' ich mit dir gehen,
Nun halt' ich fest in meiner deine Hand,
Du warst allein: nun bin ich dir zur Seite,
Ich schirme dich, wenn Sturm und Wetter tost —
So wird mein stilles Sorgen dein Geleite
Und meine Liebe wird dein Trost.

Georg Edward.



Johann Ewald in hessischen Diensten.

Von K. Zwenger.

(Fortsetzung.)

In Raritons = Landing verblieb Hauptmann Ewald bis Ende Mai 1777. Hier war ihm Gelegenheit geboten, eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln. Fast täglich stieß er mit dem Feinde zusammen und seiner Umsicht und Geistesgegenwart gelang es, demselben möglichst großen Schaden zuzufügen. Von den kriegerischen Zwischenfällen, die sich dort abspielten, wollen wir nur folgende anführen, deren Schilderung wir dem trefflichen Werke von Max von Eelking „die deutschen Hilfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege 1776—1783" entnommen haben.

Als Ewald am 8. Februar mit seiner Kompagnie und einer Abtheilung leichter Infanterie bei einem rückkehrenden Fouragekommando die Nachhut bildete, wurde er plötzlich in einer hügeligen und waldigen Gegend von einer großen Uebermacht angehalten. Er ließ Halt machen, dann seinen Leuten durch das Horn das Signal zum Vorrücken geben und stürzte sich mit diesen und den leichten Truppen dem Feinde rasch entgegen, den er mit beträchtlichem Verluste zurückwarf. Am anderen Tage erhielt er vom Generale en chef William Howe eine öffentliche Belobung, und jeder seiner Leute 1½ Thaler als Geschenk. Ein sehr starker Anprall fand am 18. März von Seiten der Amerikaner mit 300 Mann statt, die jedoch von den Jägern ebenfalls mit bedeutendem Verluste zurückgeworfen wurden. Ewald zeigte sich hier stets als Meister in der Führung des sog. kleinen Krieges.

Lord Cornwallis, dessen Kommando Ewald mit seinen Jägern damals unterstellt war, griff am 12. April die zu Broundbrook liegenden amerikanischen Truppen an und überrumpelte sie auch zum Theil. Hauptmann Ewald, der sich mit seiner Kompagnie an der Spitze einer Abtheilung befand, die den Feind umgehen sollte, empfing plötzlich das Feuer eines amerikanischen Streifkommandos. Rasch, wie immer, ging er mit den Leuten, die er eben bei sich hatte, auf den Gegner los. Ihm zunächst waren Lieutenant Trautvetter, zwei Oberjäger, ein Hornist und vier Jäger. Mit diesen Wenigen eilte er dem fliehenden feindlichen Kommando nach und suchte mit diesem zugleich eine Redoute zu erreichen, auf welche er zurannte. Die Amerikaner konnten aber besser laufen, als die Hessen und hatten die Redoute erreicht, als Ewald mit seinem Häuflein noch 40 Schritte davon entfernt war und nun das ganze Feuer erhielt. Erstaunt gewahrte er jetzt, daß ihm seine anderen Leute nicht gefolgt waren. Der britische Kommandirende hatte dies nicht zugelassen. Ewald, der nicht sofort wieder umkehren wollte, zog sich mit den wenigen, die ihm gefolgt waren, hinter ein Brückengeländer und ließ so lange feuern, bis die Redoute von einer anderen Abtheilung im Rücken angegriffen wurde. Nun rückte auch das Häuflein Jäger vor und machte noch zwölf Gefangene.

Einen anderen Handstreich führte Ewald noch bei der Furth Raritons=Landing aus. Dort lag am jenseitigen Ufer eine Scheuer, in der sich ein feindliches Kommando aufhielt, das jeden Morgen daraus hervorbrach und die sich nähernden Jäger beschoß. Ewald ließ in einer dunklen Nacht sein kleines Kompagniegeschütz an's Ufer bringen und verdeckt hinter einer Hecke, der Scheuer gegenüber, aufstellen, und etwas weiter aufwärts 30 Jäger sich so in ein Versteck legen, daß sie das Scheuerthor beschießen konnten. Bei Tagesanbruch ließ er wie gewöhnlich die Patrouillen ihren Dienst thun, die sofort beschossen wurden. Ewald ließ nun rasch einige Schüsse durch sein Geschütz abgeben, und als die Kugeln durch die Scheuer schlugen, stürzten alsbald die Amerikaner Hals über Kopf aus derselben heraus. Nun feuerten auch die im Verstecke liegenden Jäger in die feindliche Masse, so daß die meisten der letzteren niedergeschossen oder verwundet wurden.

Am Morgen des 27. April lagerte ein dicker Nebel auf der Erde. Ewald ließ seine Kompagnie antreten und eine Patrouille abgehen. Kaum war diese außerhalb der Postenkette, als sie feuerte und rief: der Feind ist da. Dieser war in dem=

selben Augenblicke auf die am Wege nach Boundbrook befindliche Feldwache gestürzt und hatte dieselbe zurückgeworfen. Ewald sandte eine Abtheilung zur Deckung seiner rechten Flanke ab und eilte mit 16 Jägern den Angegriffenen zu Hilfe. Da verzieht sich plötzlich der Nebel und Ewald sieht hinter einem Hohlwege eine große feindliche Linie aufgestellt, die sofort eine Salve abgibt. Die so plötzlich überraschten Jäger ergreift ein panischer Schrecken, eiligst laufen sie zurück und lassen ihren Hauptmann allein. Dieser weicht nicht und ruft den Fliehenden nach: „Wollt ihr zum Teufel laufen, so will ich allein da bleiben!" — Nur e i n Jäger bleibt stehen und antwortet: „Nein, Herr Hauptmann, sie sollen nicht allein bleiben," und seinen Kameraden ruft er zu: „Kerls steht! Nur ein Hundsfott läuft weg." Das wirkte. Die Jäger kamen wieder zur Besinnung, kehrten um und hielten Stand, bis Unterstützung kam und der Feind zurückgeworfen wurde. Der Jäger, der zuerst stehen geblieben war und seine Kameraden zur Umkehr bewogen hatte, hieß Bauer, und stammte aus dem Ansbach'schen. Als Ewald die beiden Jäger-Kompagnien in Kassel errichtete, bot er seine Dienste an, da er aber kein empfehlenswerthes Aeußere hatte, auch kein forstgerechter Jäger war, so wies ihn Ewald ab. Die Kompagnie schoß damals in der Waldau nach der Scheibe und Bauer bat den Hauptmann, ihm einige Schüsse zu gestatten, was ihm derselbe lächelnd gestattete, während sich die umstehenden Jäger über den plump aussehenden Burschen lustig machten. Bauer zeigte sich dabei als einen so ausgezeichneten Schützen, daß Ewald mit ihm eine Ausnahme machte und ihn auf der Stelle in seine Kompagnie aufnahm. Bald sollte Bauer seinen Muth und seine Anhänglichkeit an den Hauptmann und die Truppe noch in stärkerer Weise bekunden. Ewald unternahm in der Nacht des 24. Mai einen Streifzug mit 11 Jägern und 30 Dragonern nach Boundbrook zu. Er gerieth bei Tagesanbruch in einen Hinterhalt und schien verloren, denn von allen Seiten umringten ihn die ihm an Zahl zehnfach überlegenen Amerikaner. Zum Unglück stürzte Ewald noch mit dem Pferde und blieb am Wege liegen. Er hatte nur die Dragoner bei sich, während die Jäger die Unterstützung bildeten. Als das Pferd ihres Hauptmanns ohne diesen auf sie zugerannt kam, sprangen drei Jäger rasch vor, um den Gefallenen aufzusuchen, koste es was es wolle. Sie achteten des Kugelregens nicht, der sich über sie ergoß, fanden ihren Führer, der eine starke Kontusion davongetragen hatte, und brachten ihn in Sicherheit. Da bemerkte Bauer, der unter den Dreien war, daß Ewald's Hut fehlte. „Den müssen wir haben," sagte er zu den beiden anderen, „denn sonst tragen morgen die Hundsfötter den Hut unseres Hauptmanns im Triumphe nach Boundbrook hinein." Ewald vermochte nicht, sie zurückzuhalten; trotz des Kugelregens gelang den Braven das Unternehmen, sie brachten den Hut zurück, den sie mit freudestrahlenden Augen wie eine Trophäe dem Hauptmann überreichten. Ewald wurde zur Heilung der erhaltenen schweren Kontusion nach Brunswick gebracht und mehrere Wochen hatte er zu leiden, ehe er so weit hergestellt, daß er seinen Dienst wieder aufnehmen konnte.

Während Ewald noch auf dem Krankenbette lag, erhielt er die Nachricht, daß zu den beiden Jägerkompagnien noch zwei neue, darunter eine reitende, errichtet würden, daß diese vier Kompagnien ein geschlossenes Ganze unter dem Kommando des Oberstlieutenants von Wurmb bilden sollten und daß der Rittmeister von Prüschenk als Major dabei angestellt werden würde. Ueber die Anwerbungen zur Verstärkung des hessischen Jägerkorps während des Winters 1776—1777 im Heimathlande Hessen heißt es in dem angeführtem Werke von M. von Eelking: Die Anwerbungen hatten einen guten Fortgang. Man nahm hierzu nur gelernte Jäger oder Leute, die mit der Büchse gut umzugehen wußten, auch jagdkundig waren. Sie wurden unter besseren Bedingungen angeworben, als die übrigen Mannschaften, erhielten auch, außer dem erhöhten festgesetzten Werbegeld, noch extra einen Louisd'or zur Anschaffung der nöthigsten Bedürfnisse. Später, als der Andrang nicht mehr so groß war, erhielt der Ausländer sogar vier Louisd'or, der Inländer drei Louisd'or und derjenige, der einen Jäger anwarb, einen Louisd'or. Das Werbebureau unter Hauptmann Romstädt war in Waldau bei Kassel errichtet. Nicht gewaltsam wurden die Leute in die Kompagnien gesteckt, die Werbung war eine durchaus f r e i w i l l i g e. Wir lesen darüber in der Kasseler Zeitung vom 27. Januar 1777:

„Da zur Rekrutirung des in Amerika sich befindlichen hessischen Korps kein einziger Mann aus dem Lande genommen, sondern durch Freiwillige der etwaige Abgang ersetzt wird, so hat man um so weniger bei den aufzurichtenden Jägerkorps nothwendig, auf eine Ausnahme zu sehen, da ohnehin der hohe Sold und übrige zu hoffende Vortheile den Zulauf stark genug machen. Es ist also grundfalsch, was eine gewisse öffentliche Zeitung meldet, daß nämlich das in Amerika schon befindliche Jägerkorps durch s t a r k e A u s h e b u n g e n vermehrt werde und vorzüglich die Förstersöhne h ä u f i g w e g g e n o m m e n würden, dergestalt, daß Eltern von drei bis vier Söhnen nicht ein einziger gelassen

würde." Allerdings befanden sich viele Söhne von hessischen Förstern bei dem Jägerkorps, die sich aber sammt und sonders freiwillig hatten anwerben lassen.

Die Jäger hatten noch die Vortheile, heißt es in dem Werke von M. von Eelking weiter, daß sie eine höhere Löhnung erhielten, von aller Schanzarbeit befreit waren und auch eine bessere Ausrüstung erhielten. Ihre Kleidung bestand in Hüten, grünen Fräcken mit karmoisinrothen Kragen und Aufschlägen, gelben Westen mit Goldborten und kurzen engen Hosen mit langen Gamaschen. Als Bewaffnung führten sie eine Büchse, ein Schußtäschchen, das vorn getragen wurde und einen Hirschfänger, der jedoch nicht aufgepflanzt werden konnte. Ihr Gepäck bestand in einem umgehängten Ranzen und einer Feldflasche. Die Feldkessel waren für ganze Abtheilungen bestimmt. — Am 25. Mai wurden 500 Mann Hessen-Kasseler in Bremerlehe eingeschifft, nachdem sie dort vom britischen Oberst Faucit, der von Hannover herüber gekommen war, vereidigt worden waren. Bei diesen Mannschaften befanden sich auch die zwei neugebildeten Jägerkompagnien, die am 8. März aus Kassel unter Major von Prüschenk abmarschirt waren. Kurz vor dem Einschiffen ließen sich noch neun Jäger mit ihren Liebsten, die sie aus Hessen mitgebracht hatten, durch den dortigen lutherischen Pfarrer in der Karlsstadt unter freiem Himmel und unter einem großem Volkszulaufe trauen. —

Nachdem der britische General en chef William Howe sich vergebens bemüht hatte, den Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen George Washington aus dem festen Lager von Moristown zu locken, verließ die königliche Armee, Ende Juni 1777, Jersey und ging nach Staaten-Island. Dort wurde das Hauptkorps eingeschifft, um gegen Philadelphia zu operiren. Am 23. Juli segelte die Expedition ab, an deren Spitze sich außer dem General en chef die Generallieutenants Lord Cornwallis und von Knyphausen befanden. Erst am 15. August erreichte die Flotte die Chesapeak-Bay, segelte hinauf bis zum Elkflusse und begann am 25. August die Ausschiffung bei Head of Elk, um von hier aus auf Philadelphia zu marschiren.

Hauptmann Ewald, der wieder so weit hergestellt war, daß er seinen Dienst zu Pferde verrichten konnte, wohnte dieser Expedition mit dem ganzen Jägerkorps bei. Dieses erhielt Gelegenheit, sich auf dem Marsche vom Elkflusse nach dem Schuylkillflusse, am 3. September, ganz besonders hervorzuthun, indem es ein überlegenes feindliches Korps unter dem General Maxwell, vor Iren-Hill an der Crutscher-Mühle, zurückschlug und demselben einen bedeutenden Verlust beibrachte. Ewald führte an diesem Tage die Avantgarde des Jägerkorps und begann den Angriff, der dann von dem ganzen Korps unterstützt und durchgeführt wurde. Der General Howe belobte das Jägerkorps am folgenden Tage in einem Tagesbefehle, der lautete:

„Die herzhafte Art und Weise, mit welcher der Oberstlieutnant von Wurmb, alle übrigen Herren Offiziere und die ganze Mannschaft des Jägerkorps gestern den Kern der feindlichen Armee über die Gebirge bei Crutscher-Mühle geschlagen haben, verdient das höchste Lob und die vollkommenste Erkenntlichkeit des Generals en chef und hat die größte Bewunderung der ganzen Armee auf sich gezogen."

Jeder bei diesem Gefechte gewesene Jäger erhielt noch vom General Howe 5 bis 10 Thaler zum Geschenke.

Als General Washington, der mit etwa 14000 Mann hinter dem Brandywineflusse Stellung genommen hatte, am 11. September angegriffen und geschlagen wurde, führte Ewald gleichfalls die Avantgarde von der Kolonne unter General Cornwallis. Die hessischen Jäger hatten hier wieder Gelegenheit, glänzende Proben ihres Muthes und ihrer Ausdauer abzulegen. Die Hauptleute Ewald und von Wreden, sowie der Oberjäger Bickell hatten sich ganz besonders ausgezeichnet; den beiden ersten wurde in Anerkennung ihrer Verdienste der Orden pour la vertu militaire verliehen, der letztere wurde zum Offizier befördert.

Nachdem die königliche Armee über den Schuylkillfluß gegangen war und Lord Cornwallis am 26. September Philadelphia ruhig in Besitz genommen hatte, erhielt das Jägerkorps am Schuylkill, hinter Wissahickon-Creek seine Stellung, um die linke Flanke der Armee zu sichern. Auf diesem Posten erlebte Ewald, wie in dessen Biographie in F. W. von Mauvillon's „Militärischen Blättern von 1821" berichtet wird, einen merkwürdigen Beweis von Dankbarkeit. Durch uneigennütziges und edles Betragen gegen die Einwohner hatte er sich große Achtung und persönliche Ergebenheit bei denselben erworben. Einer von ihnen, dessen Eigenthum Ewald in Schutz genommen hatte, suchte den Hauptmann am Abend des 3. Oktober auf, zog ihn bei Seite und redete ihn mit bewegter, abgebrochener Stimme mit folgenden Worten an: „Mein Herr, ich gestehe Ihnen, daß ich kein Freund des englischen Gouvernements bin; aber Sie haben mir Menschenliebe bewiesen, die kein Soldat je vergessen sollte, und ich will Ihnen zeigen, daß ich erkenntlich bin. Sie dienen in einem Korps, welches bei einem feindlichen An-

griffe der ersten Gefahr ausgesetzt ist. Ihren Waffen kann ich kein Glück wünschen, aber Gott erhalte Ihre Person —. Mein Freund, General Washington, ist heute bis Moristown vorgerückt — Adieu, Adieu", — worauf er Ewald die Hand drückte und verschwand. Ewald war auf das Höchste überrascht, er eilte aber die Nachricht weiter zu melden. So gelangte sie bis zum General en chef, wurde aber von diesem mit einem „that cannot be"*) beantwortet. Indessen wurde die Wachsamkeit beim Jägerkorps verdoppelt, und als Washington wirklich am 4. Oktober mit Tagesanbruch bei einem starken Nebel den Ueberfall auf Germantown unternahm, standen die Jäger auf ihrem Posten und thaten wie immer ihre Schuldigkeit. Ihnen ist es zu verdanken, daß dieser Kampf nicht mit einer Niederlage endete, die bei der Sorglosigkeit des britischen Oberbefehlshabers leicht hätte herbeigeführt werden können, und mit Recht heißt es in der „Geschichte des hessischen Jägerbataillons": „die Wachsamkeit der Hessen, insbesondere der Jäger, rettete das Heer und wendete die Niederlage dem Feinde zu. Die Jäger waren die ganze Nacht unter den Waffen geblieben; eine ihrer Streifwachen stieß bei Tagesanbruch auf 300 Feinde. Sie behaupteten in fester Ordnung ihren Posten und verfolgten die fliehenden Amerikaner über eine Stunde weit."

Die Engländer blieben bis Mitte Juni in Philadelphia. Während seines Aufenthaltes in der Nähe dieser schönen Stadt genoß Ewald die Freuden des geselligen Lebens, hatte ihm doch die erwähnte humane Behandlung der Einwohner manche interessante Bekanntschaft verschafft. Schweres Leid bereitete ihm der verunglückte Angriff vom 22. Oktober 1877 auf das Fort Redbank, an dem er persönlich Antheil genommen hatte. Nie gedachte er ohne Wehmuth dieses Tages, der dem tapferen heldenmüthigen Obersten von Donop, seinem väterlichen Freunde, und so vielen seiner vertrautesten Bekannten das Leben kostete. Dagegen mußten ihm die schmeichelhaften Beweise der Anerkennung seiner Verdienste, die er in diesem Zeitraume seitens britischer Generale erhielt, zur größten Genugthuung gereichen. Als Lord Cornwallis den 16. Dezember die Armee verließ, um sich auf kurze Zeit nach England zu begeben, richtete er an Ewald folgendes Schreiben:

„Philadelphia, Dec. 15. 1777.

Sir.

I cannot leave this country without desiring you to accept my best thank for your good services during the two campaigns in which i have had the honour to command the Hessian Chasseurs. If the war should continue i hope we shall again serve together. If we should be separated i shall ever remember the distinguished merit and ability's of Cap. Ewald.

I am Sir
with great esteem and regard
your most obed. and most
humble servant.

Cornvallis."*)

Und als der bisherige General en chef Sir William Howe, nachdem er durch Sir Henry Clinton im Oberbefehle des britischen Heeres abgelöst worden war, am 19. Mai 1778 von Philadelphia abreiste, hinterließ er nachfolgendes eigenhändige Schreiben an Ewald und dessen Waffenbruder von Wreden:

„de Philadelphia, ce 19. Mai 1778.

Messieurs.

Vous voudrez bien me permettre le plaisir de vous temoigner avant mon départ l'extrême satisfaction que j'ai toujours eu de Votre conduite distinguée dans les deux campagnes que j'ai eu l'honneur de vous commander. La conduite des deux premières compagnies des Chasseurs Hessois incitées par le zèle et brave exemple de leurs chefs — vous Messieurs — a été remarquée de toute l'armée et a faite par jamais une telle impression sur moi, que j'aurai toujours l'honneur d'être avec l'estime la plus parfaite

Messieurs
Votre très humble et très
obéissant serviteur
W. Howe."**)

---

*) Das kann nicht sein.

*) Mein Herr!
Ich kann diese Gegend nicht verlassen, ohne zu wünschen, daß Sie meinen besten Dank annehmen möchten für Ihre guten Dienste während der zwei Feldzüge, in denen ich die Ehre hatte, die Hessischen Jäger zu kommandiren. Wenn der Krieg fortgesetzt wird, hoffe ich wieder mit Ihnen zusammen zu dienen. Sollten wir aber getrennt werden, so werde ich mich immer der ausgezeichneten Verdienste und Fähigkeiten des Hauptmanns Ewald erinnern.
Ich bin mit der größten Hochachtung
Ihr gehorsamster und ergebenster Diener
Cornwallis.

**) Meine Herren!
Gestatten Sie mir das Vergnügen, Ihnen vor meiner Abreise meine außerordentliche Befriedigung zu bezeugen, welche mir stets Ihre ausgezeichnete Führung während der zwei Feldzüge, in denen ich die Ehre hatte Sie zu kommandiren, bereitet hat. Das Verhalten der zwei Kompagnien Hessischer Jäger, angeregt durch den Eifer und das tapfere Vorbild ihrer Führer — Sie, meine Herren —, ist von der ganzen Armee anerkannt worden und hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich für immer die Ehre haben werde mit der vorzüglichsten Hochachtung zu sein
Ihr ergebenster und gehorsamster Diener
W. Howe.

Geschichte der Familie Kopp und von Kopp.

von Otto Gerland.

(Schluß.)

II. Johann Christoph Kopp stand anfangs als Rath und Amtmann in Isenburgischen Diensten, ging 1745 als Rath und Prokurator Fisci nach Kassel und wurde später als Regierungsrath nach Hanau versetzt, wo er gestorben ist. Er war verheirathet mit Marie Christine, geborenen Brösken, und hinterließ zwei Söhne 1. Christoph Kopp und 2. Johann Heinrich Kopp.

1. Christoph Kopp war Kammer-Assessor zu Hanau und hatte drei Kinder: a. Magdalene Kopp, welche in erster Ehe mit N. N. Gervinus zu Darmstadt und dann mit Baurath Hoffmann zu Gießen verheirathet war; b. Fritz Kopp, auf den wir noch zurückkommen werden, und c. Johanna Kopp, welche an Geometer Budden zu Langenselbold verheirathet war.

Fritz Kopp (b), Obergerichtsanwalt in Hanau, war mit M. van der Saud verheirathet und hatte vier Kinder: α. Gertrude Kopp, verheirathet an Kammerrath Harcke zu Birstein, β. Moritz Kopp, geboren am 24. November 1827, verheirathet mit Marie Henkel und Vater von drei Kindern: Louise Kopp, geboren 20. April 1859, verheirathet an David Ducat, Heinrich Kopp, geboren am 5. August 1861 und Jean Kopp, geboren am 3. Oktober 1862; γ. Fritz Kopp, und δ. Johanna Kopp, verheirathet an Pfarrer Weipert zu Kassel.

2. Johann Heinrich Kopp war Regierungsrath zu Hanau und verheirathete sich mit Sophie Christ, Tochter des Stabsamtmanns Johann Georg Christ zu Heilbronn, die eine Schwester des berühmten Pomologen Christ, ehemaligen Pfarrers zu Kronberg, war. Dieser Ehe entsprossen drei Söhne: Johann Heinrich Kopp (4, siehe unten), Christoph Kopp, (6) welcher am 16. Februar 1780 geboren war, Kaufmann wurde und am 6. Dezember 1839 unverheirathet starb, sowie Jean Kopp (8), geboren am 16. Juli 1785, gestorben am 7. Januar 1827, Landgerichtssekretär zu Hanau, und fünf Töchter: Christiane Kopp (1), geboren am 13. Oktober 1772, gestorben am 12. Oktober 1816, Philippine Kopp (2), geboren am 5. Mai 1774, eine talentvolle Malerin, gestorben am 14. Januar 1821, Jeannette Kopp (3) geboren am 15. Februar 1775, verheirathet an Johann Isaak Merz, gestorben etwa 1850, Karoline Kopp (5), geboren am 19. Oktober 1779, und endlich Sophie Kopp (7), geboren am 1. Mai 1782, gestorben am 16. Dezember 1862, verheirathet an den Pfarrer Ernst Karl Merz zu Bruchköbel, welcher am 20. November 1813 starb.

Johann Heinrich Kopp wurde am 17. September 1777 zu Hanau geboren, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, studierte seit 1797 zu Rinteln, Marburg und Jena Medizin und erwarb sich an letzterem Orte am 23. Oktober 1800 die Doktorwürde. Dann ließ er sich in Rödelheim als Arzt nieder, verlegte jedoch schon 1801 seinen Wohnsitz nach Hanau, wo er sich gleichzeitig mit seinem Freund, dem damaligen Steuerassessor Leonhard chemischen Arbeiten widmete. 1802 wurde er zum adjungirten, 1808 zum wirklichen Landphysikus des Amts Schwarzenfels, 1816 auch zum Garnison-Physikus ernannt. 1807 zum Professor der Chemie, Physik und Naturwissenschaften am Lyceum (Athenäum) zu Hanau bestellt, wirkte er 1808 wesentlich mit zur Stiftung der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, zu deren ständigem Direktor er später (1826) ernannt wurde. Im Jahre 1812 wurde ihm der Titel eines Medizinalraths verliehen, 1814 wurde er zum Mitglied der medizinischen Deputation zu Hanau und zum Rath am dortigen altstädter Hospital ernannt, bei der neuen Verwaltungsorganisation des Kurfürstenthums Hessen 1821 aber, nachdem ihm 1815 der Titel eines Hofraths, 1819 der eines Oberhofraths verliehen worden war, zu dem Medizinalreferenten bei der Regierung zu Hanau bestellt, in welcher Eigenschaft ihm später der Titel eines Geheimen Ober-Medizinalraths beigelegt wurde. 1824 wurde er zum Mitglied der Direktion des Hanauer Landkrankenhauses ernannt. Die Berufung an drei verschiedene Universitäten zur Uebernahme der Professur der Klinik und der gerichtlichen Medizin lehnte er ab. Er war Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, z. B. der kaiserlichen mineralogischen Gesellschaft zu Petersburg. Auch war er seit Januar 1837 Inhaber des Kaiserlich Russischen Wladimirorden 4. Klasse. Er starb am 12. November 1858.

Er hat viele medizinische und chemische Schriften veröffentlicht; sein Hauptwerk war eine Zeitschrift: „Denkwürdigkeiten der ärztlichen Praxis.“

J. H. Kopp war seit 1810 mit Maria Anna Dittmann, der zweiten Tochter des Amtmanns Dittmann zu Seligenstadt verheirathet, die 1788 zu Worms geboren war; ihr Vater war kurmainzischer Amtmann und kam später nach Abtretung des linken Rheinufers an

Frankreich nach Seligenstadt; sie starb 1824. Er war Vater von drei Töchtern und einem Sohne. Auguste Kopp wurde am 15. Juni 1814 geboren, verheirathete sich an den Gymnasiallehrer, späteren Gymnasial-Direktor Georg Wilhelm Matthias (gestorben 1870) und starb zu Kassel am 15. August 1890; Rosalie Kopp wurde am 12. November 1815 geboren, verheirathete sich an den Regierungs-Assessor, späteren Finanzrath Ludwig Schrader und starb zu Kassel am 25. Dezember 1839; Anna Kopp, geboren 7. Februar 1821, starb ledig zu Hanau am 14. Oktober 1891. Hohe Berühmtheit erreichte der Sohn

Hermann Kopp. Geboren zu Hanau am 30. Oktober 1817 besuchte er das dortige Gymnasium und studierte seit 1835 zu Heidelberg und Marburg Naturwissenschaften. Am 31. Oktober 1838 wurde ihm auf Grund einer Dissertation de oxydorum densitatis calculo reperiendae modo der Titel eines Doktors der Philosophie verliehen, nachdem er bereits 1837 ein neues Differentialbarometer konstruirt und in Poggendorffs Annalen beschrieben hatte. Er ging dann nach Gießen, wo er sich weiter ausbildete und 1841 als Privatdozent niederließ. An der dortigen Universität wurde er 1843 zum außerordentlichen und 1853 nach Liebigs Abgang zum ordentlichen Professor ernannt. 1864 folgte er einem Ruf nach Heidelberg. Seine Studien hatten anfänglich den Naturwissenschaften im allgemeinen, insbesondere aber der Physik und Chemie gegolten, in Gießen entschloß er sich unter Liebigs Einfluß, sich ausschließlich der Chemie zu widmen. Seine frühere Beschäftigung mit der Physik führte ihn jedoch dazu, sich vorzugsweise mit den auf der Grenzscheide zwischen Physik und Chemie liegenden Fragen zu beschäftigen. Auf diesem Gebiete hat er bahnbrechend gewirkt, er wurde der Begründer der physikalischen Chemie als selbstständige Wissenschaft. Daneben widmete er sich krystallographischen Studien vor allem den Untersuchungen über die Geschichte der Chemie, über welche er von 1843—47 ein vierbändiges Werk herausgab; eine zweite Auflage dieses Werks ist leider trotz den Vorarbeiten dazu nicht erschienen. Er las abwechselnd über theoretische Chemie, Krystallographie, Meteorologie und physische Geographie und auch über die Geschichte der Chemie. 1849 (1850) erschien die Einleitung in die Krystallographie mit einem prächtigen Atlas. Neben der Abfassung zahlreicher Gelegenheitsschriften gab er seit 1849 (bis 1857 mit Liebig, von da an bis 1862 mit Will) gemeinschaftlich die Jahresberichte über die Fortschritte der reinen pharmazeutischen und technischen Chemie, der Physik, Mineralogie und Geologie heraus, wovon er 1862 aus Mangel an Zeit zurücktrat. Seit 1851 war er an der Herausgabe der von Liebig begründeten chemischen Zeitschrift, später „Liebigs Annalen" genannt, lebhaft betheiligt, und zwar an der Herausgabe von 190 Bänden. Die historische Kommission der Akademie der Wissenschaften zu München ertheilte ihm in Folge dessen den Auftrag, für die von ihr herausgegebene Geschichte der Wissenschaften in Deutschland die Entwicklung der Chemie darzustellen. In Folge dessen gab er 1872 eine Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit heraus und verfaßte in den achtziger Jahren dieses Jahrhunderts eine zweibändige Geschichte der Alchymie, in welcher er die Bedeutung der alchymistischen Lehren für die Kulturgeschichte darlegte. Nachdem er eine zweimalige förmliche Berufung nach Berlin und Einladung dorthin und nach Leipzig überzusiedeln abgelehnt hatte, feierte er als Großherzoglicher Geheimer Rath am 1. September 1888 sein fünfzigjähriges Doktordiplom unter großen Beweisen der Anerkennung von allen Seiten. Er starb am 20. Februar 1892 zu Heidelberg. Verheirathet war er mit Johanna Tiedemann aus Bremen, welche ihn mit einer Tochter Therese beschenkte, die an den Professor Eugen Baumann zu Freiburg im Breisgau verheirathet ist.

Der alte Herr Professor.

von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

Frau Schulte sah das Alles mit unerklärlicher Angst. Was war mit ihm vorgegangen? War es denn möglich, hätte Er, gerade Er, für den ihr die Reinste kaum rein genug schien — hätte Er eine Unwürdige geliebt? Und mit einer Liebe, die vierzig Jahre lang begraben lag um dann mit socher Wucht aus ihrer Gruft zu steigen — so lebendig — so rührend lebendig?

So gäbe es doch dämonische Kräfte, auch in schwachen, elenden Menschen, die sie fähig

machen, Starke, Edle in ihre Bahnen zu ziehen? — Sie stand leise auf verließ das Zimmer und kam zurück mit einem Glase stärkenden Weines. Dann legte sie ihre sanfte Hand auf die Stirne des Professors und sagte weich und bittend:

„Sie haben sich überarbeitet, Herr Professor bitte trinken Sie diesen Wein — mir zur Liebe — und wie eine Mutter hielt sie zärtlich seine Hände und führte das Glas an seine Lippen.

Sie füllte ein zweites und er trank es widerstandslos wie ein Kind.

Seine bleichen Wangen begannen sich nach und nach zu röthen, die Lider hoben sich und er sah mit seinen sanften Augen umher, als suche er Jemanden im Zimmer. Hatte er die Zeit verschlafen, die zwischen dem Damals und Heute lag?

Erst nach und nach schien er sich zu erinnern, was um ihn vorgegangen und er griff abermals, als wolle er da etwas verwischen, an die Stirne, reichte dann Frau Schulte die Hand und sagte wehmüthig lächelnd: „Ich glaube das Alter naht, ich werde kindisch und dann plaudert man und wird geschwätzig. Haben Sie Geduld mit mir, Frau Schulte.“

„Aber es ist doch eine Wohlthat,“ wandte die Dame schüchtern ein, „Dinge, die wir ein ganzes Leben mit uns herumgetragen — —

„Ja, ein ganzes Leben mit uns herumgetragen, unterbrach sie der Professor heftig, „ein ganzes Leben und doch nicht verstanden! Wie tief auch die Philosophie in die Geheimnisse der Welt und der Gedanken eingedrungen sein möge und Problem um Problem gelöst zu haben glaubt, wie viel die Naturwissenschaften der unvollkommenen Erde abgerungen — wie unglaublich viel — das arme Menschenherz, das hat noch Niemand verstanden, da bleibt alles unenträthselt — es geht seine eigenen Wege, es erkennt keine Gesetze an — gar keine, es ringt und kämpft um ein Nichts — aber es bricht, wenn man ihm gebieten will.

Deshalb milde sein, milde gegen die, welche strauchelten, Frau Schulte, milde, denn sie sind ja die Allerärmsten und Erbarmungswürdigsten.“

Die letzten Worte hatte er beinahe flehend gesagt und dabei die Hand der Frau ergriffen, die nach und nach den Mann zu verstehen begann, dessen Leben so rein und makellos gewesen.

„Unser Ende hängt mit dem Anfang zusammen, eng zusammen,“ fuhr er mit klarer Stimme fort, „das sind gar feine Fäden, die sich da aneinander spinnen und wenn wir hier und da das Gewebe nicht so zu Stande bringen, wie wir es möchten, so wissen wir oft nicht wo und wie ein Faden zerrissen wurde.

Wir dürfen uns selbst nicht aus der Hand lassen, man hat immer hier einzufädeln und dort zu knüpfen, es giebt an dem Gespinnste des Menschenlebens verhängnißvolle Stellen, wir kommen nicht drüber hinaus, wenn wir nicht unermüdlich vorgearbeitet haben.

Sehen Sie, ich hatte eine einsame, liebeleere Kindheit, ich habe meine Eltern nie gekannt, aber ich war ein stiller, bedürfnißloser Knabe, ich liebte die Arbeit, das genügte mir und ich vermißte nichts. Der Faden der Liebe, den die Mutter im Herzen des Kindes spinnt, der stark und biegsam und weich macht, der war bei mir gerissen, ehe ich denken gelernt. Ich war auch in beschränkten Verhältnissen, ohne gesellschaftlichen Verkehr aufgewachsen — ich kannte keinen Luxus — auch nicht den der Gefühle.

„Man sagte mir, daß ich arbeiten müsse, mich auf eigene Füße stellen — und das that ich, fand Freude an meinem Beruf, um so mehr, weil ich ihn von Erfolg gekrönt sah. Mein Ehrgeiz wuchs und im Uebrigen kannte ich keine Wünsche. Ich hatte eine Broschüre veröffentlicht, die Aufsehen machte und der ich es verdanke, daß man mich an die hiesige Universität berief. Aber das ist lange her.“

„Wollen Sie nicht etwas rauchen,“ fragte Frau Schulte, und reichte ihm die gestopfte Pfeife

„Ich danke,“ sagte er langsam, während er mit einem fast wehmüthigen Blick dieselbe in die Hand nahm und den gemalten Kopf betrachtete.

„Ich kann heute nicht rauchen, die alten Geschichten, die sich im Moder der Erinnerung in mir herumwälzen, haben mich aus den Fugen getrieben, Sie müssen Geduld mit mir haben, beste Frau Schulte, und mir schon noch ein wenig Gesellschaft leisten. Es plaudert sich so gut hier in dem Halbdunkel, ich hätte gar nicht geglaubt, daß das so angenehm sein könne.“

Frau Schulte sah den alten Herrn befremdet an, er hatte ja in den 35 Jahren, die sie zusammen im gleichen Hause verlebt, kaum so viele Worte gemacht, wie am heutigen Tage, aber sie war voll von dem, was er gesprochen, daß sie selbst dabei verstummen mußte.

Nur wie es mit der Braut gegangen sein mochte, das hätte sie doch gerne gewußt. Sie brach daher nach langer Pause zuerst das Schweigen und fragte schüchtern:

„Und die schöne Dame, von der Sie sprachen, Herr Professor, die lernten Sie damals kennen?“

„Ja, die lernte ich damals kennen,“ sagte er, nun schon wieder wie im Traume, während seine fieberhaft glänzenden Augen sich gegen den Erker richteten, der eine Art gewölbter Nische bildete.

„Da stand sie, hier in demselben Zimmer, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und lächelte mich an. O dieses Lächeln mit den weißen Perlenzähnen und den rothen Lippen.

Sofort regte sich etwas in mir, das mir gebot, sie zu lieben. Ich war dagegen machtlos, dieses Etwas mußte mit meinem Dasein verwachsen sein, denn es wich nicht mehr von mir — nie mehr. Alle Liebe, die sich bei Anderen auf Eltern, Geschwister und Freunde maßvoll vertheilt, strömte rückhaltslos zu ihr. Ich wurde mir plötzlich meines Durstes bewußt — und ich trank die Liebe in endlosen, berauschenden Zügen." — — —

„Und sie? Wurden Sie denn auch von ihr geliebt?" fragte Frau Schulte tonlos.

„O, wie liebte sie mich, wie liebte sie mich. Wie taumelte meine Seele, wenn ihre Augen trunken in die meinen sanken, wenn —

Hat sie mir nicht unzählige Male geflüstert, daß sie mich liebe — nur mich allein? — — —

Aber das war alles doch kein Glück," fuhr er nach einer Weile seufzend fort, „kein stilles Glück. Ich mußte schweigen, sie wollte es und es waren so Viele, die sie begehrten — Viele. Sie tanzte mit Anderen und ich stand dabei und litt. Sie war nicht geschaffen für mich, Frau Schulte," sagte er, indem er seine Augen aufschlug und traurig zu der alten Dame hinüber sah, „für sie war die Gesellschaft, der Glanz und Flitter — und ich — ich war doch nur ein unbeholfener Gelehrter, der nicht einmal zu tanzen verstand. Ich hätte sie nicht glücklich gemacht, gewiß nicht, sie war ein Kind der Sonne und des Lichtes — sie war — —"

Er hielt plötzlich inne, als fühle er irgendwo einen Schmerz, er umfaßte krampfhaft mit der Hand die Lehne seines Sessels.

„Und doch kam der Tag, wo ich sie in meinen Armen hielt. Der Föhn trieb durch die jungen Buchen dort an den Triften, so wie heute, die Wolken wälzten sich schwer durcheinander, es krachte ein fürchterlicher Donner durch die Luft.

Wir waren allein. Sie schmiegte sich, Trost und Schutz suchend, an meine Brust. O wie fest hielt ich sie umklammert! — Ahnte ich, daß ich sie lassen mußte?

Was dann geschah? ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich sie einige Tage später wiedersah, an der Seite eines Anderen, dem sie lächelte, so wie sie mir gelächelt hatte."

„O Gott!" stöhnte Frau Schulte, als fühle sie eigenen Schmerz.

„Ich bin dann abgereist, eine wissenschaftliche Reise, die ich lange projektirt, so sagte ich den Leuten, ich wollte mich nur bemühen, aus diesem Zusammensturz mehr zu retten, als das nackte Leben. Auch ihr — ihr, Frau Schulte, wollte ich meinen Anblick ersparen. Sie war eine so gute Tochter, sie brachte das Opfer."

Er schloß die Augen und seine Lippen bewegten sich. „Lorenz, ich konnte nicht anders, Du wärest zu gut für mich gewesen, vergiß mich — —"

„Ich habe Dich nicht vergessen, nie!"

Die letzten Worte stieß er in Angst, wie von Visionen gefoltert, heraus, er wollte sich in die Höhe richten, sank aber ermattet in den Sessel zurück.

„Ist sie glücklich geworden?"

„Glücklich? Eine Zeit lang schien es so. Ich hörte dann lange nichts — und dann — hat eine verblendete Leidenschaft sie in die Ferne getrieben.

Vor leiblichem Mangel konnte ich sie noch schützen, als Alle sie verlassen — aber was war aus ihrer Seele geworden?

O du namenloses Leid!

Milde, milde, Frau Schulte, das Ende hängt mit dem Anfang zusammen, sie hatte eine eitle Mutter und war so schön, so schön!"

Frau Schultes Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

„Und Sie, verehrter Herr Professor," preßte sie gepeinigt heraus, „wie wurden Sie mit sich fertig? Gingen Sie nach Italien?" —

„Nach Italien? In das Land der Poesie, der Kunst und der Sehnsucht? Was hätte ich Schiffbrüchiger da gesollt? Nein, nein, ich zog nach Norden in die kalte, reine Luft, die das Blut kühlt und zur Arbeit kräftigt. Wo die Natur Riesenwerke geschaffen und sich keine Muße gönnt, sehnsüchtig zu schwelgen unter verschwenderischem Himmel. Arbeit, das war es, was ich bedurfte, Arbeit, unermüdliche Arbeit. Ich hatte mir bald meines Lebens Ziele gesteckt, keine weichen Sommernächte am rauschenden Waldesrand, keine Frühlingsstimmungen mit Lerchengeschmetter, in denen das Herz nach Glück begehrt und die Seele sich aufschwingen möchte zum wolkenlosen Aether. Das sind Irrlichter, die in Sümpfe und Abwege locken — nichts — nichts! Ich ging Schritt für Schritt, aber ich lernte meine Mission verstehen und segnete sie."

„Sie haben so viel in sich, Herr Professor, Sie wußten sich zu helfen."

„Es ist System in dem, was uns wiederfährt, und helfen müssen wir uns alle selbst, auch dazu giebt uns Gott die Kraft, wenn wir es ernstlich wollen.

Ich habe viel Freuden gehabt in meinem Leben, viel Erfolg, mehr noch andere erreichen sehen. Gute Menschen gekannt, Frau Schulte,"

und er reichte ihr seine heiße Hand, „gute, brave Menschen.“

Die alte Frau schluchzte laut. Wie er selbstlos und genügsam war sein ganzes langes Leben, dachte sie, nichts für sich begehrte, nie geklagt, ach, und es war doch nur ein gefrorenes Glück, das ihm geworden, kalt und liebeleer.

Und dann stand sie auf, um Herrin ihrer Stimmung zu werden, ordnete sein einfaches Abendbrot auf dem kleinen Tische, der vor dem Sopha stand, schloß sorgsam im Schlafzimmer die Fenster und wischte dann mit der Hand die Thränen fort, die sich immer wieder von neuem in die Augen drängten. „Herr Professor, das Abendbrot,“ sagte sie sanft.

Der Herr Professor hatte nichts gehört. Mit seltsam verzücktem Gesichte lag er im Sessel und um seine feinen Lippen spielte ein sanftes Lächeln.

„Frau Schulte, ich will meine Reise nach München nicht bis zur nächsten Woche verschieben, ich denke ich gehe morgen, ich fühle mich heute so aufgelegt dazu, wie schon lange nicht.“

„Aber wird es Sie nicht zu viel anstrengen, Herr Professor?“

„Ich werde nur die Dinge ins Auge fassen, die mich speziell interessiren. Die Apparate zur Erzeugung des elektrischen Stromes, das Telephon, und vor allen Dingen die elektrische Beleuchtung, das Edisonlicht. Ich habe das Gas nie geliebt, seine Beleuchtung ist antikünstlerisch, verdirbt Tapete und Stuckatur, beeinflußt unsere Athmungswerkzeuge und mit ihnen unser Denk- und Urtheilsvermögen.“

„Wollen Sie nicht Ihre Abendmahlzeit einnehmen, Herr Professor?“

„Rücken Sie mir meinen Sessel, bitte, ein wenig auf die andere Seite, Frau Schulte, ich möchte den Mond sehen, so wie in längst vergangenen Zeiten.

Ich hatte Jahre lang nicht den Muth dazu, bis es stiller wurde in mir. Ich danke. Wanda liebte nicht den Mond, sie war ein Kind der Sonne, ihr schönstes, glänzendstes Kind.

Aber wenn man leidet, wenn Alles todt ist in uns, Alles, Alles. — O sieh den Mond, Wanda, er bringt Friede — wie er so stille Furchen zieht — Friede, auch Dir ewiger Friede!

Du weinst? Ich habe Dich nicht verlassen, auch dann nicht, als sie Dich Alle ließen auch dann nicht, ich liebte Dich, ich — ich.“ . . . . .

Und dann wurde es stille.

Frau Schulte stand regungslos, mit bleichem Gesichte und gefalteten Händen.

Oben am Firmamente glitt der Mond sanft durch das feine Gewölk und seine Strahlen wiegten sich müde auf den weichen Wellen des Wassers.

Die Dünste waren verdampft und in der klaren Sommernacht zeichneten sich die Wipfel der Bäume phantastisch im träumenden Aether.

Der Sturm war schlafen gegangen.

Und in dem weiten alterthümlichen Gemache da schlief auch der alte Herr Professor den ewigen Schlaf.

Aus Heimath und Fremde.

Die 59. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde fand am 24., 25. und 26. Juli zu Hofgeismar statt. Ueber den Verlauf derselben berichtet die „Hofgeismarer Zeitung“: Von dem Komitee am Bahnhofe empfangen, trafen bereits am Montag Nachmittag in Hofgeismar verschiedene, dem Gesammtvorstande des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde angehörende Herren von Kassel, Hanau und Marburg daselbst ein, und traten alsbald zu einer Sitzung im Gasthofe „zum schwarzen Adler“ zusammen. Nach Beendigung der Sitzung fand eine gesellige Vereinigung im großen Saale des genannten Hotels statt, zu welcher die Vereinsmitglieder und Festtheilnehmer aus Hofgeismar zahlreich erschienen waren. Am darauf folgenden Morgen wurde von 8 bis 10 Uhr die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten besichtigt, und gestaltete sich diese Besichtigung, welche im Beisein des Konservators Dr. L. Bickell aus Marburg stattfand, zu einer recht interessanten und lehrreichen. Um 11 Uhr Vormittags versammelten sich sodann die Festtheilnehmer, deren Zahl durch die Ankunft neuer Gäste aus Kassel und der näheren Umgegend zu einer recht ansehnlichen angewachsen war, in der Aula des neuen Stadtschulgebäudes. Hier eröffnete der erste Vorsitzende des Vereins, Bibliothekar Dr. H. Brunner aus Kassel, die Hauptversammlung und ertheilte zunächst Herrn Bürgermeister Schirmer von Hofgeismar das Wort, welcher die Versammlung begrüßte und namens der Stadt von Herzen willkommen hieß. Der Vorsitzende dankte hierauf den Versammelten für das lebhafte Interesse, welches sie durch ihr zahlreiches Erscheinen kundgegeben hätten, und wünschte den heutigen Verhandlungen einen recht gedeihlichen Fortgang. Derselbe gab sodann bekannt, daß in der gestrigen Vorstandssitzung einstimmig der Beschluß gefaßt worden sei, den langjährigen Vorsitzenden, Major a. D. K. von Stamford, sowie den langjährigen Schriftführer, Kreisgerichtssekretär a. D.

W. Stern, beide zu Kassel, die sich um den Verein große Verdienste erworben hätten, zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, welcher Beschluß allseitig mit Beifall aufgenommen wurde. Bei der zur Tagesordnung gehörigen Vorstandswahl fand eine Wiederwahl der seitherigen, den Vorstand bildenden Herren durch Akklamation statt. Der Vorsitzende, Herr Dr. Brunner, dankte für das ehrenvolle Vertrauen und gab für sich sowie namens der andern Vorstandsmitglieder die Erklärung ab, daß die Herren die Wahl annähmen. Er verbreitete sich sodann des Weiteren über die vorgesteckten Ziele und die seither erreichten Erfolge des Vereins, worauf Dr. K. Scherer als Schriftführer des Vereins in ausführlicher Weise den eigentlichen Geschäftsbericht zur Kenntniß der Versammlung brachte. Dem durch Professor Lenz, dem Kassierer des Vereins, verlesenen Kassenbericht entnehmen wir, daß die Gesammteinnahme im verflossenen Vereinsjahre sich auf 7950 Mark 80 Pfg., die Gesammtausgaben dagegen auf 6342 Mark 89 Pfg. belaufen haben, sodaß der Verein am Beginn des neuen Rechnungsjahres einen Baarbestand von 1601 Mark 91 Pfg. zu verzeichnen hatte.

Beschlossen wurde sodann die nächstjährige Jahresversammlung, zufolge einer von Hanau eingegangenen freundlichen Einladung, in Hanau abzuhalten und zwar im Anschluß an das daselbst im nächsten Jahre stattfindende 50 jährige Jubiläum des dortigen Schwestervereins. Hierauf hielt Oberlehrer Pfaff von Hofgeismar den Festvortrag über: „Das Niederfürstenthum Hessen im Jahre 1637." In eingehender Weise und ansprechender Form schilderte Redner die Bedrängnisse der hessischen Bevölkerung während dieses Zeitabschnittes des 30 jährigen Krieges, mit besonderer Berücksichtigung der hiesigen Gegend. Nach Schluß des mit sichtbarem Interesse und Beifall aufgenommenen Vortrags sprach Dr. Brunner dem Redner den Dank der Versammlung aus. Nach einer kleinen Pause fand dann um 3 Uhr Nachmittags im Hotel „Deutscher Kaiser" das Festessen statt. An demselben betheiligten sich ca. 60 Herren. Daß es während des Mahles an Toasten nicht fehlte, ist wohl selbstverständlich, und erwähnen wir davon nur den vom Vorsitzenden Dr. Brunner ausgebrachten Trinkspruch auf den Kaiser und den von Dr. Suchier aus Hanau ausgebrachten auf die Stadt Hofgeismar, welcher durch Bürgermeister Schirmer in poetischer Form mit einem Hoch auf dem hessischen Geschichtsverein erwidert wurde. Dr. Brunner toastete sodann noch auf die Festordner; Dr. Scherer auf die Damen, Pfarrer Wissemann aus Kassel auf die weitere Entwickelung des hessischen Geschichtsvereins. Nach beendeter Mahlzeit begaben sich die Herren, denen sich nun auch die Damen anschlossen, nach dem Gesundbrunnen, wo in den herrlichen Parkanlagen bei Bier und Konzertmusik einige Stunden angenehm verlebt wurden. Den Schluß des Tages bildete ein arrangirtes Tänzchen im „Deutschen Kaiser". Am letzten Festtage fuhren die Festtheilnehmer in einer Anzahl von 85 Personen auf mehreren Leiterwagen sowie einer Anzahl Chaisen nach Beberbeck zur Besichtigung des Gestüts und von da nach Sababurg, wo in der Malzfeld'schen Gastwirthschaft ein gemeinsames Frühstück eingenommen wurde. Oben auf dem Burghof hielt Apotheker Sander seinen auf die Burg bezüglichen, mit Beifall aufgenommenen Vortrag. Die Rückkehr von diesem, alle Theilnehmer höchst befriedigten Ausfluge nach der Stadt erfolgte Nachmittags 3 Uhr. Am Abend verließen die auswärtigen Festtheilnehmer Hofgeismar, in hohem Grade befriedigt von der herzlichen Aufnahme, die sie hier gefunden, und von dem schönen Verlaufe, den das Fest genommen. — Wir werden auf die 59. Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins zurückkommen.

Die „Kasseler Allgemeine Zeitung" berichtet: „Es ist bis jetzt in weiteren Kreisen noch nicht bekannt geworden, daß in diesem Jahre manche der hervorragenden Kunstschöpfungen unserer herrlichen Wilhelmshöhe ihren hundertjährigen Geburtstag feiern. Wie geschichtlich feststeht, wurde vor 100 Jahren, also 1793, der Steinhöfer'sche Wasserfall, welcher nach seinem Erbauer, dem im Jahre 1828 verstorbenen Baumeister Steinhöfer, benannt wurde, vollendet. Außerdem fällt in dieses Jahr auch die Fertigstellung des imposanten Aquaductes, jener Nachahmung einer altrömischen Wasserleitung, und am Sonntag Jubilate desselben Jahres fand die feierliche Einweihung der kleinen Schloßkirche durch den damaligen Konsistorialrath und Hofprediger Rouel statt. Das wichtigste Ereigniß dürfte aber unzweifelhaft die am 2. December 1793 vollzogene Grundsteinlegung jener unvergleichlich schönen Nachahmung einer mittelalterlichen Burg des 14. Jahrhunderts, der heutigen Löwenburg, sein, welche in kurzer Zeit von ihrem Erbauer, dem Architekten Jussow, vollendet wurde, und eine der hervorragendsten Zierden unserer Wilhelmshöhe bildet. Hoffentlich werden diese 100jährigen Geburtstage nicht vorüber gehen, ohne daß ihrer in würdiger Weise gedacht würde. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe des Touristen-, Fremdenverkehrs- oder Verschönerungsvereins, eine entsprechende Säkularfeier anzubahnen. Der Dank all der vielen Tausenden von Verehrern unserer herrlichen Wilhelmshöhe würde ihnen sicher sein."

Hessen-Denkmal. Das Denkmal für die im Februar 1807 zu Eschwege auf dem „Werthchen" durch die Franzosen kriegsgerichtlich erschossenen fünf althessischen Soldaten, welches in Nähe ihrer letzten Ruhestätte auf dem ehemaligen Friedhofe in den jetzigen städtischen Anlagen errichtet

werden soll, geht seiner würdigen Vollendung in Bälde entgegen, so daß als Tag seiner Enthüllung der 18. October d. J. in Aussicht genommen worden ist. Ein zwei und einhalb Meter langer Löwe, aus bestem Sandstein-Material, in naturalistischer Ausführung von der Hand Deutschmanns in Erfurt dargestellt, wird sich auf einem stylvollen Sockel von Sandstein aus den Arenshäuser Steinbrüchen erheben. Auf seiner Frontseite wird der Sockel die Inschrift tragen: „Den Opfern französischer Fremdherrschaft aus dem Kreise Eschwege im Jahre 1807“; auf seiner Rückseite aber die Namen der Erschossenen. Der Platz ist gut gewählt. Von vorn wird ein freier Raum dem Blicke die Total-Ansicht des Denkmals gewähren, während ein Paar prächtiger hoher Eschen, die charakteristischen Bäume der Umgegend, denen Eschwege auch seinen Namen verdanken soll, den Hintergrund bilden und abschließen. So wird das Andenken an ein Stückchen erhebender, althessischer Geschichte durch dieses Denkmal auf einem exponirten Posten des Hessenthums aufgefrischt, indem das Mal den Folgegeschlechtern unausgesetzt althessische Fahnentreue in schwerer Zeit in das Gedächtniß zurückruft. Die Kosten des Denkmals, welche sich auf rund 2000 Mark beziffern, sind nahezu durch die Rührigkeit der Eschweger Turner aufgebracht, und hoffen letztere auch noch den kleinen Rest aufzubringen. (Hess. Bl.)

Die Bewegung der Marburger Studentenschaft gegen den Professor Dr. Külz hat ihr Ende erreicht. Am 20. Juli hat die Angelegenheit dadurch einen befriedigenden Abschluß gefunden, daß sich der Geheime Medizinalrath Professor Külz den Wünschen der Studentenschaft gefügt und einer von derselben gewählten Deputation die Erklärung abgegeben hat, daß er bedaure, durch seine Worte und sein Verhalten während seiner Vorlesungen seine Zuhörer verletzt zu haben. Auch versicherte er, daß er sich für die Zukunft bemühen werde, alles zu vermeiden, was zu neuen Zwistigkeiten führen könnte. — Durch diese Erklärung hat die Studentenschaft die Genugthuung erhalten, welche sie als Zweck der ganzen Bewegung erstrebte. Am folgenden Tage ist denn auch der Besuch der Vorlesungen des Professors Külz wieder in seinem vollen Umfange aufgenommen worden. — Das gegen die Leiter der Bewegung auf Anordnung des Kultusministeriums verhängte Disziplinarverfahren hat jedoch mit der gütlichen Beilegung der Angelegenheit nicht seine Erledigung gefunden, es ist vielmehr mit der Führung der Untersuchung der Universitätsrichter der Berliner Hochschule beauftragt worden, und sieht man dem Urtheile mit Spannung entgegen.*) — Man muß es der Marburger Studentenschaft nachrühmen, daß sie in dieser Angelegenheit mit seltener Einmüthigkeit und anerkennenswerther Besonnenheit vorgegangen ist, und da es sich in vorliegendem Falle gewissermassen auch um die Vertheidigung der akademischen Freiheit handelte, so hat ihr Verhalten die Zustimmung der Studirenden an anderen Hochschulen erhalten, und die Studentenschaften von Göttingen und Bonn haben in einem Schreiben an das präsidirende Korps Hasso-Nassovia zu Marburg sich mit der Marburger Studentenschaft solidarisch erklärt.

*) Nach einer Zeitungs-Mittheilung sollen sämmtliche Vertreter der betheiligten Studentenkorporationen, an Zahl etwa zwanzig, das Consilium abeundi erhalten haben.

Universitätsnachrichten. Unser hessischer Landsmann, der Professor der Physiologe Geheimer Rath Dr. Karl Ludwig in Leipzig, früher in Marburg, ist von der Akademie der Wissenschaften in Paris zum korrespondirenden Mitgliede ernannt worden. — Der Professor der pharmazeutischen Chemie und Direktor des pharmazeutisch-chemischen Instituts zu Marburg, Dr. Ernst Schmidt, ist zum Ehrenmitgliede de Philadelphia College of Pharmazy ernannt worden. — Der Professor Dr. Albert Naudé in Marburg, bisher in Berlin, ist zum Mitgliede der Kommission für die politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, die bei der Berliner Akademie der Wissenschaften besteht, gewählt worden. — Der Privatdozent in der philosophischen Fakultät zu Marburg, Dr. Eduard Study, ist zum außerordentlichen Professor der Mathematik befördert worden. — Der im vorigen Winter von Marburg nach Leipzig berufene Professor der Geschichte Dr. Max Lehmann hat einen Ruf an die Universität Göttingen erhalten. — Der Professor der klassischen Philologie Dr. Albert Reitzenstein in Gießen ist an die Universität Straßburg berufen worden. — Dem Professor der klassischen Philologie und Geschichte Dr. Ad. Philippi in Gießen, der, wie bereits gemeldet, am 1. Oktober in den Ruhestand tritt, ist der Charakter als Geheimer Hofrath verliehen worden.

Inhalt des Juliheftes (Jahrgang II. Nr. 1.) der „Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck“, begründet von L. Deichmann und unter dessen Mitwirkung herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig: Der Bilstein bei Großalmerode. Von Hugo Frederking. — An unsere Leser! Von Deichmann und Dr. Seelig. — Berichte. — Touristische Literatur. — Anzeigen.

Inhalt der Nummer 15 des „Hessenlandes“: „Mittagstille“, Gedicht von Georg Edward; „Johann Ewald in hessischen Diensten“, von F. Zwenger; „Geschichte der Familie Kopp und von Kopp“, von Otto Gerland (Schluß); „Der alte Herr Professor“, von H. Keller-Jordan (Schluß); „Aus Heimath und Fremde“; Literatur.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 16. Kassel, 17. August 1893.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969.

Liebe.

Kein schöner Glück in Gottes Welt,
O könnt' ein Aug' es seh'n,
Als wenn zwei Herzen treugesellt
In Liebe sich versteh'n.

Was je auf Erden herrlich hieß,
Was groß und mächtig macht,
Die Wunder selbst vom Paradies
Verdunkelt seine Pracht.

So feurig flammt kein Sonnenlicht,
Kein Stern erglüht so rein,
So süßen Frieden lächelt nicht
Der Mond in's Herz hinein.

Das Meer mit seinen Perlen all',
Es macht nicht halb so reich;
Doch ach, auch keine Nachtigall
Kommt ihm an Schmerzen gleich.

Und wem es Schmerz an Schmerzen reiht,
Und Trost in Thränen giebt,
Der dulde still, bis Leid um Leid
Und Schmerz um Schmerz zerstiebt.

Und wer's besitzt, der frage nicht,
Bleibt mir's auch ewig treu?
Und wer's verloren, klage nicht
Und such' es wieder neu! —

Friedrich Hornfeck.



Die Entwickelung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit in den fürstlich Hessen-Kassel'schen Landen.

Von H. Metz.

In Anlehnung an die „Ausführliche Nachricht von der älteren und neueren Verfassung der Geistlichen- und Civil-Gerichten in den Fürstlich-Hessen-Kassel'schen Landen von Carl Philipp Kopp" soll in vorliegender Abhandlung eine Darstellung der Verfassung dieser beiden Gerichte gegeben werden. Weit entfernt davon, mit großen wissenschaftlichen Erörterungen den geneigten Leser zu behelligen, wird nur darauf hingezielt, eine gemeinverständliche Beschreibung der Verfassung vorgenannter beiden Gerichte in den ehemaligen fürstlich Hessen-Kassel'schen Landen zu bieten.

Was nun die Schilderung selbst anlangt, so wird dieselbe in mehrere Hauptabschnitte zerfallen, deren vorliegender Theil die Entwickelung des Rechtes von der Bildung der Hessengaue an sowie Allgemeines über die geistlichen Gerichte enthalten wird.

Hessen wurde bekanntlich in zwei große Gaue, pagi, den Hessen-Sachsen-Gau und den Hessen-Franken-Gau, welche beide Gaue wieder kleinere in sich begriffen, eingetheilt. Jeder dieser beiden Haupt-Gaue hatte sein eigenes Recht. Im Hessen-Franken-Gau herrschte das fränkische Recht. Dieses umfaßte nun nicht allein das alte Gewohnheitsrecht der Franken, desgleichen die leges salicas und die Kapitularien der fränkischen Könige, sondern auch das sogenannte fränkische Kaiserrecht und den Schwabenspiegel. In dem Hessen-Sachsen-Gau herrschte das sächsische Recht, neben welchem wohl auch das Kaiser-Recht in Gebrauch war. Sowohl im fränkischen wie im sächsischen Theile von Hessen bediente man sich des sogenanten Richtstichs oder Richtsteigs. Dieser ist ein Buch, etwa eine Prozeßordnung, in welchem der durch ganz Deutschland bei den Gerichten übliche Prozeß beschrieben wird. Wenngleich ein jeder Gau sein eigenes Recht hatte, so war doch keineswegs ausgeschlossen, daß man sich in dem einen Gau auch vielleicht einmal des Rechtes des anderen Gaues bediente. So wurde im Sachsen-Gau zu manchen Erläuterungen der Schwabenspiegel gebraucht, während man im fränkischen Gau sich wohl auch des sächsischen Rechtes bediente.

Der oben genannte Richtstich wurde durch die aus dem römischen Rechte hervorgeholte Prozeßordnung gegen Ende des XV. Jahrhunderts verdrängt und zwar im Jahre 1497 durch Landgraf Wilhelm III.

Allmälig schlichen sich, wie dies in der Natur der Sache bei der Begegnung mit anderen Völkerschaften lag, Theile aus fremden Rechten in das alte hessische Recht ein. Niemals aber hat man durch Verordnungen dahin zu wirken gesucht, daß die alten Gesetze aufgehoben würden, im Gegentheil, in Landesverordnungen und der Hofgerichtsordnung vom Jahre 1500 werden die Richter und Beisitzer der Gerichte angewiesen, nach kaiserlichem Rechte, nach redlichen und ehrbaren Ordnungen, Statuten und Gewohnheiten des Fürstenthums und der Landschaft zu urtheilen.

Was nun die Einführung des geistlichen und römischen Rechts in Hessen anlangt, so ist das Eindringen des ersteren daraufhin zurückzuführen, daß unter der fränkischen Monarchie die Kaiser in geistlichen Dingen selbst Gesetze gaben, die das ganze Reich betrafen und mithin auch Hessen angingen. Auch die Beschlüsse der Konzilien und Synoden, sowohl die der allgemeinen als auch die der besonderen, erstreckten sich auf Hessen, namentlich die des Erzbisthums Mainz, denn fast das ganze Land stand unter der Gerichtsbarkeit dieses Erzbisthums. Den Anfang des Gebrauches des geistlichen Rechtes in den weltlichen Gerichten kann man gegen Ende des XV. Jahrhunderts ansetzen. Lange Zeit blieb das alte deutsche Recht und die dem römischen Rechte entnommenen Rechtssätze neben einander bestehen. Um diesem herrschenden Wirrwar ein Ende zu machen, faßten die Landesherrn den Beschluß, ein allgemeines Landrecht entwerfen zu lassen. So berief Landgraf Wilhelm II. Abgeordnete sämmtlicher Städte vor sich nach Kassel, um von ihnen Erkundigungen über ihre Gewohnheiten

einzuziehen, behufs Entwurfs eines Landrechts. Landgraf Ludwig zu Marburg ließ am 26. November 1572 ein Zirkular-Reskript an sämmtliche Städte seines Landtheils ergehen, um Aufschluß über die Gebräuche in Ansehung der Erbfolge unter Eheleuten zu erhalten. Mit seinen Brüdern entwarf er dann ein Projekt einer General-Land- und Polizei-Verordnung im Jahre 1577, desgleichen ein Projekt fürstlich hessischen Landrechts im Jahre 1581. Diesen beiden Projekten folgten noch mehrere, wie z. B. im Jahre 1591 wiederum eine General-Land- und Polizei-Verordnung. Aus allen diesen Projekten ein einheitliches Recht zu schaffen, war aber fruchtloses Bemühen, da die meisten der mit der Ausarbeitung Beauftragten sich darauf beschränkten, das römische Recht in's Deutsche zu übersetzen, statt aus den Landesgebräuchen allgemeine Sätze herauszuziehen und auf Grund dieser ein Landrecht zu entwerfen. Von allen Projekten ist bis zum Jahre 1769 kein einziges zu Stande gekommen. Das in den Jahren 1583—1592 entworfene Projekt einer Landordnung wurde von Heinrich Geise, ehemaligem Amtsschultheiß zu Abterode, unter der Benennung „Deutsches corpus iuris“ gedruckt. Nachdem wir hier in großen Zügen die alte Gesetzgebung Hessens geschildert haben, wenden wir uns nunmehr zur geistlichen Gerichtsbarkeit und beginnen damit in der nächsten Nummer.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Ewald in hessischen Diensten.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 6. Februar 1778 schloß Frankreich mit den Nord-Amerikanern einen Freundschafts- und Handelsvertrag, durch welchen Frankreich die Nordamerikaner als ein selbstständiges Volk anerkannte und dieselben mit seiner ganzen Macht so lange zu unterstützen versprach, bis sie ihre Unabhängigkeit errungen hätten. Zwei Monate später segelte eine französische Flotte unter dem Admiral d' Estaing nach Amerika. Dies bewog den englischen General Henry Clinton, seine Streitkräfte wieder bei New-York zu konzentriren. Er räumte am 17. Juni 1778 Philadelphia, nahm seinen Marsch durch Jersey und erreichte am 28. Juni Shrewsbury und die Raritons-Bay. Dieser Rückzug war mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Viele Verluste erlitten die Engländer auf demselben durch den die Armee ständig umschwärmenden Feind, wie denn auch eine ganz erhebliche Zahl der Mannschaften durch die unerträgliche Hitze und die übrigen Beschwerlichkeiten des Marsches aufgerieben wurde.

Auf diesem Rückzuge, der zu den denkwürdigsten in der Kriegsgeschichte gehört, zeichneten sich wieder die hessischen Jäger, die unter ihrem tapferen Führer von Wurmb zur Arrièregarde und zu Seitendeckungen verwandt wurden, ganz besonders aus. Dem Feinde zunächst, hatten sie diesen drei Wochen lang immer an den Fersen. Der junge ungestüme Franzose Lafayette und der Pole Pulawski ließen sie fast nie zur Ruhe kommen, sie waren Tag und Nacht im Gefecht. Hier that sich bereits der junge Jägerunteroffizier Adam Ludwig Ochs hervor, der es nachmals zu großer Berühmtheit bringen sollte. Allen aber voran leuchtete auch hier Hauptmann Ewald. Gleich am zweiten Tage nach dem Abmarsche von Philadelphia, am 19. Juni, hinderte er den Feind am Abbrechen einer Brücke und vertrieb diesen aus einer nahegelegenen Mühle. Ohne Ewald's Thätigkeit wäre die Armee hier wenigstens einen Tag aufgehalten worden. General Clinton sprach daher auch ihm und den Jägern seinen ganz besonderen Dank aus. Auf dem Zuge hatten sich auch die reitenden Jäger rühmlichst bewährt.

Am 24. Juni hatte die Armee Allentown erreicht und am 28. Juni fand das Gefecht bei Frechould statt, das, nachdem der Feind wiederholt zurückgeworfen worden war, von General Clinton abgebrochen wurde. Hier ereignete sich folgender Vorfall, den wir nach Max von Eelking wiedergeben. Im amerikanischen Heere diente der bekannte General F. W. von Steuben, früher preußischer Offizier unter Friedrich dem Großen. In seinem militärischen Eifer war er zu nahe an die Kolonne des hessischen Generals von Knyphausen zum Rekognoszieren herangeritten, so daß er beinahe von einer Seitenpatrouille gefangen worden wäre. Nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte er seine Rettung. Bei dieser Gelegenheit verlor er seinen Hut. Als nach dem Gefechte einige Gefangene in das Hauptquartier Washington's gebracht wurden, befand sich auch einer von Steuben's Verfolgern darunter. Er redete den General an mit den Worten: „Ich glaube, General, daß ich heute Morgen die Ehre hatte, Sie zu sehen und ich hoffte einen glänzen-

deren Preis als Ihren Hut zu erlangen.“ „Warum feuertet Ihr nicht auf mich“, erwiderte von Steuben. — „Sie wurden vom General von Knyphausen erkannt und dieser befahl uns, beim Ueberfall schonend mit Ihnen umzugehen.“—

Am 7. Juli war der größte Theil der Armee auf York=Island angelangt und bald darauf erhielt das Jägerkorps seinen Posten bei Courtlands=Plantage in der Nähe von Kingsbridge. Hier wurde es mit dem leichten Korps unter dem Obersten Simcoe und dem bekannten Obersten Andreas Emmerich dazu verwandt, den Feind zu rekognosziren, zu allarmiren, zu überfallen und die Armee gegen ähnliche Unternehmungen des Feindes zu decken. Auch hier fehlte es Ewald keineswegs an Gelegenheit, Proben seiner Tüchtigkeit abzulegen. Mit dem kühnen und rastlosen Obersten Emmerich, der es nicht unterlassen konnte, die verwegensten Streifereien auszuführen, operirte er häufiger zusammen. Mit den Vorposten Washington's, der mit seinem Heere in White=plains stand, gab es ein fortwährendes Plänkeln. Und auch der Gegner blieb nicht unthätig. Ein junger abenteuernder Franzose, der Chevalier d' Armand, früher französischer Offizier, hatte Ende August eine Schaar zusammengebracht, die aus geübten Büchsenschützen und Indianern bestand, mit denen er Gleiches mit Gleichem vergelten wollte. Armand's Leute, kühne und abgehärtete Burschen, mit dem Terrain und allen Schlichen vertraut, wurden den hessischen Jägern bald sehr gefährlich, mancher derselben fiel von ihren Kugeln und mancher mußte das Skalpmesser der Indianer fühlen. Eine diesseitige Streifpartie, deren Führer nicht vorsichtig genug vorging, war plötzlich überfallen worden, und hatte einen Verlust von sechs Todten, sechs Verwundeten und vier Gefangenen erlitten. Armand hatte sich nach East=Chester gewandt, um dort Simcoe's und Emmerich's Freischaaren zu überfallen. Der immer thätige und wachsame Hauptmann Ewald, der die letzte Scharte wieder auswetzen und Revanche nehmen wollte, war mit zwei Kompagnien rasch aufgebrochen, um zu Emmerich zu stoßen und diesen zu verstärken. Der schlaue Parteigänger wußte den Gegner am 1. September bei Miles=Square in eine Falle zu locken und ihm eine solche Schlappe beizubringen, daß nur ein Theil der Riflemen mit dem Leben davon kam, die Indianer aber bis auf Einen niedergemacht wurden, der nur deshalb am Leben gelassen wurde, um seinem Stamme die Nachricht von der Niederlage zu überbringen und dadurch andere Stämme von etwaigen Feindseligkeiten abzuhalten. Diese Indianer waren vom Stamme der Stockbridges. Auch der Häuptling Sachem Neham fiel nebst seinem Sohne bei dieser Gelegenheit. Ewald schreibt darüber in seiner „Abhandlung über den kleinen Krieg“: „Die Indianer wurden so abgeschreckt, daß selbigen die Lust verging, wieder frische Leute zur Armee des Generals Washington zu schicken.“

Am 30. September erhielten die Jäger zwischen Tarritown und Dobbs=Ferry eine Niederlage. Oberstlieutenant von Wurmb hatte in der Frühe, wie gewöhnlich Streifwachen ausgeschickt, die bei ihrer Zurückkunft meldeten, daß sie vom Feinde nichts gesehen hätten. Darauf schickte von Wurmb den Hauptmann von Donop mit 70 Jägern zu Fuß und 20 zu Pferd, ab, um eine Fouragirung zu decken. von Donop detachirte den Lieutenant Bickel links an den Hudson, den Lieutenant Mertz mit den reitenden Jägern aber rechts in die Gegend von Dobbs=Ferry. Der letztere gerieth in einen Hinterhalt amerikanischer Reiterei, und von Donop, der ihm zu Hilfe kommen wollte, mußte auf seine eigene Rettung bedacht sein und sich auf eine Anhöhe zurückziehen. Inzwischen machte Lieutenant Mertz den Versuch, sich durch die zwei feindlichen Schwadronen durchzuschlagen, erhielt aber bald eine tiefe Säbelwunde in's Gesicht, wobei er die Nasenspitze verlor; er focht dennoch weiter, und als sein Pferd stürzte, wehrte er sich noch, bis sein Säbel zersprang; er warf nun den Korb weg und zog die Pistolen. Trotz der tapfersten Gegenwehr wurde er übermannt und mit acht Jägern gefangen; zwei waren gefallen und 11 verwundet, die übrigen hatten sich durchgehauen. Wurmb schickte sofort, als er die Nachricht erhielt, den Amerikanern einen Trupp nach, sie konnten aber nicht mehr eingeholt werden. Am 2. Oktober wurde ein weiterer Streifzug vier Meilen weit in's Land unternommen, aber auch dieser vermochte nicht, die sich zurückziehenden Feinde zu fassen. —

Am 28. November 1778 wurden die Winterquartiere in und bei New=York bezogen. Das Jägerkorps hatte sein Winterquartier bei Flushing auf Long=Island angewiesen erhalten, und da war ihm endlich nach so vielen Kämpfen auf einige Zeit Ruhe vergönnt, deren es dringend bedurfte.

Der Feldzug von 1779 verlief ohne Hauptaktion. Anders sollte es werden, als der englische General en chef sich entschloß, eine Expedition nach den südlichen Kolonien zu unternehmen, um hier durch Eroberung von Charlestown, der Hauptstadt Süd=Karolina's, die Herrschaft des Königs wieder zu befestigen. Schon im Dezember 1779 wurde ein trefflich ausgerüstetes Armeekorps von 7—8000 Mann bei New=York eingeschifft. Bei demselben befanden sich zwei Kompagnien hessische Jäger unter dem Kommando der Kapitäne Heinrichs und Bodungen. Ewald

hatte schon die Hoffnung aufgegeben, an der Expedition gleichfalls theilnehmen zu können, als er zu seiner größten Freude auf das ausdrückliche Verlangen der Generale Clinton und Cornwallis schließlich doch noch mit 80 Jägern zu der Expedition kommandirt wurde. Und das war, wie die Folge zeigen wird, wohlgethan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Mainz nach dem Tagebuch des Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar. 1793.

Mitgetheilt von F. W. Junghans.

Die Familie eines Landwirths zu Bergen bei Hanau besitzt das Tagebuch eines hessischen Grenadiers, welches in der Familie desselben fortgeerbt durch einen Nachkommen Reubers, der in Bergen als Gensdarm stationirt war, dorthin gekommen ist.

Der Verfasser, Johannes Reuber, ein Bauernsohn von Niedervellmar, in seinem 17. Jahr zum Militär ausgehoben, hat nicht nur den amerikanischen, sondern auch alle anderen Feldzüge der hessischen Truppen bis zur Okkupation Kurhessens durch die Franzosen mitgemacht und über seine Erlebnisse gewissenhaft Buch geführt. Seine Aufzeichnungen zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe und enthalten manche interessante Einzelheiten, welche man sonst nicht findet.

Nachfolgende Zeilen sind ein Auszug aus Reuber's Schilderung der Belagerung von Mainz im Jahr 1793, an der die hessischen Truppen infolge der ersten Koalition, welcher Landgraf Wilhelm IX. beigetreten war, Theil nahmen.

Der Einsender ist durch Zufall auch in den Besitz des Tagebüchleins eines kursächsischen Soldaten vom Bataillon Kurprinz gekommen, welcher ebenfalls der Belagerung beiwohnte, woraus hervorgeht, daß Reuber die Daten der verschiedenen Gefechte treu und gewissenhaft aufgeschrieben hat.

Nach dem unglücklichen Feldzug in der Champagne wurde das hessische Korps in Eilmärschen nach Koblenz gesandt, um die von Cüstine bedrohte Rückzugslinie der Alliirten zu sichern. Das Grenadierbataillon von Hessen-Philippsthal, welchem Reuber angehörte, wurde auf Wagen vorausgeschickt, um Koblenz noch vor Tagesanbruch zu erreichen, wo man die Franzosen erwartete, welche am 20. Oktober 1792 Mainz ohne Schwertstreich eingenommen hatten. Schon um 12 Uhr Nachts traf das Bataillon in Koblenz ein und besetzte alle Thore und Plätze. Des Morgens kamen die übrigen Hessen nach und behaupteten die Stadt bis die preußische Avantgarde ankam und sie ablöste. Am 3. November marschirten die Hessen über den Rhein, um Cüstine zuvorzukommen, der bereits Frankfurt und Königstein eingenommen und der freien Reichsstadt Frankfurt eine Kontribution von 2 Millionen Gulden auferlegt hatte. Am 5. hatte die retirirende Armee ein Gefecht mit einer französischen Abtheilung bei Weilburg, wobei das Grenadierbataillon und die Husaren engagirt waren. Am 10. trafen sie bei Marburg ein, wo sie sich mit den beiden Regimentern Erbprinz und Prinz Karl verstärkten, traten aber schon am 12. im Vereine mit preußischen Truppen den Vormarsch nach Frankfurt an. Am 28. fand ein heftiges Gefecht bei dem von den Franzosen besetzten Bergen statt, wobei Kapitän von Starkloff von den Husaren blieb und 50 Mann Franzosen gefangen genommen wurden, worauf die vereinigten hessisch-preußischen Armeen sich vor Bergen aufstellten und einen Angriff von Seiten Cüstines erwarteten. Des Nachts bezogen die Truppen Lärmquartiere in den benachbarten Dörfern. Das Bataillon von Hessen-Philippsthal lag am 28. in Preungesheim, am 29. in Enkheim, am 30. in Bischoffsheim und Hochstadt, am Tag standen sie auf dem alten Berger Schlachtfelde im Gewehr. Da aber Cüstine nicht erschien, so ging man am 2. Dezember selber zum Angriff über.

Die heldenmüthige Erstürmung Frankfurts durch die Hessen, bei der so viel edles Hessenblut floß, und besonders das Grenadierbataillon von Hessen-Philippsthal, welches die Spitze bildete, so große Verluste erlitt, ist aus der musterhaften Darstellung des Hauptmanns und Historikers Maximilian von Ditfurth hinlänglich bekannt.

Auch Reuber beschreibt sie ausführlich. Cüstine kam mit 7000 Mann Sukkurs eine Stunde zu spät.

Nach kurzer Rast, während welcher die zwei Flügelkompagnien der Gardegrenadiere, da die

Garde nach Kassel zurückkehrte, mit den zwei Grenadierkompagnien des Regiments Prinz Karl zum 3. Grenadierbataillon von Wurmb vereinigt wurden, marschirte dasselbe nach Mainz, um im Verein mit preußischen, kaiserlichen und Reichstruppen diese wichtige Festung zu belagern. Am 5. Januar kam es nach Hattersheim und überfiel in der Nacht vom 5. auf den 6. die französischen Vorposten in Hochheim. Das Grenadierbataillon von Wurmb hatte den Angriff auf das frankfurter Thor, während die Preußen unter dem Prinzen von Hohenlohe von Wiesbaden herkamen. Die Franzosen wurden vollständig überrascht und ließen dem hessischen Bataillon 12 Kanonen und 12 Pulverwagen als Beute zurück.

Die Belagerung von Mainz beschränkte sich zuerst bis zur Ankunft der Sachsen und Kaiserlichen auf eine bloße Cernirung. Das Grenadierbataillon von Wurmb, welches, nachdem die Grenadiere des Regiments Prinz Karl durch die des Regiments Erbprinz ersetzt worden waren, den Namen 2. Grenadierbataillon von Eschwege erhielt, kantonnirte in Hattersheim, dann in Haßloch jenseits des Mains, darauf in Rüsselsheim, am 23. März aber bezogen diese Truppen Lager bei Mosbach unter dem Häßlerberg, wo sie während der Belagerung ihre Stellung behielten. Unter dem Marsch dahin gab die ganze Armee ein Freudenfeuer wegen der Siege, die der Prinz von Koburg in den Niederlanden davongetragen hatte.*)

Die Hessen lagen eine Nacht in den Zelten, da es aber sehr kalt war und die Zeltdecken aus Hessen noch nicht angekommen waren, so wurden die hessischen Regimenter, die Gardegrenadiere, das Leibregiment, das Grenadierbataillon von Eschwege und die Leibdragoner nach Erbenheim ins Quartier gelegt, von wo aus sie abwechselnd mit den Sachsen, Pfälzern und Hessen Darmstädtern den Vorpostendienst auf der Linie von Hochheim bis Biebrich versehen mußten. Die Husaren, die Jäger und die leichte Infanterie waren nach Landau und an die Weißenburger Linien detachirt.

Am 6. März waren diejenigen, welche den Eid auf die republikanische Verfassung nicht leisten wollten, aus Mainz vertrieben worden; sie wurden von den preußischen Vorposten in Empfang genommen; am 29. und 30. folgten ihnen mehrere hundert Bürger, Weiber und Kinder, deren sich die Belagerten entledigen wollten; am 6. April die Geistlichen; ein späterer Transport von 7000 (?) am 24. Juni wurde nicht angenommen, sondern zurückgeschickt.

Am 11. April unternahmen die Franzosen den ersten stärkeren Ausfall aus Castell in drei Kolonnen. Die erste Kolonne ging auf das von den Preußen besetzte Kostheim, welche dasselbe räumen mußten. Die zweite wendete sich gegen das hessische Lager bei Mosbach. Es gelang ihr in das noch unbelegte Lager einzudringen und im ersten Ansturm eine Schanze mit drei Zwölfpfündern und einer Haubitze zu nehmen, aber die Gardegrenadiere und das Leibregiment kamen ihnen aus dem Lager in den Rücken, das Grenadierbataillon von Eschwege auf der Straße von Castell in die Flanke, so daß sie mit einem Verlust von 500 Todten und Verwundeten retiriren mußten. Der Angriff der dritten Kolonne auf Biebrich wurde von den preußischen Jägern ebenfalls zurückgeschlagen.

Diese für die Hessen ruhmreiche Affaire beschreibt der sächsische Kamerad in folgenden Worten: Den 11. April überfielen die Franzosen das Lager auf beiden Flügeln. Auf dem rechten Flügel standen die Hessen, in der Mitte die Sachsen, auf dem linken Flügel die Preußen. Die Hessen, welche noch auf den Dörfern standen und vor Kälte nur eine Wache ins Lager gestellt hatten, waren ganz sicher, aber die Franzosen drangen in die Schanze, vernagelten den Hessen die Kanonen, aber die Hessen kamen geschwind aus den Dörfern in Hemden und barfuß mit Gewehr, mit Hacken, mit Schaufeln und Prügeln, schlugen darein wie auf die Esel, nahmen den Franzosen vier Kanonen weg, nahmen 14 Mann gefangen, 400 todt geschlagen und von Hessen blieben nur zwei Tode und drei Blessirte. Da lief der Franzmann über den Rhein, aber auf dem linken Flügel bei den Preußen blieben von Franzosen 200 Mann todt und blessirt.

Am Tag darauf (12. April) mußte das Grenadierbataillon von Eschwege die Zelte beziehen, während die Dragoner in Erbenheim blieben. An diesem Tag erhielten die Hessen noch 50 Mann Verstärkung per Kompagnie, so daß dieselben den etatsmäßigen Bestand von 150 Mann hatten. Das Bataillon wurde nebst einem preußischen Jägerkorps und den darmstädter Füsilieren zum Dienst in den Trancheen kommandirt, von Biebrich bis zur Erbenheimer Warte. (Fortsetzung folgt.)

*) Es galt der Einnahme von Aachen.

Aus Heimath und Fremde.

Wir entnehmen dem „Kasseler Tageblatt“ folgenden Artikel: „Kassel, 10. August. (Aus dem Museum.) Von heute an ist dem Publikum die praehistorische Abtheilung des Museum Fridericianum wieder geöffnet, die völlig neu geordnet wurde. Es ist dafür gesorgt worden, daß der reiche Inhalt der Sammlung in würdiger und übersichtlicher Weise sich darstellt. Besonders auf den Schrank mit den Alterthümern der hessischen Vorzeit machen wir aufmerksam. Hier sind die Funde nach Kreisen geordnet, oben die Waffen und Geräthe der Steinzeit, unten die der frühen Metallzeit. Die Gräberfunde, die größtentheils der fleißige und glückliche Spaten des verstorbenen Direktors Dr. Pinder ans Licht gefördert hat, sind auf schwarzen Tafeln vereinigt. Aufschriften geben den Fundort an und weisen auf die mit dem Metallgeräth zusammen gefundenen Urnen hin, die in demselben Schranke stehen. In einem Pulte in der Fensternische desselben Saales sind links die Funde vom Wartberg bei Kirchberg ausgestellt, auf dem sich eine alte Opferstätte befunden haben muß, rechts die Reste einer alten bei Hochstadt (Kreis Hanau) entdeckten Bronceschmiede. In der durch den Raum bedingten engen Aufstellung macht die Sammlung den Eindruck einer recht vollständigen. Es fehlt aber noch viel, bis dies Ziel auch nur annähernd erreicht ist. Viele Kreise sind noch gar nicht vertreten; von dem Vorhandenen stammt fast die Hälfte aus Eschwege und Fulda. So wird es noch vieler Grabungen bedürfen. Wir möchten uns deshalb bei dieser Gelegenheit an alle die wenden, welche im *Besitze einzelner vorgeschichtlicher hessischer Alterthümer* sich befinden. Diese Sachen sind in der Vereinzelung werthlos und nur zu oft einem ungewissen Geschicke preisgegeben. Sie würden zu werthvollem und sicherem Materiale der hessischen Alterthumskunde werden, wenn sie unserer Sammlung, der größten kurhessischen, zugewiesen würden. Die Münzsammlung ist bis auf Weiteres geschlossen worden. Es wird im Unterstock der Gemäldegalerie ein eigenes Münzkabinet eingerichtet, in dem sämmtliche hessische Münzen ständig, daneben eine wechselnde Auswahl aus dem übrigen reichen Bestande, ausgestellt werden sollen. Gleichzeitig werden neue Inventare angefertigt. Einer besonders kostbaren Erwerbung, die in diesem Jahre gelang, wollen wir aber hier noch gedenken. Landgraf Wilhelm I. (1483—1493) ließ, als er von seiner Wallfahrt zum heiligen Grabe heimkam, einige Thaler prägen „zweilöthig, klein und dicke“, wie es in einer Chronik von ihnen heißt. Sie tragen auf der einen Seite das Bild der heiligen Elisabeth, unseres Hessenlandes ruhmreichen Patronin, zwischen dem hessischen und ungarischen Wappen, auf der anderen Seite das hessische Wappen, rechts davon das Kreuz von Jerusalem, links das geweihte Schwert und Barett, das der Papst Innocenz dem Landgrafen nach der Rückkehr von Jerusalem verlieh. Einen solchen Thaler, den einzigen bisher bekannten, konnte unser Museum erwerben. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe ist das Stück für Kassel besonders deshalb von Interesse, weil sich das geweihte Schwert bekanntlich im Besitze unserer Sammlung befindet.“

Aus Klein-Krotzenburg im Freigericht wird der „Offenbacher Zeitung“ berichtet: Herr Gymnasialprofessor Dr. G. Wolff aus Frankfurt a. M., welcher von der Reichs-Limes-Kommission für die diesseitige Strecke zur Forschung beauftragt wurde, ließ während der letzten Wochen im benachbarten, ehedem durch eine Römerbrücke mit hiesiger Gemeinde verbundenen Groß-Krotzenburg wiederum Nachgrabungen vornehmen. Unweit der Kirche wurden im sogenannten „Limesstall“ die Grundmauern des Prätoriums blosgelegt. Außerdem legte man bei dieser Gelegenheit in Folge des Abbruchs der im Jahre 1722 vom Mainzer „Peterstift“ erbauten Zehntscheuern, römische Mauern und einen von Kastel nach dem Main führenden Abzugskanal frei. Die Hauptfunde wurden indessen in der „bürgerlichen Niederlassung“ in der Form römischer Gräber mit Urnen und anderen Gegenständen, sowie je einem Altare des Jupiters und des Mars gemacht. Letzterer, ein dem Kriegsgotte geweihter Gelübdestein oder „Votivaltar“, stammt aus dem Jahre 212 nach Christus und ist von einem Kaufmann aus Trier gelobt. Dieser Altar unterstützt wesentlich die schon früher von Herrn Dr. med. Kihn aus Groß-Auheim aufgestellte *Behauptung, daß die große Alemanenschlacht des Kaisers Caracalla* im Jahre 213 nach Christus beim benachbarten Kahl und nicht bei Eisenfeld, wo eine Hunnenschlacht stattfand, geschlagen wurde.

Zur Marburger Studentenbewegung. Erst durch die am 3. Juli erfolgte Publikation des Urtheils der akademischen Disciplinarbehörde ist die Streitsache der Marburger Studenten mit dem Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Külze amtlich zum Abschlusse gekommen. Das Urtheil ist in folgender, von Sr. Magnifizenz dem Rektor Professor Dr. Bauer am schwarzen Brett veröffentlichten Bekanntmachung enthalten:

„Den Herren Studierenden mache ich hiermit bekannt, daß die gegen den Studierenden der Medizin von Both und Genossen wegen Vergehens gegen die akademische Sitte und Ordnung eingeleitete Disziplinaruntersuchung mit dem am 26. Juli d. J. von der Universitäts-Deputation gefällten, am heutigen Tage eröffneten Urtheil, durch welches gegen 22 Studierende auf Androhung der Entfernung von der

Universität (Unterschrift des consilium abeundi) und gegen einen Studierenden auf einen Verweis erkannt ist, ihren Abschluß gefunden hat.

Nachdem bei 14 der verurtheilten Studierenden die gegen sie erkannte Strafe der Androhung der Entfernung von der Universität im Wege der Strafmilderung in einen Verweis umgewandelt ist, hat nunmehr die akademische Disziplinarbehörde mit Rücksicht auf den inzwischen erfolgten gütlichen Ausgleich der Angelegenheit beschlossen, von einem weiteren disziplinarischen Einschreiten gegen die einfachen Theilnehmer an den Beschlüssen der allgemeinen Studentenversammlung vom 3. Juli cr. Abstand zu nehmen

Marburg, den 31. Juli 1893.

Der Rektor der Universität:
Bauer".

Universitätsnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg für das Studienjahr 1893/94 ist in der am Sonnabend den 29. Juli abgehaltenen Sitzung des akademischen Senats der Professor der Theologie Dr. Graf Wolf Wilhelm von Baudissin gewählt worden. — In der philosophischen Fakultät der Universität Marburg hat sich Dr. Paul Fritsch als Privat-Dozent für Chemie habilitirt. — Dem kürzlich zum außerordentlichen Professor für Mathematik an der Universität Marburg ernannten Dr. Eduard Study ist auf zwei Jahre Urlaub zu einer wissenschaftlichen Studienreise nach Amerika ertheilt worden. — Der Privat-Dozent Dr. Karl Friedrich Heimburger in Heidelberg ist als ordentlicher Professor für Staats- und Völkerrecht an die Universität Gießen berufen worden.

Todesfälle. Am 12. Juli starb zu Kassel nach langem schweren Leiden im Alter von 64 Jahren der Hauptmann a. D. Otto Pempel. Der Verblichene widmete sich, nachdem er die höhere Gewerbeschule zu Kassel absolvirt hatte, der Militärlaufbahn, wurde 1852 Sekonde-Lieutenant im 2. kurhessischen Infanterieregiment und wurde 1860 zum Premier-Lieutenant befördert. Nach der Annexion von 1866 trat er in gleicher Eigenschaft in das königlich preußische Infanterieregiment Nr. 82 über und wurde 1868 als Hauptmann in das Infanterieregiment Nr. 83 versetzt. Als solcher machte er 1870 den Feldzug gegen Frankreich mit; er mußte aber nach der Schlacht von Wörth, in welcher er sich das eiserne Kreuz verdient hatte, wegen Krankheit in die Heimath zurückkehren. Ein langes Leiden zwang ihn, die militärische Karrière aufzugeben und in den Ruhestand zu treten. Bei seinen Kameraden, wie bei seinen Untergebenen war der Dahingeschiedene, der sich durch Wohlwollen und Herzensgüte auszeichnete, gleich hochgeschätzt und beliebt. — Mit seinem Bruder legte er vor Jahren auf dem Gras eine Thonwaarenfabrik an welches Unternehmen er aber wegen des geringen Thonbestandes dortselbst wieder aufgeben mußte. In den letzten Jahren leitete Pempel das Krankenversicherungswesen in Kassel.

Am 27. Juli verschied zu Fulda nach langem schweren Leiden im Alter von 74 Jahren der Apotheker Wilhelm Emanuel Comitti, früher Bürgermeister der Stadt Hünfeld. Geboren am 22. März 1819 als ältester Sohn des Rentmeisters J. B. Comitti zu Großenlüder, besuchte er das Gymnasium zu Fulda und widmete sich dann dem Apothekerfache. Nachdem er in Jena Pharmazie studiert und die vorgeschriebenen Examina rühmlich bestanden hatte, übernahm er in der Mitte der 40er Jahre die der Familie zustehende Trainer'sche Apotheke in Hünfeld, welche er dann 1886, wenn wir nicht irren, seinem Sohne Wilhelm übergab. Im Jahre 1862 wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Bürgermeister von Hünfeld gewählt, und wohl kann man sagen, daß die Hünfelder eine gute Wahl getroffen hatten. Eine lange Reihe von Jahren leitete er unter schwierigen Verhältnissen mit großem Geschicke und rühmenswerther Festigkeit nach oben wie nach unten die Angelegenheiten der Stadt, immer auf das Wohl derselben bedacht, mit Vertrauen seinen Mitbürgern entgegenkommend und dafür auch Vertrauen erntend. Nach dem großen Brande, von welchem die Stadt Hünfeld am 29. Oktober 1888 heimgesucht wurde, siedelte er nach Fulda über, um hier im Kreise naher Verwandter und Jugendfreunde den Abend seines Lebens zu verbringen. Auch in Fulda erfreute sich der Dahingeschiedene wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit der Werthschätzung aller, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Ehre seinem Andenken, Friede seiner Asche!

Am 5. August verschied zu Königsberg in Preußen unser hessischer Landsmann, der Professor der Theologie Dr. Rudolf Friedrich Grau. Geboren am 20. April 1835 zu Heringen an der Werra, er besuchte das Gymnasium zu Hersfeld und studierte von 1854 bis 1857 zu Leipzig, Erlangen und Marburg Theologie. 1860 erhielt er in Marburg die Stelle eines Repetenten an der Stipendiatenanstalt; 1861 habilitierte er sich dortselbst als Privatdozent für neutestamentliche Exegese. 1865 wurde er zum außerordentlichen Professor befördert und folgte bereits im Jahre darauf einem Rufe an die Universität Königsberg, wo ihm die ordentliche Professur für neutestamentliche Exegese und die Mitdirektion des theologischen Seminars übertragen wurde. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. Professor Dr. Grau gehörte der orthodoxen Richtung an; er hat eine sehr ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit auf theologischem Gebiete entwickelt und sich namentlich durch seine Polemik gegen E. Renan's „Leben Jesu" bekannt gemacht.

Am 6. August starb zu Dresden nach schwerem Leiden im 68. Lebensjahre der königlich preußische Ingenieurhauptmann a. D. Louis Ferdinand Freiherr von Eberstein. Der Verewigte gehörte einem sehr alten fränkischen Geschlechte an, dessen Stammburg sich auf dem „Tannenfels“ an der Rhön, auch „Brander Kopf“ genannt, östlich von der Milseburg gelegen, befand. Freiherr von Eberstein hat es sich angelegen sein lassen, die Geschichte des Geschlechtes derer von Eberstein zu erforschen und die Ergebnisse seiner eingehenden Studien in zahlreichen größeren Monographien niederzulegen. Noch vor wenigen Wochen erschien von ihm „Abriß der urkundlichen Geschichte des reichsritterlichen Geschlechtes Eberstein vom Eberstein auf der Rhön“. Er war ein eifriges Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, wie er denn auch noch vielen anderen historischen Vereinen als Mitglied, bezw. Ehrenmitglied angehörte.

Literarische Mittheilungen.

Hans Daniel Hassenpflug.

So lautet der Ende Juni l. J. im ersten Hefte des 71. Bandes (Neue Folge 35) der historischen Zeitschrift auf Seite 48 bis 67 erschienene Aufsatz des Altmeisters Deutscher Geschichtsschreibung, Heinrichs von Sybel. Zwar war der Rufnamen jenes in Hessen einst vielgeschmähten Mannes Ludwig und die vollständigen Vornamen lauteten: „Hans Daniel Ludwig Friedrich“ nach dem Hanauer Taufregister, sein Geburtstag ist der 16. Februar 1794, aber man bevorzugte damals jenen etwas lächerlich klingenden Doppelnamen in Kurhessen. Es hieße nun Eulen nach Athen tragen, dieses meisterhafte Kabinetsstück Sybel'scher Biographie in genauerem Auszug wiedergeben zu wollen; hier muß es genügen, durch einzelne Lichtstrahlen aus jener glänzenden Leistung historischer Forschung und Darstellung weitere Kreise hessischer Landsleute auf Sybels Aufsatz hinzuweisen, denen sonst die historische Zeitschrift gar nicht oder erst später vor Augen kommt.*) Es ist trotz des engen Raumes das bedeutendste in jeder Beziehung, was bis jetzt über kurhessische Geschichte und besonders über die letzte Zeit geschrieben ist.

Zugleich beginnt Sybel mit einem mannhaften Protest gegen die geschichtliche Berechtigung der sogenannten hessischen Rechtspartei durch Vorhalten des Spiegelbildes des hessischen Verfassungskampfes, in dem er selbst eine nicht unrühmliche Rolle spielt. Dann soll diese Biographie auf Grund neuen und bisher unzugänglichen Materials einen Exkurs zu Sybel's Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches bilden, speziell zum Jahre 1850, wo Hassenpflug trotz der Kleinheit seines Staates Preußen nach Olmütz gebracht hat.

Aus dem Burschenschafter Hassenpflug von 1812 bis 1816 hatte sich in den Stürmen der Jahre 1830 und 1831 ein Reaktionär reinsten Wassers entpuppt, der bei den glänzenden, juristischen Gaben und der starken Energie des strebsamen Hassenpflugs dem Kurprinzen-Mitregent 1832 nach Wiederholds Tode die geeignetste Persönlichkeit schien, ihm die drückenden Fesseln der kurhessischen Verfassung zu erleichtern oder gar abstreifbar zu machen. Fünf Jahre lang bis 1837 dauerte dies „Streben, jede Selbstständigkeit des Landtags und der Gemeinden, der Beamten und der Bürger mit allen Mitteln des Rechtes und der Rechtsverdrehung, der Korruption und der brutalen Gewalt, zu biegen oder zu brechen“. Aber die Nemesis ereilte ihn ob einer kleinen Hartnäckigkeit gegen seinen Herrn beim Ansetzen eines Termins für den Verkauf von Pferden: die im Zorn über „Hassenpflugs Dummheit und Flegelei“ öffentlich gefallenen Schimpfreden zwangen ihn zur Niederlegung seiner Stellung, die ihm „bei seinem Volke den Titel „Der Hessen Haß und Fluch“ einbrachte.“

Er mußte „vermögenslos, wie er war“, im Auslande Stellung suchen, die ihm der streng monarchisch gesinnte Friedrich Wilhelm III. in Preußen jedoch verweigerte, sodaß er nach kurzer „Unterkunft im Dienste des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen“ einige Jahre den ärgerlichen, arbeits- und dornenvollen Posten als Zivil-Gouverneur von Luxemburg annahm, bis ihn der Thronwechsel des Jahres 1840 erlöste.

König Friedrich Wilhelm IV. dachte anders als sein Vater und noch 1840 wurde Hassenpflug Obertribunalsrath in Berlin, nach dem Preußischen Staatsanzeiger „wegen seiner Verdienste um den Preußischen Staat“. Dies bezog Wippermann 1880 im Bd. XI. der Allgemeinen Deutschen Biographie Seite 5 auf preußenfreundliche Vorgänge in Luxemburg, während Sybel, S. 52, allein dem einst der Kurfürstin Auguste, einer preußischen Prinzessin, gegen ihren Gemahl, Wilhelm II., geleisteten Beistand anführt. 1844 war Hassenpflug Mitglied des preußischen Staatsraths und persönlicher Freund der mächtigen „späteren Führer der Kreuzzeitungs-Partei“, während er mit seinen gleichfalls nach Berlin berufenen früheren Freunden und Schwägern, den Brüdern Grimm, gründlich zerfallen war, nach dem Tode ihrer Schwester Lotte, wie der 10 Jahre nach dem Tode 1843 auf dem alten Kasseler Fried-

*) Der soeben, am 14. August in der Abend-Ausgabe begonnene, berechtigte Abdruck in der „Hessischen Morgenzeitung kann bei der, wie man allgemein hört und sieht, geringen Verbreitung des Blattes in Kassel und Kurhessen meine Ausführungen durchaus nicht unnöthig machen. Ich freue mich jedoch über die etwas erleichterte Zugänglichkeit des klassischen v. Sybel'schen Aufsatzes für die hessische Leserwelt, der ein zusammenhängender Sonderabdruck in Heftform aus der „Historischen Zeitschrift“ selbst weit mehr gefrommt hätte. Dr. Seelig.

hof errichtete Grabstein monumental durch seine Inschrift, die den Mann der Verstorbenen geradezu ausschließt, beweist. 1846 wurde Hassenpflug Präsident des Oberappellationsgerichtes von Neuvorpommern in Greifswald und „fühlte sich so völlig wohl in seinem purpurgeschmückten Präsidentensessel“, daß er im Herbst 1849 auf eine kurfürstliche Anfrage um erneute Annahme des hessischen Ministeriums gegen die verhaßten Liberalen „eine kurze Ablehnung zurückgehen“ ließ.

Da brachte ein kleines Ereigniß einen Umschwung hervor; denn Hassenpflug wurde der Veruntreuung von elf Thalern angeklagt, der „Rechnungsfälschung und rechtlosen Aneignung öffentlicher Gelder“. All der Haß, den seine herrschsüchtige Art in den drei Jahren sich in reichem Maße auch hier zu erwerben gewußt hatte, kam schadenfroh zur Erscheinung. Zwar beschritt Hassenpflug den Rechtsweg in allen Instanzen, gewann auch zuletzt, aber doch brannte ihm der Pommersche Boden unter den Füßen. Dennoch wußte er trotzdem bei dem Kurfürsten, der durch Major von Haynau von Neuem verhandeln ließ, die günstigsten Bedingungen für sich herauszuschlagen, zumal er der bündigsten Zusagen des österreichischen und russischen Gesandten eben so sicher war, wie der preußischen Kreuzzeitungspartei und des legitimen, romantisch-reaktionären Königs selbst.

„Um den Hergang vollständig zu charakterisiren, ist noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß weder die preußischen noch die hessischen Minister die geringste Notiz davon erhielten“. Kurfürst Friedrich Wilhelm liebte es ja, hinter ihrem Rücken zu handeln und König Friedrich Wilhelm IV. erkannte in Hassenpflug den Parteigänger Oesterreichs nicht.

Endlich willigte Major von Haynau ein, daß „der Kurfürst Hassenpflug auf Lebenszeit das volle Ministergehalt garantiere, d. h. im Falle der Entlassung ihm aus der fürstlichen Privatschatulle die gesetzliche Pension bis zu jenem Betrage erhöhen würde. Er wußte, daß der Kurfürst, um einer solchen Zahlung zu entgehen, alles thun würde, ihn im Amte zu erhalten.“

Doch fand sich in Cassel kein Finanzminister und so verzögerte sich seine Ernennung zum Ministerpräsidenten bis zum 18. Februar 1850; höchst ergötzlich zu lesen und geradezu wie in einer Ironie des Schicksals schreibt Friedrich Wilhelm IV. eigenhändig die Entlassungs-Urkunde und am 22. Februar trat Hassenpflug „zur höchsten Aufregung des ganzen Landes sein neues Amt an. Mein Erscheinen, schrieb er selbst, wirkt hier wie eine spanische Fliege auf offener Wunde“. Wir übergehen nun das nebenher laufende Satyrspiel des Fälschungsprozesses, über den Sybel, S. 57, eingehend berichtet, und ebenso das meisterhaft kurz skizzirte Vorgehen Hassenpflugs am Bundestag gegen die Union und in Hessen gegen die Verfassung, bis endlich die Steuerverweigerung erfolgte. Da wurde es dem Kurfürsten aber ängstlich und Hassenpflug scheute nicht vor dem letzten Mittel zurück „einer lügenhaften Meldung“ einer allgemeinen Meuterei, um den Kurfürsten zur Flucht aus Kassel zu veranlassen. In der Frühe des 13. September 1850 ging die fluchtähnliche Abreise des Kurfürsten nach Hannover vor sich, begleitet von v. Haynau, v. Baumbach und Vilmar, einem Vertrauten Hassenpflugs, der selbst direkt nach Frankfurt geeilt war. Hier wäre beinah der Kurfürst andern Sinnes geworden: Ernst August weigerte jede Hülfe und rief in seinem „deutsch-englischen Kauderwelsch: das Hassenpflug muß fort, das Hassenpflug muß fort.“ Der verlassene Kurfürst wollte zu seinem Vetter nach Berlin; damit wäre die Union erhalten geblieben und Kurhessen auf die preußische Seite gezogen. „Da trat Vilmar dazwischen, ein geistreicher und leidenschaftlicher Parteimann, von großer Gestalt, düsterem Blick und unbedingter Selbstsicherheit. Mit fortreißender Kraft beschwor er den Kurfürsten, der heiligen Sache der Monarchie, des Bundes, des Glaubens nicht untreu zu werden, erinnerte ihn mit energischer Kürze an die Vortheile des bisherigen Weges und bedrohte ihn bei unfürstlicher Feigheit mit Gottes Zorn und Verwerfung. Genug, er übermeisterte ihn . . . . . .“ Das Weitere streift Sybel nur im Fluge: am 8. November die Schlacht bei Bronzell mit dem blessirten Schimmel, die Strafbaiern — Olmütz — Sprengung der Union und Wiederaufleben des seligen Bundestags; es steht ja ausführlich in seiner Geschichte der Begründung des deutschen Reiches zu lesen, ebenso wie die Aufhebung der Kurhessischen Verfassung von 1831 (S. 60 oben, *leider in 1851 verdruckt!), an deren Stelle* Hassenpflug eine neue, eben von 1851 ausarbeitete, „welche den Landtag auf ein machtloses Minimum ständischer Rechte beschränkte.“ Hassenpflug schien auf der Höhe des Erfolges zu stehen, da aber erfolgte der Umschwung, den Sybel bis in's Einzelne meisterhaft klarlegt.

Mittel- und Kleinstaaten waren über die kurhessische Mißwirthschaft wenig erbaut, selbst die nach der 1851er Verfassung berufenen Stände zeigten sich schwierig, Preußen war in Olmütz tödtlich beleidigt und durch Zollvereinsschwierigkeiten noch wüthender auf Hassenpflug geworden. Alles dies berührt Sybel nur obenhin, ebenso wie die Prügelszene am 8. November 1853. Aber das Ende vom Liede war, daß Hassenpflugs Verfassung vom Bunde nicht endgiltig angenommen wurde, sondern neue Verhandlungen mit den Ständen zu beginnen hatten.

Nun sollte der herrschsüchtige Mann auch noch seine letzte Stütze, den Wiener Hof, durch die europäischen Wirren des Krimkriegs verlieren und ganz haltlos werden, als „Kurhessen, seit 1849 der hitzigste Vasall und Lieblingsschützling Oester-

reichs, sich jetzt mit Eifer in das preußische Fahrwasser warf" und gegen den Krieg mit Rußland arbeitete. Nun schien es dem Kurfürsten unnütz, Hassenpflugs „gebieterisches und rechthaberisches Wesen noch länger zu ertragen". Der Kurfürst verbot jähzornig die geringste Conzession an die Stände, zu der Hassenpflug rathlos einlenken wollte, „und gab sich keine Mühe mehr, seine Nichtachtung des Ministers zu verbergen". Doch sollte Hassenpflug über einen seiner getreuesten Gehilfen zu Fall kommen, über F. A. C. Vilmar.

Diesem, den Sybel jedoch ob seiner jetzt vielfach veralteten und einseitig orthodoxen Litteraturgeschichte als Germanisten weitaus zu günstig beurtheilt, werden die Seiten 64 und 65 gewidmet und uns geradezu ein kleines Kabinetportrait dieses eigenthümlichen Mannes gezeichnet, zu dem sich zwar noch viele Einzelzüge herbeibringen ließen, die jedoch mehr lokaler Natur sind. Er war das Haupt der sogenannten „Mucker" oder „Mystiker", gegen die sich eine lebhafte Bewegung in Kurhessen erhob, und aus diesen Ultra-Orthodoxen ging die hessische Renitenz hervor, als deren Organ die „Hessischen Blätter" 1876 hervortraten und aus der nach Bismarcks Rücktritt die sogenannte hessische Rechtspartei sich entwickelt hat. Wie geschickt auch in kleineren Dingen oft der Kurfürst dem ihm seit jenem 13. November in Hannover sehr mißliebigen Vilmar einen Streich spielen konnte, geht noch aus folgender gut verbürgten Anekdote, die Sybel jedoch unerwähnt läßt, hervor. Vilmar erschien in einer beabsichtigten, der jesuitischen nachgeahmten, neuen Tracht für die niederhessische Geistlichkeit, in Audienz; der Kurfürst sieht ihn sich von allen Seiten an, stülpt jenem seinen Helm auf mit der hohen Spitze, und erklärt, die Sache so, aber nur so, genehmigen zu wollen. Dieser Spott wirkte gründlich und die Amtstrachtgelüste verschwanden auf Nimmerwiedersehen. — Für solche Scherze hat Sybel keinen Raum, denn mit Keulenschlägen, nicht mit Nadelstichen, geht er diesem protestantischem „Peter Arbues", diesem „Konrad von Marburg des 19 Jahrhunderts" zu Leibe. „Vilmar blieb Hassenpflugs wichtigster Genosse und beherrschte die hessische Kirche nach denselben Grundsätzen und mit gleich harter Faust, wie sein Meister den hessischen Staat. Ja man muß hinzusetzen, mit ungleich größerem Erfolg." Denn wenn neun Zehntel der Beamten dem Minister zürnte und opponirte, so sammelte Vilmar fast die gesammte niederhessische Geistlichkeit um seine „Fahne, mit der vielbelobten Parole der Freiheit der Kirche, d. h. der Freiheit der rechtgläubigen Hierarchie, im allgemeinen die Laien zu beherrschen, und im besonderen die Ketzer und die Ungläubigen auszutreiben." „Die Hitze der religiösen Leidenschaft" überwog alles ursprünglich Gute in ihm, „verzerrte und verdüsterte bei ihm Einsicht und Phantasie." Er glaubte an Hexen und Teufel als „Realitäten"; so unglaublich es uns klingt, es ist wohl bezeugt. Vilmar behauptete ernsthaft, mit einem Dämon leiblich gerungen zu haben und „erklärte dann einer ihn anstaunenden Pastorenkonferenz, nur der verdiene den Namen eines Christen, der einmal mit Satan gekämpft, nicht figürlich, sondern, wie er, körperlich, Faust gegen Faust, Stirn gegen Stirn, Zahn gegen Zahn." Das leuchtete jedem Pfarrherrn ein, „als ihnen durch die Vertretung des Kirchenregiments selbst so glänzende Herrscherrechte über ihre Gemeinden beigelegt wurden," und im Mai 1855 wählten sie mit 110 von 124 Stimmen Vilmar zum General-Superintendenten. Da aber verweigerte der Kurfürst sein bestätigende „Unterschrift mit vollem Nachdruck" und dies kann dem fürstlichen Herrn nicht hoch genug angerechnet werden, zumal Hassenpflug alle Mittel, ihn umzustimmen, mehrmals anwandte, aber vergebens.

Durch eine Badereise und Hassenpflugs Unwohlsein zog sich die Sache fast ein halbes Jahr hin, aber in der ersten Kammer fehlte der Superintendent und nothwendig drängte die Sache zur Entscheidung. Am 4. Oktober war der erste Sturm, Hassenpflug bestritt, daß Vilmar ein Zelot sei. Am 6. Oktober erklärte er, der Kurfürst könne nach der niederhessischen Kirchenordnung von 1566 seine Unterschrift im vorliegenden Falle gar nicht verweigern und drohte mit Entlassung; der Kurfürst blieb fest. Die entscheidende Sitzung fand am 15. Oktober 1855 statt; Hassenpflug redete stundenlang, der Kurfürst hörte schmunzelnd zu; dann sagte er: „sehr scharfsinnig, sehr gelehrt, glaube aber, Professor Richter ist doch noch gelehrter" — und zog eine gegnerische Darlegung desselben aus der Tasche. Am 16. war Hassenpflug entlassen.

„Das war der Ausgang eines Lebenslaufes, der, *keinem andern vergleichbar, eine Kette unerhörter Ereignisse* gewesen war. Hassenpflug und Vilmar unterlagen nicht einem Wiederemporkommen ihrer Gegner: man möchte sagen, die Nemesis war hier erfinderischer. Sie hatten Kraft und Ehre und guten Ruf daran gesetzt, um die Macht des Kurfürsten und Oesterreichs Stellung zu erhöhen: wenige Jahre nachher wurde Hassenpflugs Streben durch Oesterreich gelähmt, und dann beide vom Kurfürsten aus den Aemtern geworfen. Und damit die Strafe vollständig wurde, erlebten sie noch den Sturz der durch Hassenpflug geschaffenen Landesverfassung von 1852 und die Herstellung des durch ihn gestürzten alten Rechtes von 1831 durch König Wilhelm von Preußen. Drei Monate später starb Hassenpflug, 10. Oktober 1862." Vilmar überlebte ihn bis 1868, sodaß er das Ende Kurhessens noch schmerzlichst erleben mußte.

So schließt Sybel sein geradezu einzig formvollendetes und historisch-monumental wahres Lebensbild jenes Mannes ab, welcher der eigentliche „Todtengräber" Kurhessens zu nennen ist. Denn wenn ein Engel vom Himmel es sich hätte einfallen lassen, Kurfürst von Hessen zu werden, die Enge und Verfahrenheit

der halb klein-, halb mittelstaatlichen Verhältnisse hätten auch ihn in die ärgsten Verlegenheiten gebracht. Danach noch heute sich sehnen ist ebenso utopistische Rückwärtserei, als für die Zukunft — Bellamy's Phantasieen das Gegentheil bedeuten. Eine solche Reaktion aber, wie Hassenpflug und Vilmar sie auf staatlichem und kirchlichem Gebiete gegen alle siegreichen Ideen der Kulturentwicklung anstrebten, zerbrach den allzu stark gespannten Bogen, sodaß 1866 nur wenige die seit der Wiederherstellung vor 50 Jahren währenden Mißregierung der Kurfürsten mit Bedauern enden sahen, trotzdem Hessen vor dieser Zeit stets den Ruhm des seinen Fürsten getreuesten Volkes mit Recht gewahrt hatte. Wenn etwas den Uebergang in die preußischen Verhältnisse leicht gemacht hatte, so ist es der Geiz Wilhelms I., die Maitressenwirthschaft Wilhelms II., und die durch Hassenpflug zumeist irregeleitete Regierung Friedrich Wilhelms gewesen, die sich im nutzlosen Kampfe gegen die Rechte der Stände selbstmörderisch verzehrt hat.

Wir können allen hessischen Landsleuten die klassische Darstellung dieser Zeiten und dieses unseligen Mannes durch die Meisterhand Sybels nur dringend empfehlen; hier konnten wir nur einen knappen Auszug liefern. Aber auch aus ihm geht hoffentlich, wenn auch abgeschwächt, der Gedanke siegreich hervor, der mich beim ersten Lesen der Sybel'schen Hassenpflug-Biographie unabweisbar überwältigte und den Lenau so schön am Schluß seiner „Albigenser“ ertönen läßt:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder schwarzen Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürme der Bastille, und so weiter.“

Cassel, Anfangs Juli 1893.

(Der Abdruck ist durch äußere Hindernisse sechs Wochen unliebsam verzögert worden.)

Dr. **Seelig.**

Um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, hält es die Redaktion des „Hessenlandes“ für geboten, obigem Aufsatze des Herrn Dr. Seelig einige Bemerkungen folgen zu lassen. — Eine neue Schrift des gefeierten Historikers Heinrich v. Sybel, den Dr. Seelig mit Recht den Altmeister Deutscher Geschichtsschreibung nennt, wird immer in Hessen Beachtung finden, zumal wenn sie hessische Verhältnisse behandelt. Durch den Kurprinzen-Mitregenten in der Mitte der 40er Jahre als ordentlicher Professor der Geschichte von Bonn an die Universität Marburg berufen, hat Heinrich v. Sybel bis zu seiner Uebersiedelung nach München im Jahre 1856 dort gewirkt und sich lebhaft an den politischen Bewegungen der vormärzlichen und nachmärzlichen Zeit betheiligt. Als Mitglied der kurhessischen Ständekammer in den Jahren 1848 und 1849 hatte er reichlich Gelegenheit, die kurhessischen Verhältnisse kennen zu lernen. Ein „Hesse“ ist er aber nicht geworden und die Wurzeln seiner Anschauungsweise ruhten auf anderem Grunde und in anderem Boden. Er war zu jener Zeit ein Hauptvertreter des sog. Gothanerthums, und unschwer läßt sich diese Richtung auch in den politischen Schriften H. v. Sybel's erkennen. Kein Wunder, daß sich dieselbe auch in der Biographie Hans Daniel Hassenpflug's wiederfindet. Obgleich wir mit vielen Ausführungen Sybel's uns nicht einverstanden erklären können, so bekennen wir doch unumwunden, daß wir die Schrift mit großem Interesse gelesen haben, wir stehen auch gar nicht an, mit Herrn Dr. Seelig die Biographie als ein vortreffliches Kabinetsportrait zu bezeichnen, wenn wir uns auch nicht zu der Behauptung versteigen können, daß die Schrift das Bedeutendste sei, was bis jetzt über kurhessische Geschichte und besonders die letzte Zeit derselben geschrieben worden sei, und auch nicht die Biographie als ein historisch-monumental-wahres Lebensbild zu bezeichnen vermögen. Was uns am meisten in der Schrift angesprochen hat, ist der vornehme Ton, der in derselben herrscht und selbst bei den schärfsten Anklagen gegen Hassenpflug und Vilmar vorhält, sowie die warme Anerkennung, welche Sybel trotz aller sonstigen Gegnerschaft wenigstens den wissenschaftlichen Leistungen Vilmar's widerfahren läßt. Hier ist er wahrhaft objektiv, während man das sonst nicht immer von seiner Schilderung behaupten kann. — Herr Dr. Seelig war so freundlich, uns die obige Besprechung der Sybel'schen Abhandlung über Hans Daniel Hassenpflug zum Abdrucke in unserer Zeitschrift zugehen zu lassen. Daß unsere Anschauungen in vielen Beziehungen mit den von Herrn Dr. Seelig in seinem Aufsatze entwickelten Ansichten nicht übereinstimmen, brauchen wir wohl nicht des Näheren auszuführen. Wir hielten es aber trotzdem für angezeigt, die Besprechung des Herrn Dr. Seelig ihrem vollen Wortlaute nach hier wiederzugeben, einmal, um den Vorwurf der Einseitigkeit zu vermeiden, dann aber auch, um die Leser unserer Zeitschrift, ohne selbstverständlich auch nur im geringsten ihrem eigenen Urtheile vorzugreifen, mit den Anschauungen bekannt zu machen, die heute noch über die Hassenpflug'sche Periode in vielen Kreisen unseres engeren Vaterlandes Hessen bestehen.

Die Redaktion.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 17. Kassel, 1. September 1893.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Kassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Nachtlied.

Wann die Nacht im dunklen Kleide
Schreitet durch den Eichenwald,
Still es wird in Flur und Heide
Und im Traum das Bächlein wallt:

Wann des Tages Rosenlippen
Schloß der Dämmrung fahles Grau,
Und nur Mondesstrahlen nippen
An dem frühen Abendthau,

Dann, sobald die Vöglein alle
Zu dem Nest der Schlummer zieht,
Singt in stiller Waldeshalle
Noch die Nachtigall ihr Lied. —

Und ihr Jauchzen und ihr Klagen
Gleicht dem Glück, dem tiefen Leid,
Das in heil'ger Scheu wir tragen
In die stille Einsamkeit.

E. Mentzel.



Die Entwickelung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit in den fürstlich Hessen-Kassel'schen Landen.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

I.

Die Gerichtsbarkeit der Bischöfe in weltlichen Sachen.

Zur Zeit der fränkischen Kaiser besaßen die Bischöfe und Erzbischöfe noch keine ordentliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Dingen. Nach den Kapitularien gehörten nur die geistlichen Angelegenheiten vor die Bischöfe, die weltlichen hingegen wurden von den Grafen geschlichtet. Nach einem Gesetz aus dem codex Theodosianus libr. I. de episcopali iudicio stand es jeder Prozeßpartei frei, es mochte diese nun Kläger oder Beklagter sein, vor Erlaß des Endurtheils, wenn die betreffende Klage bereits bei dem weltlichen Richter anhängig gemacht worden war, weltliche Streitigkeiten, auch gegen des Anderen Willen, vor den Bischof zu bringen. Eine Berufung gegen das bischöfliche Urtheil fand nicht statt. Auch in Wittwen- und Waisen-Angelegenheiten hatten die Bischöfe die Befugniß zu richten unbeschadet der weltlichen Obrigkeit, die, wenn die Sache ihr übergeben wurde, hierin Recht zu sprechen hatte. Später aber, seit Papst Innocenz III. wurde die Befugniß der Bischöfe dahin abgeändert, daß sie nur in geistlichen Angelegenheiten der Wittwen und Waisen Recht zu sprechen hatten, in weltlichen nur dann, wenn denselben von der ordentlichen Obrigkeit die Justiz versagt war. Ferner hatte die Geistlichkeit die lehnsherrliche Gerichtsbarkeit über ihre Vasallen in Lehnssachen, ein Ausfluß der Lehnsherrlichkeit, über die Leibeigenen und Landsiedel, ein Ausfluß der Gutsherrlichkeit. Oft geschah es auch, daß die geistlichen Güter von den ordentlichen weltlichen Gerichten befreit wurden, es wurde dann die Gerichtsbarkeit auf solchen Gütern entweder durch besondere kaiserliche Gerichtshalter „advocati" ausgeübt oder ganz den geistlichen Herren überlassen, die dann eigene Advokaten und Gerichtshalter bestellten. Die Bestellung vorgenannter Advokaten fand deshalb bei den geistlichen Gütern statt, weil der Grundsatz galt, die Geistlichkeit dürfe weltliche Gerichtsbarkeit nicht ausüben. Diese eben besprochene Jurisdiktion änderte sich aber nach der Zeit der Karolinger unter den sächsischen Kaisern bald. Aus politischen Gründen nämlich wurden von den sächsischen Kaisern, von Otto dem Großen an, den Bischöfen ganze Provinzen mit der vollen, also geistlichen wie weltlichen Gerichtsbarkeit zugewendet. Die Bischöfe suchten nunmehr die Advokaten — eines Theils, da ihnen diese, wie sich Kopp ausdrückt, „allzubeschwerlich" wurden, andern Theils, weil sie ihr Amt nicht mehr selbst, sondern durch Unteradvokaten „subadvocati" versehen ließen — zu beseitigen oder beschränkten ihre Thätigkeit, nur auf den Blutbann und auf gewisse damit verknüpfte Einkünfte und Nutzbarkeiten. Vielleicht wäre ihnen auch noch dieser Blutbann genommen worden, wenn es der Geistlichkeit nicht verboten gewesen wäre in einem Blutgericht zu sitzen. Da, wo die Advokaten beseitigt wurden, traten an deren Stelle weltliche Richter, denen seit dem 14. Jahrhundert auch die peinliche Gerichtsbarkeit übertragen wurde.

Ein wesentlicher Theil der geistlichen Gerichtsbarkeit bestand nun in dem Rechte zu gewissen Zeiten den äußerlichen und innerlichen Zustand der Kirchen in den Diözesen zu untersuchen, die erforderlichen Anordnungen zu treffen und Geistliche und Laien, wenn sie den kirchlichen Ordnungen entgegen handelten, zu strafen. Diese Gerichte, die die Bischöfe selbst oder ihre Vertreter im Umherreisen von einer Pfarrerei zur andern abhielten, nannte man Sendgerichte. Die Sendgerichte mußten jährlich einmal, durften auf Kosten der Bischöfe aber mehrmals abgehalten werden. Neben der bereits angegebenen Untersuchung über das Leben und die Führung der Geistlichen und Laien wurde bei den Sendgerichten auch der Stand der Kirchengeräthe, Gebäude, Güter und Einkünfte untersucht, also eine Visitation der Verwaltung vorgenommen. Bei

dieser Gelegenheit wurde die Firmelung ertheilt. Die Bischöfe hatten auch Laster und Verbrechen an den Pfarrkindern mit Strafe und Kirchenzensur zu belegen. Wurde bei diesen Visitationen den Anordnungen der Bischöfe nicht Folge geleistet, so war die weltliche Obrigkeit zur Hülfeleistung verpflichtet. Ferner war bei den Visitationen darauf zu achten, daß die weltlichen Behörden die Unterthanen nicht bedrückten. Fanden sich Fälle der Unterdrückung vor, so waren die Visitatoren verpflichtet zunächst die Richter durch gütliche Vorstellung von ihrer unrechtsmäßigen Handlungsweise abzubringen; blieben aber diese Versuche erfolglos, so war dem König Anzeige zu machen, oder der Bannfluch anzuwenden. Synodalzeugen d. h. angesehene und zuverlässige Männer wurden nach vorausgegangener Beeidigung über den Zustand vernommen; in Hessen dauerte dieser Gebrauch noch fort in der Vernehmung der Kirchenältesten bei den Visitationen durch die Superintendenten.

Mit der Aenderung der Reichsverfassung unter den Nachfolgern der Karolinger kam dann die Einwirkung der Bischöfe bei der Beaufsichtigung der Verwaltung in Wegfall. Die Bischöfe überließen im Laufe der Zeit mehr und mehr die Abhaltung der Sendgerichte den Archidiakonen. Prozedur und Beweismittel bei den geistlichen Gerichten waren dieselben wie bei den weltlichen, die Schöppen wiesen das Recht und der Richter fällte das Urtheil. Aus der Naturalverpflegung, die den Bischöfen beim Abhalten der Sendgerichte geleistet werden mußte, entwickelte sich allmählich eine Geld- oder Naturalabgabe, zu welcher nicht allein die Geistlichen sondern auch die Laien beitragen mußten, namentlich mußten sie einen Zins von Häusern bezahlen. Zur Zeit der Karolinger wurden die Sendbrüche mit kirchlichen Strafen belegt und erst, wenn diese als unwirksam sich erwiesen, auf des Bischofs Anzeige von weltlichen Richtern geahndet. Seit dem XI. Jahrhundert aber zogen die Geistlichen vor, die weltliche Strafe nicht allein vorausgehen zu lassen, sondern auch selbst zu erkennen. Dieses Verfahren wurde vom Papst Alexander III. um 1180 zwar verboten, aber ohne Wirkung.

Nachdem die Herzogthümer und Grafschaften erblich geworden waren, konnte die Bestimmung des codex Theodosianus, nach welchem den Parteien das Recht der Wahl zwischen geistlichen und weltlichen Gerichten zustand, mit Rücksicht auf die Landeshoheit nicht ferner bestehen bleiben. Im XIII. Jahrhundert wurde dieses Recht durch Reichsgesetze zwar nicht förmlich, aber doch thatsächlich aufgehoben. Zugleich wurden die Rechtsstreitigkeiten der Wittwen und Waisen den weltlichen Gerichten wieder ausschließlich überlassen, womit selbst Papst Innocenz III. sich einverstanden erklärte. Später aber wurde die, durch Wegnahme einiger weltlicher Gerichtsbarkeiten, geschädigte Geistlichkeit wieder durch Innocenz entschädigt. Er gab nämlich der Stelle Matthäus XVIII. Vers 15—18 die Auslegung, daß jede Sache unter dem Vorwande der Sünde des Gegners an die bischöfliche Gerichte gebracht werden könne. Unter dem „Vorwande der Sünde des Gegners“ ist folgendes zu verstehen. Hatte Jemand mit einem Anderen einen Prozeß, so konnte der Betreffende vorgeben, sein Gegner sündige an ihm. Bei einer Sünde aber war eine geistliche Rechtfertigung nöthig, das Gericht erkannte dann nicht sowohl über die Sache selbst, als über die daraus entstehende Sünde. Man dehnte ferner den Begriff der causae ecclesiasticae auf den des mixti fori aus; man rechnete darunter alle Sachen, die auf Eid beruhten, alle Streitigkeiten, an denen Geistliche entweder persönlich oder mit ihren Sachen betheiligt waren, also Grundstücke, Zehnten, Pfründe und Patronatsrechte.

Endlich konnten die Parteien auch die geistlichen Gerichte unter dem Vorgeben der verweigerten Rechtshülfe anrufen. Durch dieses Uebergreifen der geistlichen Gerichtsbarkeit wurden die weltlichen Herren in ihren Einkünften aus Sporteln, Gebühren pp. stark beeinträchtigt, zumal da der nach römischem Rechte und kanonischen Grundsätzen ausgebildete Prozeß äußerst umständlich war. Die Appellation ging vom Archidiakonen an den Bischof, von diesem an den Erzbischof, dann an die päpstlichen Legaten und endlich nach Rom. Die geistlichen Urtheile pflegten mittels des Bannes vollzogen zu werden. Die Orte, in welchen ein mit dem Banne belegter sich befand, fielen unter das Interdikt. Man suchte sich den Sendgerichten soviel als möglich zu entziehen, auch durch Privilegien der höheren Geistlichkeit Exemtion von diesen Gerichten zu erlangen, wie solche z. B. die Stadt Hanau 1418 erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Friedrich Hartig,
ein hessischer Forstmann.

Von F. Zwenger.

Vor fünfzig Jahren, am 17. August 1843 starb zu Kassel der Oberlandforstmeister Ernst, Friedrich Hartig. Möge es uns gestattet sein, zur Erinnerung an diesen um das kurhessische Forstwesen hochverdienten Mann hier eine kurze Schilderung seines Lebenslaufes zu entwerfen.

Drüben in dem sog. hessischen Hinterlande, in dem freundlichen, nur wenige Stunden von Marburg entfernten Marktflecken Gladenbach stand die Wiege dreier Brüder, welchen es beschieden war, zu den hervorragendsten Vertretern der Forstwissenschaft in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu zählen. Es sind Georg Ludwig, Friedrich Karl und Ernst Friedrich Hartig, Söhne des landgräflich hessen-darmstädtischen Forstmeisters Friedrich Christian Hartig und dessen Ehefrau Sophie Katharina, geb. Venator, Tochter des Oberpfarrers Venator zu Friedberg in der Wetterau. Kabbalisten würden schon aus den Namen des Vaters und der Mutter, aus „Hartig" (Hart, der Bergwald) und „Venator" (der Jäger) den zukünftigen Beruf der Söhne herausgedeutet haben, selbst wenn diese nicht die Sprößlinge einer uralten Forstfamilie gewesen wären.

Der jüngste der drei Brüder, Ernst Friedrich Hartig war am 24. März 1773 geboren. Bis zu seinem 16. Lebensjahre durch den Rektor Stausebach in Gladenbach unterrichtet, entwickelte sich in dem Knaben in Folge der ersten Eindrücke des Elternhauses und des fleißigen Umgangs mit Naturforschern, wie Borkhausen und Diel, die er auf ihren Exkursionen begleitete, schon frühzeitig in ihm ein reger Sinn für die Natur, zumal für den Wald.

Im Jahre 1789 kam Ernst Friedrich zu seinem ältesten Bruder Georg Ludwig, damals Forstmeister zu Hungen in der Wetterau (nachmals Oberlandforstmeister und Staatsrath in Berlin, der berühmteste der drei Brüder) als Lehrling in der Forst-, Jagd- und Fischereikunde. Hier erhielt er den sorgfältigsten Unterricht in diesen Wissenszweigen. Sein Bruder sammelte die Materialien zu seinen Schriften über Holzzucht, Forsttaxation und Brennkraft der hauptsächlichsten deutschen Holzarten. Ernst Friedrich war ihm dabei immer, sowohl im Walde, wie in der Arbeitsstube, zur Seite und legte hier unter der Anleitung seines Bruders den Grund zu jener gediegenen forstwissenschaftlichen Bildung, welche ihm später im Geschäftsleben so außerordentlich zu statten kam.

Im Frühjahre 1792 bezog Ernst Friedrich die Universität Göttingen. Die blos praktische Ausbildung war dem alten Hartig nicht genügend. Selbst ohne wissenschaftliche Bildung, empfand er selbst deren Mangel auf das lebhafteste. Auch seine beiden älteren Söhne hatten in Gießen ihre akademischen Studien gemacht, und sich vornehmlich mit der Kameralwissenschaft beschäftigt. Ernst Friedrich besuchte in Göttingen die Vorlesungen Kästner's, Blumenbach's, Lichtenberg's, Gmelin's, Runde's und des Ingenieurmajors Müller in der praktischen Geometrie &c. Zugleich nahm er Unterricht im Zeichnen und Malen, sowie in der ökonomischen Baukunst. Auf den Wunsch seines Vaters ging er 1793 zur Universität Marburg über, um hier bei dem Professor Jung-Stilling staatswirthschaftliche Kollegien zu hören. Im Jahre 1794 beendete er seine akademischen Studien. In dieser Zeit hatte sein zweiter Bruder Friedrich Karl, der Forstmeister zu Mergentheim war, den Auftrag erhalten, die dortigen Forsten des Deutschmeisterordens zu vermessen und einzurichten. Diese Gelegenheit zur praktischen Ausbildung benutzte Ernst Friedrich und half seinem Bruder bei dessen Arbeiten, bis ihn zwei Jahre später sein Vater zurückrief und ihn veranlaßte, eine Probearbeit zum Behufe einer Anstellung in seinem Heimathlande anzufertigen. Nachdem er jene durch die Vermessung, Kartierung und Taxation des Forstreviers Seibelshausen bei Gladenbach vollendet hatte, wurde er 1797 als Forstkommissar bei der Forstbetriebskommission des Oberfürstenthums Hessen-Darmstadt und zugleich als Adjunkt seines Vaters angestellt. Im Sommer 1798 trat er in die Forsttaxationskommission ein, die damals in dem sehr lehrreichen Forste Romrod beschäftigt war. Als nachher sein Vater den Auftrag erhielt, in der Grafschaft Isenburg-Wächtersbach die Forsten systematisch einzurichten, stand er demselben zur Seite, und nach Beendigung dieser Arbeit wurde ihm die Forstdirektion der Grafschaft übertragen, die er neben seinen Dienstgeschäften im Darmstädtischen versah. Im Jahre 1798 errichtete er eine Lesegesellschaft für Forst-, Jagd- und Fischereischriften, an welcher sich eine große Anzahl Forstmänner in dem nördlichen Theile des Oberfürstenthums Hessen-Darmstadt betheiligte. Die

Leitung dieser Leseanstalt gab ihm die beste Gelegenheit, sich mit der neuen Forstliteratur eingehend bekannt zu machen.

Im Jahre 1802 erhielt Ernst Friedrich von dem Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau den ehrenvollen Ruf als Landforstmeister und Mitglied des Oberforstkollegiums nach Fulda, welchen er annahm. Er entwarf in seiner neuen Stellung den Forstorganisationsplan für die Fürstenthümer Fulda und Corvey und die Grafschaft Dortmund, den er in musterhafter Weise ausführte. Dadurch erwarb er sich das Vertrauen seines Landesherrn in solchem Grade, daß er neben seiner Dienstfunktion als Landforstmeister auch zum Mitgliede der Oberrechnungskammer, sowie zum Direktor der Feldmesserprüfungskommission in Fulda ernannt wurde.

Die für Ernst Friedrich Hartig sehr angenehmen Dienstverhältnisse dauerten bis zum Herbste 1806. Die Schlacht bei Jena machte der oranischen Herrschaft über Fulda, Corvey und Dortmund ein Ende; das Fürstenthum Fulda wurde von den Franzosen in Besitz genommen und die Staatsverwaltung daselbst erhielt einen französischen Zuschnitt. Hartig blieb zwar in seiner Stellung als Landforstmeister, da er sich aber den verheerenden Holzfällungen (coups extraordinaires), welche die französischen Machthaber in ihrer Habsucht und Unkenntniß anordneten, nicht fügen konnte und wollte, so wurde er durch einen aus Erfurt herbeigeholten, weniger bedenklichen Oberforstbeamten in seinen Dienstvollmachten beschränkt. Unter diesen traurigen Verhältnissen suchte er mit seinem untergebenen Personal wenigstens zu retten, was zu retten war und die nachtheiligen Folgen jener verderblichen Holzfällungen für den Wald nach Möglichkeit abzuschwächen.

Die Fuldaer Gegend wurde unter der französischen Administration aus einem wald- und holzreichen Lande ein holzarmes, so zwar, daß um das Holzbedürfniß der Stadt Fulda zu befriedrigen, jährlich c. 1000 Klafter Brennholz außer Landes, zumeist in der Herrschaft Gersfeld, angekauft werden mußten. Der Mangel an Wald in der an landschaftlichen Reizen sonst so reichen Gegend datirt recht eigentlich aus jener Zeit der französischen Regierung. Die Fuldaer Waldungen waren damals nach der Angabe des Licentiaten Ph. Andreas Nemnich in seinem „Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise" (Tübingen 1809 bei Cotta) auf c. $^1/_5$ des Flächeninhaltes des Landes vermindert. Eine genaue geometrische Vermessung desselben bestand freilich noch nicht, dagegen hatte Hartig eine approximative Schätzung vorgenommen und nach dieser wurden 253704 Morgen Waldungen gerechnet, von denen 185120 herrschaftlich waren. Der Reinertrag derselben belief sich auf etwas mehr als 70000 Gulden, der Rohertrag dagegen, mit Ausschluß der Jagd, Mast und anderer Nebenbenutzungen, welche zusammen ungefähr 30000 Gulden ausmachten, nahezu 100000 Gulden.

Um in dieser trüben Zeit fremden Druckes seinen schwermüthigen Gedanke über die Folgen der traurigen Zustände, die blos Ausbeute und Verwüstung der Staatswaldungen zur Folge hatten und nicht die geringste Aussicht zu Forstverbesserungen zuließen, eine andere Richtung zu geben und wenigstens mittelbar, soweit es in seinen Kräften stand, für das Forstwesen in ersprießlicher Weise thätig zu sein, gründete Ernst Friedrich Hartig im Jahre 1808 zu Fulda ein Forstinstitut. Er hatte die Genugthuung, daß in dasselbe schon im November 21 inländische Studierende eintraten. Zugleich errichtete er für die Forstmänner des Fürstenthums Fulda eine Lesegesellschaft, um denselben Gelegenheit zu geben, sich in ihrer Wissenschaft fortzubilden.

Unter solchen Verhältnissen durchlebte Hartig die Zeit der französischen Administration und der großherzoglich-frankfurtischen Regierung. Nach der Schlacht von Leipzig, dem Zusammenbruche der französischen Zwingherrschaft und der Auflösung des Großherzogthums Frankfurt, wurde er vom kaiserlich-österreichischen Gouvernement in seiner ursprünglichen Dienstfunktion als Chef des Forstwesens im Fürstenthume Fulda bestätigt und außerdem in Anerkennung seiner bewährten patriotischen Gesinnung zum Mitglied des Landsturmausschusses, zum obersten Befehlshaber des Landsturmes im Fürstenthum Fulda und zum Chef des Generalstabes des Bannerherrn, Grafen von Ingelheim, ernannt. Unter dem darauf folgenden königlich preußischen Gouvernement blieben seine Dienstverhältnisse unverändert, und als die Theilung des Fürstenthums Fulda zwischen Kurhessen, Bayern und Sachsen-Weimar erfolgte und ihm die Wahl der Staatsangehörigkeit freigestellt wurde, da war er keinen Augenblick zweifelhaft. Als geborener Hesse blieb er der hessischen Fahne treu. Er wurde 1816 vom Kurfürsten Wilhelm I. zum Oberforstmeister in Fulda ernannt, auch hatte er die Genugthuung, sein Forstinstitut unter seiner Direktion zur Staatsanstalt erhoben zu sehen. Die betreffende kurfürstliche Verordnung datirt vom 6. April 1816.*)

*) Ueber die kurhessische Forstlehranstalt zu Fulda, die von 1816 bis 1826 blühte und nach der Ernennung Ernst Friedrich Hartig's zum Landforstmeister in Kassel, von 1821—1824 den berühmten Forstmann Johann Christian Hundeshagen zum Direktor hatte, sowie über die Ausbildung und die Studien der Forstwissenschaft-Kandidaten in althessischer Zeit überhaupt bringen wir später einen besonderen Artikel. Die Red.

Im Jahre 1816 wurde Hartig zum Mitgliede der „Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde," 1818 zum korrespondirenden Mitgliede der „Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaft in Marburg" und 1824 zum Ehrenmitgliede der „Societät der Forst- und Jagdkunde in Dreißigacker" ernannt.

Als durch das Organisationsgesetz vom 29. Juni 1821 die ganze Staatsverwaltung in Kurhessen umgebildet wurde und nun auch eine Oberforstdirektion für den ganzen Kurstaat ins Leben trat, wurde Ernst Friedrich Hartig zum Chef derselben, bezw. zum Landforstmeister in Kassel befördert und ein Jahr später wurde ihm der Titel „Oberlandforstmeister" verliehen.

(Schluß folgt.)

Die Belagerung von Mainz nach dem Tagebuch des Grenadiers Johannes Reuber von Niedervellmar. 1793.

Mitgetheilt von F. W. Junghans.

(Fortsetzung.)

Bis zum 14. April war es gelungen, die Stadt auch von der Westseite vollständig einzuschließen. Die Schanzen der Kaiserlichen zogen sich von Laubenheim bis Hechtsheim, hier schlossen sich die preußischen Batterien an über Marienborn und Mombach bis Bodenheim. Von Biebrich bis Mosbach standen Preußen und Darmstädter; von Mosbach bis an die Erbenheimer Warte standen die hessischen Batterien; an diese reihten sich die sächsischen und preußischen bis an die Kostheimer Ziegelhütte; die Mainspitze war von Preußen und Kurpfälzern besetzt.

Am 15. April nahmen die Kaiserlichen Weisenau, mußten es aber wieder räumen und schossen es am 16. in Brand.

Am 28. machten die Franzosen einen Ausfall auf die noch im Bau begriffene Schanze auf der Mainspitze und warfen die Kanonen ins Wasser. Am 29. nahmen die Preußen Kostheim und trieben die Franzosen nach Mainz hinein, aber am 30. Nachts 11 Uhr überfielen diese wieder das preußische Kommando, vertrieben es und steckten das Dorf in Brand.

Am 1. 6. und 7. Mai machten die Franzosen wiederholt Ausfälle auf Hochheim. Am 8. dieses Monats nahmen Sachsen und Preußen abermals das Dorf Kostheim, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen. Das preußische Grenadierbataillon von Borck hatte so große Verluste, daß es nach Koblenz mußte, um dort reorganisirt zu werden. Am 10. machten die Franzosen von Kostheim aus einen neuen Ausfall auf die von den Pfälzern und der preußischen Garde besetzte Mainschanze, wurden aber durch das Kreuzfeuer der kaiserlichen Batterien bei Weisenau zurückgetrieben.

Es folgten fast täglich Ausfälle, bald nach dieser bald nach jener Seite. Bei einem solchen am 31. Mai gelang es den Franzosen, weil sie das preußische Feldgeschrei kannten, eine mit vier Geschützen armirte Schanze vor Marienborn zu nehmen und bis ins preußische Hauptquartier vorzudringen. Sie wurden aber von den vereinigten Preußen und Kaiserlichen zurückgetrieben und mußten ihre Beute im Stich lassen. Nach dem sächsischen Berichterstatter hatte der Pfarrer von Marienborn, bei welchem der preußische General von Kalkreuth im Quartier lag, das Feldgeschrei erkundet und den Franzosen verrathen, der Schullehrer und Schultheiß aber hatten denselben als Führer gedient. Ihr Lohn war der Strang.

Am 17. Juni begann man auf der Westseite mit Eröffnung der Laufgräben am heiligen Kreuz, am 27. mit dem Bombardement, wodurch die Frauenkirche und der Dom in Brand geriethen. Unter dem Bombardement wurde Weisenau von den Franzosen genommen und wieder an die Oesterreicher verloren, welche es dann bis zum Ende der Belagerung behaupteten. Am 29. machten die Preußen von der Mainspitze aus einen vergeblichen Versuch mit einer schwimmenden Batterie auf die Weisenau gegenüber liegende Rheininsel. Schon waren die Franzosen im Begriff das Gewehr zu strecken, da riß den Preußen das Ankerseil und die Batterie trieb steuerlos in den Rhein, wo sie von den Franzosen genommen und nach Mainz gebracht wurde. Am 1. Juli wagte die Besatzung einen Ausfall gegen die Sachsen und Darmstädter, denen sie eine Regimentskanone abnahmen. Vom 4. Juli an wurde das Feuer aus den immer näher rückenden Trancheen auf die St. Albanschanze und die Citadelle eröffnet. Am 6. nahmen die Preußen, wiewohl mit großem Verlust, die französische Schanze bei Zahlbach. Am 7. Juli Nachts nahmen sechs Bataillone Preußen, Sachsen und Hessen, worunter das Grenadier-

bataillon, in welchem Reuber diente, Kostheim abermals mit Sturm, nahmen 130 Mann gefangen, und erbeuteten vier Kanonen, während in derselben Nacht die Franzosen einen dreimaligen Sturm auf die am 6. verlorene Schanze bei Zahlbach versuchten. In der Nacht auf den 15. stand das Grenadierbataillon in Kostheim auf Kommando. Die Franzosen versuchten in derselben einen nochmaligen Handstreich auf den Ort, wurden aber durch das heftige Geschützfeuer von der Hochheimer Schanze und dem von der Mainspitze zurückgetrieben.

Das Bombardement dauerte während der ganzen Zeit fort. Am 15. Juli explodirte in Folge desselben das französische Laboratorium. Da der französische Kommandant Merlin de Thionville vergeblich auf Entsatz von Cüstine wartete und sich obendrein der Mangel an Lebensmitteln fühlbar machte (von Mitte April an hatte man schon angefangen Pferdefleisch zu essen), so übergab er am 22. Juli die Festung Mainz unter der Bedingung des freien Abzugs mit Wehr und Waffen. Die französische Besatzung mußte versprechen, vor Jahresfrist nicht gegen die Alliirten zu fechten.

Reuber beschreibt sehr ausführlich nicht blos die Verwüstungen, welche das Bombardement an den Gebäuden der Stadt angerichtet hatte, sondern auch den Auszug der Franzosen. Er vermuthet, ob mit Recht oder Unrecht, daß viele Gebäude von den Klubbisten selbst in Brand gesteckt worden seien, da es besonders die Wohnungen der Adeligen und Domherren waren, welche abbrannten. Die Klubbisten hatten sich in Nationalgardeuniform in die Reihen der Franzosen gemischt, wurden aber erkannt und von den erbitterten Einwohnern aus dem Glied gerissen und mißhandelt. So der Freiheitsprediger Professor Böhmer.

Dem berüchtigten Rewbel, der während der Belagerung mit Merlin und Hausmann ein Schreckensregiment geführt hatte, gelang es, da er in Hauptmannsuniform neben Merlin de Thionville herritt, unerkannt aus der Stadt zu entkommen, bei Marienborn aber wurde er von einem Emigranten erkannt, vom Pferd gerissen und des Geldes beraubt, womit er seine Taschen gefüllt hatte. Die Häuser der Klubbisten Pottokin und Pieton wurden geplündert, der Wein in Gießkannen und Zubern aus den Kellern geholt und aufgetrunken. Trotzdem benahmen sich die Franzosen beim Abzug sehr prahlerisch. Sie erklärten, daß sie binnen drei Monaten wiederkommen würden, und Merlin hielt vor dem Abmarsch an seine Truppen eine Anrede, worin er sagte, daß sie zwar eine schimpfliche Kapitulation hätten abschließen müssen, aber in kurzem würden sie wiederkehren und sich an den Fremden und den Bürgern rächen.

Am 24. Juli marschierte die erste, am 25., nachdem die alliirten Truppen alle Wachen besetzt hatten, die zweite Kolonne, 7000 Mann stark, unter General Scholl aus. Auch dieses Mal hatten sich wieder viele Klubbisten unter die Soldaten gemengt, um unter ihrem Schutz die Stadt zu verlassen. Man lauerte ihnen aber vor den Thoren auf und brachte sie unter mannigfachen Beschimpfungen auf die Wache, wo sie internirt wurden.

Am 28. rückten auch die Hessen aus ihrem Lager in die Stadt ein und besetzten die Vorwerke zwischen dem Münster- und dem Raimundithor. Am 16. August kam das Grenadierbataillon nach Mainz ins Quartier. Am 29. August marschirten sämmtliche Hessen zurück in die Heimath. Das Grenadierbataillon, von German, wie es jetzt hieß, kam erst nach Windecken, dann nach Niederrodenbach ins Quartier.

Hier hofften nun alle nach Hause entlassen zu werden. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Kaum zurückgekehrt, sollten die tapferen Heerschaaren einen neuen Feldzug antreten, der noch weniger Lorbeeren brachte als der in der Champagne, aber noch größere Strapatzen und Anstrengungen als jener, nämlich den Feldzug in Flandern, der erst durch den Baseler Friedensschluß beendet wurde.

Mädchens Klage.

Einst gab er mir ein Sträußchen, schön gebunden
Von Blümchen, die der Wiesenbach erzogen,
Die oft gespielt in seinen leisen Wogen,
Bis daß sie blühend ihren Tod gefunden.

Die Blümchen waren Zeuge jener Stunde,
Wo, liebestrunken er zu meinen Füßen,
Mir heilig schwur des Lebens Reiz zu süßen;
Doch Lügen nur entquollen seinem Munde.

Die Jahre sind gleich Wolken fortgezogen;
Es senken graue Nebel sich hernieder.
O, daß er hätte niemals doch gelogen!

Mich drückt der Gram, die alte Sehnsucht nieder;
Wie Lieb' und Leid kommt's über mich geflogen;
Doch ach, den Theuren seh' ich niemals wieder! —

Carl Weber.

Dornrêsche.

(Schwälmer Mundart.)

Es wor so schie [1]) ö wongerbor, [2])
Grod bie ee Dann gewosse [3]),
Met Himmelsööje, flohsgem [4]) Hoor,
Äus inem Steck gegosse,
Bie Morjerot ö Blüt ö Melch,
Hold Rêsche met halwoffnem Kelch.

Ö Woutan sproch: „Bie wongerschie [5])
Es doch meng Rêsche werrer [6])!"
Verlüß [7]) doroff Walhallas Hieh [8])
Ö führ zür Är [9]) mol nerrer [10])
Ze priese: Wedd ööch Rêsche meng
Fer all die Schieheet dânkbor seng? [11])

Om Lengeborn [12]), off weechem Moos,
I läurer Stolz ö Pronke,
Dr Rose Blärrer [13]) i dennn Schooß,
Saß Rêsche, schieheetstronke, [14])
Äs Woutan flehte: „Sei doch meng,
Dü Häzblôt, schienes Techterleng!" [15])

Doch's Mäirelche [16]) wor owenäus'
Müßt escht is Bennche [17]) gücke,
Ö de Verglich hüll [18]) hä net äus.
Es müßt de Ahle dücke:
„Gieh, Ahler, schwatz net immer zü;
Dü machst mich schloffrig [19]) läß mer Rüh!" —

Ö Woutan, bês, roff: „Watt dü Deng! [20])
Ich schneid der scho die Henner! [21])
Dr Bläumeflor, dr dich emfeng,
Verwanle sich i Denner [22])
Dodrenn schloff [23]) nü i Freed [24]) ö Rüh
Zür Beßreng [25]) alle Wenter dü.

Ö bann dü treemst vo mengem Grüß,
Da steihjt Sonnseifreed nerrer [26]),
Ö met dr Liewe heeßem [27]) Küß
Erweckt hä dich da werrer —
Doch märk der, Häzche Kisselstee:
De Källe höst dü net allee. [28])

Jo, bann dü en [29]) rächt liewe wett [30]),
Da zeegt hä der de Recke [31])
Ö sprecht: „Best dü met Woutan quett!" [32])
Ö dreckt [33]) sich dorch die Hecke,
Da dânkbor es hä nü ö nie,
Ö schlüchzend schläffst dü werrer i!" —

Do schloß dos Ööje Rêsche rot,
Füll [34]) i die Denner nerrer.
Rengsem wor alles starr ö tot,
Ö Woutan kehrte werrer
Zereck off senge Görrerthron,
Ö Rêsche treemte [35]) vo Woutans Sohn.

Kurt Ruhn.

---

1) schön 2) wunderbar 3) Tanne gewachsen 4) flachsblondem 5) wunderschön 6) wieder 7) verließ 8) Höhn 9) Erde 10) nieder 11) Wird auch Röschen mein für all die Schönheit dankbar sein? 12) Lindenborn 13) Blätter 14) schönheitstrunken 15) Sei doch mein, du Herzblatt, schönes Töchterlein! 16) Mädchen 17) Börnchen, Brümlein 18) hielt 19) schläfrig 20) Und Woutan, böse, rief: Warte du Ding! 21) Hörner 22) Dörner 23) schlafe 24) Frieden 25) Besserung 26) Wenn dü träumst von meinem Gruß, dann steigt Sonnensiegfried nieder. 27) heißem 28) Herzchen Kieselstein, den Kerlen (Buhlen, Schatz) hast du nicht allein. 29) ihn 30) willst 31) Rücken 32) quitt 33) drückt 34) fiel 35) träumte.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein israelitischer Kurfürsten-Psalm de anno 1803. Im „Hessenland" Nr. 9 dieses Jahres giebt Herr Pfarrer G. Junghans zu Steinau an der Straße Nachricht von einem Glückwünschungs-Carmen, welches dem regierenden Fürsten, Erbprinzen Wilhelm zu Hessen-Kassel und seiner Frau Gemahlin, königl. Prinzessin von Dänemark, gelegentlich deren Vermählung im Oktober 1764 im Namen des Hanauischen reformirten Ministeriums ist überreicht worden. Das besagte Carmen, das für mich und Viele von besonderem Interesse gewesen wäre, kennen zu lernen, ist uns jedoch leider nicht vergönnt gewesen, man hat es trotz allem Bemühen nicht auffinden können.

Unter den zahlreichen Gedichten, welche dem Kurfürsten Wilhelm I. aus den Kreisen seiner Getreuen, hohen und niedern, sind gespendet worden, besitze ich eins, welches dem hohen Herrn anläßlich seiner Erhebung zum Reichskurfürsten im Jahre 1803 namens der sämmtlichen Judengemeinden „in den Kurfürstlich Hessischen Staaten unterthänig gewidmet" worden ist. Die Ehre dieser Widmung gaben sich die Hof- und Kammeragenten Susmann Abraham und Moses Joseph Büdinger und Jakob Simon Michel als Vorsteher, nebst den übrigen judenschaftlichen Landesvorstehern. — Kassel bei Martin Aubel 1803 in Folio gedruckt.

Ich darf wohl annehmen, daß das Vermählungsgedicht von 1764, welches einen Herrn Sekretar Scheel zum Verfasser hatte, der dafür ein praemium von 40 Gulden erhielt, einen andern Stil gehabt hat, wahrscheinlich noch im Alexandriner, der bis auf Klopstock im Schwange war, verfaßt gewesen ist. Dieser hier mitgetheilte Kurfürstenhymnus, charakteristisch für die damalige Zeit, sentimental in hohem Grade, hat damals wohl auch als ein Meisterstück gegolten, wie das obige anno 1764. Wer den Hymnus gedichtet hat, ist wohl nicht mehr zu ermitteln. Möglich aber ist es, daß wir in ihm ein Geistesprodukt von Philippine Engelhard, geb. Gatterer, hier besitzen, die mit ihren poetischen Gaben

nicht kargte. Sie hatte sich am 23. November 1780 mit dem damaligen Assessor John Philipp Engelhard verheirathet und ist am 29. September 1831 zu Blankenburg am Harz gestorben. Von ihr wird gesagt: Ihre Dichterader schlug später nur für Gelegenheitsgedichte, in denen sie alle Festlichkeiten und Ereignisse in Kassel sinnig begrüßte und besang. Wer einmal durch Gelegenheitsgedichte bekannt geworden ist, muß, oft in Anspruch genommen, die Ader springen lassen. Ist die Genannte die Verfasserin des Hymnus, so hat sie sich mit Geschick in die Denk- und Sprachweise der Auftraggeber, die etwas recht Schönes, Prunkendes, einen Panegyrikus, begehrten, zu versetzen gewußt. Der poetische Ausdruck ist gesucht und schwülstig. Geschmacklose Leute bewundern solchen hochtrabenden, uns aber amüsirenden Stil.

Vorangestellt ist das Bild einer Harfenspielerin.

Der Gottheit Liebling sind die Fürsten,
Die voll Gerechtigkeit, voll zarter Milde
Die Völker weiden, wie auf Salems Auen
Die Herden einst der edle Sohn Isais.
Ihm reichte für den sanften Hirtenstab
Den goldnen Szepter dar Israels Volk,
Für welches unter Deinem Szepter nun
Des stillen Wohles Kranz, o Wilhelm! blüht.
Erhabner Vater Deiner biedern Chatten,
An dessen Blick auch wir mit heil'ger Liebe,
Mit fester Treue, froh Dich segnend, hangen,
Erhabner Vater! Dank ertöne Dir!
Du leitest mächtig, voll Gerechtigkeit,
Voll zarter Milde sie zum Ziel des Glücks,
Die biedern Völker, die Dich, Vater, ehren. —
Ein höh'rer Glanz umstrahlt nun Deinen Scheitel,
Und Friede gießt herab sein reiches Füllhorn,
Und laut in Deinen frohen Gauen schallet
Aus Hütten, Tempeln und Palästen Jauchzen!
Auch ihn vernimm, den Psalm der Enkel Abrams.
Vernimm ihn jetzt im neuen Diadem!
Verdient umstrahlt es Dich, denn gern umfasset
Dein helles Auge das, was gut und wahr,
Was schön und edel ist, und immer wird
Wie Säulen her um Deinen Thron es stehen
Was gut und schön, und wahr und edel ist. —
Israels Gott! Du Herrscher aller Herrscher!
Der Himmel Meister und des düstern Abgrunds!
Du, der den Seraph schuf, und lenkt die Sonnen
Und jedem Würmchen zeichnet vor die Bahn,
Die's in der Welten nie gemess'nem Raume
Durchwandeln soll! Es lebt, beginnt die Bahn,
Stirbt, lebt wieder, stirbt, und lebet ewig!
Erhör', Unendlicher, das Fleh'n der Harfen,
Das hier zu Deinem ewig festen Throne,
Vor dem sich Seraph, Würmchen, Sonnen beugen,
Dein treues Volk für seinen Herrscher sendet!
Für seinen Herrscher und für's fernste Wohl
Von seinem täglich blüthenreichern Stamme!
In seinem milden Schatten knie'n noch einst
Israls Enkel, wann, o süßer Trost!
Am müden Abend dieser kleinen Erde
Auf Deinen Wink, der ewig höh're Wunder
Dem Blick enthüllt, die räthselvollen Thränen
Der Frommen sich in Engelszähren wandeln!

(Wer giebt einen Kommentar zu diesen letzten Zeilen?) Des Lobes war es mehr als zu viel.

Marburg, den 2. August 1893.

H. Th. P.

Aus Heimath und Fremde.

Das Grabmal des Kurfürsten Friedrich Wilhelm auf dem alten Friedhofe zu Kassel war, wie in den Vorjahren, so auch diesmal am 20. August, dem Geburtstage des Fürsten, reichlich mit Kränzen und Blumen geschmückt, welche die Prinzen und Prinzessinnen der fürstlich Hanauischen Familie, der Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld und sonstige, dem Kurhause verwandte hohe Persönlichkeiten, sowie Mitglieder der hessischen Ritterschaft und Angehörige der Kasseler Bürgerschaft, der Verein der „Althessen“ in Kassel, und die Klubs der „Junghessen“ in Marburg, Melsungen und Immenhausen hatten niederlegen lassen. Die Kränze zierten rothweiße Schleifen, die zum Theil besondere Widmungsinschriften trugen. Das Grab war während des ganzen Tages lebhaft besucht.

Am 26. August feierte der Geheime Regierungsrath Professor Dr. August Roßbach zu Breslau seinen 70. Geburtstag. Da wir in dem Jubilare, dem hervorragenden Altphilologen und Archäologen, welchem die Wissenschaft viele ausgezeichnete Werke verdankt, einen hessischen Landsmann verehren, so erachten wir es für unsere Pflicht, dieser Feier in unserer Zeitschrift besonders zu gedenken und dabei kurz den Lebensgang des verdienstvollen Gelehrten zu schildern. Georg August Wilhelm Roßbach ist am 26. August 1823 zu Schmalkalden als Sohn des Rektors und Schulinspektors Johann Georg Roßbach geboren. Von seinem Vater, einem tüchtigen Philologen, auf das Sorgfältigste unterrichtet, trat er wohl vorbereitet 1840 in die Sekunda des Gymnasiums zu Fulda ein, an welchem in jener Zeit sämmtliche Unterrichtszweige durch vortreffliche Lehrer vertreten waren. Wir wollen hier nur die Direktoren Dr. Nikolaus Büch, und Dr. E. F. J. Donker, die Gymnasiallehrer Dr. Friedrich Franke, Karl Schwartz, Franz Dingelstedt, Dr. Alexander Müller, die Mathematiker Professor B. Arnd und Dr. W. Gies anführen. August Roßbach war ein sehr begabter und fleißiger Schüler, dessen außer-

ordentlichen Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen nicht nur die volle Anerkennung der Lehrer fanden, sondern geradezu das Staunen seiner Mitschüler erregten. August Roßbach lebte in Fulda sehr still und zurückgezogen; nur mit seinen Büchern beschäftigt, mied er vollständig die Vergnügungen der Gymnasiasten. Das stimmte nun freilich nicht mit den Gepflogenheiten seiner meist recht losen Studiengenossen, zu welchen letzteren sich zu bekennen, der Schreiber dieser Zeilen durchaus nicht ansteht. Aber weit entfernt ihn deshalb als einen philiströsen Stubenhocker zu betrachten, hatten wir ebenso große Achtung vor seinem gediegenen Charakter, seinem sittlichen Ernste, seinem offenen biederen Wesen, wie vor seinen Kenntnissen. — Zu Ostern 1844 bezog August Roßbach die Universität Leipzig, um Philologie zu studiren. Hier war es der berühmte Philologe Professor Gottfried Hermann, dem er sich vorzugsweise anschloß und dem er die dankbarste Verehrung zollte. Nach zwei Jahren vertauschte er die Universität Leipzig mit der hessischen Landes-Universität Marburg. Die Professoren Bergk, Caesar, Dietrich, Gildemeister, Rubino, von Sybel waren hier seine Lehrer. Von dem Studentenleben hielt er sich fern, um so eifriger gab er sich seinen Studien hin. Nach glänzend bestandenem Fakultätsexamen wandte er sich 1848 dem Schulfache zu. Er unterrichtete einige Zeit lang am Gymnasium zu Hanau. Doch genügte diese Beschäftigung dem strebsamen Gelehrten nicht. Er entschied sich nunmehr für die akademische Laufbahn und habilitirte sich 1852 als Privatdozent in Tübingen. Bereits nach zwei Jahren erhielt er dort eine außerordentliche Professur, und nach abermals zwei Jahren wurde er in seine jetzige Stellung als ordentlicher Professor für klassische Philologie und Archäologie an der Universität Breslau berufen. — Ueber seine wissenschaftliche Bedeutung und seine wissenschaftlichen Leistungen bringt die „Vossische Zeitung“ einen eingehenden Artikel, dem wir folgende Stellen entnehmen: „Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete Roßbach mit seinen „Untersuchungen über die römische Ehe“, die 1853 erschienen. Er erwies damit nicht nur der Alterthumswissenschaft, sondern auch der Rechtskunde und der Kulturgeschichte einen überaus ersprießlichen Dienst. Ergänzt hat Roßbach seine „Untersuchungen“ achtzehn Jahre später durch das archäologische Werk „Römische Hochzeits- und Ehedenkmäler.“ Noch bedeutsamer als Roßbachs „Untersuchungen über die römische Ehe“ sind seine Arbeiten zur griechischen Rhythmik und Metrik. Roßbach ging hierin Hand in Hand mit dem genialen Rudolf Westphal. Beider gemeinsames Werk erschien unter dem Titel „Metrik der griechischen Dramatiker und Lyriker nebst den begleitenden musischen Künsten“ während der Jahre 1854 bis 1865. Das Werk, nach Boeckh die beste Darstellung der antiken Musikgeschichte, war seiner Zeit epochemachend, und seine ganz hervorragende Bedeutung für die Dauer ist unbestritten. Aus Roßbachs Feder allein stammt der erste Band des Werkes, der die griechische Rhythmik behandelt, und gemeinsam mit Westphal schrieb Roßbach den dritten Theil „die griechische Metrik“. Roßbachs „Griechische Rhythmik“ stellt den zeitlich ersten Versuch dar, das antike System der Rhythmik in seinem ganzen Umfange unmittelbar aus den Quellen darzustellen, und zwar, was wichtig ist, unter strenger Fernhaltung der Anschauung der neueren Musik. In der „Griechischen Metrik“ setzten sich Roßbach und Westphal das Ziel, einmal „die größtentheils verschollene Kunde der metrischen Stilarten und Strophengattungen, deren sich die Dichter als fester Kunstformen bedienten, aus der erhaltenen poetischen Literatur wieder hervorzuholen“, sodann, „die Metrik als eine Wissenschaft der formalen poetischen Technik mit dem Inhalte der griechischen Dichterwerke und namentlich mit der Exegese der Dramen in den engsten Zusammenhang zu setzen.“ In nächster Beziehung zu der „Griechischen Metrik“ stehen eine Reihe Breslauer Universitätsprogramme von Roßbach über Metriker und Einzelheiten aus der Metrik. Besonders zu vermerken sind noch Ausgaben von Werken des Catull und Tibull, die Roßbach zu danken sind. Roßbachs Wirkungskreis in Breslau ist sehr umfangreich. Verbunden mit seiner Professur der klassischen Philologie und Archäologie ist die Direktion des altphilologischen und des archäologischen Seminars und des Instituts für Kirchenmusik. Rühmend verdient noch der elegante Vortrag Roßbachs hervorgehoben zu werden, durch den er seine Zuhörer ungemein zu fesseln weiß. — Unserem hochgeschätzten hessischen Landsmanne und ehemaligen Studiengenossen bringen wir zu seinem 70. Geburtstage noch nachträglich unseren herzlichsten Glückwunsch dar.

F. Z.

Am 16. August feierte Herr Pfarrer K. Ed. Fürer sein 25jähriges Jubiläum als Geistlicher an der Brüderkirche und der Altstädter Kirchengemeinde zu Kassel. Zahlreich waren die Glückwünsche und Ehrungen, welche dem Jubilare aus diesem Anlasse von seinen Vorgesetzten, geistlichen Amtsbrüdern, Angehörigen seiner Kirchengemeinde und seinen Freunden dargebracht wurden.

In diesen Tagen sind 50 Jahre verflossen, seit der begabte Tonkünstler Herr Frédéric Tivendell sich in Kassel niedergelassen hat. Tivendell, ein geborener Engländer, nahm, 14 Jahre alt, zunächst eine Organistenstelle an einer Kirche zu Liverpool an und siedelte einige Jahre später nach Kassel über, wo er seit 1843 weilt. Nachdem Tivendell auf dem damals gerade ins Leben gerufenen Konservatorium zu Leipzig unter dem Dreigestirn Schumann-Mendelssohn-Hauptmann, dann in Dresden unter Chr. Mayer

und Fr. Wieck weiter studirt und in Kassel unter Otto Kraushaar seine theoretischen Kenntnisse noch befestigt hatte, unternahm er Konzertreisen mit den ersten Künstlern Europas. So konzertirte er im Verein mit Charles Gounod, Julius Stockhausen, Clara Schumann, Joseph Joachim und dem sog. Trillerkönig Willmers in London und gab mit Thalberg in zahlreichen englischen Städten Konzerte. Von den berühmtesten Sängerinnen war Tivendell als feinfühliger Begleiter sehr geschätzt und gesucht. Durch besonders anerkennende Worte zeichnete Jenny Lind den begabten Klavierspieler in Dresden in einer Gesellschaft aus, in der sich Männer wie Gutzkow, Devrient u. A. befanden. Hauptsächlich aber ist den Musikfreunden das Zusammenspiel Tivendells mit Bott und Altmeister Spohr unvergeßlich. Welche Hochachtung der berühmte Geigenkünstler vor Tivendell hatte, geht aus folgenden Zeilen hervor, die Briefen entnommen sind, welche Spohr an Hauptmann schrieb. Die betreffende Stelle aus dem ersten Schreiben vom 2. December 1843 lautet: „In dem Konzert des Willmann spielte ich mit Tivendell und Knoop mein zweites Trio und war erstaunt mit welcher Vollendung ersterer die Klavierpartie vortrug. Dieser junge Mann wird bei seiner Rückkehr in England Aufsehen erregen, denn ich glaube nicht, daß es einen englischen Klavierspieler giebt, der es ihm gleich thut.“ In dem anderen Brief vom 5. Juni 1849 heißt es: „Am Pfingsttage gaben wir ein Konzert im Theater, was ziemlich zahlreich besucht war. Tivendell spielte mein neues Klavierquintett und eine Fantasie von Thalberg ganz meisterhaft“. Unter Tivendells veröffentlichten Kompositionen, welche sämmtlich den durchgebildeten Musiker bekunden, ragen vor allem seine vortrefflichen „Etuden“ hervor. Interessiren dürfte es auch, daß Tivendell die Kinder des letzten Kurfürsten von Hessen, Prinzessin Marie und Prinz Wilhelm, im Klavierspiel unterrichtet hat. Viele hundert Kasselaner und zahlreiche Ausländer haben den vorzüglichen Unterricht des trefflichen Mannes genossen und sind gewiß darin einig, daß es ihrem Lehrer immer darum zu thun gewesen ist, seine Schüler nur mit dem Edelsten und Besten in der Musik vertraut zu machen. Und auch Diejenigen, welche augenblicklich noch von Tivendell unterrichtet werden, rühmen den außergewöhnlich guten Geschmack und die sonstigen vortrefflichen Eigenschaften des Tonkünstlers, die ihn zu einem der begabtesten Klavierlehrer nicht nur Kassels, sondern Deutschlands gemacht haben. Trotz seiner 68 Jahre ist der Jubilar noch geistig frisch und sehr thätig. Wir wollen darum von Herzen wünschen, daß es Herrn Tivendell vergönnt sei, noch viele Jahre lang der alte, wackere Förderer guter Musik in Kassel bleiben zu können.

J. L.

Am Sonnabend den 19. August wurde im Schauspielhause zu Frankfurt a. M. „Der Räuber“, Volksstück von Elisabeth Mentzel, aufgeführt. — Bei vollbesetztem Hause ging dasselbe in Szene und der Erfolg war ein glänzender. Das Stück knüpft an die Tage von Schiller's Aufenthalt in Frankfurt an. Am 17. September 1782, schreibt die „Frankfurter Zeitung“, flüchtete Friedrich Schiller als 23 jähriger Zögling der Hohen Karlsschule mit seinem jüngeren Freunde, dem Musiker Andreas Streicher, aus Stuttgart zum Mannheimer Intendanten v. Dalberg, der bereits seine „Räuber“ mit großem Erfolg aufgeführt hatte. In Mannheim erfuhr Schiller Enttäuschung auf Enttäuschung; er wagte nicht, dort zu bleiben, da der Herzog Karl seine Bitte um straffreie Rückkehr unbeantwortet gelassen, und ging mit dem treuen Streicher und auf dessen Kosten zunächst nach Sachsenhausen. Von hier bat er Dalberg um 300 fl. Vorschuß, indem er ihm in drei bis vier Wochen sein neues Trauerspiel, den „Fiesko“, ankündigte. Dalberg lehnte ab. „Da stand der Dichter an der Sachsenhäuser Brücke“, sagt Goedeke, „und blickte die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menschen schmerzlich an, die alle ohne Theilnahme an ihm vorübergingen. Sie kannten ihn nicht, und der einzige Helfer, der ihn kannte, der ihn moralisch zu der Flucht verführt hatte, Dalberg, stieß die hilfeflehende Hand zurück. Die düsteren Tage von Sachsenhausen und Oggersheim wären ohne Streicher und seine Theilnahme noch düsterer geworden.“ Diese Episode hat unsere gefeierte Dichterin und Schriftstellerin Elisabeth Mentzel in Frankfurt a. M., der wir außer den bekannten vortefflichen hessischen Dorfgeschichten auch das gediegene Werk „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.“ verdanken, zu dem vieraktigen Volksstücke „Der Räuber“ verwerthet, und die Intendanz hat einen glücklichen Griff gethan, als sie dasselbe zur Aufführung im Frankfurter Schauspielhause bestimmte. — Wir geben nachstehend den Bericht wieder, der uns über das Lustspiel selbst und dessen Aufführung gütigst zugesandt worden ist:

„Der Räuber“, Volksstück von E. Mentzel, zum ersten Male im Frankfurter Schauspielhause aufgeführt am Samstag, den 19. August.

Eine schwierige Aufgabe hat die durch ihre hessischen Dorfgeschichten rühmlichst bekannte Verfasserin in diesem packenden, reizvollen Dialektstücke gelöst: Deutsche Litteraturgeschichte mit urwüchsigem Sachsenhäuser „Aepfelwein“ zu einem Lustspiel ganz eigener Art zu verschmelzen, die auf der einen Seite werthvolle Archivforschungen geschickt verwendet, auf der anderen so harmlos-drollige, Jedermann verständliche Volkstypen auf die Bühne bringt, daß schon durch diese Charaktere das dauernde Interesse an dem Ganzen erhalten bleibt.

Von dem Inhalt sei nur herausgenommen, wie

Schiller im Herbst 1782 auf der Flucht mit seinem treuen Freunde Streicher in Frankfurt bei dem Storchenwirth Steiner jenseits des Maines unverhofft angenehmes Unterkommen findet, die verhängnißvolle Wirkung seiner „Räuber“ bei dem Verlobten der schönen Wirthstochter erkennt und schließlich den Konflikt durch Bekehrung des Ferdinand und Versöhnung der Liebenden löst. Ferdinand, Luise, der alte Steiner, seine Frau und die episodenhaften Figuren des Barons von Recken und der Madame de Lermette geben dem jungen Schiller neuen Stoff zu einem Drama, welches, wie man leicht erräth, „Kabale und Liebe“ heißt.

Als eine glückliche Idee ist es zu preisen, daß Schiller nicht im Vordergrunde des Stückes steht, nicht allein, weil er als Bühnenfigur doch nie dem Ideal des Zuschauers entspräche, sondern weil er in der geschilderten Zeit, innerlich noch in der Entwicklung begriffen, auch äußerlich wenig aus sich zu machen wußte. So ist denn der Wirth zum „Storchen“ — durch Herrn Strohecker vorzüglich repräsentirt — die Hauptperson des Stückes geworden, welche allein schon zu der Annahme berechtigt, das verdienstvolle Werk der aus Marburg in Hessen stammenden Autorin noch recht oft über die Bretter gehen zu sehen. Viel wird es bedauert werden, daß die Arbeit trotzdem eine „lokale“ bleiben dürfte, d. h. wegen des spezifisch Sachsenhäuserischen auf Frankfurt beschränkt bleiben wird.

Die Inszenirung und Darstellung war eine recht gute. Das Publikum zeigte sich sehr animirt und rief Schauspieler und Verfasserin — welcher auch der Lorbeer nicht fehlte —, zu wiederholten Malen lebhaft vor die Rampen. Der glänzende Erfolg wird die so beliebte Dichterin sicherlich ermuthigen, dem Theater (und zwar nicht allein der Frankfurter Bühne) weitere Gaben ihres reichen Talentes zuzuführen. **Th. Schw.**

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor der Philosophie, Dr. Paul Natorp in Marburg ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Am 16. August starb zu Marburg im 62. Lebensjahre der berühmte Psychiater Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Heinrich Cramer, seit 1876 Direktor der neugegründeten Irrenheilanstalt zu Marburg.

Der außerordentliche Professor Dr. Gotthold Gundermann zu Jena ist als ordentlicher Professor für klassische Philologie an die Universität Gießen berufen worden.

Der Geheime Medizinalrath, Professor der Physiologie Dr. Ernst Pflüger zu Bonn ist nach stattgehabter Wahl zum stimmfähigen Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste ernannt worden. Geboren 1828 zu Hanau, und dort vorgebildet, studirte Pflüger zunächst in Marburg, München und Heidelberg Rechtswissenschaft. Für die Dauer aber behagte ihm die Jurisprudenz nicht und er ging zum Studium der Medizin über, das er in Marburg begann und in Berlin fortsetzte. Unter der Anleitung von Johannes Müller und Du Bois-Reymond beschäftigte er sich namentlich mit der Physiologie des Rückenmarkes, und die Ergebnisse seines Studiums, die er schon als Student erzielte, bedeuten eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft. 1855 erwarb sich Pflüger in Berlin den medizinischen Doktorgrad. Im Winterhalbjahre 1857/58 habilitirte er sich als Privatdozent für Physiologie an der Universität Berlin, wurde aber schon 1859 als Professor nach Bonn berufen. Hier verblieb Pflüger dauernd. In den verschiedenartigsten Theilen der Physiologie hat er sehr bedeutsame Beiträge geliefert und das von ihm 1868 begründete „Archiv“ ist für die Entwickelung der Physiologie in Deutschland hervorragend von Nutzen gewesen. —

Todesfälle. Es starben am 15. August zu Wiesbaden der frühere Architekt A. Rosengarten aus Kassel; am 21. August zu Kassel der Hofbuchhändler August Freyschmidt; am 23. August zu Wahlershausen der Oberförster a. D. Karl Ludwig Mergell; am 24. August zu Berlin der Geheime Justizrath Dr. Karl Oetker; am 24. August zu Marburg der Landgerichtsrath Eduard Bork; am 24. August zu Fulda der Dompfarrer und Jubilar-Priester Joseph Anton Schmitt. — Wegen Mangels an Raum konnten wir hier blos die Namen der Verewigten verzeichnen, die Nekrologe werden wir später bringen.

Briefkasten.

V. R. Kassel. Wir sind Ihnen für Ihre Mittheilungen zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Freundlichsten Gruß.

A. W. Kassel. Mit bestem Danke angenommen.

F. St. Kassel. Zusendung erhalten. Mit dem Abdrucke wird in einer der nächsten Nummern begonnen werden.

E. B. Baacke. Empfangen Sie unsern Dank für Ihre gefällige Zusendung.

H. W. Fulda. Sie erhalten Antwort.

Ph. Schw. Frankfurt a. M. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Verbindlichsten Dank.

K. H. Wiesbaden. Wir werden Ihrem Wunsche baldmöglichst nachkommen.

A. F. Hannover. Wir bedauern, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 18. Kassel, 16. September 1893.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372). Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Gefaßt.

Und kommt der Abend meines Lebens,
So seh ich ihn mit Ruhe nah'n,
Die sei mein schönster Lohn des Strebens
Auf schwer zurückgelegter Bahn.

Denn stets hab' ich auf meine Weise
Nach meinem Können, meiner Kraft,
In jedem meiner Wirkungskreise
Im Dienst der Menschheit treu geschafft.

Und sahen oft auch Augenblicke
Mich schmerzdurchfurcht und tiefbetrübt,
Ich hab', trotz aller Mißgeschicke,
Doch meine Menschenpflicht geübt.

Durch meine Seele geht kein Grollen,
Ich hab' geliebt, und nie gehaßt,
Drum mögen meine Würfel fallen
Wie's Gott gefällt, — ich bin gefaßt.

Carl Preser.



Die Entwickelung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit in den fürstlich Hessen-Kassel'schen Landen.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

II.

(Die geistlichen Gerichte in Hessen.)

Der größte Theil von Hessen stand unter dem Erzbischof von Mainz. Zur Diözese Trier gehörte nur Schiffenberg und die Gegend um Gießen, — die Gegend um Marburg gehörte schon zu Mainz, — Wetzlar und ein Ort bei Friedberg, Werheim genannt. Die Diözese Paderborn umfaßte die Grafschaft Warburg, im jetzigen Landgerichte Paderborn, den größten Theil der Grafschaft Waldeck der Herrschaft Schonenberg, sowie einen Theil der Herrschaft Jetter. Die Städte Wolfhagen und Hofgeismar hingegen gehörten wieder zu Mainz. Da die Bischöfe bei dem großen Umfange ihrer Diözesen der Ausübung der Gerichtsbarkeit allein nicht mehr gewachsen waren, legten sie einen Theil derselben den Archidiakonen auf. Jeder Archidiakon hatte seinen bestimmten Gerichtssprengel, der oft ganze Provinzen betraf. Die Bischöfe visitirten die Amtsthätigkeit der Archidiakonen gewöhnlich einmal im Jahr, entweder in eigener Person, oder, wie später üblich wurde, durch einen besonderen Kommissar. Diese Archidiakonate waren wieder in Archipresbyteriate oder Dekanate eingetheilt. Der Archipresbyter hatte keine geistliche Gerichtsbarkeit, sondern hatte nur die Geistlichen bei ihrer Annahme der Gemeinde vorzustellen und über Leben, Wandel und Amtsführung zu wachen. Zu diesem Zwecke hielt er besondere Zusammenkünfte, „conventus", unter dem Namen „Rural- oder Landcapitul" ab und berichtete wichtigere Sachen an den Archidiakonen.

Drei Mainzer Diakonen regierten in Hessen. Der eine zu Horhausen bei Stadtberge (Ober- und Niedermarsberg), dieser hatte auch die Gegend um Korbach unter sich. Der zweite zu Warburg, der die Gegend von Scherfen, der dritte zu Iburg, der die Gegend von Helmarshausen und Herstall unter sich hatte. Von ausländischen Orden bewohnte Stifter und Klöster befanden sich in Hessen. Die Klöster waren von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit und dem Papste unmittelbar unterstellt. Die Exemtion von des Bischofs Gerichtsbarkeit erstreckte sich aber nur auf die geistliche Gerichtsbarkeit, die weltliche, sowie die Landeshoheit des Landesherrn war stets unbestritten. Solche Orden waren in Hessen die Barfüßer und Predigermönche zu Marburg, die Johannitter oder Malteser zu Wiesenfeld und Nidda, der deutsche Orden zu Marburg, Schiffenberg ꝛc., die Antoniter zu Grüneberg, die Prämonstratenser zu Spießkappel und Altenburg, die Cisterzienser zu Haina, Kaldern und St. Georgen bei Frankenberg.

Auch gab es Stifter, die von der Jurisdiktion der Archidiakonen durch besondere Gnadenbriefe befreit waren. So hatte z. B. das Benediktiner-Kloster zu Breitenau das Privileg erhalten allein unter der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs zu stehen.

Den Uebergriffen der geistlichen Gerichtsbarkeit entgegenzutreten, waren die Landgrafen von Heinrich I. an bestrebt. Dieser Fürst befreite verschiedene Städte, wie z. B. im Jahre 1294 die Stadt Frankenberg von den Sendgerichten und suchte sie bei dem Privilegium der Sendfreiheit zu schützen. Das Wesen der Sendfreiheit nun bestand darin, daß kein fremder Prälat die Visitation halten durfte, dieselbe wurde in den sendfreien Städten nur durch den Ortspfarrer unter Beistand der Rathsschöppen, die hier die Stelle der Sendschöppen vertraten, abgehalten. Fast während seiner ganzen Regierungszeit lag Heinrich II. der Eiserne im Streit mit den Mainzer Erzbischöfen der Uebergriffe der geistlichen Gerichte wegen. Verschiedene Verträge mit dem Erzbischofe in Mainz, die aber stets nicht gehalten wurden, kamen zur Regelung der

geistlichen Gerichtsbarkeit zu Stande. Da der Landgraf einsah, daß auf dem gütlichen Wege des Vertrags in dieser Sache Nichts auszurichten war, so ging Heinrich einseitig vor, indem er im Jahre 1370 einen Befehl erließ, wonach das Anrufen der geistlichen Gerichtsbarkeit verboten wurde.

Wie überall, so geschah es auch in Hessen, daß die Urtheile der geistlichen Gerichte mit dem Banne vollstreckt wurden. Manche Städte nun, wie Wolfhagen im Jahre 1395, vom Papst Bonifacius IX. und Marburg vom Papst Martin V., verschafften sich Privilegien gegen das Interdikt, des Inhalts, daß, sobald die mit dem Banne belegte Person die Stadt wieder verlassen hatte, sofort alle Arten des öffentlichen Gottesdienstes wieder hergestellt wurden. Diesem Vorgehen der beiden Städte folgten bald andere.

Die Streitigkeiten wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit dauerten fort, obgleich die hessischen Fürsten in ihren Gerichtsordnungen die Anrufung der geistlichen Gerichte ausdrücklich untersagten. So erließ im Jahre 1500 am 24. August Landgraf Wilhelm II die Hofgerichtsordnung. Das Hofgericht bestand aus zwölf Richtern und einem Hofrichter und hatte seinen Sitz in Marburg. Jährlich trat dasselbe viermal zusammen. Vorher im Jahre 1422 war Landgraf Ludwig der Friedsame bestrebt gewesen seines Landes Wohlfahrt durch einen festen Frieden mit dem Erzstifte zu sichern. Auf einem Fürstentage zu Frankfurt wurde durch Vermittelung des Erzbischofs Otto zu Trier, Pfalzgrafen Ludwig beim Rhein, Friedrichs I. Kurfürsten von Brandenburg und Bischofs Johann von Würzburg ein Vertrag festgesetzt dahin lautend, daß der Landgraf die Geistlichkeit in Fritzlar und anderwärts in ihren Einkünften und Rechten ungeschmälert lassen, der Erzbischof seine Gerichte bessern und einschränken sollte, Laien sollten in weltlichen Sachen vor kein geistliches Gericht geladen werden, geschähe es aber dennoch, so sollten dieselben alsbald an die weltlichen Gerichte zurückgewiesen werden und der Kläger, der die Ladung bewirkt habe, zur Ersetzung der Unkosten angehalten werden.

Wilhelm's II. Sohn und Nachfolger, Landgraf Philipp der Großmüthige, bediente sich zur Bewahrung seiner weltlichen Gerichtsbarkeit folgenden Mittels. Um die Anrufung der geistlichen Gerichte in weltlichen Dingen, die von Niemanden mehr zu befürchten war, als von der Geistlichkeit selbst, zu beseitigen, ließ dieser Fürst bei Vergebung seiner Pfarrlehen die Priester sich dahin reserviren, daß sie seine Unterthanen nur bei ihren ordentlichen Gerichten und nirgends sonst wo verklagen würden, bei Zuwiderhandlungen würden sie ihrer Pfründe verlustig erklärt werden.

Eine durchgreifende Aenderung trat aber erst bei Einführung der Reformation durch die hessische Kirchenordnung vom 20. Oktober 1526 ein. Die Kirchenordnung hatte, um die Worte Kopp's zu gebrauchen, folgenden Inhalt: „Man überließe nehmlich jeder Gemeinde die freye Wahl ihrer Bischöfe oder Priester und Diakonen, auch die Macht, selbige wieder abzusetzen, wenn sie sich ihres Amts unwürdig gemacht hätten. Niemand solle exkommunizirt, noch von Exkommunition absolvirt werden, es geschehe dann mit Bewilligung der ganzen Gemeinde. In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sollte der Kirchenbann gar nicht statt haben, wann nicht solche Verbrechen dabey vorkämen, welche die Ausschließung aus der christlichen Gemeinde ohnehin mit sich brächten. Weltliche Händel sollten vielmehr der weltlichen Obrigkeit überlassen werden. Anstatt der Sendgerichte wurden wöchentliche Zusammenkünfte der Priester und Laien in jeder Gemeinde angeordnet, worin eines jeden, auch sogar der Priester und Bischöffen Aufführung untersucht und, was tadelhaft war, bestraft wurde, daneben wurden jährlich drey visitatores bestellt, diese visitatores sollten zwar in jeder Gemeinde, wohin sie kämen, nebst ihrem bey sich habenden Gesinde freygehalten werden, jedoch keineswegs sich unterstehen in ihren Amtssachen Geschenke zu nehmen, auch nicht einmal bey den Priestern umsonst herbergen, sondern sich mit der Atzung, welche sie von der Gemeinde erhielten, begnügen lassen rc. Ferner sollten die streitigen Ehesachen allein nach dem Wort Gottes entschieden werden, und der Bischof, (worunter jedesmal der ordentliche Priester der Gemeinde verstanden wird), in schwehren Fällen die visitatores oder andere in der Schrift erfahrene Männer um Rath fragen. Das geistliche Recht aber mit allen darin enthaltenen Grundsätzen der Römischen Hierarchie und geistlichen Gerichtsbarkeit, wurde so wenig beygehalten, daß auch kein Professor auf der Universität zu Marburg darüber lesen sollte. Man legte hingegen einem jährlich in Marburg zu haltenden Provinzial-Synodo, unter der Oberaufsicht des Landesfürsten, das oberste Kirchenregiment bey.“ Da sich aber alsbald bei dieser Kirchenordnung verschiedene Mängel herausstellten und außerdem bei den den Gemeinden überlassenen Befugnißen Zank und Hader sicherlich nicht ausgeblieben wäre, sah sich Landgraf Philipp genöthigt verschiedene dieser Gemeinderechte selbst zu handhaben, mithin diese erste Kirchenordnung umzuändern. Diese umgeänderte Kirchenordnung enthielt Folgendes: An Stelle der jährlich zu wählenden Visitatoren wurden

Superintendenten zu Marburg, Kassel, Alsfeld, Rotenburg, Darmstadt und St. Goar ernannt, deren jeder seinen Amtsbezirk hatte. Beim Abgange eines dieser Superintendenten mußten die Pfarrer seines Sprengels drei geeignete Personen vorschlagen, von denen die übrigen Superintendenten entweder einen wählten und der Landesherr die Wahl bestätigte, oder aber der Landesherr ernannte einen anderen, wenn gegen den erwählten irgend welche erhebliche Einwendungen gemacht werden konnten. Das Hauptgeschäft der Superintendenten war die Visitation; sie hatten hierbei die Amtsführung, den Lebenswandel, die Lehre der Pfarrer, das Betragen der Kirchendiener, die wirthschaftlichen Verhältnisse der Kirche, den Glauben, das Leben der Pfarrkinder zu untersuchen, überhaupt hatten sie Alles, nur Weniges ausgenommen zu thun, was den Bischöfen zur Zeit der Karolinger bei den Sendgerichten obgelegen hatte. An Stelle der Naturalverpflegung erhielten sie Geld. Statt der Synodalzeugen wählte die Gemeinde zwei oder drei Männer aus ihrer Mitte, die über den Pfarrer der Gemeinde, falls sich dieser etwas hatte zu Schulden kommen lassen, berichten mußten. Dem Superintendenten war es gestattet in seinem Bezirke Personen zu bestellen, die ihm von der Lehre und dem Leben der Pfarrer von Zeit zu Zeit Nachricht zukommen ließen. Die sechs Superintendenten hatten unter Zuziehung einiger Pfarrer jährlich Konvente zu halten und über vortheilhafte Einrichtungen der Kirche zu berathen, ohne Genehmigung des Landesherrn durfte jedoch Neues nicht eingeführt noch beschlossen werden. In einer zu Marburg 1539 gedruckten „Ordnung der christlichen Kirchenzucht für die Kirchen im Fürstenthum Hessen“ wurde bestimmt, daß in jeder Kirche „Aelteste“, die über das Verhalten der Pfarrer und Gemeindemitglieder Aufsicht zu führen hatten, bestellt würden. Ohne Erkenntniß der Superintendenten durfte Niemand mit dem Kirchenbanne belegt werden, der damit Belegte hatte aber alle bürgerlichen Rechte. Am 21. Oktober 1566 wurde die bereits erlassene Kirchenordnung wiederholt, neu bestätigt und folgende Verordnung hinzugefügt: „Von den sechs Superintendenten sollte der eine wie der andere die gleiche Gewalt haben, die neu anzunehmenden Prediger sollten nicht eher zum Predigeramt zugelassen werden, bevor sie nach Ablegung eines Examens für brauchbar befunden wären.“ In der Reformationsordnung vom 1. August 1572 wurde bestimmt, daß die Beschwerden gegen die Pfarrer entweder von den Superintendenten allein oder, wenn es wichtigere Sachen wären, von den geistlichen und weltlichen Räthen, von der General-Synode beziehungsweise vom Landesherrn selbst untersucht und abgestellt werden sollten.

In den Kirchen-Agenden vom 20. Juli 1573 wurde den Superintendenten eine ausführliche Instruktion ertheilt, wonach sie sich bei ihren Visitationen zu richten hatten. Landgraf Moritz empfahl durch die Konsistorialordnung vom 10. Oktober 1610 den Superintendenten diese Visitationen nochmals. Außerdem setzte dieser Landgraf ein aus geistlichen und weltlichen Räthen zusammengesetztes beständiges Konsistorium ein, das zu bestimmten Zeiten eine Zusammenkunft aller Superintendenten anstellen und eine Ober- oder synodalische Visitation, um die Gleichheit in der Lehre und den Ceremonien beizubehalten, veranstalten sollte. Diesem Konsistorium wurde die Aufsicht und die nothwendige Verfügung bei Bestellung der Pfarrer, die bisher den Superintendenten überlassen war, übertragen. Landgraf Wilhelm V. bestätigte durch die Presbyterialordnung vom 7. April 1630 das Amt der Kirchenältesten. Am 1. Februar 1657 wurde durch Landgraf Wilhelm VI. eine erneuerte Presbyterialordnung und eine neue Kirchenordnung erlassen, in welcher die alte weiter ausgebildet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Friedrich Hartig,
ein hessischer Forstmann.

Von K. Zwenger.

(Schluß.)

Hartig's Thätigkeit als Forstwirth war eine sehr umfangreiche. Das fürstlich oranische und das kurfürstlich hessische Forstwesen verdankt ihm eine ganze Reihe vortrefflicher Einrichtungen. Forstorganisation, Forsteinrichtung, Kulturwesen und forstliches Unterrichtswesen waren die Gegenstände, welchen er hauptsächlich sein Augenmerk zuwandte. Nachdem er sich von 1803 ab zunächst vorzugsweise mit Grenzfeststellungsarbeiten beschäftigt hatte, entwarf er die neuen Forstorganisationspläne für die Fürstenthümer Fulda und Corvey sowie für die Graf-

schaft Dortmund. Im Zeitraum von 1818 bis 1821 betrieb er die Vermessungen der Forste Leibolz, Haselstein, Sandberg, Thiergarten, Giesel, Kämmerzell, Bimbach, Nonnenrod, Fasanerie und Rommerz. Von 1821 bis 1824 hat er nicht weniger als 348 275 Kasseler Acker Staats- und Interessenforste eingerichtet. Von da ab überließ er die Betriebsregulirungsgeschäfte, wegen vorgerückten Lebensalters, den technischen Mitgliedern des wieder errichteten kurhessischen Oberforstkollegiums.

Weniger glücklich war Hartig, wie Professor R. Heß in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", B. 10, (Leipzig 1879) schreibt, mit seinen Maßnahmen auf waldbaulichem Gebiete. „Durch seinen Bruder mit dem von diesem erfundenen s. g. Hochwaldkonservationshieb oder Georg Ludwig Hartig'scher Betrieb bekannt geworden, suchte er diese Wirthschaftsform im Fuldaischen und Hessischen auch da einzubürgern, wo die Verhältnisse nicht dazu nöthigten, seit 1813 zumal in dem Forstreviere Flieden. Die Spuren dieses Fehlgriffes sind hier und da noch in vielen verlichteten Buchenbeständen und immer mehr gesunkener Bodenkraft, namentlich auf mageren trocknen Sandsteinböden wahrzunehmen. Sie würden noch sichtbarer sein, wenn die Praktiker, welche im richtigen Gefühl von diesem Hochwaldkonservationsbetrieb möglichst wenig hielten und denselben scherzhaft den „Hochwaldkonfusionshieb" nannten, den Hartig'schen Vorschriften genau nachgekommen wären. Zum Glück für den Wald handelten sie aber oft schnurstracks entgegen, indem sie an Stelle des im 36—50 jährigen Holze angeordneten Stockschlages blos eine starke Durchforstung einlegten und hierdurch geschlossene Bestände und reiche Humusdecke, mithin die Waldbodenkraft erhielten. — Auch die von Hartig im Großen getriebene Manie der Ausführung gemischter Kiefern- und Lärchenvollsaaten verdient, da beide Holzarten Lichtfreunde sind, sich daher zu ständigen Mischungen, nach heutigen Anschauungen, in der Regel nicht eignen, nur bedingte Anerkennung.

„Die vorzüglichsten Reformen, welche unter Hartig's Direktion und unter den Auspicien des auch als Forstmann in den weitesten Kreisen bekannten Staatsministers von Witzleben in Kurhessen in das Leben traten, sind: die Einführung zweckmäßiger Betriebsvorschläge (1822), die Forststrafordnung (1822), die Holzhauer-Instruktion (1824), die Einführung des Baumrodens (1825), die Verordnung von Holzversteigerungen (1834), das Streuregulativ (1839), das Regulativ für den Forstbetrieb in den Gemeindewaldungen (1840) rc. Es wurden durch alle diese lauter fundamentale Fragen betreffenden Einrichtungen eigentlich die ersten Bausteine für das kurhessische Staatsforstwesen gelegt und ein rationeller Forstbetrieb angebahnt.

„Auch als forstlicher Schriftsteller hat sich Ernst Friedrich Hartig einen geachteten Namen erworben. Er schrieb: „Die Forstbetriebseinrichtung nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen" Kassel und Marburg 1826 (mit 21 Tafeln); „Anweisung zur Aufstellung und Ausführung der jährlichen Forstwirthschaftspläne nach Maßgabe einer systematischen Forstbetriebseinrichtung" (mit 10 Tafeln), Gießen 1827; „Praktische Anleitung zum Baumroden, nach den neuesten Versuchen," Marburg 1827; „Praktische Anleitung zum Vermessen und Chartiren der Forste, in Bezug auf Betriebsregulirung", mit 2 Kupfertafeln und Tabellen, Gießen 1828; „Lehrbuch der Teichwirthschaft und Verwaltung in Verbindung mit der Wiesen- und Ackerverbesserung, nach den Anforderungen des rationellen Landwirthes abgefaßt, mit einer Steintafel und 13 Tabellen, 1831". — Mit Ausnahme des zuletzt genannten Buches sind sämmtliche Werke aus dem Bedürfniß der Verwaltung hervorgegangen und speziel für diese berechnet. Man muß deshalb bei ihrer Beurtheilung gerade diesen Maßstab anlegen. Hartig wollte weniger doktrinäre, wissenschaftliche Erörterungen, als vielmehr positive Anhaltspunkte für den praktischen Betrieb geben. Hieraus erklärt sich die meistens in Form kategorischer Instruktionsvorschriften gekleidete und dem damaligen wissenschaftlichen Standpunkte des Forstpersonals angepaßte Schreibweise. Der Hauptvorzug seiner Werke liegt darin, daß sie auf eigenen Erfahrungen beruhen. Hartig schrieb z. B. seine „Forstbetriebseinrichtung (das Massenfachwerk betreffend) erst nachdem er nicht weniger als 65 Reviere zu forstlichem Nachhaltsbetriebe eingerichtet hatte und sich auf eine 32 jährige Erfahrung berufen konnte." So äußert sich der rühmlichst bekannte Professor der Forstwissenschaft in Gießen, Geheimer Hofrath Dr. Richard Heß in dem angeführten Werke über Ernst Friedrich Hartig.

Ganz besonders verdient noch Hartig's Fürsorge für die wissenschaftliche Ausbildung des Forstpersonals hervorgehoben zu werden, die er nicht nur, wie bereits erwähnt, durch die Gründung der Forstlehranstalt in Fulda, sondern auch durch die Errichtung von Fostlesevereinen bekundete, wodurch dem Forstpersonale die wichtigsten forstlichen Zeitschriften und bedeutenderen Fachwerke zugänglich gemacht wurden.

War auch Ernst Friedrich Hartig seinem ältesten Bruder, dem berühmten Forstmann Georg Ludwig Hartig, Oberlandforstmeister und Staatsrath in Berlin (gestorben am 2. Februar 1836) an geistiger Bedeutung untergeordnet, so

gehörte er doch zu den hervorragendsten Forstmännern seiner Zeit, und ganz besonders hat er sich um die Forstwissenschaft in Kurhessen verdient gemacht.

Am 1. Juli 1841 trat Ernst Friedrich Hartig in den Ruhestand, den er jedoch nur zwei Jahre genießen sollte. Er starb am 17. August 1843. Verheirathet war er seit 1823 mit Katharina, geborene Martin, aus Burgtann. Die Ehe war kinderlos.

Zum Schlusse unseres Artikels lassen wir einen Auszug aus der kurfürstlichen Verordnung vom 6. April 1816 folgen, durch welche die von Ernst Friedrich Hartig gegründete Privat-Forstlehranstalt in Fulda zu einer Staatsanstalt erhoben wurde:

„In der Ueberzeugung, daß das Wohl Unserer Lande und der Flor des Nahrungsstandes Unserer getreuen Unterthanen von dem guten Zustande der Forste und von deren zweckmäßigen Verwaltung durch ununterbrochene Erzielung und Verabreichung des nöthigen Holzbedarfs wesentlich mit abhängt, haben Wir Wilhelm I., Kurfürst von Hessen, Großherzog von Fulda ꝛc., verordnet:

1. Zu Fulda wird für Unsere sämmtlichen Lande ein Forstinstitut errichtet, das heißt eine Lehranstalt, worin vollständiger Unterricht in sämmtlichen Theilen der eigentlichen Forstwissenschaft, in Verbindung mit den nöthigen Hülfs- und Vorbereitungswissenschaften, auch der Jagd- und Fischereikunde, durch die dazu eigens erwählten und besoldeten Lehrer ertheilt wird.

2. Zugleich bildet dieses Institut eine praktische Anstalt, da in den zunächst gelegenen Waldungen und bei deren Verwaltung durch Unsere Forstbediensteten, nach Auswahl und Vorschrift des Direktors, thätige Anleitung zur Geschäftsführung selbst sowie zur Ausübung und Anwendung dessen, was wissenschaftlich gelehrt worden, gegeben werden soll.

3. Zum Spezialdirektor dieses Instituts ernennen Wir allergnädigst Unsern dasigen Oberforstmeister Hartig, welchem, unter Anleitung und Oberaufsicht Unseres Geheimen Staatsministers und Oberjägermeisters von Witzleben, die ganze Führung der Anstalt mit dem Vortrage der Haupttheile der eigentlichen Forst- und Jagdwissenschaft selbst, und zugleich die zweckmäßige Anordnung des ganzen Unterrichts nach einem von ihm zu entwerfenden, von Uns aber zu genehmigenden Lehrkursus und die Abfassung der nöthigen Statuten übertragen ist.

4. Acht, durch Fleiß, Vorkenntnisse und gute Aufführung ausgezeichnete Jäger Unseres Jägerkorps sind, nach bestandener Prüfung, zu Eleven dieser Anstalt bestimmt.

5. Ein jeder derselben erhält, außer freier Wohnung, Holz und Licht, zu seinem Unterhalte monatlich fünf Thaler.

6. Bei entstehenden Erledigungen reitender oder gehender Försterstellen in Unsern gesammten Landen, ingleichen bei eintretender Unbrauchbarkeit, Altersschwäche oder anhaltender Krankheit einzelner Forstbediensteten soll sowohl die Besetzung wirklicher Stellen, als die einstweilige Verwaltung, wo sie nöthig ist, allein aus dieser Anstalt geschehen.

Bei dem Abgange des einen oder andern Eleven aus dem Institute, wird jederzeit die Anzahl bis zu acht aus dem Jägerkorps ergänzt.

7. Der Direktor hat darauf zu sehen, daß durch einen völlig zweckmäßigen Unterricht in den verschiedenen Theilen der Forstwissenschaft, verbunden mit der nöthigen praktischen Anleitung zur Forstverwaltung im Walde selbst, und mit einer landesverfassungsmäßigen nothwendigen Geschäftskunde die vollständigste Anleitung zu einem gründlichen, anwendbaren und nicht blos spekulativen Wissen gegeben und die Eleven zu wahrhaft brauchbaren Forstdienern des Staats erzogen werden.

8. Ein Jeder, welches Standes und Abkunft er auch sei, der künftig in Unsern Staaten auf ein Forstamt und einen wirklichen Dienst als Forstbediensteter Anspruch macht, ist, ohne Ausnahme, gehalten, dieses Institut wenigstens zwei Jahre lang zu besuchen, oder, wenn er die nöthigen Forstkenntnisse bereits erlangt zu haben vorgibt, sich einer Prüfung bei den Lehrern des Instituts in allen Theilen der Wissenschaften, die daselbst gelehrt werden, zu unterwerfen, um dadurch die angeblich bereits erlangten Kenntnisse vollständig nachzuweisen.

Es muß daher einem Jeden, der sich dem Forstwesen widmen will, diese Anstalt um so erwünschter sein, da dem Direktor nachgelassen ist, mit dieser öffentlichen Anstalt ein Privatinstitut zu verbinden, dergestalt, daß er mit jedem, außer den acht Jägern, eintretenden Eleven, über Unterricht und Honorar für sich und die übrigen Lehrer, eine besondere Uebereinkunft treffen kann."

Am Schlusse der Verordnung wird allen denjenigen, welche sich in diesem Institute besonders auszeichnen werden, nicht nur das „allergnädigste Wohlwollen" des Landesherrn, sondern auch das Versprechen zugesichert, daß bei Besetzung der Stellen auf sie besonders Rücksicht genommen werden soll. —

Die Forstlehranstalt zu Fulda erlangte bald einen ausgezeichneten Ruf. Nicht nur von Inländern, auch von Ausländern wurde dieselbe besucht. Die Zahl der Forststudenten mag sich immer auf 40 bis 50 belaufen haben. Das In-

stitutsgebäude befand sich im s. g. Ackerhof, in welchem auch die auf Staatskosten studirenden Eleven wohnten und daher von den anderen Forststudenten den Beinamen „die Ackerhöfer“ erhielten. Als Lehrer der eigentlichen Forstwissenschaft wirkten an der Forstanstalt der Direktor Hartig, der Oberförster Johann Jakob Wickel, der Forstkalkulator Ludwig Kluberdanz (Geschäftsstil); die Hülfswissenschaften lehrten die Lycealprofessoren Burkard Schell (höhere Mathematik, ebene und sphärische Trigonometrie), Philipp Wehner (Elementarmathematik), Balthasar Arnd (Physik, Chemie und Botanik). Die Kollegien wurden in den Parterreräumen der Landesbibliothek gehalten, wo sich auch die Sammlungen, u. a. ein Modellhaus, Holzsammlungen, forstbotanische, mineralogische Sammlungen, physikalische Instrumente 2c., sowie ausgestopft der letzte zu Anfang dieses Jahrhunderts von dem Förster Adam Lamm zu Leibolz in der Fuldaer Gegend (im Schildawalde) erlegte Wolf befanden. Als botanischer Garten war ein wüst liegendes Feld vor dem Paulusthore, am Fuße des Frauenbergs, angelegt worden, und als Forstgarten wurden größere Parzellen im Gerlos benutzt. Der erstere wurde später in die jetzige Anlage umgewandelt, und die schöne Anpflanzung im Gerlos war lange noch ein beliebter Ausflugspunkt der Fuldaer. —

Tüchtige, theoretisch wie praktisch gebildete Forstleute sind aus der Fuldaer Forstlehranstalt hervorgegangen und zweifellos würde sich dieselbe zu einem der ersten Forstinstitute Deutschlands emporgeschwungen haben, denn hier waren alle Vorbedingungen dazu vorhanden, wenn die kurhessische Staatsregierung andauernd in gleichem Maße der Anstalt ihr Interesse zugewandt hätte, wie dies anfänglich der Fall gewesen war. Allerdings wurde nach der Ernennung Hartig's zum Landforstmeister und Chef der Oberforstdirektion in Kassel der rühmlichst bekannte Professor der Forstwissenschaft zu Tübingen, Forstmeister Johann Christian Hundeshagen, ein geborener Kurhesse, zum Direktor der Fuldaer Forstlehranstalt berufen, aber nur vier Jahre verblieb derselbe in dieser Stellung. Im Jahre 1824 nahm er einen sehr ehrenvollen Ruf an die Universität Gießen an; nach seinem Abgange wurde aber die Direktorstelle nicht wieder besetzt und zwei Jahre später wurde die Anstalt nach Melsungen verlegt. Ob es richtig ist, daß zu dieser Verlegung wiederholt zwischen Offizieren der Fuldaer Garnison und Forststudenten vorgekommene Streitigkeiten und darauf folgende blutige Duelle den Hauptanlaß gegeben hätten, vermögen wir nicht zu sagen. —

Eine biographische Skizze von Johann Christian Hundeshagen behalten wir uns für später vor.

Inschriften an Kasseler Gebäulichkeiten.

Von Karl Knetsch.

Die alte Residenzstadt Hessens, Kassel, hat noch manches interessante Bauwerk aufzuweisen. An vielen alten Häusern finden wir das Jahr der Erbauung angegeben, oft im Verein mit erklärenden Worten oder Bibelsprüchen.

Ueber die älteren Gebäude der Stadt Kassel, ihre Entstehungszeit und Bedeutung ist vor längerer Zeit eine beachtenswerthe Schrift von Nebelthau erschienen. Betrachten wir jetzt einmal die Inschriften an Kasseler Gebäulichkeiten.

Da sind zuerst die Inschriften an öffentlichen Bauwerken zu erwähnen. Die Ausbeute, die wir auf einem Gange durch die Stadt machen, ist freilich verhältnißmäßig nur gering.

Viele mit Inschriften versehene Bauten sind den Anforderungen der Neuzeit zum Opfer gefallen, darunter vor allem die Befestigungswerke der Stadt mit ihren Rondelen und Thoren.[1])

Von der kleinen Zahl der Inschriften, die auf uns gekommen sind, finden wir die ältesten an den beiden Hauptkirchen der Stadt. Am Eingange zur Brüderkirche steht der Vers

TeMpora strVCtVrae VersVs notat hIC, Lege CaVte,[2])

wonach der Bau der Kirche 1376 vollendet wurde.

Neben dem Hauptportale der Martinskirche befinden sich die schwer zu entziffernden Worte

Anno Domini MCCCCXXXX inceptum est presens opus

---

1) Vergleiche Schminke, umständliche Beschreibung von Kassel, 1767, unter: Schloß, Rathhaus, Gießhaus, Zeugmantel, Todtenthor, Ahnabergerthor, Neues Thor, Brückenthor nach der Fulda, Müllerthor u. s. w.

2) Lies mit Bedacht, denn die Zeit der Erbauung kündet der Vers Dir!

tempore Domini Hermanni Lindenheim Decani,
Petri Hardenberg et Henrici Weingarthen
magistrorum
fabricae ecclesiae huius.[3])

Eine weitere Inschrift, die sich an einem Pfeiler der Martinskirche befinden und von der verheerenden Pest 1442 berichten soll, habe ich nicht entdecken können.[4]) Erst aus dem Jahre 1583, also beinahe $1^1/_2$ Jahrhunderte jünger, sind die nächsten Inschriften. Sie beziehen sich auf die Erbauung des Zeughauses in der jetzigen Artilleriestraße und sind von dem gelehrten Landgrafen Moritz verfaßt.

W. L. Z. H.

Auspiciis est structa Dei domus alta parentis
Wilhelmi praestans principis istud opus.
Anxius hic noster populus solamen habebit,
Quod Deus avertat, si premat acre malum.
Cum furit hostis atrox aedes tunc arma ministrant
Et frumenta simul dant dominante fame.
Nos tegat alma manus divini numinis omnes,
Omnes exsaturet nos benedicta manus.[5])

und

W. L. Z. H.

Quodsi forte roges tanto molimine noster
Struxerit hoc princeps cur Guilielmus opus,
Hassia quo fugeret duro discrimine pressa,
Subsidium praesens atque iuvamen erit.
Haec distincta locis geminum domus afferet usum
Armamenta viris ac alimenta fami.
Urgeat hostilis seu vis seu turpis avarus,
Hic sibi provisum patria nostra sciat.
M. H. L. Anno 1583.[6])

Noch eine Erinnerung aus der Regierungszeit Wilhelms IV., des Weisen, ist das mit Wappen und Inschrift geschmückte Elisabethenhospital. Die lateinischen Verse lauten:

Sancta . quod . Elisabet . quondam . fundavit . alumnis
Wilhelmus . princeps . eiusdem . clara . propago
Divite . struxit . opus . sumtu . et . providentibus . auxit
Esset . ut . emeritis . requies . merces . que . laborum.
1587 Renovatum 1771.[7])

Wilhelms des Weisen Sohn Moritz der Gelehrte gründete 1618 das Collegium Mauritianum, die hohe Schule für seinen Adel, im alten Karmeliterkloster am Marställer Platze. Ueber dem Durchgange vom Renthofe zur Fuldagasse lesen wir die Distichen:

Hoc pius ex voto seris memorabile seclis
Mauritius primus condidit author opus
Hic pietas artesque togae Martisque Minerva
Docta probe sedem gaudet habere suam.
O patris hoc patriae monumentum fulminis exors
Tutela aeternum stet maneatque Dei
ConsILIo CLarens CLarens VIrtVte LyCeVM.[8])

Die nächste Inschrift läßt uns in ihren Resten den Einsturz des runden Thurmes vor der Schlagd und seinen Neubau durch Landgraf Wilhelm VI. errathen:

Wilhelmus
Sextus
Molem hanc animis fun
damentis aquarum . .
. . . ac . . . . visq.
collapsam . . . .
inter se iung . . . . . m .
. . . us eodem . a . . . . .
. . . Anno C . . . . LII. .[9])

---

[3]) Im Jahre des Herrn 1440 wurde dies Werk hier begonnen, als Herr Hermann Lindenheim Dekan war und Peter Hardenberg und Heinrich Weingarthen den Bau dieser Kirche leiteten. Vergleiche auch Schminke, Kassel 1767, Seite 351, Nebelthau, Denkwürdigkeiten von Kassel (Z. d. h. Gesch.-Ver. N. F. III. Seite 90.) Hoffmeister, Künstler und Kunsthandwerker in Kassel, unter „Hardenberg“.

[4]) Vergleiche Nebelthau, Denkwürdigkeiten, S. 78:
M. C. sic trinis cum L. VI. quoque binis
Mundi per gyrum regnat epidemia totum
Cladis de peste pereunt homines tibi (?) teste (?)
Pars hominum bina penetrat coelestia regna.

[5]) Wilhelm Landgraf zu Hessen.
Unter des Höchsten Schutz erwuchs zu gewaltigem Baue
Hier dies stolze Werk meines fürstlichen Vaters Wilhelm.
Trost wird unser Volk in großer Noth hier finden,
Wenn, was Gott verhüt', Unglück heimsucht das Land.
Wüthet grausam der Feind, dies Haus beut Waffen zur Abwehr;
Lebensmittel zugleich in Hungersnöthen gewährt es.
Mög' uns beschirmen all' die gütige Hand des Höchsten,
Möge der gütige Gott von uns wehren die Noth!

[6]) Wilhelm Landgraf zu Hessen.
Wer da fragt, warum Fürst Wilhelm solche Mühe
Auf diesen Bau verwandt, der wisse: Schutz und Hülfe
Wird er bieten dem Land; in Gefahr eine Zufluchtsstätte
Soll er jederzeit unserm Hessenland sein!
Zwiefach nützet uns dies herrlich gelegene Bauwerk,
Waffen beuts für den Krieg, Brot in Hungersnoth.
Dränget nun Feindesgewalt, bedroht uns der gierige Unhold,
Findet Hülfe das Land hier zu jeglicher Zeit!
Moritz Landgraf von Hessen. 1583.

[7]) Diesen Bau, den einst St. Elisabeth für ihre Pfleglinge gegründet hat, hat Fürst Wilhelm, ihr erlauchter Sproß, mit beträchtlichen Kosten errichtet und reichlich versorgt, damit die Altersschwachen hier Ruhe fänden und den Lohn für die Mühen des Lebens.

[8]) Der Gründer dieses Gebäudes ist Moritz I., der in frommer Scheu auf Grund eines Gelübdes den Bau errichten ließ, ein Denkmal für spätere Zeiten. Hier ihren Sitz zu haben freut sich Religion und Minerva, die gleich trefflich beherrscht die Künste des Friedens wie die des Krieges. Möchte der Blitz dies Denkmal, das der Vater des Vaterlandes errichtet, gnädig verschonen; möge es im Schutze Gottes ewig stehen und erhalten werden, eine Leuchte der Weisheit und Tugend. 1618. — Bei Schminke und Neuber (Renthof—Hessenland 1890), statt pius — opus.

[9]) Vergleiche auch Nebelthau, ältere Gebäude in Kassel, Seite 23, wonach der Thurm 1652 neu aufgeführt wurde.

Wir werden jetzt in eine ganz andere Zeit versetzt. Ein neuer Stadttheil entsteht vor unsern Augen, dessen erstes Gebäude sich durch folgende Inschrift kenntlich macht:

Urbis prima domus. Posuit fundamina princeps
CaroLVs Is VIVat, stet DoMVs VrbsqVe dIV.
Renovatum W. Berninger. 1869. [10])

Landgraf Karl hatte den durch die Aufhebung des Ediktes von Nîmes heimathlos gewordenen französischen Protestanten freundliche Aufnahme in seiner Residenz gewährt. Sie siedelten sich in der Oberneustadt an und brachten durch ihre Intelligenz und ihren Fleiß neuen Aufschwung in Handel und Gewerbe der Stadt.

Bald wurde auch ein Gotteshaus im neuen Stadttheile errichtet. Die Inschrift über dem Haupteingange nennt uns den Erbauer

. D . O . M .
Carolus.
Hassiarum . Landgravius .
Princeps . Herose . Com . C . D . Z . N .
Pio . zelo . in . Gallos .
Ob . verum . Dei . cultum . patriis . eiectos. Laribus.
Aedem . hanc . supremo . numini . dicatam.
In . profugorum . solamen .
Primo . lapide . iacto . a . fundamentis . extrui . iussit .
Confecit . et . inauguravit . Anno . MDCCX.

Exaudivi . preces . ad . me . tuas . et . elegi .
Locum . istum . mihi . in . domum . sacram .
I . Reg . VIIII . V . III . [11])

Aus derselben Zeit stammt das ehemalige französische Hospital am Meßplatze, das noch die Inschrift trägt:

Hôpital Des François Refugiés

aber seit der Verschmelzung der Oberneustädter und der Französischen Gemeinde anderen Zwecken dient.

Eine Tafel, die an das längst abgebrochene Weinberger Thor erinnert und jetzt vor dem Frankfurter Thor links in die Seitenmauer eingelassen ist, trägt folgende Inschrift:

Favente . Deo . T . O . M .
Carolus . Hassiarum . Landgr :
Princeps . optumus .
Porticum . hanc . cum . fortalitio . posuit .
. Et . suis . et . posteris .
. Consecravit .
. Anno .
. Aerae . Christianae .
. M . D . C . C . I . V . [12])

Karls Nachfolger, sein Sohn Friedrich I., wurde durch seine Heirath mit Ulrike Eleonore König von Schweden. Er trat bei seinem Regierungsantritt vom reformirten zum lutherischen Bekenntnisse über und erbaute den Lutheranern Kassels, die bis dahin in das nahe gelegene Hannöversche Dorf Spickershausen zur Kirche hatten gehen müssen, ein eigenes Gotteshaus am Graben.

Die Grundsteinlegung geschah am 8. November 1734, wie wir aus der Inschrift, die das Gebäude trägt, ersehen;

Genes: XXVIII . V. 17.
Non est hic nisi domus Dei:
Cuius
Ex indulgentia Augustissimi
Friderici I.
Regis Sueciae Landgravii Hassiae
Jactus fuit primus lapis
D. VIII. Novemb: Ao MDCCXXXIV. [13])

Eine Erinnerung an die Drangsale Kassels im siebenjährigen Kriege finden wir am Martinsplatze. Ueber dem Altane des alten Polytechnikums ist eine Kanonenkugel, die einen Pfeiler des Hauses zertrümmert hatte, eingemauert. Dabei stehen die erklärenden Worte, die die Jahreszahl in sich enthalten

CoLVMna In fIne obsiDIonIs InfraCta
D. XXVII. Mart. [14])

---

10) Erstes Haus der Stadt. Den Grundstein legte Landgraf Karl. Lang' lebe der Fürst, lang' stehe dies Haus, lange Kassel! 1688.

11) Gott dem Allgütigen und Allmächtigen! Karl, Landgraf von Hessen, Fürst von Hersfeld Graf von Katzenellnbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda, ließ in frommem Eifer für die um ihres wahren Glaubens willen von dem heimischen Herde vertriebenen Franzosen diesen dem Höchsten geweihten Tempel, zu dem er den Grundstein gelegt, zum Troste der Flüchtlinge von Grund aus aufrichten. Im Jahre 1710 wurde der Bau vollendet und die Einweihung vollzogen. — Ich habe dein Gebet und Flehen gehöret, das du von mir geflehet hast, und habe dies Haus geheiliget. 1. Kön. 9, Vers 3.

12) Unter dem gnädigen Schutze des Allmächtigen errichtete der edle Landgraf Karl von Hessen dies Festungsthor und weihte es der Mit- und Nachwelt im Jahre 1704 der christlichen Zeitrechnung.

13) Genesis XXVIII. Vers 17. Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus: Sein Grundstein wurde gelegt am 8. November 1734 durch die Gnade Sr. Majestät Friedrichs I., des Königs von Schweden, Landgrafen von Hessen.

14) Am Ende der Belagerung wurde diese Säule zerschmettert, den 27. März 1760. (Forts. folgt.)

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

I.

Im Jahre des Heils 1769, an einem herrlichen Sommer-Sonntage, lehnte Eckebrecht von Münikerode, Zögling des Landgräflich Hessischen Pagenhauses zu Kassel, nachlässig in der Brüstung des geöffneten Fensters eines weiten Gemaches.

Der sonst von zahlreichen Gestalten belebte Raum machte augenblicklich einen verödeten Eindruck. Das hübsche Gesicht des jugendlichen Kavaliers zeigte das Spiegelbild der Langeweile, welche er empfand; denn auch die Anlagen und Straßen, die sich ihm als Augenweide boten, lagen vereinsamt in der nachmittäglichen Sonnengluth da.

Plötzlich fühlte der gedankenlos in's Blaue starrende Jüngling einen kleinen Ruck an seinem Zöpfchen, welches vorschriftsmäßig die gepuderte Frisur abschloß. Unwirsch wandte er das Haupt, um den unberufenen Ueberfall zu rügen, aber alsbald erhellten sich die Züge des „langen Jungen", indem er in das lachende Gesicht eines Mädchens schaute. Die Kleine mochte etwa neun Jahre zählen, ihre Wangen glühten von dem raschen Gang durch die Sonne, und vor Erregung über die wohlgelungene kühne That.

„Gelt?" sagte sie seelenfroh, „Du hast mich nicht gehört, mon oncle, ich bin wie ein Mäuschen heran geschlichen."

„In der That", erwiderte er treuherzig, „Du hast mich völlig überrumpelt, aber Dich kleines Fräulein durfte ich auch am wenigsten hier erwarten, wo alles Weibliche streng verpönt ist."

Nun wurde, Agnete von Loßberg, so hieß das Kind, doch ein wenig verlegen; schmollend brachte sie die Worte hervor: „Ich wußte es ja, daß Du allein warest, wenn Du aber ungalant bist, so will ich gehen und den schönen Kuchen wieder mitnehmen, den ich für Dich gebracht habe."

Dabei öffnete sie den Deckel eines Körbchens, dem der angenehme Duft frischen Backwerks entquoll. „Es that mir zu leid," fuhr das Kind fort, „daß du hier allein im Arrest saßest, und von all den guten Sachen, die zu Ehren des Besuches von Großmama und Ohm Tankmar aufgetischt wurden, nicht die Spur zu schmecken bekamst."

„Na Kleine", begütigte er die Grollende, „laß uns Frieden schließen, es war nicht so böse gemeint. Für die nächste Stunde garantiere ich vollständige Sicherheit, setze Dich zu mir und erzähle, wie sie zu Hause über mich abgeurtheilt haben. Mittlerweile bekämpfe ich mein Mißgeschick durch Vertilgung Deiner Leckerbissen."

„Ja", sagte das Kind, mit Aufbietung aller seiner Würde, „Großmama hat doch auch Recht, wenn sie sich darüber betrübt, daß Du niemals vernünftig wirst und strafwürdige Thorheiten nicht einmal während ihres Hierseins unterlassen kannst. Was hat es denn eigentlich wieder gegeben?"

„Gar nichts", entgegnete der Befragte, ein Stück des vortrefflichen Kuchens in den Mund schiebend. „So gut wie gar nichts. Ich kreidete dem Zeichenlehrer einen Eselskopf auf den Rücken. Ich sage Dir famos getroffen; aber anstatt mein Talent anzuerkennen, meldet mich der zweibeinige Esel zum Hausarrest. Es ist scheußlich fatal!"

Plötzlich unterbrach der Junker seine Eßlust, richtete die Augen forschend auf das Mädchen und stellte ihm die Frage: „Agnete gab Deine Mutter Dir den Kuchen für mich?"

Die Kleine wurde dunkelroth und ihre Augen füllten sich mit Thränen; stockend gab sie zur Antwort: „Mama dachte wohl nur nicht daran, darum verbarg ich mein erstes Stück und bat dann noch um ein zweites, welches ich auch erhielt, obwohl Ohm Tankmar äußerte: Viele Süßigkeiten sind unzuträglich für Kinder." Dann nannte mich der Ohm „Trotzkopf" als ich es nicht sogleich aufaß, aber seine Meinung über mich ist mir ganz gleichgültig, wenn Du, Onkel Eckebrecht, Dich nur ein wenig darüber freust."

Sie sah mit glänzenden Augen zu ihm auf, er strich mit der großen wohlgeformten Hand über ihren Scheitel.

„Du bist das beste kleine Ding Agnete, hast mir ja auch versprochen mein Bräutchen zu sein, aber weißt Du was, eine Heuchlerin darfst Du mir zu Liebe doch nicht werden. Liegt mir selbst auch nicht viel an Bruder Tankmars Urtheil, so sollst Du Dich keinenfalls seinen Mißdeutungen aussetzen, versprich es mir."

„Unter einer Bedingung", entgegnete sie mit schelmischem Lachen. „Wenn Du künftig keine Eselsköpfe auf den Rücken des Lehrers malen willst." Sie hielt ihm ihre kleine Hand hin, in die er lachend einschlug. „Apropos", setzte der Page die Unterhaltung fort, „wie gefällt Dir Tankmar?"

Das Kind wandte rasch den Kopf nach dem Sprecher, um seinen Gesichtsausdruck zu erspähen, dann stand sie behende auf den Füßen und machte in komischer Weise die Bewegung des Hinkens nach, indem sie bemerkte: „Natürlich muß dabei

die Weisheit jedesmal überlaufen, denn er ist bis oben hin damit angefüllt." „Agnete" sprach da in ganz verändertem Tone Eckebrecht, daß die Kleine vor dem strengen Ausdruck der Rede ordentlich zusammenfuhr. Niemals darfst Du über Ohm Tankmars körperliches Gebrechen spotten. Ich selbst habe im freventlichen Uebermuthe die Veranlassung zu dem Sturz vom Pferde gegeben, der ihm den Beinbruch zuzog. Seine brüderliche Liebe hat es mich nicht entgelten lassen, obwohl er sein Leben lang dadurch zu leiden hat. Geh jetzt heim, man könnte Dich vermissen, oder einer der ausgeschwärmten Officiere oder Pagen könnte zurückkehren."

Ganz verschüchtert ließ sich Agnete zurück geleiten durch die kühlen Gänge des Kollegiums; sie athmete erst freier auf, als sie wieder im Sonnenschein der Elisabethstraße stand. Das Kind hatte nur noch die Esplanade (Friedrichsplatz) zu kreuzen, um das im vornehmsten Stadtviertel gelegene elterliche Haus zu erreichen, doch zog sie es vor, die schattige, den weiten Raum begrenzende Allee zu verfolgen.

Agnetens Vater, der Geheimerath von Loßberg, stand in hohen Gnaden bei dem Landgrafen Friedrich von Hessen. Vielleicht wäre der kluge weltgewandte Mann noch zu höheren Ehren aufgestiegen, wenn seine Gattin Elisabeth von Münikerode, sich dem Hofleben in gleicher Weise geneigt gezeigt hätte.

Der Stammsitz derer von Münikerode, das Rittergut Welsen, liegt von Felsschroffen und mit Hochwald bestandenen Berglehnen, an drei Seiten eingeschlossen unfern des Städtchens Olsberg in dem Thale der Ruhr. Die altersgrauen Zinnen, Thürmchen und Erker, welche die Burg schmücken, reden von einer fernen Vergangenheit, wo sich dieses Felsennest besonders für die Streifzüge beutelustiger Raubritter eignen mochte, deren Angriffen alles anheim fiel, was den Strom passirte, oder die durch Bergschluchten führende Straße daher zog. Sei dem wie ihm wolle, außer dem Besitze mehrerer Güter, waren von den also erworbenen Reichthümern keine auf die jetzigen Erben übergegangen. Dagegen waren die Herren von Münikerode gute Staatsbürger geworden und trugen zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei, indem sie ihre jüngeren Söhne dem Militärdienste widmeten.

Augenblicklich stand der alte Stamm nur auf vier Augen, von denen zwei dem jungen Eckebrecht, die beiden andern seinem Bruder Tankmar angehörten.

Nach einer in der Romantik des Landlebens zugebrachten überaus glücklichen Kindheit traf Elisabeth der Tod ihrer Mutter. Die zweite Frau ihres Vaters, ward der heranwachsenden Tochter mehr eine Freundin als eine Erzieherin. Ja Elisabeth ward später der verwittweten Frau von Münikerode eine Beratherin in der Aufgabe, ihre beiden Söhne zu tüchtigen brauchbaren Menschen heran zu bilden.

In ihrer Ehe lebte Frau von Loßberg sehr glücklich, doch irrten sich diejenigen, welche vermuthet hatten, die liebende junge Frau würde sich wie Wachs in der Hand ihres Gatten formen lassen. So weit das Palladium ihres häuslichen Herdes nicht davon angefochten ward, machte sie dem Streben ihres Mannes nach Gunst und hoher Stellung am Hofe Zugeständnisse; doch besaß sie Charakterfestigkeit genug, ihr Familienleben nicht diesem Schemen zum Opfer zu bringen.

Ihre einzige Tochter bewahrte sie nach Kräften vor dem Hauche der gesellschaftlichen Hohlheit und Lüge. Agnete durfte ein echtes Kind sein und machte von diesem Vorrecht ausgiebigen Gebrauch, manchmal zum Entsetzen ihrer Umgebung.

In der Zuversicht, das elterliche Haus unbemerkt zu erreichen, verfolgte die Kleine wohlgemuth ihren Weg, als sie um die Ecke biegend, plötzlich mit dem „Ohm Tankmar" zusammen stieß. Die ernsten tiefblickenden Augen des jungen Barons, ruhten einen Augenblick auf dem erschrockenen Gesichte seiner Nichte, dann sagte er freundlich: Ich suchte Dich Agnete, um Dir einen Rundgang vorzuschlagen. Wie ich sehe, bist Du mit irgend einem Bewerb hinüber geschlüpft zu dem Fenster des Arrestanten. Hättest Du es mir anvertraut, so wäre das für ein kleines Mädchen wohl eben so passend gewesen, aber ich will Dir nicht den Tag mit meiner Pädagogik verderben. Komm getrost mit mir, ich möchte das Marmorbad sehen, ich habe einen wahren Heißhunger nach allen den Kunstschätzen, an denen Ihr täglich gleichgültig vorüber geht."

Das Kind schwieg, in seinen Mienen lag wenig Entgegenkommendes, doch wagte es auch keine direkte Ablehnung dem Ohm gegenüber auszusprechen.

„Hernach," fuhr jener fort, „unternehmen wir eine Spazierfahrt nach dem Weißenstein, wo heute die Wasser springen."

„Ich habe das schon oft gesehen" erwiderte Agnete."

„Während ich Deiner wartete, begegnete mir der wachthabende Offizier des Kollegium Karolinum, ich habe bei ihm ein gutes Wort für Bruder Eckebrecht eingelegt, in Folge dessen er mit von der Partie sein wird. Bis wir zurück kommen wird der lange Rothe auch bereits eingelaufen sein. Es wird ein herrlicher Ausflug werden."

„O! Gewiß!“ rief die Kleine, in die Hände klatschend, „wenn Onkel Eckebrecht mitfährt, wird es spaßig werden, er hat so lustige Einfälle, daß man nicht aus dem Lachen heraus kommt.“

Agnetens Unmuth schien auf einmal verflogen, plaudernd schritt sie an der Seite des jungen Mannes vorwärts, nicht bemerkend, daß ein Zug von Schwermuth über die edelen Züge seines Antlitzes flog.

(Fortsetzung folgt.)

Wo blieb Dir Dein Seelensonnenschein?

Vom Konservatorium kam ich nach Haus
Und kramte auch gleich meine Noten heraus. —
Ich spielte zuerst eine große Sonate,
Doch die fand bei Mütterchen Lob nicht noch Gnade:
„Mein Fritz! Spiel' nicht so kraus und wild! —
Ist das die Kunst, so Schmerzen stillt?“ —
Nun sucht' ich durch Tänze von Strauß zu gefallen,
Doch spärlichen Beifall nur fand ich nach allen . . .
„Spiele das Lied, das der Vater dich lehrte,
Ehe Dein Sinn in die Fremde begehrte,
Aber so einfach, so leis und so lind
Wie Du es konntest als lockiges Kind.“ —
Zwar gab ich mir Mühe, und zart und fein
Erklangen die Töne durch's Dachkämmerlein . . .
Das Mütterchen nickte bedenklich und sprach:
„Den seltsam verschlungenen Weisen zunach,
Die Du zuerst mich hören ließest
Und als die besten Sachen mir priesest,
Gehst Du als Künstler durch's Leben wohl hin,
Verflogen doch ist all Dein kindlicher Sinn. —
Dem, der sich nur freut an dem Dufte der Rosen
Und den Blumen im Walde vorübergeht,
Erquickt Deines Spieles berauschendes Kosen,
Aus dem es wie sündige Liebe weht . . ! —
Vergebens doch lauscht Dir Dein Mütterlein;
Fritz! — — —
— — Wo blieb Dir Dein Seelensonnenschein?“

Rauschenberg. **Valentin Traudt.**

Aus alter und neuer Zeit.

Ebernburg und Landstuhl. Es ist für den Freund der vaterländischen Geschichte von hohem Interesse aus eigner Anschauung die Stätten kennen zu lernen, wo die Ahnen des hessischen Fürstenhauses unvergängliche Lorbeeren gesammelt haben, beziehungsweise welche in der Geschichte derselben eine Rolle spielen. Dies veranlaßte jüngst den Schreiber dieses auf einer Fußreise, welche er mit zwei hessischen Freunden durch das schöne Nahethal unternahm, die zwei Sickingenschen Burgen, Ebernburg und Landstuhl zu besuchen, wo Philipp der Großmüthige an dem mächtigen Reichsritter Franz von Sickingen für die Beleidigung Rache nahm, die ihm dieser als einem noch Unmündigen in der Darmstädter Fehde zugefügt hatte.

Die Ebernburg, unweit Münster am Stein auf hohem Bergkegel gelegen, einst das „Bollwerk der Gerechtigkeit“ genannt, giebt noch jetzt in ihren Trümmern eine Vorstellung ihrer früheren Festigkeit. In dem von starken Mauern und Thürmen umgebenen Schloßhof ist theilweise aus den Materialien des alten Burgbaues eine elegante Restauration errichtet, welche allsonntäglich die Badegäste von Kreuznach und Münster, sowie die Bewohner der Umgegend zum Besuch der eine herrliche Rundsicht bietenden Ebernburg einladet. Grade gegenüber erhebt sich der 223 Meter hohe, senkrecht in die Nahe abfallende Rheingrafenstein und die noch 100 Meter höhere Gans, an deren Fuß in tiefem Thalkessel sich das liebliche Frauenbad Münster mit zahlreichen Gradierhäusern lagert; nach Norden schließt der steil abfallende Rothenstein, an dessen Fuß sich die Nahebahn hinzieht, die Aussicht; nach Süden schweift der Blick über das grüne Alsenzthal nach der auf waldiger Höhe gelegenen alten Baumburg und nach dem Donnersberg, dem höchsten Punkt der schönen Pfalz. Im Schloßhof sieht man an verschiedenen Stellen das Sickinger Wappen, die 5 Knödel; eine kleine Sammlung von bei dem Bau der Restauration im Schutt gefundenen Kugeln und Waffenstücken zeugt von den Stürmen, welche die Burg zur Zeit ihrer Blüthe ausgestanden hat.

Auf der Ebernburg war es, wo auch Ulrich von Hutten, unser Landsmann, der humanistische Vorkämpfer der Reformation bei seinem Freund Franz von Sickingen eine Zufluchtstätte fand und zwei Jahre verweilte. Von hier aus entsandte er die auf der Burg selbst gedruckten Flugblätter, welche gegen die „Dunkelmänner“ gerichtet waren und das christliche Volk deutscher Nation zum Kampf für die Geistes- und Glaubensfreiheit aufforderten. Es war daher ein äußerst passender Gedanke, den beiden Kampfgenossen, von denen der eine den Kampf mit dem Schwert, der andere mit der Feder führte, auf der Ebernburg ein gemeinsames Denkmal zu errichten. Am Abhange des Burgbergs auf einer in den Weinbergen zu diesem Zweck hergestellten Terrasse erhebt sich auf granitenem Sockel die Doppelstatue

der beiden Männer, ein Meisterwerk unsres Landsmanns Kaupert. Die beiden Statuen sind äußerst belebt. Hutten, auf Sickingen einredend, weist mit der ausgestreckten Hand, welche eine Schriftrolle hält, hinüber ins deutsche Land, während Sickingen, von seinen Worten begeistert, das Schwert zu ziehen im Begriff steht.

Im Frühjahr 1523 war es, als der neunzehnjährige Landgraf Philipp von Hessen in Gemeinschaft mit seinen Bundesgenossen, dem Kurfürsten von Trier und dem von der Pfalz vor die Burg rückte, um eine alte Scharte auszuwetzen. Sickingen, der fehdelustige Reichsritter, hatte die Minderjährigkeit Philipps zu einem Einfall in die Grafschaft Katzenellnbogen benutzt, indem er eine Streitsache des Ritters von Hattstein wegen einer ihm von den Vormündern Philipps streitig gemachten Wiese zum Vorwand nahm. Mit 3000 Reitern und 8000 Mann zu Fuß näherte er sich Darmstadt, welches nur von 600 Rittern, der Blüthe des hessischen Adels vertheidigt ward. Schon rüsteten sich die Landsknechte zum Sturm, da übergaben die Ritter die Stadt gegen ein Lösegeld von 35 000 Gulden. Die Drohung, daß der Landgraf Rache nehmen werde, hatte Sickingen mit den Worten beantwortet: Einen Knaben pflege man mit einen Apfel zufrieden zu stellen.*) Doch die Stunde der Rache blieb nicht aus.

Die Fehde Sickingens mit dem Kurfürsten von Trier bot dem neunzehnjährigen Landgrafen Gelegenheit den ihm als Knaben angethanen Schimpf zu rächen. Vom Kurfürsten um Hülfe angegangen, zog Philipp im Frühjahr 1523 durchs Lahnthal hinab und umschloß zuerst die Ebernburg. Sickingen hatte sich aber nach der ihm noch stärker dünkenden Burg Landstuhl begeben, wo er sich mit dem Rest seiner Truppen, denn er hatte die Landsknechte bereits entlassen, zur Gegenwehr rüstete.

Die Burg Landstuhl, jetzt Eigenthum des Kommerzienraths Stumm, liegt per Bahn nur eine halbe Stunde von der gewerbfleißigen Stadt Kaiserslautern über dem Ort gleichen Namens, einem freundlichen Städtchen an der nach Metz führenden Bahn auf schroffen Sandsteinfelsen, in welchen ein Theil seiner noch erhaltenen Kasematten eingehauen ist. Ein bequemer Weg führt durch die den Abhang bedeckenden, sorgfältig gepflegten Anlagen empor. Auch diese Burg hatte einen beträchtlichen Umfang sowie starke Mauern und Thürme von denen der Stumpf des 20 Fuß dicken Hauptthurms noch steht, aber sie kann von den nach Süden und Westen liegenden Höhen bestrichen werden. So gelang es denn auch Philipp und seinen Bundesgenossen die Burg nach mehrtägigem Bombardement in den Grund zu schießen. Schon am 1. Mai stürzte der vorerwähnte Thurm zusammen. Dennoch setzte Sickingen die Vertheidigung unerschrockenen Muthes fort, hatte aber das Unglück durch den Splitter eines Balkens, der von einer Stückkugel zerschmettert wurde, schwer in der Seite verwundet zu werden. Er war daher genöthigt sich den verbündeten Fürsten auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Man hatte den schwer Verwundeten in ein bombensicheres Gewölbe gebracht. Hier suchten ihn die drei Fürsten nach Einnahme der Burg auf. Der Kurfürst von Trier machte dem zum Tod Verwundeten Vorwürfe, Philipp sprach ihm tröstend zu. Nach Andern soll er ihn gefragt haben, wo er seine Schätze verborgen habe. Kurz darauf verschied er in Gegenwart der Fürsten, welche entblößten Hauptes für den Sterbenden ein Vater Unser beteten. Dem Kaplan, der ihn fragte, ob er nicht beichten wolle, hatte er geantwortet: Ich habe Gott gebeichtet.

Ueber dem Gewölbe, in welchem der tapfere Steiter seinen Geist aufgab, stehen die Worte eingehauen: Hier starb Franz von Sickingen 7. Mai 1523. Auf der nach Süden gelegenen Terrasse des Schlosses steht auf einem mit Familienwappen gezierten Brunnenbecken eine schlechte Statue Franzens von Sickingen. Zahlreich umherliegende Säulentrümmer und sonstige Baureste zeugen von der ehemaligen Pracht dieser Reichsritterburg.

Die Verbündeten machten große Beute. Philipp trug es allein an baarem Geld 4000 Gulden, eine für die damalige Zeit bedeutende Summe. Auf dem Rückweg wurde die Ebernburg belagert. Von dem Geschützvorrath der Feste fielen auf den Beuteantheil Philipps zwei mächtige *Karthaunen*, die Nachtigall und der Hahn, von denen die erstere 70 Centner wog. Die Nachtigall führte nebst den Bildern Sickingens und seiner Frau sowie des heiligen Franziskus die Inschrift:

Lieblich und schön ist mein Gesang
Wenn ich sing, kein Zeit ist lang.

Die Inschrift des Hahn lautete:

Ich heiß der Hahn.
Im Lager bin ich allzeit voran.

Unter den Gefangenen waren außer dem Schwager Sickingens, Hartmuth von Kronenberg (am Taunus) Philipp von Rüdigheim und Frowin von Hutten, deren Burgen zu Rückingen und Stolzenberg bei Salmünster Philipp schon im Herbst zuvor (am 21. und 24. Oktober) gebrochen hatte. Hartmuth von Kronenberg verlor Schloß und Stadt gleiches Namens an Philipp, die beiden anderen baten und erhielten nach Lauze Gnade und traten in Philipps Dienste. Philipp von Rüdigheim machte den Feldzug Philipps nach Württemberg mit und zeichnete sich in der Schlacht bei Laufen (1532) aus.

*) Sich dessen zu erinnern soll der junge Landgraf in diesem Feldzuge einen goldnen Apfel auf dem Hintergestell seines Sattelzeugs haben anbringen lassen.

Sollte einer unsrer geehrten Leser einmal an den Rhein kommen, so möchte ich ihm rathen doch ja einen Abstecher in das schöne Nahethal zu machen, und der Ebernburg einen Besuch abzustatten. Vielleicht daß er sich dann auch veranlaßt sieht die Burg Landstuhl aufzusuchen und seinen Rückweg über den Donnersberg zu nehmen. Dieser bietet von seinem Gipfel (1600′ über dem Meer) eine entzückende Aussicht über die ganze Rheinebene von Mainz bis Straßburg, an seinem Abhang aber, in halber Höhe des Berges und im Schatten eines Waldes von Edelkastanien ladet ein treffliches Gasthaus, die Villa „Donnersberg“ (Besitzer Julius Rotberg) zu längerem oder kürzerem Aufenthalt ein. Herrliche Spaziergänge in der ozonreichen Waldluft bei zivilen Preisen machen den Ort zu einer empfehlenswerthen Sommerfrische. Einer derselben führt zu dem dem Andenken unseres großen Schlachtenlenkers gewidmeten Moltkefelsen, ein andrer zu dem in tiefem Waldesdunkel verborgen Waltharifelsen und zu der Hildegundenschlucht, wo Scheffels Ekkehard seinen Walthari den Kampf mit dem ihn verfolgenden König Günther kämpfen läßt.

Die Eingangs erwähnten drei Wanderer haben auf ihrer fünftägigen Wanderung, durch die schöne Pfalz reiche Eindrücke für Geist und Gemüth empfangen und können dem lieben Leser nur zurufen: vivat sequens.

Preungesheim. **F. W. Junghans.**

Aus Heimath und Fremde.

Wir freuen uns berichten zu können, daß so eben das 4. Heft der „Deutschen Volkslieder“, in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter (Verlag von Gustav Fritzsche in Hamburg), erschienen ist. Das Büchlein wird, gleich seinen Vorgängern, die günstigste Aufnahme finden. Eine Besprechung desselben wird in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift folgen. — Auch auf eine andere vortreffliche Schrift eines hessischen Autors wollen wir nicht verfehlen hier aufmerksam zu machen. Es ist die Monographie „Untersuchungen über den Chronisten Johannes Nuhn von Hersfeld“ von Dr. Julius Pistor, die als wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Kassel von 1893 erschienen ist und von der der Verfasser in erwünschter Weise eine Ausgabe in Buchform (Druck von L. Döll in Kassel) veranstaltet hat. Auch mit dieser Schrift werden wir uns später eingehender beschäftigen.

Nekrologe. Am 15. August ist, wie bereits gemeldet, zu Wiesbaden im 85. Lebensjahre unser hessischer Landsmann A. Rosengarten, s. Z. ein Architekt von Ruf, gestorben, dessen Thätigkeit im Baufache sich hauptsächlich auf seine Vaterstadt Kassel und die freie Reichsstadt Hamburg erstreckte. Geboren am 5. Januar 1809 zu Kassel als Sohn des Tabakfabrikanten Rosengarten, erhielt er seine Vorbildung durch Privatunterricht bei namhaften Fachmännern und auf der Akademie der bildenden Künste zu Kassel. Nachdem er hier seinen Kursus beendet und die vorgeschriebene Prüfung bestanden hatte, wurde er der kurhessischen Oberbaudirektion als Eleve zugewiesen. Hier wurde seine Tüchtigkeit bald erkannt und ihm die Ausführung größerer Bauwerke übertragen. Auch wurde er zu den Arbeiten herangezogen, welche für die damals neugeschaffene Kommission zur Verschönerung der Residenz zu besorgen waren. Die Synagoge in Kassel wurde nach seinem Plane ausgeführt, ihm selbst wurde dabei die künstlerische und Spezialleitung anvertraut, während die Oberleitung in praktischer und technischer Beziehung dem Oberbaurath Schuchard übertragen war. Von andern Bauwerken Rosengarten's zu Kassel sind hier noch anzuführen das Haus Nr. 4 der Kölnischen Straße, das gegenwärtig dem Kaufmann Weiler zugehört, das Haus der Frau Professor Lindenkohl an der Maulbeerplantage, das in der Wilhelmshöher Allee gelegene, jetzt Goldschmidt'sche Haus Nr. 5, welches sich um das Jahr 1832 der Stadtgerichtsassessor Werner hat erbauen lassen. Zu Ende der dreißiger Jahre wurde Rosengarten für den Entwurf zu einem fürstlichen Sommer-Residenzschloß der große Preis der Akademie, bestehend in einem dreijährigen Reisestipendium, verliehen. Zunächst begab er sich nach Paris und von da nach Italien, eifrigst bemüht die besten Bauwerke früherer Kunstepochen kennen zu lernen und zu studiren. Im Jahre 1842 kehrte er nach Kassel zurück. Da sich ihm hier aber nicht hinreichende Gelegenheit bot, seine Kenntnisse zu verwerthen, so begab er sich nach Hamburg, wo sich in Folge des großen Brandes für einen tüchtigen Architekten die glänzendsten Aussichten eröffnet hatten. Es gelang ihm auch bald, hier eine reiche Thätigkeit zu entfalten. Bedeutende Bauten wurden ihm übertragen, die er meisterhaft ausführte. Wir wollen hier nur erwähnen: das großartige Schröderstift, das Gast- und Krankenhaus, die Synagoge, die Schröder'sche Grabkapelle, das für den Betrieb der Hamburgisch-Amerikanischen Packet- und Dampfschifffahrts-Gesellschaft dienende Gebäude auf Steinwärder. Ferner erbaute er in Hamburg eine Reihe von Villen für die Schröder'sche Familie und eine beträchtliche Anzahl von größeren Geschäftshäusern des dortigen Großhandels. Auch eine nicht unbedeutende schriftstellerische Thätigkeit hat Rosengarten entwickelt; seine Schriften sind fast ausschließlich architektonischen

Inhalts. — Zu Anfang der achtziger Jahre zog er sich in das Privatleben zurück, wozu ihn hauptsächlich sein geschwächter Gesundheitszustand bestimmte. Abwechselnd hielt er sich in Nizza, Ems und Wiesbaden auf. Nach einer langjährigen aufreibenden Wirksamkeit war ihm ein ruhiger und glücklicher Lebensabend beschieden. Ohne von einem besonderen Leiden heimgesucht zu sein, entschlief er sanft in dem hohen Alter von fast 85 Jahren.

B. R.

Nahezu 72 Jahre alt verstarb am 24. August zu Berlin der Geheime Justizrath Dr. Karl Oetker. Gleich seinem ihm im Tode (1881) vorausgegangenen älteren Bruder Friedrich Oetker stand er zur Zeit der Verfassungskämpfe in Kurhessen in den vordersten Reihen der Opposition. Hatte er als Mitglied der kurhessischen Städtekammer der Partei der Gothaner angehört, so schloß er sich nach der Annexion als Mitglied des deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses der Fraktion der Nationalliberalen an. Seine parlamentarische Thätigkeit erstreckte sich außerdem noch auf den hessischen Kommunallandtag und die städtischen Körperschaften Kassels. Dr. Karl Oetker zählte zu den beschäftigtsten Rechtsanwälten der Residenzstadt Kassel, auch war er jahrelang Vorsitzender der Rechtsanwaltskammer im Bezirke des Oberlandesgerichts Kassel. Geboren am 22. September 1822 zu Rehren in der Grafschaft Schaumburg, besuchte er das Gymnasium zu Rinteln, studirte von 1842 bis 1845 Rechtswissenschaft in Marburg und habilitirte sich, da ihm der Eintritt in den juristischen Vorbereitungsdienst in Kurhessen abgeschlagen worden war, 1847 als Privatdozent in der juristischen Fakultät der Universität Göttingen. Das Jahr 1848 führte ihn nach Hessen zurück. Er wurde von dem Märzministerium Eberhard zum Obergerichtsanwalt in Kassel ernannt. Hier verblieb er, bis er 1886 nach seiner Wiederverheirathung mit Gräfin Bothmer seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte, wo er am Kammergerichte als Anwalt thätig war. Vertrat er auch in politischer Beziehung im Allgemeinen die gleiche Richtung wie sein Bruder, so unterschied er sich doch von demselben dadurch, das er weniger streitbarer Natur wie dieser war und daß sich seine Thätigkeit mehr auf Vermittelung, denn auf Verschärfung der Gegensätze richtete.

In dem am 25. August zu Fulda im 93. Lebensjahre und im 69. Jahre seines Priesterthums verstorbenen Dompfarrer Joseph Anton Schmitt hat die Diözese Fulda nicht nur ihren ältesten sondern auch einen ihrer würdigsten, angesehensten und beliebtesten Priester verloren. Die Trauer um den Dahingeschiedenen war daher auch eine allgemeine und aufrichtige, konnte man doch sagen, daß der Verewigte keinen Feind besaß. Der Verblichene war geboren zu Fulda am 18. Dezember 1801, wurde zum Priester geweiht am 18. Dezember 1824, wurde Kaplan zu Anzefahr am 1. September 1825, Stadtkaplan zu Fulda am 14. März 1828, Pfarrer zu Hofbieber am 22. Oktober 1832, Landdechant des Dekanats Margrethenhaun am 16. Juni 1840, Dompfarrer zu Fulda am 26. Oktober 1851, Dechant der Pfarreien in der Stadt Fulda am 14. Juni 1856; am 18. Dezember 1874 feierte er sein goldenes und zehn Jahre später sein diamantenes Priesterjubiläum. Die Fuldaer Blätter widmen dem Dahingeschiedenen warme Nachrufe. „Rastlos thätig in der Seelsorge," heiß es in der „Fuldaer Zeitung," „ein Freund der Lehrer und der Kinder, ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen, ein leuchtendes Vorbild seiner priesterlichen Mitbrüder, die oft und gern seinen Rath einholten, hat er bis in die letzten Jahre seine starke Gesundheit zu segensreicher Thätigkeit mit festem Willen eingesetzt, bis er, gebrochen von der Last des höchsten Greisenalters, nur mehr im stillen Gebete für die allgemeinen Anliegen der Kirche und für seine geliebte Dompfarrei zu wirken vermochte. Von seiner liebenswürdigen Demuth und Bescheidenheit, die er im ganzen Leben an den Tag legte, zeugt noch sein Testament, in dem er sich jede Leichenrede und jedweden äußeren Prunk bei seinem Begräbnisse verbeten und angeordnet hat, daß sein Leichenstein die einzige Inschrift tragen solle: Lieber Christ, bete für mich." Sein Andenken wird immerdar ein gesegnetes bleiben. R. i. p. — Es möge uns gestattet sein, hier darauf hinzuweisen, daß sich in dem Leben des Dompfarrers Joseph Anton Schmitt in so mancher Beziehung die Geschichte des Fuldaer Landes in diesem Jahrhundert abspiegelt. Während der kriegerischen Zeit zu Anfang desselben hat wohl kein deutsches Gebiet einen solchen Wandel in der Herrschaft erfahren, als das Fürstenthum Fulda. Innerhalb 14 Jahren, von 1802—1816, hat sechsmal der Besitz desselben gewechselt, bis es, wenigstens seinem größeren Bestandtheile nach an das Kurfürstenthum Hessen fiel, um 1866 dem Königreiche Preußen einverleibt zu werden. Alle diese Wandlungen hat der Verblichene miterlebt. Geboren war er zur Zeit der geistlichen Herrschaft (1801) unter dem letzten Fürstbischof Adalbert III. von Harstall; seine Kinderjahre fielen in die Regentschaft des Prinzen von Oranien (1802—1806,) sowie in die Zeit des französischen Gouvernements (1806—1810); seine Schul- und Studienjahre begann der nun verewigte Priester unter der Regierung des Großherzogs von Frankfurt, des Fürst-Primas Karl von Dalberg (1810—1813) und setzte sie fort unter dem kaiserl. österr. Gouvernement (1813—1815) und dem königlich preußischen Gouvernement (1815—1816), sowie

unter der kurfürstlich hessischen Regierung, die am 31. Januar 1816 begann. Während derselben beendete er seine theologischen Studien und erlangte er seine geistlichen Würden, die er dann unter der königlich preußischen Herrschaft bis zum Ende seines reichgesegneten Lebens in gleich verdienstvoller Weise fortführte. Der selige Dompfarrer Joseph Anton Schmitt ist Unterthan von nicht weniger als zwölf Regenten gewesen. Es sind: Fürstbischof Adalbert III. von Harstall; Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau; Kaiser Napoleon I.; Großherzog von Frankfurt und Fürst-Primas des Rheinbundes Karl von Dalberg; Kaiser Franz I. von Oesterreich; König Friedrich Wilhelm III. von Preußen; Kurfürst Wilhelm I. von Hessen; Kurfürst Wilhelm II. von Hessen; Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen; Ihre Majestäten die Deutschen Kaiser und Könige von Preußen Wilhelm I, Friedrich III. und Wilhelm II. —

Am 2. September verschied zu Schloß Berlepsch bei Witzenhausen nach langem schweren Leiden im 73. Lebensjahre Graf Karl Friedrich Ludwig Hans von Berlepsch, Erbkämmerer in Kurhessen, Obervorsteher des Stifts Kaufungen mit Wetter, Ehrenritter des Johanniterordens, Mitglied des preußischen Herrenhauses, geboren am 21. Februar 1821 als Sohn des Landraths Freiherrn Karl Ludwig von Berlepsch zu Langensalza. Das Majorat Berlepsch, mit welchem der Grafentitel verbunden ist, geht auf den ältesten Sohn des Verblichenen Freiherrn Hans Hermann Karl Ludwig von Berlepsch über. Die feierliche Beisetzung des Dahingeschiedenen fand am Donnerstag den 7. September in der Familiengruft zu Schloß Berlepsch statt.

„Am 20. September 1863 starb zu Berlin Jacob Grimm, Kurhessens größter Sohn: dies Jahr, nach einem Menschenalter werden der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm († 16. Dez. 1859) sämmtliche Schriften frei, die als Kinder- und Hausmärchen ebenso sehr es verdienen durch ganz billige Ausgaben in die allerweitesten Kreise verbreitet zu werden, wie in guter Auswahl aus ihren Einzelschriften meist kleineren Umfangs. Näheres darüber in nächster Nummer.

Dr. phil. **F. Seelig.**

Zur Geschichte der Familie Kopp und von Kopp.

Nachtrag.

Nach Abdruck meiner Geschichte der Familie Kopp und von Kopp in den Nrn. 13—15 des „Hessenlandes" wurden mir von verehrter Hand nachfolgende Berichtigungen mitgetheilt, welche ich hier wiederzugeben nicht versäumen will.

Zu S. 173. Maria Amalie Kopp, verehelichte von Lindau, ist nicht kinderlos, sondern ohne Söhne gestorben. Sie hinterließ drei Töchter, Rosalie von Bultejus, Luise von Conradi und Karoline von Gilsa.

Zu S. 187. Maria von Kopp, verehelichte von Bach ist am 20. April 1880 zu Marburg gestorben.

Zu daselbst. Elisabeth Ida von Kopp, verehelichte von Follenius befindet sich noch am Leben.

Otto Gerland.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 19. Kassel, 2. Oktober 1893.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372). Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969
Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Herbstzeitlose.

Tief in Schweigen liegt die Weite,
Nur die Krähe schreit vom Sumpfe,
Und der Herbst giebt mir Geleite
Durch das Thal, das nebeldumpfe.

Aller Schönheit, die wir priesen,
Ward er Herr und Ueberwinder,
Doch auf kahl gemähten Wiesen
Blühen bleiche Spätjahrkinder.

Herbstzeitlose! die kein Knabe
Fröhlich wird am Hute tragen
Oder gar als bunte Gabe
Seinem Lieb zu bieten wagen.

Arme Blume, duftverlassen,
Die sie zu berühren scheuen,
Komm, ich will mich deiner blassen
Sterbekranken Schönheit freuen.

Denn ich kann dein Leid verstehen,
Deine Sehnsuchtsschmerzen alle
Nach dem letzten Heimwärtsgehen
Und dem großen Blätterfalle.

Himmelsbotschaft birgt die Rose —
Doch von allen Rosen welche
Ist dir gleich, o Herbstzeitlose,
Die du trägst den Tod im Kelche?

D. Saul.



Die Entwickelung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit in den fürstlich Hessen-Kassel'schen Landen.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

III.

Die weltliche Gerichtsbarkeit.

Bevor wir auf die weltliche Gerichtsverfassung von Hessen eingehen, ist es zum Verständniß derselben nothwendig, einen Blick auf die weltlichen Gerichte der Deutschen, sowie auf die Eintheilung Deutschlands in Grafschaften und Centen zu werfen.

Die weltlichen Gerichte der Deutschen waren in allgemeine und besondere oder Partikular-Gerichte eingetheilt. Die ersteren hatten sich mit allen denjenigen Sachen zu beschäftigen, die durch Gesetz und Herkommen nicht vor ein anderes Gericht gewiesen waren, den letzteren waren nur bestimmte Klagen übergeben.

Die Partikulargerichte waren mit besonderen Leuten besetzt, so die Hübnergerichte mit Hübnern, die Manngerichte mit Lehnleuten u. s. w. Die allgemeine Gerichtsbarkeit wurde durch königliche oder kaiserliche Amtsleute versehen, soweit dieselbe nicht dem Adel in seinen Allodial-Landschaften eigenthümlich zustand. — Ganz Deutschland war in Grafschaften, comitatus, diese wieder in Centen, centenae, eingetheilt. In den letzteren übten die Centgrafen, centenarii, das Richteramt aus, von deren Jurisdiktion aber die Erkenntniß über die Todesstrafe, über das Eigenthum der unbeweglichen Güter und der Leibeigenen, über Knechtschaft und Freiheit eines Menschen, ausgeschlossen war. Diese Richter standen unter den Gaugrafen, von denen jährlich wenigstens drei Gerichte, Landgericht oder Grafengeding, unter dem Namen der „ungebottenen Dinge" abgehalten werden mußten. Es wurde hierbei nicht nur die allgemeine Gerichtsbarkeit über den ganzen Gau, sondern auch über die von der Jurisdiktion der Centgrafen ausgeschlossenen Dinge, ausgeübt. Von diesem Gerichtszwange war Niemand als die optimates, der heutige hohe Adel, befreit.

Als das Grafenamt erblich wurde und sich die Eintheilung Deutschlands in Gaue verlor, bestellten die Grafen ihre eigenen comites oder Landrichter, welche die oberste Gerichtsbarkeit über eine Anzahl von Centen, die als Untergerichte unter ihnen standen, ausübten. Die Richter erhielten die Stelle als lebenslängliches Lehen, und in der Regel wurde ein Angehöriger des hohen Adels hierzu ausersehen. Als Unterbeamte fungirten noch bei einem solchen Gerichte der Büttel, Gerichtsdiener, bodellus, dieser mußte öffentlich ausrufen und dem Volke verkünden, daß das Landgericht gehalten werden sollte. Die Urtheile wurden nicht vom Richter allein gesprochen, sondern nur auf Befragen und den Rath der Schöppen, die aus den angesehensten und würdigsten der Freigeborenen, bei den Landgerichten aber aus dem hohen Adel gewählt wurden. Auch der „Umstand", d. h. das die Gerichtsstätte umstehende Volk, wurde, wenn die Sache darnach beschaffen war, bei den ungebotenen Dingen zu Rathe gezogen.

Die Appellation ging von den Grafengerichten, wenn die Provinz keinem Herzog unterworfen war, wie Hessen, an die Königsgesandten, missi regales, in wichtigeren Dingen an den König selbst.

Diese eben geschilderte Gerichtsverfassung hatte auch in Hessen Gültigkeit. Hier befand sich das erste hessische Landgericht zu Maden bei Fritzlar, dasselbe wurde laut einer Urkunde vom Jahre 1045 von einem Grafen Wernher verwaltet . . . „quale visi sumus habere Vanahae in pago Hessin atque in comitatu Werinheri comitis scilicet Madanum . . ." Dieses Landgericht zu Maden wird auch schlechthin das Landgericht zu Hessen oder das Gericht zu Maden genannt. Welche Gegend das Gericht umfaßt hat, ist unbestimmt.

In der an der Diemel und Weser gelegenen Herrschaft Schonenberg befand sich ein Landgericht. Dieses umfaßte an dreißig Ortschaften und Meierhöfe, Wartberg, Westheim, Aschendorf, Nordgeismar, Bunnicken, Gothardeschen, Suthen, Humbrechteßen, Leckebe, Rothersen, Sihardesen,

Bernbicke, Dalhofe, Gundesburen, Wichmanessen, Weisefelde, Benhesen, Wulvertshofen, Haltmuthen, Bursvelde, Harboldessen, Ukken, Hottenhofen, Aldenmunden, Ratten, Rattenhagen, Ginedardeshagen, Altengeismar, wie eine Urkunde 1273 berichtet. Auch die Herren des Ittergaues, welcher Gau verschiedene Cente in sich begriff, haben sicherlich ein Landgericht besessen. Diese Herren werden als Oberrichter, iudices ordinarii, bezeichnet.

In der Grafschaft Wetter befand sich ein Landgericht. Diese comitia war bedeutend, sie fing im Amte Frankenberg an und erstreckte sich durch die Grafschaft Wittgenstein bis nach Marburg. Größtentheils gehörte sie den Grafen von Battenberg.

Zwischen Marburg und Gießen lag die comitia Rucbeslo oder Reuschel. Auch die Grafen von Ziegenhain hatten ihr Landgericht.

Ob die Gerichte an manchen anderen Orten Cent- oder Landgerichte gewesen sind, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden.

Diese Gerichtsverfassung ist lange Zeit bestehen geblieben, bis allmälig die oberste Gerichtsbarkeit den fürstlichen Räthen und Regierungen beigelegt wurde.

Die allgemeinen Gerichte, die wir nunmehr zu betrachten haben, sind 1) die Centgerichte, 2) die Stadtgerichte, 3) die Oberhöfe, 4) die Gerichtsbarkeit der Landgrafen.

1. Die Centgerichte.

Die bei einem Centgerichte beschäftigten Beamten waren der Centgraf, die Schöppen und der Frohnbote.

Was nun die Centgrafen, auch Schultheißen, Amtmänner, „Amptlude" in einer Chronik vom Jahre 1357 genannt, anlangt, so waren dieselben aus dem niederen Adel genommen. Es waren z. B. die Herren von Keseberg Centgrafen zu Geismar, die von Wolfershausen zu Kassel. Die Centgrafen erhielten ihre Gerichte von dem Herrn, dem dieselben gehörten auf Lebenslang zu Lehen. In späteren Zeiten fingen diese Gerichte an erblich zu werden. Bisweilen wurden die Centen dem Adel verpfändet oder versetzt, so gab z. B. der Erzbischof von Mainz im Jahre 1247 einige um Kassel herum gelegene denen von Wolfershausen zu Lehen, theils verpfändete er ihnen dieselben. Dergleichen Veräußerungen geschahen jedoch ohne der landgräflichen obersten Gerichtsbarkeit Abbruch zu thun.

Die Centgrafen sprachen das Urtheil nach dem Rath und dem Gutbefinden der Schöppen, deren es gewöhnlich zwölf oder elf waren, in welchem letzteren Falle der Richter oder Centgraf als der zwölfte Mann galt. Auch gab es Centgerichte, bei denen mehr Schöppen waren, so hatte z. B. die Cent zu Frauenbreitungen nach einer Stelle der Chronik vom Jahre 1491, welche folgendermaßen lautet: „Ich Chuntz mit dem Daumen, Zentgraffe zu Frawen Breittingen vnd mit ihme die vierzehn Zientschopffen . . ." vierzehn Schöppen. Diese Beamte waren freie Leute.

Die dritte Person beim Centgerichte war der Frohnbote, Büttel, bodellus, ohne dessen Anwesenheit kein Gericht gehalten werden konnte. Wenn er nicht aus dem Stande der freien Männer war, so mußte er doch wenigstens ein Freigelassener sein. Sowohl nach sächsischem als auch nach schwäbischem Rechte hatte er sein eigenes Frohnbotengericht, bei welchem er mit Zuziehung einiger Schöppen die geringeren Streitsachen entschied. Sein Amt war also keineswegs ein so geringes, wie es seinem Namen nach den Anschein haben könnte.

Diejenigen, denen die Centen zustanden, es sei nun mit dem vollen Eigenthum oder lehenweise, zogen aus ihnen manchen Nutzen. So hatten sie das ius albergariae, Nachtfeld, Gastung, Atzung. Vermöge dieses Rechtes waren die Centpflichtigen schuldig ihren Centherrn oder dessen Beamten mit Pferden und Gefolge entweder auf bestimmte oder unbestimmte Zeit aufzunehmen und frei zu halten. Es rührte dies aus einem alten Brauch her, daß die königlichen Richter, wohin sie kamen, um Gericht zu halten, von den Unterthanen unentgeltlich bewirthet werden mußten. Die „Atzungsgerechtigkeit" war bisweilen getheilt, so in der Cent Ober-Aula zwischen Mainz und Ziegenhain. Zu dem Nutzen gehörten ferner die einkommenden Geldstrafen sowie ein jährliches Einkommen an Getreide. Nicht selten waren Hoheitsrechte mit den Centen verbunden. Derartige Centen hießen centenae sublimes oder territoriales.

Der Prozeß war einfach und soviel kürzer, je weniger man noch bestimmte Gesetze hatte. Man achtete, wo die natürliche Billigkeit nicht von selbst entschied, auf die vorhergehenden Sprüche des nämlichen oder eines anderen Gerichts in diesen und ähnlichen Fällen und so entstand eine Art von ungeschriebenem Landrecht.

Gegen das 12. Jahrhundert erhielten die Centgerichte die Befugniß, über das Eigenthum unbeweglicher Güter zu erkennen. Auch erhielten einige den Blutbann, sowie das Recht über Leib und Leben, Freiheit oder Knechtschaft eines Menschen zu urtheilen. Sie erlangten demnach alle Gewalt, die in den älteren Zeiten den Landgerichten beigelegt war.

Auch gab es Centen, bei denen die Gerichtsbarkeit getheilt war. Der eine Graf hatte die

peinliche, der andere die Civilgerichtsbarkeit. So z. B. hatte die Cent Ober-Aula die Civilgerichtsbarkeit, der Blutbann hingegen gehörte dem Grafen von Ziegenhain.

Zu gewissen Zeiten des Jahres hatten die Centen ihre ungebotenen Dinge, zu denen sich alle Centpflichtigen einfinden mußten. So hatte in der Rorbach der Landesherr wegen der ihm zustehenden Peinlichkeit seine „drey vngebodin Ding vnd gerichte: Daz erste an dem Dienstage nach sente Walpurge tage: daz andir an deme Dynstage nach sente Michelstage. Daz drette an dem Denstage nach deme zwelfften". Bei diesen Gerichtssitzungen wurde nur über Schuld und Schaden gerichtet. Diese ungebotenen Dinge bei den Centgerichten waren eine Frucht der jüngeren Zeiten. Derjenige, welcher bei den ungebotenen Dingen ausblieb, mußte eine bestimmte Strafe zahlen. Aus diesen Gerichten sind wahrscheinlich die späteren Rügegerichte in Hessen entstanden.

Die Centgrafen aber gaben sich nicht mit allen Kleinigkeiten ab, sondern, wenn der Gegenstand der Klage nicht den Werth von fünf Schillingen hatte und sonst leicht zu entscheiden war, wurde die Klage von dem „Heimburgen Gerichte" abgethan. Die Heimburgen wurden im Dorfe von den Bauern selbst gewählt, sie hatten nicht nur kleine Streitigkeiten zu schlichten, sondern auch für die Sicherheit und den Nutzen der ganzen Gemeinde zu sorgen. Auch hatten die Heimburgen darauf zu achten, daß die herrschaftlichen Verordnungen im Dorfe genau befolgt wurden, wenn Rügbares vorkam, alsdann war es in ein Register einzutragen und die zu rügende Sache den Beamten alle Monate zur Bestrafung anzuzeigen. Später ist das Heimburgen Gericht abgekommen.

2. Die Stadtgerichte.

Unter der Gerichtsbarkeit der Centgerichte standen die Städte nicht, dieselben hatten vielmehr ihre eigenen Gerichte. Die Beamten bei einem Stadtgerichte waren der Schultheiß, advocatus, der Bürgermeister, proconsul, die Rathsleute, consules, scabini, der Gerichtsschreiber, scriptor, und endlich der Gerichtsdiener, bodellus.

Bevor wir zum eigentlichen Verfahren bei den Stadtgerichten kommen, wollen wir uns erst mit diesen Beamten beschäftigen.

Der Schultheiß, der immer vom Adel war, hatte das richterliche Amt in der Stadt zu verwalten, er war der Vorsitzende des Gerichts, die Rathsleute waren Beisitzer.

Der Bürgermeister hatte sich hauptsächlich um die Aufrechterhaltung des gemeinen Besten, der Rechte und Freiheiten der Städte zu kümmern. Hielt der Schultheiß das Gericht, so stellte der Bürgermeister wohl kaum etwas anderes als einen Schöppen vor. Seine Bestallung fand jährlich durch Wahl aus der Reihe der Schöppen statt.

Die Schöppen gehörten meistens dem niederen Adel an, sie wurden alle Jahre gewählt. Ihre Zahl betrug bei großen Gerichten wenigstens zwölf, bei kleineren sechs oder vier Mann. Auf Geheiß des Schultheißen oder des Bürgermeisters mußten sie bei Gericht erscheinen, und wurde beim Ausbleiben eine Strafe von zehn Schillingen hessischer Währung über sie verhängt.

Eine angesehene und wichtige Person beim Stadtgericht war ferner der Stadtschreiber.

Endlich gehörte noch zum Stadtgericht der Gerichtsdiener; dem Bürgermeister und Rathe mußte er gehorsam sein und schwören, daß er nach bestem Wissen reden und handeln wolle.

Die beim Gericht anhängigen Sachen wurden nun entweder unter Vorsitz des Schultheißen oder ohne ihn entschieden. Seine Anwesenheit war nöthig bei allen peinlichen Fällen, d. h. Kriminalsachen, soweit dieselben nicht der Erkenntniß des Landesherrn vorbehalten blieben und bei allen Personalsachen gegen die Burgmannen. Rath und Bürgermeister hatten die Erkenntniß allein, wenn „gemeine" d. h. nicht adelige Bürger und Einwohner der Städte in bürgerlichen, sowohl Personal- als Realsachen belangt wurden.

Sachen, in denen weder der Schultheiß noch Bürgermeister und sein Rath erkennen konnten, waren in Kassel die Klagen gegen die adelige Dienerschaft bei Hofe, in allen Städten die Sachen der Burgmannen, wobei es auf ihr Leben, Ehre und ihre unbeweglichen Güter ankam, und in verschiedenen Städten die sogenannten crimina maiora der gemeinen Bürger und Einwohner, als da sind Mord, Todtschlag und dergleichen. Ueber diese Sachen hatte sich der Landesherr die Erkenntniß vorbehalten, wie eine Urkunde aus dem Jahre 1317 berichtet: „Insuper in dicto nostro oppido non debemus personaliter iudicio praesidere nisi super recenti homicidio, seu stupro, vel in aliis casibus, quos forte noster officialis deficeret iudicare." Auch hatten die Städte ihre ungebotenen Dinge, bei denen nicht allein gerichtliche Handlungen vorgenommen und allerlei Rechtssachen ausgeführt und entschieden wurden, sondern hauptsächlich auch Alles, was gegen das gemeine Beste geschehen war, oder was einer dem andern zum Schaden gethan hatte, gerügt wurde. Da die Städte in erster Instanz ihre eigenen Gerichte, bei Appellationen aber

ihre Oberhöfe hatten, so waren sie von der Jurisdiktion der Landgerichte meistens befreit, bisweilen aber hatten sie sowohl Oberhof als Landgericht nebeneinander. Diese Befreiung von der Jurisdiktion der Oberhöfe geschah durch ausdrückliches Privilegium des Landesherrn.

(Fortsetzung folgt.)

Inschriften an Kasseler Gebäulichkeiten.

Von Karl Knetsch.

(Schluß.)

Im Jahre 1784 wurde dem Landgrafen Friedrich II. auf Beschluß der Landstände ein Denkmal gesetzt. Es stellt den Fürsten nach dem Zeitgeschmack in römischer Tracht und mit dem Lorbeer gekrönt dar. Am Sockel des Denkmals prangen in Goldbuchstaben die inhaltsreichen Worte

Friderico II.
Patria
MDCCLXXXIII.[15])

Eine andere Inschrift an demselben Denkmale meldet uns von der pietätvollen Wiederaufstellung des unter Jerome entfernten Standbildes durch Friedrich's Sohn Wilhelm I.

Guilielmus I.
Elector
Statuam Patris
E Sua Sede
Ab Hostibus Avulsam
Reponi Fecit
MDCCCXVIII.[16])

Von Wilhelm I., der bis 1803 als Landgraf den Namen Wilhelm IX. führte, haben wir noch zwei Inschriften, die sich beide auf den Neubau der steinernen Fuldabrücke in den Jahren 1788 bis 1794 beziehen. Die deutsche lautet

Unter der Regierung
Wilhelm des IX. Landgrafen zu Hessen
War der Bau dieser neuen Bruecke wegen
Schadhaftigkeit der alten
Zum Nutzen und Zierde dieser Stadt im
Jahr 1788 angefangen
und 1794 glueckllich vollendet.

Denselben Inhalt hat die lateinische:

Wilhelmus IX
Hassiae Landgravius
Pontis huius novi structura
Civium commodis et urbis ornamento prospexit
Anno salutis MDCCXCIV.

---

15) Friedrich dem Zweiten das Vaterland! 1783.

16) Kurfürst Wilhelm I. ließ das Standbild seines Vaters, das von den Feinden herabgerissen war, wieder aufstellen 1818.

Dem Andenken der Männer, die im Jahre 1809 für ihr Vaterland den Opfertod starben, ist der Stein auf dem Forste und das Löwendenkmal in der Aue gewidmet. Bis zum vorigen Jahre waren auf einer einfachen Steinplatte auf dem Forste die Worte zu lesen:

Zum
Gedaechtniss
der Hessischen Männer
welche wegen der
Treue
Fuer ihr Vaterland
Unter der Franzoesischen
Fremdherrschaft
an dieser Stelle
Das Leben verloren.

Jetzt ist der Denkstein in würdiger Weise erneuert und mit den Namen der Helden geschmückt, die auf dem Forste muthig dem Tode in's Auge sahen:

Hier fielen hessische
Maenner als Opfer der franzoesischen Fremdherrschaft
1809

Lieuten. F. W. von Hasserodt
aus Wahlhausen. 13. Mai.
Oberst Andr. Emmerich
aus Kilianstaedten. 18. Juli.
Professor J. H. Sternberg
aus Marburg. 19. Juli.
Ackersmann W. Guenther
aus Sterzhausen. 19. Juli.
Ackersmann D. Muth
aus Ockershausen. 19. Juli.
Wachtmstr. Ch. Hohnemann
aus Wahlhausen. 11. Aug.

Das Denkmal in der Aue trägt auf einer schwarzen Marmorplatte die Inschrift in vergoldeten Buchstaben:

Zum Andenken der als Opfer
der französischen Fremdherrschaft
gefallenen hessischen Patrioten

Die Reihe der Inschriften an öffentlichen Gebäuden und nationalen Denkmälern aus hessischer Zeit ist meines Wissens erschöpft. Man könnte allenfalls noch den Pfeiler in der Artilleriestraße erwähnen, der uns die Erbauungszeit der Straße angiebt:

Artillerie-Strase
Gegründet
von
Kurfürst
Wilhelm II.
1829.

Seit 1866 sind außer den Inschriften an den beiden Denkmalen für die Patrioten von 1809 noch einige entstanden, und zwar am Auethor und am Justizpalast. Das Auethor wurde 1876 mit dem preußischen Adler gekrönt und mit Reliefdarstellungen aus dem Kriege von 1870 geschmückt und dadurch zu einem Siegesdenkmal umgeschaffen. Vier Inschriften verherrlichen den alten und neuen Kriegsruhm der Hessen und verkünden, daß

Hessischer Tapferkeit im Kriege Gegen Frankreich
1870 und 1871

dies Denkmal gewidmet ist.

An den zwei Theilen des Justizpalastes finden wir die Worte

Gerichtsgebäude. Erbaut 1880. Gott schütze das Recht. Das Recht schützt das Land.
Jedem das Seine. Gerecht und mild.

und

Regierungsgebäude Erbaut 1880. Erbaut unter dem siegreichen Koenige Wilhelm.
Des Landes Wohl das hoechste Gesetz. Gott mit uns. Für Recht und Volk.

Wenden wir uns nun zu den Sprüchen und Inschriften an Kasseler Privathäusern. Wir wollen uns auch hierbei nach der Zeit der Entstehung richten, soweit sie durch eine Jahreszahl näher bestimmt ist. Ein noch aus den Zeiten der Kugelherren stammendes Relief am Brink (Nr. 8) trägt die Unterschrift

Marien elende.

Es gehört der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an.[17]) Die älteste Inschrift mit Jahreszahl, die mir aufgestoßen ist, befindet sich Oberste Gasse 57 und besteht in den einfachen Worten:

Abbas Hasvngensis 1518.[18])

Dann folgt vom Jahre 1589 am Altmarkt 26, nach der Essiggasse hin, die Inschrift:

Was · Got · Beshrt · Das · Bleit · Vn Erwert 1589.

Derselbe Spruch, nur in etwas anderer Schreibart, steht an einem Hause hinter dem Marstall (Nr. 20):

Was Got Besche. Bleit Vnerwert.
Anno 1602.

Ungefähr zur selben Zeit schmückte ein Kasseler Bürger, Namens Nikolaus Krause, seine neuerbauten Häuser mit folgenden Sprüchen.

Hinter dem Judenbrunnen 12 findet sich der freundliche Wunsch:

Alle Die Mich Kennen Den
Gebe Gott Was Sie Mir Gönnen
Nicolavs Kravse Anno 1597[19])

und am Töpfenmarkt 15 lesen wir:

Wer Gott Vertravt
Hat Wohl Gebavt
Nicolavs Kravse 1605.

Ein Bewohner des früheren Essighauses (Essiggasse 1) stößt den Seufzer aus

Mein Hilf
Stehet zv
Got o Got
Wend
Al Me
In Eh
Lend

Die Inschrift geht noch weiter, aber entziffern kann man nur noch die Zeit der Erbauung

. . . . .
. . . . .
IAHR
1607
DEM 8
IVNII.

In der Kruggasse (Haus Nr. 2) lesen wir an einem mit Wappen und Hausmarken geschmückten Hause:

Alle Mein Thvn Zu Ieder Frist
Stehet Im Namen Ihesv Christ
Mein Anfangk Vnd Mein Ende
Stehet Alles In Gott Hende
Der Stehe Mir Bey Frve Vnd Spat
Bis Mein Leben Ein Ende Hatt
1609.

1610 baute Kaspar Lutgendorff sein stattliches Haus am Graben (Tränkepforte 2) und setzte sich ein Denkmal durch das Sprüchlein über seiner Hausthüre:

---

17) Vergl. v. Dehn-Rotfelser u. Lotz, Baudenkmäler, Seite 29.

18) Das Haus gehörte seit 1502 dem Abte von Hasungen; vergl. Nebelthau, ält. Gebäude, S. 24.

19) In ganz Hessen verbreitet, z. B. an Häusern in Veckerhagen, in Weymar, in Melsungen.

Wer Hoft Avf Gott Vnd Dem Vertravt
Derselb Gewis Hat Wohl Gebavt
Alles Vergehet Mit Der Zeit
Es Ist Alhier Kein Ewigkeit
Das Rechte Havs Dvrch Gottes Kraft
Ist Die Himlische Bvrgerschaft.
1610. Caspar Lvtgendorff..[20])

Am Altmarkt 24 finden wir die unstreitig interessanteste Inschrift, und zwar in altfranzösischer Sprache

Qvi · Vevlt · Dv · Paradis
La · Gloire · Ne · Cesse
Iamais · De · Bien · Faire
De · Bien · Servir · Et
Loial · Estre · Le · Bon
Servitevr · Devint · Maistre[21])
Ao Domii 1612

Eine andere, deutsche Inschrift nennt uns auch den Erbauer:

Hie Steh Ich Gottlob
Auff Gericht
Iohan Foron Hat Er
Bavwt Mich.

Einen einfachen Bibelspruch wählte als Inschrift an sein Haus am Altmarkt 23 im Jahre 1614 Johann Bocklo:

Wir Haben Hie Keine Bleibende Stat Sondern
Die Zvkvenftige Svchen Wihr. Ebreer 13. Cap.
Es Ist Ein Grosser Gewin Wer Gotselig
Ist Vnd Lest Ihm Gegnvegen. I. Tim. 6.
Iohann Bocklo. Anno 1614.

Erst ganz vom Ende des 17. Jahrhunderts ist die Inschrift am Hause Töpfenmarkt Nr. 16:

Hier Zeitlich dort Ewig
1692

und vor der Schlagd 1

Avxiliante Deo
Nil Cvro Facta Malorvm.
Confide Recte Agens
Thve Recht Schew Niemand
Renovatvm 1696.

Am Altmarkt lesen wir weiter:

Hirschapotheke Anno 1768.

Dann ist noch Schäfergasse 21 eine längere lateinische Inschrift mit der Unterschrift

Iohannes Wolff MDCCLXXVI

erhalten, die ich aber nicht in ihrem ganzen Zusammenhange habe entziffern können.

An einem Hause in der Wildemannsgasse (Nr. 8) steht die Mahnung:

Regvla Christi: Alles Das Ihr Wollet
Das Evch Die Levthe Thven Sollen Das
Thvt Ihr Ihnen. Matth. VII: V: 12.
Hergegen Alles Was Evch Die
Levthe Nicht Thvn Sollen Das Thvt
Avch Ihnen Nicht.

Ebenfalls ohne Jahreszahl sind zwei Sprüche am Hause Altmarkt 13. Der erste lautet.

Lobe Den Herren Meine Sele Ich Wil
Den Herrn Loben So Lang Ich Lebe
Vnd Meinem Got Lobsingen Weil Ich
Hie Bin, Psalm 146 V 1 Vnd 2.

Viel interessanter ist der zweite Vers, der ebenso wie der erste in einen Querbalken eingeschnitten ist:

Wen Dv Lang Bawest Mit Schwerer Last
Hofe Hevser Vnd Grosse Past[22])
So Wird Dir Doch Von Aller Deiner Hab
Nicht Mehr Dan Nvr Ein Dvch Ins Grab.

Ziegengasse 8 steht mit Goldbuchstaben auf einer schwarzen Marmorplatte der Spruch, den auch Nikolaus Krause 1605 an sein Haus schrieb:

Wer Gott
Vertravt
Hat Wohl
Gebavt.

Zum Andenken an bedeutende Männer, die zu Kassel in einem näheren Verhältnisse standen, sind nur an drei Stellen Inschrifttafeln angebracht, die der neuesten Zeit entstammen. Am ehemaligen Kunsthause, jetzigem naturhistorischen Museum, am Steinweg stehen die Worte:

Denis Papin,
der Erfinder der Dampfmaschine,
hat auf diesem Platze in Gegenwart des
Landgrafen Karl von Hessen
im Juni 1706 die ersten grösseren
Versuche mit Anwendung der Dampfkraft
erfolgreich ausgeführt.

Die zweite Gedenktafel befindet sich am Pöpel'schen Hause in der Marktgasse. Um das marmorne Reliefbildniß der Frau Viehmann aus Niederzwehren liest man die Worte:

Die Maerchenfrav Avs Niederzwehren.

Weiter lesen wir:

In Diesem Havse Wohnten
Von 1805—1814 Die Brueder
Iacob Und Wilhelm Grimm
Und Schrieben Hier Ihre Kinder- Und Haus-
Maerchen.

---

20) Bei Nebelthau (S. 30) fälschlich „Lutzendorff".
21) Wer will des Paradieses Ehren,
Muß Gutes thun und Bösem wehren.
Wohl schicket sich zum Herrn der Knecht,
Der dient in Demuth, treu und recht!

22) Soll wohl „Palast" heißen.

Das Haus Nr. 17 der Mittelgasse ist das Geburtshaus des Dichters Mosenthal, wie die Inschrift bezeugt:

In Diesem Hause
wurde der Dichter
Salomon Hermann Mosenthal
am 14ten Januar 1821
geboren.

Zum Schlusse möchte ich noch die Inschriften zur Erinnerung an große Ueberschwemmungen aufzählen. An der Unterneustädter Mühle sind die hauptsächlichsten Wasserfluthen zusammengestellt, nämlich die aus den Jahren 1552, **1643**, 1682 und 1841, außerdem noch eine vom 22. Februar eines mir unbekannten Jahres:

1) 1643
Wasserflvt

2) Wasserflvth Anno 1682
Den 16 Ianvari

3) Hic . . . . . . Aqva 1552

4) Wass : St
D. 18. Ian. 1841

5) . . . . .
Den 22 Feb
. . . . .
W . . . .

An die Ueberschwemmung von 1643, als an die schlimmste von allen, erinnern noch Inschriften am Zeughaus, an dem Hause Klosterstraße 11, das zu den interessantesten Holzbauten Kassels gehört, und in der Alten Leipziger Straße, dicht am Fuldaufer. Auch in einem Zimmer des Renthofes, in der sogenannten Prägestube, standen nach Schmincke früher über der Thüre die Worte:

Im tausend sechs hundert und drey
und vierzigsten Jahr
So hoch die Wasserfluth war.

Am Zeughause und in der Alten Leipziger Straße befindet sich die gleiche Inschrift:

Wasserfluht
Anno 1643
Den 5. v. 6. Ian

In der Klosterstraße lesen wir:

1643 Flut
Gewandt Den 5. Ian.

Zum Gedächtnisse der Ueberschwemmungen von 1841 und 1882 ist in der Alten Leipziger Landstraße Nr. 1 und an der alten Siechenhofskapelle je eine Tafel angebracht, an dem Hause Nr. 1 mit der Aufschrift:

Wasserfluth
Am 18ten Ianuar
1841

Am Siechenhofe mit den Worten:

Den 18ten IANR
W —— H
1841
25
u
1882

Ich glaube, alle einigermaßen bedeutenden Inschriften an Bauwerken Kassels aufgezählt zu haben, wäre jedoch Jedem zu Danke verpflichtet, der mir andere, die ich etwa übersehen habe, nachweisen würde.

Viele Inschriften sind verloren gegangen; manche sind vielleicht noch unter dem häßlichen Bretterverschlage verborgen und könnten noch an's Licht gezogen werden. Jedenfalls sollte man die Inschriften, die uns geblieben sind, zu erhalten suchen. Sie enthalten manches Körnlein Lebensweisheit und sind zum Theil sogar als Urkunden für die Geschichte der Stadt und ihrer Entwickelung wichtig.

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

Man konnte die Aehnlichkeit zwischen den Brüdern Münikerode nicht verkennen, doch rief die Ungleichheit ihrer Charaktere eine große Verschiedenheit hervor, die dadurch gesteigert wurde, daß Tankmar seit er von dem Unglücksfall betroffen ward, einem Hange zu wissenschaftlichen Studien nachgab, der seinem Wesen eine Frühreife über seine Jahre hinaus verlieh.

Von mittlerer Größe und ebenmäßigem Körperbau, gab das Bemühen, die leichte Verkürzung des linken Beines zu verbergen, seinen Bewegungen etwas Steifes und Gezwungenes, fast könnte man sagen Alterthümliches.

Der Anzug des jungen Mannes war nach dem neuesten Schnitt, aus braunem Sammet gefertigt. Spitzen von hohem Werthe zierten denselben am Jabot und vor den Händen. Unter diesen kostbaren Erbstücken der Familie Münikerode verbargen sich Busennadeln und Ringe von Diamanten. Zu den kurzen Beinkleidern trug der Baron weißseidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen. Von farbigem Golde war auch der Knopf des Spazierstöckchens, worauf er sich beim Gehen leicht stützte.

Sie hatten das Thor durchschritten und sich abwärts zu der Brücke gewandt, durch deren Bogen die kleine Fulda in glitzernden Wellen der Vereinigung mit der großen Fulda zueilt. Verstärkt durch den Zufluß hastete der Strom an dem damaligen Residenzschloß vorüber, der Werra zu.

Tankmar blieb stehen, um den Anblick in sich aufzunehmen, vor ihnen lagen die ausgedehnten, großartigen Orangeriegebäude, neben denen sich die Anlagen des Augartens mit seinen Seen, Wiesen, Waldpartien, Reit- und Fahrwegen ausbreiteten.

„Hier brennt die Sonne," sagte Agnese, „lassen Sie uns heimkehren, Ohm."

„Drunten im Marmorbad", gab er zur Antwort, „muß es herrlich kühl sein, wir sind kaum einige hundert Schritt davon entfernt und wandeln gleich hier im Schatten der Allee."

Der Eindruck, den die Schöpfung Monot's auf den schönheitsdurstigen Geist des Jünglings hervorrief, war unbeschreiblich. Nur aus Büchern kannte er die Beziehungen der griechischen Kunst zur Götterlehre, hier schienen die idealen Bilder seiner Phantasie Gestalt gewonnen zu haben; in keuscher Unnahbarkeit traten sie aus dem weißen Marmor der Wandbekleidung ringsum hervor.

Ein Sonnenstrahl huschte durch die Spalte der Thür und fiel spielend auf den Scheitel des Kindes, welches etwas unmuthig auf der Treppe zum Bade inmitten des Raumes Platz genommen hatte.

Tankmar schien, versunken in den Anblick der Bildwerke, die Gegenwart seiner Nichte ganz vergessen zu haben, bis sie endlich das Schweigen brach, indem sie ihn mit weinerlicher Stimme an die Ausfahrt mahnte. „Auch Onkel Eckebrecht wird uns längst erwarten."

„Du hast Recht, laß uns gehen", sagte der junge Mann, die lebenswarme Hand der Kleinen erfassend. „Sage mir, warum Du mich gewissenhaft Ohm und Sie titulirst, während Du es bei Eckebrecht weder mit dem Einen noch mit dem Andern genau nimmst?"

„Je nun, das kommt von selbst," antwortete das Kind, „vielleicht weil —"

„Weil?" fragte er ungeduldig.

„Ach, Sie sind doch der Aeltere."

„Nun, das überschreitet das Jahr nicht viel; soll ich Dir's sagen? Kinder sind Egoisten, die Gesundheit und Frohsinn an Anderen mehr lieben, als die wohlgemeinten Ermahnungen Derer, die ihr Bestes erstreben. Jetzt komm, Dein Verlangen soll erfüllt werden."

Schweigsam legte das Paar den Weg bis zur Wohnung des Geheimraths von Loßberg zurück. Man erwartete sie bereits, da der Wagen zur Fahrt vor der Thür stand.

Elisabeth, eine anmuthige Dreißigerin, drohte den Säumigen mit dem Finger, während schon Herr von Loßberg, als aufmerksamer Kavalier, Frau von Münikerode beim Einsteigen behülflich war.

Agnesens Augen flogen von rechts nach links und füllten sich enttäuscht mit Thränen, einen letzten Blick warf sie in den Korridor, ach, da hinter der Thüre rührte sich's. „Entdeckt! entdeckt!" klang es wie heller Jubel, und mit lachendem Gesichte kam nun auch die frische Gestalt des Pagen zum Vorschein.

Jetzt hatte Junker Eckebrecht die Hausjacke mit dem scharlachrothen, goldbetreßten Uniformrock vertauscht, die weißen Lederhosen waren an den Knieen mit Schnallen geschlossen, die langen Beine staken in weißen Strümpfen. Dem hübschen Junker kleidete diese Tracht vortrefflich, der etwas kleinere Tankmar trat gegen ihn in den Hintergrund.

Es war eine herrliche Fahrt die schattige Lindenallee hinauf zum Weißenstein; wo die Anlagen beginnen, verließ die kleine Gesellschaft den bequemen, eleganten Wagen und wanderte zu Fuß zu dem Schlosse hinauf, durch dessen Thorbogen sich der wunderbare Anblick der spielenden Wasserkünste bot, ganz wie selbige noch heute in gleicher Schönheit erhalten sind.

Herr von Loßberg bot seiner Schwiegermutter den Arm, um ihr den Anblick von einem höheren Standpunkte zu zeigen; ihnen voraus eilten Eckebrecht und Agnese.

Tankmar schloß sich Elisabeth an. „Laß mich Deine Stütze sein, Schwester", sagte er mit einem Lächeln, welches mehr trübe als heiter erschien. „Wenn der Weg steiler wird, werde ich ohnehin nicht mit Euch Schritt halten können, ich armer Krüppel."

„Das trifft sich gut," erwiderte Frau von Loßberg rasch, „daß auch ich die Anstrengung des Steigens scheue. Laß das rüstige Alter und die ausgelassene Jugend zur Höhe hinanklimmen, wir bleiben in den Regionen der kleinen, wie

natürlich sprudelnden Wasserfälle oder besuchen den Aquadukt, meine Lieblingsanlage."

So plaudernd verscheuchte sie die Schwermuth aus seinen Zügen und fesselte seine Aufmerksamkeit an die ihn umgebenden Naturschönheiten, denen sich die Kunst in so wohlgefälliger Wirkung einte.

Als das Paar wieder aus dem Waldesschatten heraustrat, lag vor ihm, im Sonnenlicht smaragdgrün erglänzend, eine Rasenfläche, auf der eine geputzte Menge, bunten Blumen gleich, dem Herabstürzen des Wassers von der Höhe des Habichtswaldes bewundernd zuschaute. Wo sich der Schwall unten in einem Bassin sammelt, hob er sich in einer mächtigen Fontäne himmelwärts empor.

Ein „Ah!" der Bewunderung entfuhr dem von diesem Anblick überraschten Jüngling. Ihrer Umgebung nicht achtend, traten die Geschwister weiter in den Vordergrund. In heiterem Zwiegespräch standen sie da, als sich eine Hand auf des Barons Schulter legte, indem eine Stimme wohlwollend und doch mit souveräner Betonung sprach: „Eh bien, monsieur, unsere Anlagen erfreuen sich Eures Beifalls?"

„Königliche Hoheit," sprach Elisabeth, den Landgrafen Friedrich von Hessen erkennend, schnell gefaßt, „mein Bruder, Baron von Münikerode, ist zum ersten Male in diesen Zaubergärten, kein Wunder, daß er, von der Schönheit überwältigt, Auge und Ohr gefangen gab, nicht ahnend, daß der hohe Magiker selbst das Schauspiel mit seiner Gegenwart beehrt."

„Von Euer Liebden ist man keine Schmeichelei gewohnt", sagte der Fürst und zog dann den jungen Mann, an dem er Wohlgefallen fand, in eine Unterhaltung.

„Ah, mon ami," sagte der kunst- und prachtliebende Prinz, „wir sind charmirt, daß der wirklich seltene Anblick unserer Wasserkünste Euch ergötzt. Wir haben indessen noch ganz andere Kunstschätze, deren Besichtigung Ihr Euch nicht entgehen lassen dürft. Da sind die sublimen Leistungen Meister Monot's, die das Marmorbad zieren."

Tankmar beeilte sich, in bescheidener Weise sein Lob und Urtheil über die Arbeit des Bildhauers auszusprechen.

„Die Weihe, welche gleichsam schon das Material umschließt," sagte der Landgraf, „haben die Künstler aller Zeiten empfunden, indem sie die vollkommensten Vorbilder des Schönen darin nachzubilden suchten. Wären wir auch auf anderen Gebieten der Kunst diesem Grundsatz der Griechen treu geblieben, wieviel an triviale Stoffe verschwendetes Talent würde edlerem Streben erhalten sein. Man kann die Naturwahrheit der Wiedergabe bewundern, aber sich an dem Gemeinen und Häßlichen nicht erfreuen Ich erachte es als die Pflicht eines Fürsten, auf die Pflege der Kunst und Schönheit so viel zu verwenden, als in seinen Mitteln steht. Ich brauche darin, Gottlob, nur in die Fußstapfen meiner Vorfahren zu treten, denen wir diese Schöpfung verdanken."

Aus dem Kreise des in zwanglosen Gruppen plaudernden Hofzirkels winkte der Fürst den Kammerherrn von Buttlar zu sich heran.

„Herr von Münikerode", redete er den sich tief verneigenden Kavalier an, „intendiret morgen unsere Galerien in Augenschein zu nehmen, dabei kann er keinen besseren Führer zur Seite haben, als Euch, lieber Buttlar, der Ihr die Kunstwerke unserer großen Maler würdig zu estimiren wißt.

Fast alle Meister der Welt sind dort in ihren chefs-d'oeuvre vertreten, Rubens, Raphael, Rembrandt, Holbein und Dürer. Vergesset nicht, dem jungen Amateur die Landschaften eines Wouvermann und Ruisdael zur Beachtung zu bringen, sowie die Leistungen Ribera's, Potter's, und van Dyck's."

Den wohlgesetzten Dankesworten des Barons hörte der Landgraf nur mit halbem Ohre zu, seine Aufmerksamkeit fesselte ein junges Mädchen, welches elastischen Schrittes auf die Gesellschaft zukam. Ihre Erscheinung rechtfertigte vollkommen das Urtheil des hohen Herrn. „Voilà la beauté supérieure unseres Hofes. Fräulein von Wilden wäre würdig, das Vorbild eines Praxiteles zu sein, doch könnten alle die todten Gebilde nicht mit ihrem frischen Lebenshauch konkurriren.

Soyez la bienvenue, schöne Aurora, die Sonne ist heute spät aufgegangen. Dieser Kavalier ist hergekommen, um die Sehenswürdigkeiten unserer lieben Stadt in Augenschein zu nehmen. Er würde nichts von Bedeutung erblickt haben, wäre ihm nicht das Glück so hold, Euch in unsern Weg zu führen. Wir überlassen die Herrschaften der gewiß höchst anziehenden Unterhaltung zu Zweien, wobei wir uns als überflüssigen Lauscher fühlen."

Lachend wandte sich der Landgraf seinem Gefolge zu, den jungen Baron in einiger Verlegenheit der gefeierten Schönheit gegenüber zurücklassend.

So wenig Tankmar an den leichten Ton der Gesellschaftskonversation gewöhnt war, fiel es ihm doch nicht schwer, auf das Thema einzugehen, das die junge Dame, von einer Kunst zur andern hinüberlenkend, einschlug. Die Leistungen der vom Landgrafen für seine Residenz angeworbenen Schauspielertruppe beschäftigten in hohem Grade alle Verehrer des Theaters, damals, wo auf

dramatischem Gebiete sich ein Auffstreben zu der Ruhmeshöhe echter Begeisterung kund that. Tankmar hatte kaum einer Vorstellung beigewohnt, aber er kannte die Tragödien der Alten und verglich ihre Grundsätze in der ihm eigenen Gründlichkeit mit den Leistungen der Neuzeit. —

Aurora mochte da manches erfahren, was ihren 17 Jahren bislang fremd blieb, sicher aber fesselte die interessante Persönlichkeit des jungen Erbherrn zu Welsen und Münikerode die Dame lebhafter, als seine Auseinandersetzungen es vermochten.

Im Eifer des Gesprächs hatten die Beiden sich von der übrigen Gesellschaft getrennt, wurden dessen jedoch erst inne, als der Kammerherr von Buttlar sie aufsuchte, um Fräulein von Wilden mitzutheilen: der Hof sei zum Aufbruch bereit, weshalb ihre Mutter der Säumigen ungeduldig harre.

Nun traten alle Drei schleunig den Rückweg an, während dessen die beiden Herren noch einige Verabredungen wegen des in Aussicht genommenen Besuches der Galerie trafen.

„Ach!“ rief Aurora, von dem Gegenstande angeregt, „lassen Sie auch mich zugegen sein, Herr von Buttlar. Ich möchte den Kommentaren unseres größten Kunstmäcenen gleich wie Orakelsprüchen lauschen.“

Der also Geschmeichelte verneigte sich zustimmend, somit durfte man „Auf Wiedersehen“ sagen, als die graziöse, lichte Gestalt des Mädchens in die seidenen Polster des Wagens tauchte, der sie entführte.

Elisabeth erwartete den Bruder mit fröhlicher Neckerei. „Wer hätte das gedacht, daß, da Du kaum die Nase in die Welt steckst, die Huld des Landgrafen Dich mit Erweisung seiner Gnade überschütten würde. Noch mehr, die gepriesenste Schönheit unseres Hofes würdigt Dich ihrer Beachtung, die sie sonst nur Auserwählten zu Theil werden läßt.“

„Das geschieht aus Mitleid“, war Tankmar's kurze Erwiderung.

„Du irrst,“ entgegnete Frau von Loßberg, „die Kreise, in denen wir hier leben, schätzen auch andere Vorzüge als diejenigen eines untadeligen Körperbaues. Die Bildung des Geistes, welche Du Dir in der Muße des Krankenzimmers aneignetest und, durch Dein Gebrechen von manchen Erlustigungen junger Kavaliere zurückgehalten, in ernstem Studium fortsetztest, kommt hier zur Anerkennung. Viel herzerquickende Eindrücke, erhoffe ich, wirst Du von hier mit fort nehmen oder unserem Wunsche gemäß durch dieselben Dich dauernd hier fesseln lassen.“

„Dazu“, erwiderte der Baron, „sind die Pflichten zu ernst, die auf meine schwachen Schultern gebürdet sind. Das Wohl und Wehe der Eigenbehörigen der Güter Welsen und Münikerode ist mir unterstellt, und es ist mein ernstes Streben, ihnen ein gerechter und weiser Herr zu sein.“

„Du hast doch an beiden Stellen die alten Inspektoren von des Vaters Zeiten her, denen Du Vertrauen schenken darfst.“

„Sie sind wohl treu, aber hängen ebenso an alten Mißbräuchen als an den guten Gewohnheiten. So viel übersehe ich schon jetzt, daß ich gründlich aufzuräumen habe, will ich dermaleinst, wenn Eckebrecht des Militärdienstes müde heimkehrt, ihm Münikerode als einträgliches Erbtheil übergeben.“

„Du denkst weit hinaus,“ lachte Elisabeth, „unser junger Springinsfeld muß sich die Sporen erst verdienen. Laß uns hier auf der Bank Platz nehmen, lange werden wir der Unserigen nicht zu warten haben.“

In der That kamen bereits Agnese und Eckebrecht in lustigen Sprüngen den Bergpfad herab, während die Eltern bedächtig folgten.

Der lange rothe Junge haschte nach der Kleinen, die aber flüchtete mit glühenden Wangen in die Arme der Mutter.

„Ah maman! wie das schön war!“ rief sie, „Onkel Eckebrecht hat mich mitgenommen zum Herkules, bis oben zum Haupte sind wir hinangestiegen.

Dann waren wir in der Grotte bei den neckischen Wassergeistern, weißt Du, ehe man sich's versieht, kommt ein Sprühregen. Den Eckebrecht haben sie tüchtig angeführt, pudelnaß lief er hinaus.“

„Du bist wohl selbst ja so ein kleiner Sprudelgeist,“ sagte Tankmar, „komm erst zur Ruhe.“ Er wollte das Kind zu sich ziehen, aber es entschlüpfte ihm wie eine Eidechse und saß flugs neben dem Pagen im Grase.

„Gelt,“ fuhr er fort, „der Onkel ist Dir lieber als der Ohm?“

„Ja“, erwiderte Agnese, ihn voll mit den blauen Kinderaugen ansehend. „Onkel Eckebrecht ist immer vergnügt und zufrieden mit dem, was ich thue, wenn ich groß bin, heirathet er mich auch, nicht wahr, Eckebrecht?“

„Ja, Du bist meine kleine Braut, und wir werden immer lustig sein. Jetzt steh auf, Deine Mutter ist schon den Andern entgegen gegangen, gleich sind sie hier. Hören sie uns so reden, giebt es eine Strafpredigt, wir kennen das.“

In der That vereinigte sich die kleine Gesellschaft soeben wieder. Die gegenseitigen Erlebnisse austauschend, fuhr man heim, umgeben von dem vollen Reiz eines Sommerabends, der den Linden süßen Duft entlockt und die Vogelstimmen weckt, wo eben nur das Treiben der Menschen die kleinen Sänger zur Geltung kommen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Kirmeßmohrt.

Gedicht in niederhessischer Mundart. (Unteres Schwalmgebiet, Kreis Fritzlar.)

En Firschler [1]) äß des scheenste Mohrt [2])
Dos im de Kirmeßzitt.
Do äß keng [3]) Bursch, ders ibest [4]) kann,
Der uff dos Mohrt nit gitt.
Natirlich nimmt hä's Mächen mirre [5]).
So worsch [6]) vun je, so äß es hirre [7]).

Bi dickem Quätschennäbbel [8]) schunt,
Im Ührer sechse frih,
Do zieht üß jerem Dorfe rüß [9])
Ne laange, laange Rih [10]).
De Mähre hunn sich uffgedunnert [11]),
Däß sich Engs [12]) übersch's Angre wungert.

Un dunne [13]) derbi de Bursche
En nigem Kirrel [14]) un Schaal.
Die röchen Dobadk üß Piffen
Un machen Mordschandal [15]).
Im Ochte [16]) fing se schunt en der Stoodt.
Dann äß des Vergnigen öch perot [17]).

Do wird sich nü derdörch gequätscht
Un wärsch [18]) en noch so für.
Bi jerer Büre [19]) müß me stinn,
Bi Schüh'n un Bäzzelschnür [20]),
Bi Blechwerk, Dippen, bloen [21]) Schärzen,
Bi Gorken, Worscht un Zockerhärzen.

Der Bursch, der hie sich lumpen läht [22])
Un gor nix köft un schenkt,
Der hot öch bi dem Kirmeßtanz
Kinn Mächen, dos hä schwenkt.
En Zockerhärz äß doch des Wingste [23]),
Dos köft sim Schatz öch der Geringste.

Un Carressel wird öch gefohr'n,
Un's Glicksrod nit verfehlt.
Der Läßte [24]) gitts zem Wärthshüß rinn,
Wo de Musicke späält [25]).
Des Tängzen [26]) äß doch gor zü scheene,
Gitts öch en Stüpps [27]), an Orm un Beene.

Retür zü zinn [28]) se engzelich,
Zem Meerschten [29]) Zwää und Zwää.
De Bursche hon mänchmol [30]) en Strich,
Un hahlen [31]) groß Jüchhee!
Mänchmol hon se sich öch geschmässen [32])
Un sich de Kirrel uffgerräßen [33]).

Dos wor dann's Schinnste [34]) noch vom Mohrt, —
So prohlen [35]) se hernoh. —
De Mähre kräschen [36]) lüt vär Angst,
Un sing [37]) doch eentlich froh.
Dann de Bursche hun sich nürt geschlohn [38]),
Däß de Mähre ähre Corosche [39]) soh'n.

Frida Storck.

---

1) Fritzlar. 2) Markt. 3) kein. 4) der es irgend kann. 5) mit. 6) so war's von jeher. 7) heute. 8) Zwetschennebel. 9) heraus. 10) Reihe. 11) aufgeputzt. 12) Eines über das Andere wundert. 13) dicht. 14) Kittel. 15) Mordskandal. 16) Um Achte. 17) parat. 18) Und würd' es ihnen noch so sauer. 19) jeder Bude. 20) Schuhen und Mützenband. 21) blauen. 22) läßt. 23) Wenigste. 24) Zuletzt. 25) spielt. 26) Tanzen. 27) Stupps. 28) gehen sie einzeln. 29) meistens. 30) manchmal. 31) halten. 32) geschmissen. 33) aufgerissen. 34) Schönste. 35) prahlen. 36) schrieen laut. 37) sind doch eigentlich. 38) geschlagen. 39) Courage sahen.

Aus alter und neuer Zeit.

Marburgs feierliche Woche. Es war am 13. September 1832. Der gefeierte Vertreter der Volksrechte, Mitbegründer der kurhessischen Verfassung und Märtyrer derselben, Professor Dr. Silvester Jordan, kehrte von Höxter nach Marburg zurück. Dort hatte er nach dem Tode seiner Gattin, Marie Staudinger aus München, mit der er zehn Jahre in glücklichster Ehe gelebt, in der Tochter des bekannten Geschichtsforschers Dr. Paul Wigand, Pauline, eine zweite hochgebildete Lebensgefährtin gefunden, der es beschieden war, Freud' und unsägliches Leid treu und redlich mit ihm zu theilen. Am 2. September hatte die Vermählung in Höxter stattgefunden. Auf dem Rückweg fand das Ehepaar überall begeisterte Begrüßung, zählte doch Silvester Jordan zu den volksthümlichsten Männern in Deutschland. War der Empfang in Kassel, dem Schauplatze von Jordan's Wirken als Volksvertreter, seitens der Bürgerschaft schon ein enthusiastischer, so erwarteten den hochverehrten Mann in seiner Heimathstadt Marburg wahrhaft fürstliche Ehrungen.

Es liegt uns eine bei N. G. Elwert erschienene Broschüre aus jener Zeit vor, betitelt „Jordan's Ankunft und die Feier des 15. September, oder Marburgs feierliche Woche in den Tagen des 11., 13. und 15. Septembers“, der wir nachfolgende Schilderung entnehmen.

Schon der 11. September 1832 hatte sich in Marburg zu einem Festtage gestaltet. Am Abende

dieses Tages hatte sich der akademische Senat versammelt, um nach der im Juli desselben Jahres erfolgten Auflösung des kurhessischen Landtages den neuen Vertreter der Universität an demselben zu wählen. Die Wahl fiel abermals auf den bewährten seitherigen Abgeordneten, auf Silvester Jordan. Die Nachricht hiervon durchlief und elektrisirte, wie es in dem Bericht heißt, Abends noch die ganze Stadt, des andern Tages die ganze Umgegend, und in ganz Deutschland wurde sie mit Jubel aufgenommen. Doch die Feierlichkeiten, welche diese Wahl in Marburg selbst im Gefolge hatten, bildeten nur das Vorfest. „Noch war Jordan selbst“, so heißt es in dem Bericht „nicht in unsere Mauern zurückgekehrt, er weilte noch im Kreise der Freunde und Verwandten, Erholung seiner Gesundheit bedürfend und schöpfend. Aber er war bereits uns nahe — der 13. schon sollte ihn uns wiedergeben. Man durfte erst gegen Abend die Ankunft des hochverehrten Deputirten erwarten —, allein die eifrigsten seiner Verehrer konnten das nicht erwarten, in festlicher Kleidung waren sie ihm gleich nach Tisch bis zur nächsten Post entgegengeritten und gefahren, in deren Nähe ihn noch die Schulzen des Amts und eine Abordnung der Stadt Wetter erwarteten.

Schon gegen 3 Uhr Nachmittags bemerkte man in allen Straßen Marburgs festlich gekleidete Menschen, — das Volk verließ seine Arbeitszimmer und wallte dem Elisabethenthore zu. Um 4 Uhr entfaltete sich eine Fahne (weiß) aus dem Rathhause, und hinter ihr sah man einen Zug schwarzgekleideter Bürger einherschreiten, und eine Fahne (blau) und wieder Bürger und abermals eine Fahne (roth) und wieder Bürger, alle in langem feierlichen Zuge, ihre Magistratspersonen in der Mitte, über den Marktplatz hin dem Thore zuschreitend. Diese alten schönen Stadtfahnen, getragen an blau-weißen Florgehängen von den Söhnen angesehener Bürger, hatten seit einem halben Menschenalter, seit Wilhelm's I. Rückkehr in das alte Stammland, nicht wieder in Gottes freier Luft geflattert; aber heute sahen sie wieder das Tageslicht, und man sah auch sie mit Rührung; so selten ist die Gelegenheit zu wahren Herzensfreuden! Nächst dem Thore, im Gasthofe „zum blauen Löwen“, hatte bereits eine Anzahl von fast 200 weiß und blau gekleideten Jungfrauen der Stadt sich versammelt, um dem Erwarteten einen Lorbeerkranz und ein Gedicht zu überreichen. Vor dem Thore, auf der Brücke gegen Kassel zu, erhob sich eine Ehrenpforte, aus sechs hinter und neben einander stehenden hohen Bäumen errichtet, welche grüne Eichenguirlanden verbunden durchkreuzten und auf den Gefeierten sich gleich Kränzen herabzulassen schienen. Hier wogte und harrte die Menge besonders seit 5 Uhr der Ankunft des Erwarteten entgegen. Endlich nach 6 Uhr entstand jene frohe murmelnde Bewegung in der Masse, welche dem entscheidenden Momente vorauszugehen pflegt; ein unabsehbarer Zug von Reitern und Wagen trabte und rollte heran; da ward es plötzlich stille und: der erste Zug ist's — rief's in den Zügen der Reiter. Schon war er da, dieser Wagen, und hielt auf die dem Kutscher gegebenen Winke unter der Ehrenpforte still; wie von einem sympathischen Gefühle beseelt, entblößte die ganze unzählbare Menge plötzlich und zugleich das Haupt und brach in ein stürmisches unaufhörliches Hoch aus. Nachdem sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, beugte sich der Gefeierte aus dem Wagen und sprach rührende Worte des Dankes und der Freude des Wiedersehens. Jetzt trat der Magistrat heran und bat ihn, sich in seine und der Bürger Mitte zu begeben. Vor dem Wagen, an einem etwas freier gehaltenen Platze, kreuzten sich die drei Fahnen, und zwischen ihnen, wie unter einem Obdach stehend, hielt der Vizebürgermeister, Herr Ulrich, folgende Anrede an den Zurückgekehrten:

„Hochverehrter Mann! Wir begrüßen Sie als einen ausgezeichneten Volksvertreter, der unsere verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten mit unerschütterlichem Muthe und mit der Freimüthigkeit, wie sie dem deutschen Manne geziemt, auf den beiden Landtagen vertheidigt hat. Das Vaterland ist Ihnen für dieses kräftige Benehmen seine Huldigungen schuldig und bringt sie Ihnen mit Liebe und Freude. Marburg hat es übernommen, Ihnen für ganz Kurhessen den wohlverdienten Dank zu sagen. Einfach und prunklos, wie Sie sehen, ist unser Empfang, aber hoch und glühend schlagen Ihnen unsere Herzen entgegen und mit den Gefühlen, die diesen entströmen, heiße ich Sie im Namen aller Marburger herzlich willkommen! Nehmen Sie noch, hochverehrter Mann! einige Zeichen der Liebe und Hochachtung aus den Händen unserer Jungfrauen an!“

Hierauf nahten sich zwei Jungfrauen und überreichten ihm einen Lorbeerkranz und ein Gedicht, das die Gefühle des Dankes dem alten und die Erwartung der Zukunft dem neuen Vertreter aussprach.“

Der Chor:

„Du bist's, des Vaterlandes Hort und Zierde,
Sein Stolz, sein Schmuck, sein Ehrenkleid!
Du bist's, deß starke Hand zum sichern Hafen führte
Sein schwankend Schifflein, fern und weit!
Du hast für Recht und Freiheit kühn gestritten
Und mit der Wahrheit Flammenmuth;
Und mehr als wir hat selbst Dein Herz gelitten,
Entrann der Hand ein hohes Gut!“

so heißt es u. A. in dem Gedichte, das wir wegen seines Umfanges und, offen gestanden, auch wegen seines geringen poetischen Werthes hier nicht weiter wiedergeben wollen. Wer es gedichtet hat, wissen wir nicht, doch mag auch von dem unbekannten Ver-

fasser der Spruch des alten Heiden Ovidius gelten: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. —

Mächtig ergriffen von dieser Szene sprach der Gefeierte ungefähr folgende Worte:

„Gern kehre ich in eine Stadt zurück, die durch ihren konstitutionellen Sinn bei jeder Gelegenheit sich so sehr ausgezeichnet hat. Redlich habe ich mich bestrebt, zu thun, was ich konnte; ich habe nicht gehört auf die Worte der Schmeichler und nicht auf die Stimme des Hasses und der Leidenschaft, unverrückt habe ich die Bahn verfolgt, die ich mir einmal vorgezeichnet hatte, und der Himmel hat mir die Kraft gegeben, wenigstens soweit vorzudringen. Nehmen Sie meinen herzlichsten, innigsten Dank für diese feierliche ehrenvolle Aufnahme, und seien Sie überzeugt, daß ich stets da stehen werde, wo nach meiner Ueberzeugung Wahrheit, Recht und Ehre liegen, die mir ewig heilig sein werden, komme es, wie es da wolle. Bleiben auch Sie immer dem Wege der Konstitution und des Gesetzes treu und hoffen Sie mit mir zu Gott, dem wir alle vertrauen müssen, daß noch alles gut gehen werde; der Himmel wird geben, daß die Zukunft immer besser sein werde; aber nur festes Halten an Ordnung und Gesetz kann dieses Bessere herbeiführen. Noch einmal, nehmen Sie meinen besten Dank für dieses schöne Wiedersehen!“

Nach dieser Rede bestieg Jordan wieder den Wagen und der ganze Zug setzte sich langsam gegen die Stadt hin in Bewegung. Allgemeiner Jubel begleitete denselben, und wenn dieser einen Moment schwieg, so erhob er sich in dem nächsten um so stürmischer. Besonders lebhaft brach er bei der Ankunft auf dem Markte aus, und begleitete den Gefeierten bis zu seiner Wohnung. Dann kehrte der Zug der Bürger und der Jungfrauen auf den Markt zurück und ging hier auseinander.

Während dessen war es Abend geworden, es tauchten bereits einzelne, bald mehrere Lichter auf, und mit vollem Eintritt der Dunkelheit strahlte die Stadt in einem Flammenmeere, wie es Marburg wohl noch bei keiner Illumination gesehen. Die Straßen hatten sich von Neuem belebt und in ihnen wogte eine freudig erregte Menge auf und ab. Gegen $8\frac{1}{2}$ Uhr erschien Silvester Jordan selbst, am Arme seiner Gattin, begleitet von einigen Freunden und durchwandelte, gleichsam getragen von dem Jubel des Volkes, die hell erleuchteten Straßen. Er hielt hier und da einige Augenblicke, grüßte und küßte einige Bekannte, sprach denselben Worte des Dankes aus, und kehrte sodann, von einem beständigen Hoch! begleitet, nach seiner Wohnung zurück. Zum Schlusse des Tages wurde dem Gefeierten in der Mitternachtsstunde von mehr als 50 Bürgersöhnen eine wahrhaft ergreifende Serenade gebracht.

Am anderen Morgen erschien bei Silvester Jordan eine Deputation der Universität, bestehend aus den Professoren Platner und Rehm, um den Zurückgekehrten im Namen des akademischen Senats feierlich zu begrüßen.

An den Feierlichkeiten zu Ehren Silvester Jordan's hatten sich auch die Marburger Studenten betheiligt. Unter ihnen befanden sich Friedrich Oetker und Franz Dingelstedt. Mit warmen Worten haben beide der Feier gedacht: Friedrich Oetker in seinen „Lebenserinnerungen“, Franz Dingelstedt in seinem bekannten herrlichen Gedichte „Ein Osterwort aus Kurhessen“.

Den Schluß von Marburgs feierlicher Woche bildete der 15. September, an welchem Tage vor zwei Jahren der Kurfürst Wilhelm II. die Gewährung einer Verfassung seinem hessischen Volk feierlich zugesagt hatte. F. Z.

Aus Heimath und Fremde.

Am 25. September feierte der Freiherr Ernst Schenk zu Schweinsberg, Erbschenk in Hessen, Senior der freiherrlichen Familie Schenk zu Schweinsberg, seinen neunzigsten Geburtstag. Geboren ist derselbe am 25. September 1803 zu Fulda als Sohn des damaligen fürstlich oranien-nassauischen Geh. Rathes, nachmaligen kurfürstlich hessischen Staatsministers Ferdinand Schenk zu Schweinsberg († 29. Dezember 1842). Da die hohe Familie des Jubilars durch den Tod eines seiner Söhne vor wenigen Wochen in tiefe Trauer versetzt ist, beschränkte sich die Feier des Tages nur auf den engsten Kreis, während ursprünglich von verschiedenen Seiten größere Festlichkeiten geplant waren. Mögen dem Herrn Erbschenken, der überaus rüstig ist, noch recht viele Jahre beschieden sein. (O. Z.)

In diesen Tagen feiert unser hessischer Landsmann, der Professor Dr. Adolf Fick sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als ordentlicher Professor der Physiologie an der Universität Würzburg. Gleich seinen Brüdern, dem am 31. Dezember 1858 zu Marburg verstorbenen Professor der Anatomie Dr. Ludwig Fick, und dem Professor der Rechtswissenschaft Dr. Heinrich Fick*) zählt er zu den hervorragendsten Gelehrten, die aus Hessen hervorgegangen sind. Professor Dr. Adolf Fick hat kürzlich sein 64. Lebensjahr vollendet, er ist am 3. September 1829 zu Kassel als jüngster Sohn des um das Straßenbauwesen in Kurhessen hochverdienten Oberbaurathes Friedrich Fick geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, widmete er sich von Ostern 1847 ab in Marburg und Berlin dem Studium der Medizin, daneben beschäftigte er sich eifrig mit mathematischen und physikalischen Studien, auf die ihn schon frühzeitig sein

*) S. „Hessenland“, Jahrgang 1892, Nr. 15, S. 198 fg.

Bruder Heinrich hingewiesen hatte, und die ihm später bei seiner Wissenschaft vortrefflich zu statten kamen. Fick's eigentliche wissenschaftliche Heimstätte ist die Universität Marburg, wo er am 27. August 1851 nach glänzend bestandenem Fakultätsexamen in Marburg auf Grund seiner Dissertation „de errore optico quodam asymetria bulbi oculi effecto“ zum Doctor medicinae promovirt wurde und hiernach noch eine Zeit lang als Prosektor an dem anatomischen Institut unter seinem Bruder, dem Professor Ludwig Fick, thätig war. Im Frühjahr 1852 ging er in gleicher Eigenschaft nach Zürich, wohin im Jahre zuvor sein Bruder Heinrich als Professor der Rechtswissenschaft berufen worden war. Dort habilitirte er sich zugleich als Privatdozent für Physiologie. 1856 wurde er zum außerordentlichen, 1862 zum ordentlichen Professor der Physiologie ernannt. In Zürich verblieb er, bis er 1868 nach Würzburg berufen wurde, wo damals der Lehrstuhl für Physiologie durch das frühzeitige Hinscheiden von A. von Bezold frei geworden war. Fick's Arbeitsfeld ist die allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven und die allgemeine Sinnesphysiologie. Niedergelegt hat Fick die Ergebnisse seiner Forschungen vornehmlich in folgenden Schriften: „Beiträge zur Physiologie der irritablen Substanzen“, „Untersuchungen über elektrische Nervenreizung“, „Untersuchungen über Muskelarbeit“, „Spezielle Bewegungslehre“, „Lehre von der Lichtempfindung“, „Mechanische Arbeit und Wärmeentwickelung bei der Muskelthätigkeit“, „Myothermische Fragen und Versuche“. Ein besonderes Verdienst hat sich Fick um die systematische Bearbeitung der im ganzen wenig gepflegten medizinischen Physik erworben. Die Forschungen zur allgemeinen Physiologie leiteten Fick zu philosophischen Studien hin. Bekannt gegeben hat er auf diesem Felde Untersuchungen über Ursache und Wirkung und damit zusammenhängend über Wahrscheinlichkeit. Z.

Nekrologe.

Am 16. August verstarb, wie bereits gemeldet, in Marburg der Direktor der Irrenheil-Anstalt, Geheimer Medizinalrath Dr. Heinrich Cramer, im Alter von 61 Jahren.

Seit 1876 hat er der genannten Anstalt vorgestanden und auf die Gestaltung des Irrenpflege-Wesens unserer Zeit einen großen und wohlthätigen Einfluß geübt. In den inneren Anstaltsdienst führte er eine Reihe von Verbesserungen ein und gehörte zu den ersten Psychiatern, welche die Zwangsmittel bei Geisteskranken abschafften. Dem Krankenhauswesen hatte er ein besonders eindringliches Studium gewidmet, mehrere große Anstalten in der Schweiz und in Deutschland sind unter seiner speziellen Mitwirkung gebaut und speziell im Regierungsbezirk Kassel dürfte die frühe Fürsorge für ausreichenden Raum in den Irren-Anstalten zum großen Theil auf seine Initiative zurückzuführen sein. Die theoretische Psychatrie hat Cramer wesentlich gefördert durch Aufstellung einer neuen Theorie der Hallucinationen.

Die Persönlichkeit Cramer's war durchaus originell und von einem eigenartigen Zauber umflossen, dessen anziehende Wirkung wohl jeder verspürte, der mit ihm in Verkehr trat. Theilnehmendes Wohlwollen leuchtete aus seinen Augen jedem entgegen, der ihm mit einem Anliegen nahte. Sein Charakter ging auf in Selbstlosigkeit und Pflichttreue. Kant's kategorischen Imperativ: „Du kannst, denn Du sollst“ führte er oft im Munde. Seit vielen Jahren hatte er sich keine Ausspannung gegönnt, und der Sonntag fand ihn ebenso in der Anstalt vom Morgen bis zum Abend thätig wie der Werktag. Seine klinischen Vorträge waren meist von großer Wirkung, besonders auch, weil sie eine nicht gewöhnliche philosophische Bildung offenbarten, welche die Lehren des Vortragenden in der anziehendsten Weise durchdrang.

Cramer gehörte zu den zielbewußtesten Krankenhausärzten. Von Jugend auf an großen Anstalten thätig, hatte er die Nothwendigkeit der Vereinigung der ärztlichen und administrativen Leitung in der Hand des Arztes frühe erkannt. Dem Einführen geistlicher Orden in die Krankenhauspflege leistete er, so viel an ihm lag, festen Widerstand. In beiden Punkten dürfte ihm jetzt die überwiegende Mehrheit der Irrenärzte zustimmen.

Die tägliche Visite machte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Nicht die kleinste Unregelmäßigkeit entging seinem spähenden Blick. Speziell für Unsauberkeit war ihm kaum eine Rüge drastisch genug, und so schrieb er einst in der Schweiz bei Gelegenheit einer Schulinspektion, die er als hygienischer Berather mitmachte, mit dem Finger an eine blinde Fensterscheibe die Worte: Kolossale Schweinerei.

Ein Schlaganfall machte Cramer's Leben ein rasches Ende. Achtzehn Jahre lang hat seine volle Thätigkeit der ihm unterstellten Anstalt gehört. Das Streben so langer und mühevoller Jahre ist nicht vergeblich geblieben. Die Irrenanstalt Marburg ist eine Musteranstalt geworden im vollen Sinne des Wortes. R.

In Philadelphia starb zu Anfang September der in der Gelehrtenwelt bekannte und geschätzte Professor der Pharmazie Maisch im Alter von 62 Jahren. Als Jüngling hatte er an dem badischen Aufstand Theil genommen und deshalb die deutsche Heimath, — er war zu Hanau geboren —, verlassen. Zuerst war er in New-York als Apotheker thätig, dann wirkte er als Schriftsteller und Professor im pharmazeutischen Kollege. 1863 richtete er das Armeelaboratorium in Philadelphia ein, das er bis zum Schluß des Krieges leitete. Dann setzte er seinen praktischen Beruf fort und lehrte zuletzt wieder

als Professor der Pharmazie und Botanik. Von seinen Werken ist das Lehrbuch für Pharmakognosie zu nennen. Für die gesetzliche Regelung des Apothekerwesens in den Vereinigten Staaten hat er maßgebende Vorschläge gemacht.

Am 15. September d. J. verschied zu Kassel nach langem schweren Leiden im 69. Lebensjahre der königl. preußische Oberst z. D. August Hoen. — Aus kurhessischem Dienste 1866 in den preußischen übertretend, nahm der Verstorbene als Bataillonskommandeur im Infanterieregiment 81 rühmlichen Antheil an dem Feldzug von 1870/71. Zum Oberstlieutenant befördert und mehrere Jahre Bezirkskommandeur in Nassau, schied er 1881 als Oberst in sehr geschwächter Gesundheit aus der Armee und nahm seinen Wohnsitz in Kassel. Den Verstorbenen zierten die edelsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, seltener Freimuth und heiterer Sinn auch in Trübsal und schweren Stunden. Er war hochgeschätzt und beliebt in den weitesten Kreisen. In den letzten Jahren seines Lebens betheiligte er sich in aufopfernder Weise an den Bestrebungen, den Wittwen der kurhessischen Offiziere die gesetzliche Gleichstellung mit den Wittwen der Zivilbeamten und den Fortbezug der hessischen Pension zu erwirken, ein Bestreben, dem in der Sache selbst auch der wohlberechtigte Erfolg zu Theil wurde. B.

Am 19. September starb zu Kassel plötzlich im 77. Lebensjahre der frühere kurfürstlich hessische Oberstlieutenant William Ralph von Heathcote. Der Verblichene entstammte einer sehr reichen englischen Familie, die s. Z. aus England nach Kassel übergesiedelt war. Heathcote trat als Avantageur in hessische Militärdienste, wurde 1836 Lieutenant im kurhessischen Garde-du-Corps-Regiment, aus welchem er später in das kurhessische Dragoner-Regiment, bezw. in das 2. kurhessische Husarenregiment versetzt wurde. 1845 wurde er zum Premierlieutenant, 1850 zum Rittmeister, 1857 zum Major und 1864 zum Oberstlieutenant befördert. Nach den Ereignissen von 1866 legte er sein Kommando nieder, und damit schloß seine militärische Laufbahn. In nahen Beziehungen stand er zu dem verstorbenen letzten Kurfürsten von Hessen, den er alljährlich in Prag und auf seinen Gütern in Horowitz besuchte. In Kassel war er wegen seiner außerordentlichen Wohlthätigkeit hochgeschätzt und beliebt. Vornehmlich war er ein treuer Beschützer der hülflosen Waisenkinder, für die er stets ein warmes Herz und eine offene Hand hatte.

Am 17. September verschied zu Wehlheiden nach kurzem Krankenlager an den Folgen einer Lungenentzündung der Geheime Regierungsrath a. D. Karl Franz Kühnert, ein verdienstvoller hessischer Beamter. Derselbe war geboren als Sohn des Baurathes bei der vorhinnigen kurfürstlichen Oberbaudirektion zu Kassel, Justus Kühnert, am 17. September 1817, an demselben Tage, an welchem er nach 76 Jahren aus dem Leben schied. Nachdem er das Lyceum Fridericianum 1835 absolvirt hatte, studirte er zu Gießen, Heidelberg und Marburg Rechts- und Staatswissenschaft. Nach glänzend bestandener Staatsprüfung wurde er Referendar in Kassel und war dann vom Jahre 1849 bis 1851 bei der Bezirksdirektion in Eschwege als Assessor thätig. Anfangs der fünfziger Jahre gehörte Kühnert zu den durch das Ministerium Hassenpflug „Gemaßregelten“, er wurde nach Schmalkalden versetzt und mit Dreiviertel seines Gehaltes zur Disposition gestellt. Doch bald durch den erfolgten Umschwung der Verhältnisse wieder fest angestellt, sehen wir Kühnert bereits Ende der fünfziger Jahre als Regierungsrath in Hanau, wo er bis zum Jahre 1868 verblieb. Dann war er in Kassel ein Jahr Mitglied der Landeskreditkassen-Direktion, wurde 1869 zum Geheimen Regierungsrath in Oppeln ernannt und später in gleicher Eigenschaft an die Regierung in Lüneburg versetzt. Hier verblieb er bis zu seiner vor zwei Jahren erfolgten Pensionirung. Nach derselben zog es ihn wieder nach der hessischen Heimath, und nahm er in Wehlheiden Wohnung. Neben außerordentlichen Geistesgaben war der Verewigte auch durch trefflichen Humor und Herzensgüte ausgezeichnet, welche ihm einen großen Kreis von Freunden erwarben. Sein Andenken wird in Ehren bleiben. (K. A. Z.)

Inhaltsverzeichniß des Septemberheftes Nr. 3. der „Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck“: Noch ein Hessenlied. Vom Harze. Eine dreitägige Tour durch das Rhöngebirge, von G. Haupt Der Bilstein bei Großalmerode (Schluß). Berichte. Ausführliche Kritiken. Briefkasten. Anzeigen.

Berichtigung.

In dem Artikel der vorigen Nummer „Ebernburg und Landstuhl“ ist als Schöpfer des Hutten-Sickingen-Denkmals unser hessischer Landsmann G. Kaupert aus Versehen angegeben. Der Künstler ist R. Cauer von Kreuznach.

Briefkasten.

Dr. W. Tr. — Wien. Herzlichsten Glückwunsch.

H. K.-J. — München. Empfangen Sie unseren verbindlichsten Dank für den neuen Beweis ihres gütigen Wohlwollens. Die Zusendung wird in der nächsten Nummer zum Abdrucke gelangen.

Dr. S. — Hanau. Besten Dank für die freundliche Mittheilung

Dr. W. R. — Kassel. Freundlichsten Gruß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 20. Kassel, 16. Oktober 1893.

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Marburg.

Du kleine Stadt, du weit entfernte,
In der ich jung und glücklich war,
In der ich einst begeistert lernte,
Was deutsch und gut, was deutsch und wahr, —
Wie zieht mich's aus der Fremde Leere
Nach deinen stillen Mauern hin,
Als ob's die einz'ge Stätte wäre,
Wo wirklich ich zu Hause bin.

Kein Zug von dir ist mir entgangen,
Ich hab' dein Bild gar treu bewahrt,
Der Rahmen, d'rin ich's aufgefangen,
War Heimweh echter Chattenart.
Ja, Heimweh nach den zeitzerzausten,
Den Häusern dort am Bergesrand,
Nach treuen Menschen, die d'rin hausten,
Und die ich Alle einst gekannt.

Ja, Heimweh nach den Gartenzügen,
Wo, wenn der Lenz sich neu erschloß,
Es schien, als ob sie huld'gend schlügen
In Hermelin dein altes Schloß;
Nach deinem weiten Berggelände,
Nach deiner Wälder grüner Pracht,
Wo ich in Seligkeit ohn' Ende
Mein erstes Liedchen scheu erdacht.

Du schlichte Stadt am Bergesrande,
Ja wohl — du hast mir's angethan,
Und träume ich vom Vaterlande,
So denk' ich an das Thal der Lahn.
— Sollt' mir die Heimkehr nie gelingen,
Da wegemüd und wund mein Fuß,
So bringt doch auf des Liedes Schwingen
Dir meine Sehnsucht ihren Gruß.

Guatemala, 23. August 1893.

Richard Jordan.



Die Entwickelung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit in den fürstlich Hessen-Kassel'schen Landen.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

3. Die Oberhöfe.

Der Oberhof war ein freiwillig gewähltes Gericht, an welches die Berufungen von dem Gerichte erster Instanz gingen, die dann von ihm endgültig entschieden wurden. Namentlich im XIII. und XIV. Jahrhundert kam der Gebrauch des Oberhofes auf.

Alle Cent- und Landgerichte hatten ihre Oberhöfe. Während nur den Richtern und Schöppen anbefohlen war, sich an einen Oberhof zu wenden, wenn sie sich bei einem Urtheil nicht einigen konnten, stand es den Parteien frei, auch an ihre ordentlichen Oberrichter zu appelliren. Allmälig aber wurde diese Freiheit der Parteien auch eingeschränkt, indem die Bestimmung aufkam, daß, wenn sie mit einem ergangenen Urtheil unzufrieden waren, sie nicht unmittelbar bei dem ordentlichen Gerichte appelliren durften, sondern sich erst an den Oberhof wenden mußten. Diese Nothwendigkeit, bei den Oberhöfen Rath und Urtheil zu suchen, wurde das Zugrecht genannt. Viele Städte des Niederfürstenthums benutzten als ihren Oberhof den Schöppenstuhl zu Kassel. Solche Städte waren z. B. Witzenhausen, Spangenberg, Allendorf a. d. W., Sooden, Lichtenau, Wolfhagen. Von Gerichten auf dem Lande hatten z. B. die Schöppen zu Iste und Ehringen ihren Oberhof in der Stadt Wolfhagen, die Schöppen des Amtes Grebenstein erlernten ihr Urtheil beim Rath an genanntem Orte. Auswärtige, besonders Reichsstädte zu Oberhöfen zu nehmen, war verboten, da diese Städte sich hieraus leicht eine Gerichtsbarkeit anmaßen konnten.

Die Gewohnheit, bei den Oberhöfen Recht zu sprechen, wollte Landgraf Ludwig der Friedsame in Zivilsachen abschaffen. Zu diesem Zwecke befahl er im Jahre 1455, daß man bei ihm und seinen Räthen in entstehendem Zweifel Rath suchen sollte. Dieser Zweck wurde nun nicht erreicht, denn die Oberhöfe haben noch bis spät in's XVI. Jahrhundert hinein die Zivilstreitigkeiten beibehalten. In peinlichen Sachen blieb es nach wie vor bei der alten Gewohnheit, die Oberhöfe um Urtheil und Rath zu fragen.

4. Die oberste Gerichtsbarkeit der Landgrafen.

Wie wir in einem früheren Abschnitte erwähnt haben, hatte ein Landgericht, comitia, verschiedene Centgerichte unter sich. Diese comitia kann nun aber auch in dem Sinne aufgefaßt werden, daß dieselbe die oberste Gerichtsbarkeit über eine ganze Provinz und die darin gelegenen einzelnen Grafschaften bedeutet. In diesem Sinne wird dann von einer comitia superior oder universalis gesprochen. So existirte ein comitia Thuringiae, in der die Landgrafen von Thüringen unter dem Titel comes patriae die höchste richterliche Gewalt innehatten. Auch in Hessen fand sich eine solche landgräfliche Gerichtsbarkeit vor unter dem ursprünglichen Namen „Tribunalis maioris comitatus Hassiae“. Diese Gerichtsbarkeit, comitiam superiorem, nun handhabten die Landgrafen entweder in außerordentlichen dazu angesetzten Gerichtstagen, placitum extraordinarium, oder es geschah an gewissen, ein für alle Mal festgesetzten Tagen, deren gewöhnlich drei im Jahre waren. Diese so bestimmten Landgerichte hießen die „tria malla principalia“ oder die „drey ungebottene Dinge“, auch wohl „Botdinge“. „Ungeboten“ wurden sie deshalb genannt, weil Niemand dazu besonders aufgefordert wurde; „geboten“ wurden sie genannt, weil der Frohnbote dieselben öffentlich durch seine „Landschreie“ verkünden und das Volk dazu entbieten mußte.

Zuständig waren die landgräflichen Gerichte in der Berufungsinstanz. In erster Instanz gehörten hierher die Rechtshändel der Grafen, Prälaten und Herren, wenn sie beklagter Theil waren. Auch die adelige Dienerschaft bei Hofe stand unter diesem Gerichte, sie war von den Untergerichten befreit. Ebenso verhielt es sich mit den „ehrbaren Mannen“ bei Hofe. Gegen den Stadtadel erstreckte sich der Gerichtszwang des Schultheißen nicht weiter als

auf die Personalklagen in bürgerlichen Sachen, Realklagen und diejenigen Sachen, in denen es auf Ehre und auf das Leben ankam, behielt sich der Landesherr selbst vor. Der Landadel stand unter den Centgrafen. Auch gehörten in erster Instanz diejenigen Fälle hierher, in denen der Kläger zuvor das Recht bei dem ordentlichen Gerichte des Beklagten versucht und solches nicht erlangt hatte.

Das Gerichtsverfahren war folgendes. Hatte der Kläger seine Klage vorgetragen, der Beklagte seine Vertheidigung gehalten, dann wurden die Vornehmsten der Anwesenden um ihre Meinung befragt, der dann das Urtheil folgte, welches vom Landgrafen als Präsidenten bestätigt wurde.

Einfinden mußten sich bei diesen obersten Landgerichten alle Freigeborenen aus den Städten und vom Lande, „urbani et villani“, Niemand war davon befreit. Auch kamen benachbarte Fürsten und Herren zu den Gerichten oder schickten wenigstens ihre Beamten, um etwaige bestehende Streitigkeiten zwischen beiderseitigen Unterthanen zu schlichten und wegen Handhabung des Landfriedens und Beförderung der Ruhe und Sicherheit das Nothwendige zu verabreden.

Die alten hessischen Landgerichte sollen nicht weit vom Kloster Spieß-Cappel in der Grafschaft Ziegenhain gehalten worden sein. Landgraf Moritz ließ ein solches im Jahre 1654 auf der Höhe vor dem Mader Holze zwischen Gudensberg und Böddigern halten. Für das Oberfürstenthum wurde es gehalten bei Frankenberg, hernach bei Marburg, für das Niederfürstenthum bei Kassel auf dem Forst 1294: „in placito, quod fuit in silva, quae dicitur Vorst, prope civitatem Casle sita.“

Unterschieden von diesem obersten Landgericht des Landesherrn sind diejenigen Landgerichte, denen die Gerichtsbarkeit über mehrere Centen zustand. Der Bezirk eines solchen Landgerichts, innerhalb dessen dasselbe die Amtsgewalt hatte, war genau begrenzt, außerhalb desselben durfte es nicht richten. Jedes Landgericht hatte seine rechte Dingstatt, d. h. einen von Alters her bestimmten Platz, wo es gehalten wurde, auch hatte es zu bestimmten Zeiten des Jahres seine ordentlichen ungebotenen Dinge, an welche dennoch die Dienstpflichtigen durch die Landschreie erinnert werden mußten. Bei ungebotenen Dingen erschien das ganze Volk. Für die mit dem Abhalten des Gerichts verbundenen Bemühungen mußten von den Parteien Entschädigungen geleistet werden.

Die Hauptperson bei diesen Landgerichten war der Landrichter. Gegen Ende des XIII. Jahrhunderts nannten diese Richter sich Advokaten, Vögte, auch kam wohl der Titel officiatus oder Beamter vor. Zum Unterschiede von anderen Advokaten oder Vögten nahmen sie später den Titel Landvogt an, welchen Titel sie solange, wie in diesem Sinne von Landrichtern gesprochen werden konnte, behielten. Wir haben einen Landvogt gehabt an der Lohne „Ekhart von Roerenfurt auch Landfoit an der Loyne“, bis in's XVII. Jahrhundert hinein fand sich auch ein solcher an der Werra, allwo sich dieses Amt und die Würde am längsten erhalten hat.

Neben den Landrichtern und Landvögten hatten die Landgrafen auch ihre Räthe, die dem Fürsten bei der Ausübung seiner obersten Gerichtsbarkeit behülflich sein mußten.

Am frühesten ist wohl unter den Räthen der Kanzler unter dem Titel eines scriptor, secretarius, notarius aufgekommen. Bisweilen amteten zwei Kanzler neben einander. Zum Unterschiede von den unter ihm stehenden Schreibern wurde er auch „oberster Schreiber“ genannt. Außer diesem Beamten fanden sich auch noch Räthe, consiliarii, familiares, die „Heimlichen“ genannt, bei Hofe. Allmälig fingen die Landgrafen an, sich in Rechtssachen mehr und mehr an ihre Räthe zu binden, dieselben um Rath zu fragen. Aus einer Anzahl solcher Räthe entstand der Rechtsrath. Diesem wurde unter Landgraf Hermann in der letzten Hälfte des XIV. Jahrhunderts auch die kaiserliche oberste Gerichtsbarkeit anvertraut, es stellte also dieser Rath das oberste Justizkollegium im Lande vor. Die Appellationen gingen von den Untergerichten an den Rath, Berufungen gegen Entscheidungen dieses Raths fanden nicht statt. Durch seine Landesordnung vom Jahre 1455 befahl Landgraf Ludwig der Friedsame den Unterrichtern, daß sie in denjenigen Sachen, die ihnen zu schwer fielen, bei ihm und seinen Räthen sich Rath erholen sollten, wodurch abermals ein beständig angeordnetes Gericht anerkannt wurde. Auch die Landvögte waren diesem höchsten Gerichte unterworfen, und es ging von ihnen die Appellation an dieses Gericht. Unter dieser neuen Verfassung verloren sich die Landvögte allmälig ganz, so an der Lohne gegen Ende des XV. oder Anfang des XVI. Jahrhunderts, an der Werra blieb das Amt der Landvögte bis in's XVII. Jahrhundert beibehalten.

Im Jahre 1500 wurde ein besonderes Hofgericht bestellt, dem die Verwaltung der allgemeinen Gerichtsbarkeit durch das ganze Land, theils in erster, theils in letzter Instanz anvertraut wurde. Sodann wurde ein Revisionsgericht angeordnet, dergestalt, daß die Appellationen von dem Hofgericht entweder an das Revisions- oder das kaiserliche oder Reichskammergericht ergehen sollten.

Dieser Einrichtung ungeachtet blieben aber Statthalter, Kanzler und Räthe sowohl zu Marburg als zu Kassel das Justizkollegium. Präsidirte kein Landgraf persönlich zu Marburg, dann bildeten die Räthe kein geheimes Ministerium, sondern nur einen Gerichtshof.

Auch wurde das Amt des Vizekanzlers, der in Abwesenheit des Kanzlers dessen Stelle vertreten mußte, eingerichtet.

Diese soeben geschilderte Verfassung ist geblieben bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts. Hier wurde erst in der Kanzelei-Ordnung vom 20. März 1656 ein Unterschied zwischen dem Kollegium des Geheimen Raths und dem Justizkollegium gemacht.

(Schluß folgt.)

Das frühere Kurhessen.

Kein Geringerer ist es, als der Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Otto Bähr, der frühere Reichstagsabgeordnete für Kassel, der berühmte hessische Jurist, ein Hauptvertreter der nationalliberalen Richtung, der in Nr. 36 der „Grenzboten" vom 31. August eine Kritik der H. von Sybel'schen Abhandlung über Hans Daniel Hassenpflug veröffentlicht hat, die um so größere Beachtung verdient, als sie von einem Manne ausgeht, der, vollständig mit den in Betracht kommenden Verhältnissen vertraut, wie kein anderer berufen war, hier ein kompetentes Urtheil abzugeben. Otto Bähr hat lebhaft theilgenommen an den Streitigkeiten, die zwischen dem hessischen Volk und Hassenpflug bestanden, er war ein persönlicher Gegner des letzteren, um so mehr verdient die Objektivität anerkannt zu werden, welche in seiner Kritik vorherrschend ist. Bei dem großen Interesse, welches dieselbe gewährt, halten wir es für angezeigt, sie wenigstens im Auszuge hier wiederzugeben. Sie beginnt wie folgt:

„Ueber manche geschichtlichen Ereignisse oder Zustände bilden sich die Legenden, die überall wiederkehren. Wenn solche Legenden die große Menge beherrschen, so muß man sich damit trösten, daß die große Menge eben unzurechnungsfähig ist. Auffälliger und schmerzlicher ist es, wenn man auch bei Geschichtsforschern Aeußerungen begegnet, die bezeugen, daß auch sie unter der Herrschaft solcher Anschauungen stehen.

„Gegenstand einer solchen Legendenbildung sind namentlich die Zustände des frühern Kurhessens. Vor Kurzem hat unser allverehrter Geschichtsmeister Heinrich von Sybel in der von ihm herausgegebenen historischen Zeitschrift einen Aufsatz unter dem Titel „Hans Daniel Hassenpflug" veröffentlicht. In der Lebensbeschreibung dieses Mannes (er hieß „Hans Daniel Ludwig Friedrich", und „Ludwig" war sein Rufname) ist zugleich ein Stück kurhessischer Geschichte enthalten. Sybel war in den Jahren 1845 bis 1856 Professor in Marburg, hat damals auch zeitweise dem hessischen Landtage angehört. Er hat also während dieser Zeit den hessischen Verhältnissen nahe gestanden. Seine Schilderung bezieht sich nun auch vorzugsweise auf diese Zeit, in der ja Hassenpflug, der damals (1850 bis 1855) zum zweiten Male hessischer Minister war, eine für ganz Deutschland verhängnißvolle Rolle gespielt hat. Gegen die Schilderung dieser Zeit, für die ihm noch weitere bis dahin unbekannte Quellen zu Gebote gestanden haben mögen, läßt sich auch kein Einwand erheben. Nun ist aber Hassenpflug auch schon früher einmal, während der Jahre 1832 bis 1837, hessischer Minister gewesen. Um also seinen Helden in das richtige Licht zu setzen, glaubt Sybel auch auf diese erste Ministerzeit Hassenpflug's einen Blick werfen zu müssen. Er schildert sie mit folgenden Worten: ‚So begann Hassenpflug's fünfjährige erste Verwaltung, die man als ein unausgesetztes und allseitiges Streben bezeichnen muß, jede Selbständigkeit des Landtags und der Gemeinden, der Beamten und der Bürger mit allen Mitteln des Rechts und der Rechtsverdrehung, der Korruption und der brutalen Gewalt zu biegen oder zu brechen.' Diese Darstellung gibt kein richtiges Bild von der damaligen Wirksamkeit Hassenpflug's. Wie schwer man auch die Thätigkeit dieses Mannes während seines zweiten Ministeriums, insbesondere den damals von ihm verübten Verfassungsumsturz, verurtheilen mag, so gebietet es doch schon die geschichtliche Gerechtigkeit, anzuerkennen, was er während seines ersten Ministeriums dem hessischen Lande Gutes gebracht hat. Jene Worte geben aber auch ein durchaus unrichtiges Bild von den damaligen Zuständen in Kurhessen. Ich selbst habe diese Zeit von meinem fünfzehnten bis zu meinem zwanzigsten Jahre durchlebt und weiß mich ihrer im Allgemeinen noch sehr wohl zu erinnern. Ich bin auch im Stande, diese Erinnerung noch durch viele Einzelheiten zu ergänzen."

Der Verfasser giebt hiernach einen Ueberblick über das Regierungssystem in Hessen nach Einführung der Verfassung von 1830, bestätigt, daß der Grund=

charakter des Ministeriums Hassenpflug reaktionär war, geht dann auf die Streitigkeiten über, die zwischen diesem und der Ständekammer entstanden, gedenkt der Anklagen der Stände gegen Hassenpflug bei dem Oberappellationsgericht als Staatsgerichtshof, die darin gipfelten, daß dem Minister vorgeworfen wurde: „Vernichtung der dem Volke verfassungsmäßig gewährten bürgerlichen und politischen Freiheit durch Beeinträchtigung der landständischen Rechte, Schmälerung und Bedrohung der grundgesetzlichen Wahlfreiheit, ungemessene, verfassungswidrige Ausdehnung der Polizeigewalt, Verletzung des verfassungsmäßigen Prinzips der an die landständische Mitwirkung geknüpften Gesetzgebung". Die Stände waren nach dem Urtheile Bähr's bei Erhebung dieser Anklagen juristisch nicht gut berathen. Sämmtliche Anklagen wurden vom Oberappellationsgerichte zurückgewiesen, was natürlich nur noch mehr verbitterte. Dann fährt der Verfasser fort:

„Es ist wahr, die Art und Weise, wie Hassenpflug diese Streitigkeiten betrieb, war nicht schön. Im Lande entstand ein ungeheurer Mißmuth darüber. Betrachten wir aber heute diese Dinge mit unbefangnerem Blick, so müssen wir doch sagen: das Ganze war mehr ein Rechtsgezänk formalistischer Art, als daß sachliche Interessen dabei auf dem Spiele gestanden hätten. Einen unmittelbaren Einfluß auf die Zustände des Landes übten diese Streitigkeiten gar nicht. Auch kann man die Stände nicht ganz von einseitiger Auffassung der Verhältnisse freisprechen. Der Liberalismus steckte eben damals noch in den Kinderschuhen.

„Betrachten wir nun dagegen die sachliche Wirksamkeit, die Hassenpflug in jener Periode geübt hat, so können wir sie nur mit den Worten bezeichnen: Kurhessen verdankt Hassenpflug eine große Reihe von Gesetzen und Einrichtungen, die sich für das Land dauernd als wohlthätig erwiesen haben. Auch waren diese Schöpfungen nicht etwa reaktionärer Natur, sondern es war einer vernünftigen Freiheit darin voller Raum gelassen. Die ersten Gesetze, die unter Hassenpflug's Namen ergingen, waren allerdings schon vor seinem Eintritt in das Ministerium vorbereitet worden. Aber die spätern kann man durchweg als sein Werk ansehen.

„Das erste Gesetz, das Hassenpflug's Unterschrift trägt, war ein Gesetz, das die Bürgergarde organisirte, ganz im Geiste des Liberalismus der damaligen Zeit. Gleichzeitig ergingen die umfangreichen Gesetze über Ablösung der Reallasten und über Errichtung einer Landeskreditkasse. Beide Gesetze haben sich für das Land höchst wohlthätig erwiesen; die Landeskreditkasse besteht noch heute als ständische Anstalt. Dann folgte das Gesetz vom 11. Juli 1832 über den Geschäftskreis der Staatsanwälte. Jedes deutsche Land könnte stolz sein, wenn es jemals ein solches die Rechtsverfolgung gegen den Staat sicherndes Gesetz gehabt hätte; es ist aber, so viel ich weiß, das einzige in seiner Art geblieben. (Der hessische Staatsanwalt war der Vertreter des Staates und der Landesherrschaft in Zivilsachen. Das Gesetz ist im Jahre 1867 beseitigt worden.) Im Jahre 1833 erging, das Gesetz vom 29. Oktober, durch das die Juden durchaus im liberalen Sinne, den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt wurden. Ein Gesetz vom 31. Oktober führte zuerst eine Einkommensteuer unter dem Namen Klassensteuer in Kurhessen ein. Auch zwei Gesetze, die die Landfolgedienste und die (sehr bedeutenden) Nutzungen aus den Staatswaldungen sachgemäß regelten, verdienen Erwähnung

„Besonders reich an gesetzgeberischer Thätigkeit war das Jahr 1834. Zur Förderung der Landwirthschaft wurden Gesetze über Verkoppelung von Grundstücken und Theilung der Viehhutegemeinschaften gegeben. Ein umfassendes Gesetz regulirte die Rekrutirung. Ein anderes ordnete das Enteignungsverfahren. Höchst bedeutungsvoll waren die Gesetze, die den Zivilprozeß umgestalteten. Für Bagatellsachen wurde ein abgekürztes, rein mündliches Verfahren eingeführt. Für wichtigere Sachen wurde zwar der schriftliche Prozeß beibehalten, aber in knappe Form gebracht. Diese Neugestaltung bewährte sich als vortrefflich und konnte auch, als im Jahre 1851 (ebenfalls von Hassenpflug) ein mündliches Verfahren nach Art des preußischen eingeführt wurde, als Grundlage beibehalten werden. Ein besonderes Gesetz erleichterte die hypothekarischen Klagen. Auch die Anwaltsgebühren wurden zeitgemäß erhöht. Die Militärgerichtsbarkeit wurde beschränkt. Endlich stammt aus diesem Jahre auch die hessische Gemeindeordnung. Um zu zeigen, welchen Werth das Land auf dieses Gesetz legte, brauche ich nichts weiter zu sagen, als daß man im Jahre 1867, wo man doch fast alles Althessische zerstörte, an dieses Gesetz nicht wagte Hand anzulegen. Es gilt in Kurhessen bis auf den heutigen Tag.

„Die Jahre 1835 bis 1837 waren weniger fruchtbar an Gesetzen. Hassenpflug fand überall Widerstand, bei den Ständen und auch beim Kurfürsten. Freilich geschah noch viel weniger für das Land unter Hassenpflug's Nachfolger, sodaß bis zum Jahre 1848 die Gesetzgebung fast gänzlich stockte. Erst hierdurch tritt der Zeitraum des Hassenpflug'schen Ministeriums in sein volles Licht.

„Wenn man diese Periode der kurhessischen Geschichte in ihrer Gesammtheit überblickt, wenn man erkennt, wie sich die Thätigkeit Hassenpflug's trotz

aller leidigen Streitigkeiten mit den Ständen überaus segensreich für das Land erwiesen hat, und wie auch seine Schöpfungen durchaus nicht auf Unterdrückung aller Volksfreiheit gerichtet waren, hat dann wohl eine Aeußerung, wie sie Sybel über diese Periode gethan hat, noch Berechtigung?

„Ich würde zu dieser Aeußerung über eine längst vergangne Zeit, trotzdem daß sie aus der Feder eines hervorragenden Geschichtsschreibers geflossen ist, geschwiegen haben, wenn sie nicht einer landläufigen Ansicht über die Zustände, die überhaupt in dem frühern Kurhessen bestanden haben, entspräche. Es hat sich eine förmliche Legende darüber gebildet, daß diese Zustände unerträglich gewesen seien, daß damals eine furchtbare Tyrannei geherrscht habe. Nichts ist irriger als dies.

„Wir müssen hierbei freilich absehen von dem Verfassungsumsturz in den Jahren 1850 und 1851, und der daran sich anschließenden Zeit. Ueber das, was damals geschah, ist kein Wort weiter zu verlieren. Aber bei dem Verfassungsumsturze haben doch auch die Regierungen Oesterreichs, Bayerns und Preußens eine kaum näher zu bezeichnende Rolle gespielt. Und in den Reaktionsjahren von 1852 bis 1857 sind in andern deutschen Ländern Dinge vorgekommen, die viel abscheulicher sind als alles, was damals in Kurhessen geschehen ist.“

Der Verfasser beschäftigt sich sodann mit der Persönlichkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die er nicht als liebenswürdig hinstellt, und die er als Hinderniß bezeichnet, daß nicht so viel für das Land geschehen ist, als hätte geschehen können.

„Sieht man aber davon ab,“ heißt es dann weiter, „so wurde in Kurhessen ebenso gut und so schlecht regiert wie in den meisten deutschen Ländern. Der Einfluß des Kurfürsten reichte nicht soweit, daß er, auch wenn er gewollt hätte, durchweg eine ‚Tyrannei‘ hätte ausüben können, unter der das Land geseufzt hätte. Kurhessen hatte gute Einrichtungen, gute Gesetze und einen guten Beamtenstand. Es hatte glänzende Finanzen, und die Steuern waren deshalb gering. Es hatte vor allem eine gute und wohlfeile Justiz. Diese gewährte den Unterthanen auch der Regierungsgewalt gegenüber Schutz gegen Rechtsverletzungen. Dadurch war Kurhessen in gewissem Sinne das freieste Land in ganz Deutschland. Man ist sich auch dessen, was man in allen diesen Beziehungen im Jahre 1867 verloren hat, in Kurhessen vollkommen bewußt gewesen oder wenigstens bald darauf bewußt geworden.

„Hatte der Kurfürst unliebenswürdige Eigenschaften, so hatte er doch auch seine guten Seiten. Protektion Nepotismus, Geldmacherei, Begünstigung des Adels oder des Klerikalismus und ähnliche Auswüchse des Staatslebens sind unter seiner Regierung nicht aufgekommen. Daß ihm auch das Muckerthum im Grunde seines Herzens zuwider war, beweist die von Sybel selbst seiner Darstellung eingereihte Erzählung, wie Hassenpflug schließlich (1855) daran scheiterte, daß er seinen Freund Vilmar zu einer Art hessischen Papstes machen wollte.“

Mit den sehr beherzigenswerthen Worten: „Ich möchte deshalb nur bitten — und ich richte diese Worte auch an Männer, die so hoch stehen wie Sybel und Treitschke, — über frühere kurhessische Verhältnisse doch nicht so absprechend zu urtheilen, wie das vielfach geschieht. Stoff zu sittlicher Entrüstung über frühere Zustände kann der Geschichtsfreund auch anderwärts und vielleicht viel näher finden, wenn er nur die Augen darauf werfen will“ — schließt der alte hessische Verfassungskämpfer Otto Bähr seine inhaltreiche Abhandlung.

F. Z.

Oberbürgermeister Franz Rang †.

Tiefe Trauer herrschte in der vorigen Woche zu Fulda. Die altehrwürdige Stadt hatte ihren allverehrten Oberbürgermeister Franz Rang durch den Tod verloren. Zu Kassel, wohin er als Mitglied des Bezirksausschusses in Dienstangelegenheiten gereist war, hatte ihn am Sonnabend, den 7. Oktober, Vormittags 9 Uhr, gerade als er sich zu einer Sitzung begeben wollte, vor dem Regierungsgebäude ein Herzschlag getroffen, der seinem Leben augenblicklich ein Ende machte. Gleichsam in Vorahnung des Kommenden hatte er sich diesmal nur mit schwerem Herzen nach Kassel begeben, aber die Pflicht rief, und ihr folgte der berufstreue Mann. Die Leiche des Entseelten wurde zunächst in das Regierungsgebäude gebracht, von da aber auf Anordnung des Herrn Landesdirektors Freiherrn von Hundelshausen in das Ständehaus übergeführt, wo sie in dem linken Zimmer vom Eingange aufgebahrt wurde, in demselben Gebäude, in welchem der Oberbürgermeister Franz Rang als hochverdientes Mitglied des Kommunallandtages ein Vierteljahrhundert lang durch Wort und That in anerkannt rühmlichster Weise gewirkt hatte.

Noch am Vormittag des Sterbetages war die Kunde

von dem plötzlichen Tode des Oberbürgermeisters nach Fulda gelangt. Die Nachricht schien hier schier unfaßbar, und erst als vom Rathhause die Trauerfahne herabwehte, glaubte man sie. Die Stadtbehörde von Fulda beschloß, die Leiche durch einen Deputirten abholen zu lassen. Justizrath Ignaz Rang, der Bruder des Verblichenen, und das Stadtraths-Mitglied Richard Schmitt begaben sich sofort nach Kassel. Dort ordneten sie in Gemeinschaft mit dem Landesrath Dr. L. Knorz, einem Anverwandten und Freunde des Dahingeschiedenen, das zur Ueberführung der Leiche Erforderliche an. Am Sonntag Vormittag wurde die Leiche, nachdem sie zuvor vom Hofphotographen Kegel aufgenommen war, eingesargt und hierauf nach 10 Uhr vom Dechant Stoff eingesegnet und zur Bahn geleitet. Zur Trauerfeier hatten sich die Spitzen der Behörden, viele Freunde und Bekannte des Verstorbenen eingefunden. Dem mit Kränzen reich geschmückten Sarge folgten bei der Verbringung der Leiche zum Kasseler Bahnhof im Geleite der Oberpräsident Magdeburg, der Regierungspräsident Graf Clairon d'Haussonville, der Oberlandesgerichtspräsident Eccius, der Landesdirektor Freiherr von Hundelshausen, der Polizeipräsident Graf Königsdorff, der Senatspräsident Petri und viele Andere. Am Sonntag Abend gegen 7 Uhr traf die Leiche in Fulda ein und wurde unter großem Andrange des Publikums in feierlich stillem Trauerzuge von dem Stationsgebäude nach dem neuen Rathhause geleitet. Fackelträger begleiteten den Zug, und hinter dem Leichenwagen schritten die Mitglieder des Stadtrathes und des Bürgerausschusses sowie sämmtliche städtische Beamten. Die Leiche wurde in dem großen, schwarz ausgeschlagenen und entsprechend dekorirten Saale des Rathhauses auf dem Paradebette ausgestellt, um am Dienstag, den 10. Oktober, um $3^1/_2$ Uhr in feierlichster Weise der Erde übergeben zu werden.

Nicht nur in Fulda, Kassel und den übrigen hessischen Städten, auch weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus hat das Hinscheiden des Oberbürgermeisters Franz Rang die lebhafteste Theilnahme hervorgerufen, zählte er doch zu den bekanntesten, angesehensten und beliebtesten Persönlichkeiten unseres Heimathlandes Hessen, dessen treuer Sohn er stets gewesen ist. —

Franz Dagobert Justus Rang war am 18. Juli 1831 zu Neuhof bei Fulda geboren. Er entstammte einer sehr angesehenen altfuldaischen Beamtenfamilie, die durch Generationen hindurch in ununterbrochener Reihenfolge fürstäbtliche und fürstbischöfliche Amtsvögte aufzuweisen hat. Sein Vater, der Geheime Justizrath Justus Rang, gestorben zu Fulda am 3. November 1859 im Alter von 57 Jahren, war ein ausgezeichneter Jurist, ein hervorragendes Mitglied der Obergerichte zu Marburg und Fulda, eine Zierde des kurhessischen Richterstandes. Ueberall, wo derselbe gewirkt hat, steht er heute noch wegen seiner vorzüglichen Charaktereigenschaften im besten Andenken. Er sowohl wie seine Gattin Therese, geborene Zahn, eine hochgebildete Frau und vortreffliche Mutter, waren auf das Eifrigste bestrebt, ihren Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, die sorgfältigste Erziehung zu Theil werden zu lassen. Sie ließen es sich angelegen sein, nicht nur die geistige, sondern vornehmlich auch die Herzensbildung derselben zu fördern und ihnen jene ernst-sittliche, religiöse Gesinnung einzupflanzen, die, auf Ueberzeugung beruhend, ein Erbtheil der Familie ist. Und ihre Aussaat fiel auf guten Boden.

Franz Rang besuchte mit bestem Erfolge das Gymnasium zu Marburg. Nach Absolvirung desselben widmete er sich von 1850 bis 1853 dem Studium der Rechtswissenschaft an den Universitäten Marburg und Bonn. Er war ein sehr angesehener Student, in Marburg Korpsbursche und Senior der „Teutonia", in Bonn Korpsbursche der „Hansea". Im Jahre 1854 trat er nach bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen als Referendar bei dem Obergerichte zu Fulda in den juristischen Vorbereitungsdienst. Seinen Kenntnissen und seinem Talente hatte er es zu verdanken, daß er schon nach wenigen Jahren die Richterqualifikation erhielt; doch verließ er den juristischen Dienst, um die im Herbst 1862 auf ihn gefallene Wahl als Oberbürgermeister der Stadt Fulda anzunehmen.

Mehr denn 31 Jahre hat er diese, hohe verantwortliche Stelle bekleidet, er hat sich um seine Vaterstadt, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing, wohlverdient gemacht, und sein Streben und Wirken wird nimmermehr vergessen werden. Als er am 10. Oktober 1887 sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Oberbürgermeister feierte, da zeigten die zahlreichen Ehrungen, die ihm die Bürgerschaft Fuldas bereitete, so recht, von welchen Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit dieselbe für ihren Oberbürgermeister beseelt war. —

Von 1867 bis 1871 war Franz Rang Mitglied des Norddeutschen Reichstages. Er schloß sich der „freien Vereinigung" an, welcher u. A. auch der bekannte Abgeordnete von Bockum-Dolffs angehörte.

Von 1868 bis zu seinem Tode war er ununterbrochen Mitglied des Kommunallandtages für den Regierungsbezirk Kassel, bezw. des Provinziallandtags der Provinz Hessen-Nassau.

In ersterem wurde er gleich nach seinem Eintritt zum Schriftführer gewählt, und diesem beschwerlichen Amt hat er seit 25 Jahren so musterhaft und hingebend vorgestanden, daß man gesonnen war, ihn zu diesem Jubiläum beim Wiederzusammentritt des Kommunallandtages mit einem Ehrengeschenke zu erfreuen; auch war ihm die Ernennung zum Geh. Regierungsrath bei dieser Gelegenheit zugedacht. Ferner war der Dahingeschiedene Mitglied des früheren ständischen Verwaltungsausschusses und seit dem Jahre 1886 des ständischen Landesausschusses, Kreisdeputirter, Kreisausschuß- und Kreistagsmitglied, Mitbegründer und Mitglied des Vorstandes des „Hessischen Städtetages", Mitbegründer und Vorsitzender des „Sparkassenverbandes für den Regierungsbezirk Kassel", Mitglied des Bezirksausschusses für den Regierungsbezirk Kassel, seit dem Jahr 1883 Direktor des ständischen Leihhauses in Fulda 2c. Und mit welcher Umsicht und welchem Geschick er alle diese Aemter versah, brauche ich darüber ein Wort zu verlieren? Wurde ihm doch in Anerkennung seiner verdienstvollen Leistungen von Sr. Majestät dem König der Rothe Adlerorden 4. Klasse verliehen, und ist man doch einstimmig in dem Lobe seiner erfolgreichen Thätigkeit.

(Schluß folgt.)

Ohm und Onkel.

Erzählung von E. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

Es giebt einzelne Tage, ja Stunden im Menschenleben, wo sich eine besondere Wandlung vollzieht. Für Tankmar war ein solcher Zeitpunkt eingetreten, wo er plötzlich alles Knabenhafte von sich that, sich als Mann fühlend. Er schien größer und aufrechter im Gang, als er andern Morgens den Friedrichsplatz überschritt, um sich zu dem Rendezvous in der Galerie rechtzeitig einzustellen. Schon auf der Bellevuestraße traf er mit Herrn von Buttlar und Fräulein von Wilden zusammen, von Beiden zuvorkommend begrüßt. —

Der junge Baron sah heute zum ersten Male eine solche Sammlung, doch kannte er die Maler und ihre Richtung zum Theil aus Büchern und wußte solche Kenntniß in sachgemäßen Fragen kund zu thun. Wie eine Offenbarung wirkten diese herrlichen Kunstwerke auf Tankmar. Er folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Erläuterungen des Kammerherrn und würde die lebende Schönheit ihm zur Seite fast unbeachtet gelassen haben, hätte sie selbst sich nicht bemerkbar zu machen gewußt.

Aurora richtete ihre Fragen gern an den Herrn von Münikerode, und er übertrug ihr gewissenhaft die junge Weisheit des heutigen Tages. Herr von Buttlar freute sich des offenen Verständnisses seines Kunstjüngers und sprach dies ihm gegenüber anerkennend aus.

In gehobener Stimmung kehrte Tankmar heim; Elisabeth hatte Recht, es gab auch für ihn noch einen Weg, den bevorzugten Menschen zu gefallen und sich ihnen an die Seite zu stellen, er wollte ihn mit ganzem Eifer betreten, indem er die Fähigkeiten seines Geistes auszubilden strebte. —

II.

Ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben entfaltete sich am Morgen des 15. Februar 1776 auf den Straßen und Plätzen der Residenzstadt Kassel, deren vornehme Ruhe sonst sprichwörtlich geworden war. Doch schien es keine freudige Erregung, welche einen großen Theil der Bürger, ja nicht minder die Vertreterrinnen des weiblichen Geschlechtes trotz des ab und zu eintretenden leichten Schneegestöbers aus dem sichern Schutz ihrer Häuser hinaus trieb in's Freie. Man vernahm viel Klagen und Schluchzen, manchen Fluch und bedrohliche Worte. Die solche im Vorüberhasten auffingen, waren entweder derselben Meinung, oder sie thaten, als ob sie nichts gehört hätten.

Es war der Morgen, an welchem die zu Englands Unterstützung im amerikanischen Kriege bestimmten Truppen von der Heimath schieden, und wahrlich für manche unter ihnen mochte der Abschied ein hartes Angehen sein.

An einem geöffneten Fenster des oberen Geschosses ihres elterlichen Hauses stand Agnese von Loßberg. Sie achtete nicht des Windes, der ihr Haar zerzauste und dem zarten Inkarnat ihrer Wangen eine bläuliche Färbung verlieh. Unverwandt behielt sie die Königsstraße im Auge, deren Verlängerung gleich hinter dem Königsplatze zu den Kasernen führte. Einmal ließ sie ein männlicher Tritt aufhorchen, der an der Eingangsthür Halt machte. Deutlich vernahm

sie ein halblautes Zwiegespräch, untermischt mit jammervollem Schluchzen. Gleich darauf traten zwei Gestalten in ihren Gesichtskreis, die blonde Hausmagd Ilsabe an der Seite ihres Bräutigams, des Grenadiers „Christian". Das Mädchen gab dem Scheidenden noch eine Strecke das Geleite, dann kam sie zurück, den Kopf mit der blauleinenen Schürze verhüllt.

Fräulein von Loßberg schloß das Fenster, sehnsüchtig hatte sie auf Eckebrecht von Münikerode gewartet, gehörte doch auch er zu den Offizieren, welche freiwillig die ihnen unterstellten Mannschaften begleiteten. Vielleicht ward sich das vom Kinde zur Jungfrau heranreifende Mädchen erst zur Stunde über die eigentlichen Gefühle seines Herzens klar, gewiß ist, daß es dieselben um keinen Preis fremden Augen offenbaren wollte. Der laut kundige Schmerz der Dienstmagd wirkte auf die junge Herrin als Gegenmittel; lag doch eine stolze Herbheit ohnehin in Agnesens Benehmen. Sie war groß aufgeschossen, aber noch ohne das ausgleichende Ebenmaß späterer Jahre, alle ihre Bewegungen vollzogen sich noch mit der ungelenken Heftigkeit halberwachsener Menschen. Der häufige Tadel, den sie sich durch die Eckigkeit ihrer Gliedmaßen sowohl wie ihrer Ausdrucksweise zuzog, ließ sie äußerlich kühl, kränkte aber ihre Seele, die in übertriebener Wahrheitsliebe die liebenswürdige äußerliche Form verachtete. Zwischen Nichte und Onkel bestand das gute kameradschaftliche Verhältniß von ehedem fort, die weicheren Gefühle ihres Herzens bewachte Agnese streng, selbige unter rauher Schale verbergend.

Als Eckebrecht von Münikerode kurz darauf den Hausflur betrat, stand Agnese in vollkommen ruhiger Haltung vor ihm, nur ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie bat: „Onkel Eckebrecht, schenke mir ein paar Minuten Deiner kostbaren Zeit, bevor Du in den Familienrath trittst, wo sie sicher ein ganzes Bündel guter Lehren für Dich bereit halten."

Er sah sie mit feuchtem Glanze in den Augen an, aus denen die verhaltene innere Erregung sprach. „Na! mein guter Kamerad," sagte er, mit der ihn beherrschenden Rührung kämpfend, „so schieße nur los, viel Zeit habe ich in der That nicht zu verlieren. Von Dir ertrage ich, wie Du wohl weißt, noch am geduldigsten eine Ermahnung, diesmal muß sie für lange vorhalten."

„Nein!" erwiderte sie mit lächelndem Antlitz, ihre aufsteigenden Thränen niederwürgend: „Ich habe es aufgegeben, aus Dir einen soliden Menschen zu erziehen. Darum sorge ich lieber dafür, daß Du einmal unbeschadet eine kleine Extravaganz begehen kannst. Muß denn dann und wann einer Flasche der Hals gebrochen werden, so leere sie auf mein Wohl, vielleicht beschützt Dich das wie ein Talisman."

Während sie sprach, hielt sie ihre schmale Rechte fest um eine seidene Börse geschlossen, durch deren Maschen es goldig funkelte.

„Bitte, rede nicht davon", sagte sie erröthend, das gewichtige Beutelchen in seine Hand legend. „Dies Geld ist mein unbestreitbares Eigenthum, aber ich mag nicht, wenn Jedweder mein Thun und Lassen meistert."

Es muß zu Eckebrecht's Ehre gesagt werden, daß in diesem Augenblicke das Gefühl dankbarer Empfindung der Liebe, welche die Gabe bot, die Freude an deren nicht unbeträchtlichem Werthe überbot. Der stattlich herangewachsene junge Offizier umschloß die Gestalt des schmächtigen Mädchens mit beiden Armen, beugte das Haupt zu ihr nieder und küßte sie auf den Mund. Agnese ließ es geschehen ohne eine Bewegung der Abwehr oder der Erwiderung. Es schauerte durch ihren Körper wie die Vorahnung großen Glückes. Zwei schwere Tropfen lösten sich von ihren Wimpern und rannen langsam, ungetrocknet die Wangen herab.

„Weine nicht", sagte er, ihr wie in den Kindertagen den Namen „kleine Braut" gebend. „Wir bleiben mit einander verbunden wie die Maschen dieses Strickwerks, welches Deine lieben Hände für mich webten. Sollte aber ein großer Riß das Zusammengehörige trennen und ich nimmer zurückkehren, dann, Agnese, weihe meinem Andenken wiederum ein paar Thränen."

Frau von Münikerode und Tankmar waren nach Kassel gekommen, um dort von dem Sohne und Bruder Abschied zu nehmen. Die Baronin war eine treue, liebevolle Mutter, die ihre Kinder auf betendem Herzen trug, aber sie hatte stets die Bürde eines großen Haushaltes und die Sorge um die standesgemäße Erziehung ihrer Söhne allein getragen. Dieser ihr Jüngster, der sich augenblicklichen Einwirkungen widerstandlos hingab, konnte nur durch ernste Strenge geleitet werden, und schon früh hatte sie ihn männlicher Zucht anvertrauen müssen. Der Respekt, welcher im Verkehr zwischen Eltern und Kindern zu jener Zeit als selbstverständlich beobachtet ward, trat ganz besonders in dem Verhältniß Eckebrecht's zu seiner Mutter zu Tage. Dem Familienoberhaupte zeigte er sich in Ehrfurcht unterthänig. Der Schwester dagegen wandte er die überquellende Liebe seines Herzens zu, ihrem milden Einfluß gelang es, das sanguinische Temperament des

Bruders zu mäßigen, indem sie sein Gefühl in ganzer Innigkeit erwiderte.

Demgemäß gestaltete sich denn auch der Abschied, den der Offizier von den Seinigen nahm. Der Mutter segnende Hände zog er stürmisch an seine Lippen, während er sich aus Elisabeth's Armen kaum los zu reißen vermochte. Wieder und wieder sagte die schwesterliche Freundin ihm Lebewohl, jedoch nur zagend, wie von banger Ahnung zurückgedrängt, fügte sie „Auf frohes Wiedersehen!“ hinzu. —

Herr von Loßberg und Tankmar wollten dem Scheidenden noch eine Strecke das Geleit geben, sie mahnten zum Aufbruch, und mit einem „Behüt' Euch Gott!“ folgte Eckebrecht dem Rufe zur Pflicht.

Im Vorübergehen preßte er noch einmal der harrenden Agnese Hand, ihr galt auch sein letzter Blick, dann schritt er dahin, ohne sich umzusehen. seine beiden Begleiter um Kopfeslänge überragend,

(Fortsetzung folgt.)

Der Baumstumpf.

Es stand im Bergwald oben
Einmal ein schöner Baum,
Von dichtem Laub umwoben,
Hob er sich frei im Himmelsraum.

Da kam in kalten Tagen
Des Waldes Herrn zu Sinn,
Den schönen Baum zu schlagen;
In's Mark getroffen sank er hin.

Als nun die Frühlingslüfte
Die Blumen küßten wach,
Und durch die Felsenklüfte
Mit frohem Rauschen sprang der Bach,

Da regte auch im Grunde
Von dem gefällten Baum
Sich einmal noch die Kunde:
Erwach', erwach' vom Wintertraum.

Doch weil in grünen Zweigen
Er seine Lebenskraft
Nicht länger konnte zeigen,
Verrann in Thränen still sein Saft.

Und als die Sommerlinde
Ihr fahlgeword'nes Laub
Preisgab dem Spiel der Winde,
Da floß sein Blut noch in den Staub. —

Ich sah die Tropfen quellen,
Als ich vorüber kam,
Und stürmisch fühlt' ich schwellen
Mein Herz von Mitleid und von Gram.

Muß ich seit langen Tagen
Doch auch in tiefster Brust
Als kahlen Baumstumpf tragen,
Was einst war meines Lebens Lust,

Und weckt ein leis' Erinnern
An das, was einst mir lieb,
Doch immer noch im Innern
Des jäh gefällten Baumes Trieb.

Man sagt, daß jede Wunde
Sich schließe mit der Zeit,
Daß auf dem Erdenrunde
Vergänglich sei so Freud' wie Leid.

Ich hab' es oft vernommen,
Eins aber weiß ich doch:
Wenn einst mein Herbst wird kommen,
Der eine Baumstumpf blutet noch.

A. Weidenmüller.

Aus Heimath und Fremde.

Am 14. Oktober waren es sechzig Jahre, daß der Gymnasialoberlehrer a. D. Pfarrer Georg Theodor Dithmar zu Marburg als Rektor der Stadtschule zu Homberg in den Schuldienst getreten ist. Nachdem er einige Zeit, vom Herbst 1836 bis 1837, als Lehrer an dem Gymnasium zu Fulda thätig gewesen, wirkte er ununterbrochen vom Mai des letztgenannten Jahres bis zum 1. Oktober 1875 als Lehrer des Gymnasiums zu Marburg. Wir bringen dem von uns hochverehrten Herrn, dem verdienstreichen Schulmanne, dem gemüthvollen Dichter und trefflichen Historiker, dem treuen Freunde und Gönner unserer Zeitschrift „Hessenland“ zu seinem diamantenen Jubiläum unseren herzlichsten Glückwunsch dar. Möge es ihm noch recht lange vergönnt sein, bei gleicher geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit zu schaffen und zu wirken, wie bisher.

Wir freuen uns, berichten zu können, daß in kürzester Frist die Gedichte unseres hochgeschätzten Mitarbeiters Dr. D. Saul im Verlage der

Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) erscheinen werden. Gleichzeitig wird von demselben Verfasser ein Bändchen „Humoristische Novellen" im Verlage von Oskar Ehrhardt in Marburg herauskommen. Diese Mittheilung wird gewiß den Lesern unserer Zeitschrift, die ja unseren verehrten Freund Dr. Saul als Dichter und als Erzähler kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit hatten, sehr willkommen sein.

Wie das Amtsblatt der königlichen Regierung zu Kassel meldet, hat Dr. Ludwig Bickell in Marburg seit dem 1. April d. J. das Amt eines Konservators der Denkmäler im Regierungsbezirke Kassel wieder übernommen, und werden die Behörden, Beamten und Privaten von der königlichen Regierung ersucht, dem genannten Herrn in seinem Amte in jeder von ihm gewünschten Weise gefälligst behülflich zu sein.

Ueber den Fortgang der Limesforschungen entnehmen wir den in eben erschienener Nr. 5 des „Limesbl." veröffentlichten Berichten der Streckenkommissare Folgendes: Im Kastell von Marköbel (Kreis Hanau), wo im vorigen Jahre mehrere Thore, die Gußmauerfundamente des Prätoriums und andere Bauanlagen ausgegraben worden waren, fand man zwischen der Mitte und der nördlichen Seitenmauer des Prätoriums ein aus fünf starken Sandsteinplatten hergestelltes, kastenartiges Gelaß, welches so in den Fußboden eingelassen war, daß sein oberer Rand in gleicher Höhe mit dem alten Bauhorizont lag. Eine der Platten bildete den Boden des Gelasses, die andern standen auf ihr gegen den natürlichen Boden gelehnt und waren augenscheinlich ehemals mit einer sechsten Platte bedeckt, die in gleicher Höhe mit dem Fußboden den 1,18 Meter langen, 0,74 Meter breiten und 0,60 Meter hohen Innenraum abschloß. Wenn der Fußboden, wofür manche Anzeichen sprechen, mit Steinfliesen belegt war, so war der Ort des Gelasses für Uneingeweihte verborgen. Der Raum diente jedenfalls als „Geheimarchiv" zur Aufbewahrung der Kasse und wichtiger Dokumente. — Im Kastell von Großkrotzenburg (Kreis Hanau) wurde u. a. ein vollkommen unversehrt erhaltener Entwässerungskanal aufgedeckt, der durch einen Thurm hindurch nach dem Main führte. Grabungen in der zum Kastell gehörigen bürgerlichen Niederlassung förderten bemerkenswerthe Skulpturen und Inschriften zu Tage, besonders solche, die zum Marskultus in Beziehung standen. Ueberreste des Steinkörpers der von Großkrotzenburg nach Miltenberg durch das Mainthal führenden römischen Heerstraße wurden 170 Meter mainaufwärts vom Kastell Wörth bei Miltenberg und weiterhin aufgefunden. Auch wurden die Steinlagen einer andern alten Straße entdeckt, die sich von der Mainthalstraße abzweigte; doch konnte der weitere Verlauf dieser Straße nicht festgestellt werden, so daß es zweifelhaft bleibt, ob die aufgefundenen Steinreste einer die Odenwaldkastelle verbindenden Heerstraße, deren Dasein man vermuthen muß, angehörten.

Universitätsnachrichten. Die Privatdozenten Dr. Karl Rathgen zu Berlin und Dr. Paul Kehr zu Marburg sind zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden. Dr. Rathgen, aus Weimar stammend, war mehrere Jahre Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tokio in Japan. Er veröffentlichte nach seiner Rückkehr aus Japan 1891 ein Buch über „Japans Volkswirthschaft und Staatshaushalt", welches als wichtigstes Quellenwerk für die japanische Volkswirthschaft betrachtet werden kann. Im Wintersemester 1891/92 habilitirte sich Dr. Rathgen an der Berliner Universität als Privatdozent für Volkswirthschaft und stand hier dem Professor Dr. Gustav Schmoller bei der Leitung des volkswirthschaftlichen Seminars zur Seite. Kurze Zeit darauf wurde er vom Unterrichtsministerium damit betraut, an Stelle des zu einer Studienreise nach Amerika beurlaubten Professors Dr. Hermann Paasche an der Universität Marburg die nationalökonomischen Vorlesungen zu halten. — Der Historiker Dr. Paul Kehr gehört seit 1889 dem Lehrkörper der Universität Marburg an. Geboren ist derselbe 1860 zu Waltershausen in Thüringen; seine Gymnasialstudien machte er in Gotha und Halberstadt, dann widmete er sich an den Universitäten Göttingen und München dem Studium der Geschichte und klassischen Philologie. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien ging Dr. Kehr nach Rom, um in den vatikanischen Archiven Materialien zur deutschen Kaisergeschichte zu sammeln. Ergebnisse seiner vatikanischen Forschungen sind Arbeiten über den Vertrag von Anagni, Studien über die päpstlichen Suppliken des 14. Jahrhunderts, über eine Purpururkunde Konrad's III., Kaiserurkunden aus den vatikanischen Archiven zur Geschichte der Ottonen, Urkunden Otto's III. Gemeinsam mit Gustav Schmidt hat Dr. Kehr im Auftrage des Geschichtsvereins der Provinz Sachsen päpstliche Urkunden und Regesten aus den Jahren 1295 bis 1387 bearbeitet. —

Der außerordentliche Professor der englischen Philologie Dr. Ferdinand Holthausen zu Gießen hat einen Ruf als ordentlicher Professor der deutschen und englischen Sprache an die

schwedische Universität Gothenburg erhalten und angenommen.

Todesfälle. Am 2. Oktober starb zu Gelnhausen im 72. Lebensjahre der Postdirektor a. D. August Hahn. Er war geboren am 4. Mai 1822 zu Wilhelmshöhe als Sohn des Registrators bei der Oberfinanzkammer Friedrich Hahn, der im Jahre 1823, wie so viele andere, das Mißgeschick hatte, unschuldiger Weise in die Untersuchung wegen der „Drohbriefe" verwickelt zu werden. August Hahn beabsichtigte zunächst, sich dem Steuerfache zu widmen, trat aber später in den Thurn und Taxis'schen Postdienst, war als Beamter bei den Postämtern zu Bischhausen, Bellnhausen, Marburg, Detmold, Bückeburg, Neustadt thätig, wurde 1859 zum Postmeister in Gelnhausen befördert und 1871 zum Postdirektor daselbst ernannt. Nach zurückgelegtem 60. Lebensjahre trat er in den Ruhestand und verbrachte seinen Lebensabend in der ihm liebgewordenen Barbarossastadt Gelnhausen. Der Verblichene war ein Mann von vortrefflichen Charaktereigenschaften, der mit treuer Liebe an seinem Heimathlande Hessen hing. Friede seiner Asche.

Am 5. Oktober verschied zu Hanau nach längerem schweren Leiden im 74. Lebensjahre der Realschuldirektor a. D. Friedrich Becker, ein in den weitesten Kreisen bekannter und allgemein hochgeachteter und beliebter Herr. Geboren am 18. März 1820 zu Nentershausen, erhielt er zunächst von seinem Vater, dem dortigen Lehrer, einen sehr sorgfältigen Unterricht, besuchte sodann das Gymnasium zu Hersfeld und studirte vom Herbst 1841 an zu Marburg Theologie, später wandte er sich dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften zu. Nachdem er die Prüfungen in beiden Fakultäten, der theologischen wie der philosophischen bestanden, nahm er 1847 eine Hauslehrerstelle in Berlin an. Im Oktober 1848 trat er als Praktikant bei dem Gymnasium zu Kassel ein, 1850 wurde er als beauftragter Lehrer an das Gymnasium zu Fulda versetzt und im April 1856 zum Hülfslehrer daselbst befördert. Im September desselben Jahres wurde er als ordentlicher Lehrer bei der Realschule in Hanau angestellt und am 12. Mai 1876 zum Direktor derselben ernannt. Dieses Amt bekleidete er bis zum 31. Dezember 1888, an welchem Tage er in den Ruhestand trat. Der Verblichene hat sich um die seiner Leitung unterstellte Unterrichtsanstalt die größten Verdienste erworben. Er war ein Mann von umfangreichem Wissen, dabei zierte ihn Bescheidenheit in hohem Grade. Seinen Kollegen war er ein sehr wohlwollender, freundschaftlich gesinnter Vorgesetzter; seine Schüler hingen mit großer Liebe und Verehrung an ihm. Eine lange Reihe von Jahren war er Vorsitzender der „Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde", deren reiche Sammlungen er nach jeder Richtung hin zu vervollkommnen bestrebt war. Auch während seiner Lehrerzeit in den 50er Jahren zu Fulda hat er sich um den dortigen „Verein für Naturkunde", dessen Mitbegründer er war, sehr verdient gemacht. Als großer Musikfreund und Musikkenner betheiligte er sich mit Vorliebe an den musikalischen Bestrebungen überall, wo er gerade wirkte. In Hanau gehörte er dem „Instrumentalverein" als thätiges Mitglied an, in Fulda war er Vorstandsmitglied des „Sängerkranzes", und schon als Student in Marburg leitete er den dortigen „akademischen Gesangverein", und der glänzende Verlauf des dort im Juli 1845 gefeierten Sängerfestes ist zum großen Theile seinen Bemühungen zu verdanken. Das Hinscheiden dieses vortrefflichen Mannes, dem man nur das Beste nachrühmen kann, wird von Allen, die ihn kannten, lebhaft beklagt. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Am 9. Oktober starb zu Kassel nach langem schweren Leiden im 81. Lebensjahre der rühmlichst bekannte hessische Schriftsteller Jakob Christoph Karl Hoffmeister. Sein Nekrolog folgt in der nächsten Nummer.

In schmuckem Gewande repräsentirt sich der neue Jahrgang der von uns schon mehrfach erwähnten Zeitschrift „Universum" (Dresden-A, Verlag von Alfred Hauschild). An eine illustrirte Zeitschrift werden heute ganz andere Anforderungen gestellt als vor 15 oder 20 Jahren, wo das Lesepublikum noch unserer heutigen Ansicht nach unglaublich anspruchslos war. Ohne die einer Familien-Zeitschrift gesteckten Grenzen zu verlassen, weiß aber das „Universum" auch den verwöhnten Geschmack zu befriedigen und vermag, was seine Leistungen in Bild und Text anlangt, mit jedem anderen Unternehmen erfolgreich in die Schranken zu treten. Wie aus dem von der Redaktion mitgetheilten Programm hervorgeht, ist auch für den laufenden Jahrgang dem „Universum" die Mitarbeit der hervorragendsten und beliebtesten Schriftsteller auf belletristischem und populärwissenschaftlichem Gebiete gesichert. Wir können deshalb unsern Lesern diese gediegene Zeitschrift mit gutem Gewissen empfehlen. S.

Berichtigung.

In dem vorletzten Verse des Leitgedichtes in der Nummer 18 des „Hessenlandes" muß es statt „fallen" heißen „rollen".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 21. **Kassel, 1. November 1893.**

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Sextus Pompejus.

Psychodrama *) von Carl Preser.

Motto: Navigare necesse est, vivere non necesse.
Plutarch.

Ihr Götter, wenn Pompejus Euch noch loben
Und preisen soll vor allem Römervolke,
Dem Spielball ekler Kampfes der Parteien,
So laßt Euch rühren von des Elends Schwere,
Die dieses Volk verfolgt und niederbeugt,
Und wehrt den Ränken jener Herrschsuchtstrunknen,
Die kalt des Bürgerkrieges Fackel schwingen,
Nur lechzend nach Gewalt, wie in der Wüste
Das Raubthier gierig lechzt nach blut'ger Beute.

Ihr saht ihn buhlen, den Antonius,
Um meine Freundschaft, — saht ihn bitten, — betteln,
Um meine Waffen gegen Oktavian,
Den großen Henker wohlgesinnter Bürger,
Und saht, wie hinter meinem Rücken er,
Der Feigling, dennoch heimlich Frieden schloß
Mit diesem blut'gen Oktavian. — Noch mehr:
Ihr saht, o Götter, beide Volksbedrücker
Vereinigt dann sich gegen mich verschwören,
Weil ich es wage noch, zum Heile Roms
Dem Ehrgeiz Beider mich zu widersetzen;
Und doch, — Ihr Götter, habt Ihr kein Erbarmen
Mit diesem Rom, an dessen Kraft sie zehren,
Wie goldenes Geschmeiß an süßen Reben.

---

*) Zur Erklärung für unsere Leser: Das Psychodrama ist eine völlig neue einheitliche Dichtungsform, aus dramatischen, epischen und lyrischen Grundelementen, ein Drama einfachster, idealster Gestaltung, nicht für die äußeren Sinne bestimmt, sondern es beansprucht die innigste Mitarbeiterschaft der erregten Psyche. Der Psychodramatiker stellt den Psychodramenheld in die Mitte der geordneten Handlung, und in dessen Worten spielt sich die ganze Handlung ab. Der Schöpfer dieser neuen Kunstform ist der sächsische Dichter Oberst Richard von Meerheimb.
Das hier vorangesetzte Motto ist den Lesern bekannt aus des Kaisers jüngstem Toaste in Bremen und dürfte wahrscheinlich diese Dichtung veranlaßt haben.
Die Redaktion.

Vergebt, Unsterbliche, dem Sterblichen!
Doch durch die qualerfüllte Seele fuhr,
Wie Morgengruß der Freiheit, — der Gedanke: —
Wenn nicht durch Euch an tausendfachen Mördern
Sich rächen soll der Trieb gemeiner Selbstsucht,
So übernimmt Pompejus Euer Amt,
Die blut'gen Henker in den Staub zu treten,
Auf daß ihr Fuß nicht mehr entweiht die Tempel,
Darin der Mund des Volks nach Rettung jammert.

Und seht, — Ihr Unerforschlichen, schon ist
Antonius besiegt, wie Oktavian,
Kampflos besiegt durch meiner Flotte Macht,
Die allen Früchten Afrikas den Weg
Nach Rom versperrte, daß nun alle Schrecken
Des Hungers grinsend durch die Gassen jagen,
Das Volk nach mir nur, nach Pompejus ruft,
Mich seinen Retter nennt, und daß die Feinde
Der Freiheit zittern, weil ich auf den Wellen
Der heimathlichen Meere Schätze führe,
Für die ganz Rom zu meinen Füßen sinkt,
Wenn ich die Hände öffne: das Gespenst
Der Hungersnoth zu bannen. — Denn wie Flammen
Umzüngelt die Paläste schon die Wuth
Des wildempörten, hungerbleichen Volkes.

Da, — — nah' dem Ziele, — nahe meinem Siege,
Der Stunde nahe, wo ich schon das Jauchzen
Der abgezehrten Massen vor dem Forum
Zu hören, schon zerschmettert Oktavian
Zu sehen glaubte, wo die Aufregung
In Glück und Wohl ich umzukehren hoffte: —
Da — sendet Ihr, o Götter, Blitz und Donner
Auf meine Schiffe, gleich als ob der Himmel
Verzehrend Feuer auf die Erde gösse.
— Dort! — dort, — die Feuergarben! Wie sie mächtig
Herniederprasseln, daß die Wassersäulen
Hochschleudern meine Schiffe! Heil'ge Götter,
Laßt sie nicht bersten, wenn sie niederstürzen! — —
Vergeb'nes Bitten! — Donner rollt auf Donner!
Die Meereswogen, die sich thürmenden,
Sind schaumgepeitscht von zürnenden Tritonen,
Daß mich das aufgeregte Reich Neptuns
Hinabzureißen droht zum finstern Orkus. —
Ist das der Götter Lohn dafür, daß ich
Den tief im Elend Schmachtenden den Hunger
Zu stillen mich entschloß? — — Wohlan! — So mag
Sich meines Schicksals dunkler Schluß erfüllen, —
Pompejus trotzt den sturmgepeitschten Wogen,
Wie er des Vaterlandes Feinden trotzt,
Und wird die Kraft des Sterblichen verdoppeln,
Das Volk aus der Parteien Zwist zu retten.
Denn mehr als Alles ehrt den Mann die That,
Die er aus Pflicht dem Vaterland erweist,
Nicht, — um damit den Göttern zu gefallen.

Was seh' ich? — Ha, mein Lentulus, auch Du,
Der Muthigste, hast Furcht vor dieser Sturmfluth? —
Wer gab Befehl, die Anker fest zu legen?
Auf! — Rede mit den Schiffen in der Sprache,
Die wir gewohnt sind, die auch kein Orkan,
Der wüthendste nicht überdonnern kann.
Die Flotte soll die Anker wieder lichten
Und unsre Fahrt dem Götterkönig dann
Ein Heldenschauspiel, wie kein zweites, sein.
— Was sagst Du? — An dem Strand Siciliens seien
Die Schiffe sicherer als auf dem Wege
Nach Rom? — Und all Ihr Andern sagt das Gleiche?
Ihr glaubt, im Nichtsthun an den Küsten hier
Der Sache eines großen Volks zu nützen,
Indessen seine Feinde vorwärts schreiten
Und ungestraft sich seiner Ohnmacht freuen?
Wo sind von sonst die wetterstarken Segler?
Hab ich seit heute Knaben denn an Bord? —
Die Sonne Afrikas, die Euch gebräunt,
Fand sie, statt Muthes, Wachs in Eurer Brust?
Und führ' ich Römer an, die nicht ihr Höchstes
Dem Vaterlande gern und willig opfern?
Wie, — hör' ich recht? — Ihr meint, zu ankern sei
Uns nöthig, um zu leben? — Feige Seelen!
Ist des Pompejus Wille höher nicht
Im Werthe als das Leben von Euch Allen? — —

Der Hunger Roms ist meiner Kriegslist Schuld;
Doch angesichts des Sieges naht die Sühne:
Brot — bringt Pompejus dem gequälten Volke
Und Frieden, um's in Ruhe zu genießen.
Drum rasch an's Werk! — Eilt! Macht die Anker frei!
Gedoppelt seien heut' die Ruderschläge!
Denn nöthig ist's, zu segeln, nicht ist's nöthig,
Zu leben noch, wenn Rom im Sterben liegt.



Die Entwickelung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit in den fürstlich Hessen-Kassel'schen Landen.

Von H. Metz.

(Schluß.)

Die Partikulargerichte.

Diejenigen Gerichte, welche nur über gewisse Gattungen von Sachen zu urtheilen hatten, wurden Partikulargerichte genannt. Es bestanden von derartigen Gerichten in Hessen die Gastgerichte, Friedensgerichte und die Eigenthumsgerichte.

Die Gastgerichte.

Die zum Vortheil der Reisenden und Kaufleute eingerichteten Partikulargerichte wurden Gastgerichte, auch Kaufgerichte oder gekaufte Gerichte genannt, da für die mit der Gerichtshaltung verbundenen Bemühungen der Obrigkeit gewisse

Sporteln bezahlt werden mußten. Dieser Kaufschilling war folgendermaßen festgesetzt. Dem Richter und dem Bürgermeister wurde je ein Schilling, dem Schöppen sowie dem Schreiber und Knecht je ein Albus gegeben. Fremde mußten für Verwaltung der Justiz mehr entrichten als die Einheimischen.

Der Vortheil nun, den die Käufer der Gerichte hatten, bestand in einer beschleunigten Rechtshülfe, iustitia indilata, dergestalt, daß sie die ordentlichen Gerichtstage, deren nur sehr wenige im Jahr waren, nicht abzuwarten brauchten, sondern ihre Angelegenheiten auf das Schleunigste und zwar binnen einer bestimmten, durch das Gesetz vorgeschriebenen Frist entschieden sahen. Diese Frist war, wie aus einer Urkunde vom Jahre 1384 ersichtlich ist, gewöhnlich ein Tag, „Ouch sal man den gesten richten von eyner Sonnen zou der andern“. Der Spruch mußte gleich erfolgen, so daß die Sache binnen 24 Stunden abgethan war. Die Vollstreckung des Urtheils fand am Tage nach Verkündung desselben statt, „vnd waz en gerichtit wirt des sal man en helfin des nessen tages darnach, als ez gerichtet ist“. Gemäß dieser Bestimmungen konnte ein Fremder in Kassel wenigstens in Zeit von drei Tagen sein Recht ausführen, einen rechtskräftigen Spruch erlangen und denselben vollzogen sehen. In dem im Jahre 1395 vom Landgraf Hermann mit benachbarten Fürsten geschlossenem Landfrieden war bestimmt, daß in Sachen der Kaufleute ein Gericht zu derselben Stunde gehalten werden sollte, wenn sie darüber Klage erheben würden, daß der Landfriede an ihnen gebrochen worden sei.

Gewann ein Fremder seinen Prozeß, so mußten ihm die ausgelegten Prozeßkosten vom Gegner zurückerstattet werden, sowie diejenigen Kosten, die der Fremde während der Klagezeit auf seine Zehrung verwendet hatte.

Das Gastgericht fand in Hessen nur wegen Schulden statt, wie aus einer der Kassel'schen Statuten vom Jahre 1444 ersichtlich ist, in der es heißt: „Aber eym Gaste der Clagete vmb schulde, Dem sal man helffen mit Gerichte bynnen dreien tagen.“

Allmälig aber, als die ordentlichen Gerichte fleißiger gehalten wurden, hörten die Gastgerichte auf zu bestehen.

Die Friedensgerichte.

Die Friedensgerichte, „iudicia pacis“, die wir in Hessen vom XII. bis in's XV. Jahrhundert finden, gründeten sich auf einen zwischen benachbarten Fürsten und Ständen geschlossenen Landfrieden. Es gab zweierlei Arten von Friedensgerichten, die aber beide den gleichen Zweck verfolgten und dieselbe Verfassung hatten. Diejenigen, denen die Handhabung eines kaiserlichen Landfriedens anvertraut war, wurden theils vom Kaiser selbst, theils in seinem Namen von den Ständen bestellt, es waren dies die kaiserlichen Friedensgerichte. Schlossen verschiedene Stände unter einander Landfrieden, dann setzten sie aus eigener Macht ein Friedensgericht ein, dies waren die ständischen Friedensgerichte. Verwaltet wurde ein solches Gericht von Richtern, die vom Adel sein mußten, iudices oder executores pacis, deren gewöhnlich sechs waren. So oft es nöthig war, konnte jeder Richter für sich, ohne Beihülfe der übrigen, Gericht halten. Kamen aber sehr schwere Sachen vor, war z. B. eine Kirche verbrannt worden und der Schaden ließ sich nicht leicht bestimmen, dann kam die Sache vor sämmtliche Richter, die zu solchen Sitzungen zu gewissen Zeiten in Hofgeismar zusammen kamen, aber auch befugt waren die Sitzungen an einem anderen Orte abzuhalten. Bei Verhinderung eines Landrichters, in Person Gericht zu halten, konnte er jemanden, der von Adel war, als seinen Stellvertreter nehmen. Dieser mußte einen Eid leisten, daß er richtig richten wolle. Dem Richter lag die Verpflichtung ob, auf die bestellten Parteien bis 1 Uhr Mittags an dem zur Sitzung bestimmten Tage zu warten, wie umgekehrt auch die Parteien verpflichtet waren, auf den Richter bis zu genannter Stunde zu warten.

Grafen und Freiherrn, die eigene Schlösser, Land und Leute hatten, mußten auch der Vorladung folgen, sie waren aber ausnahmsweise vom persönlichen Erscheinen entbunden, es genügte, wenn sie einen adeligen Mann zu ihrer Vertretung schickten. Wurde eine Stadt verklagt, dann durften aus ihr nur sechs Bürger geladen werden, konnten diese nicht kommen, dann mußte der Richter sich mit dem Erscheinen des Bürgermeisters und zweier Schöppen fraglicher Stadt zufrieden stellen.

Was nun das gerichtliche Verfahren selbst anlangt, so mußten den Adeligen vor der Ladung erst Mahnbriefe zugesandt werden, bei den Leuten geringeren Standes hingegen, — „Fuß-Reuter, Fuß-Rauber oder Struder“ genannt, — solche Leute, die sich in den Büschen versteckten und die Reisenden überfielen —, bedurfte es eines Mahnbriefes nicht, sondern sie wurden ohne Mahnung vorgeladen. Wenn nun die Sache mit Klage und Antwort verhandelt worden war, dann wurde zur Beweiserhebung geschritten. Der Kläger mußte beweisen, daß er geschädigt worden war, konnte er keine Beweise hierfür bringen oder wollte er sie nicht bringen, dann mußte der Angeklagte sich eidlich

reinigen. Wollte nun der Beklagte leugnen, und konnte man ihn augenscheinlich überführen, so durfte ihn der Richter zum Eide nicht zulassen, da dieses wider Gott, Ehre und den Landfrieden sei. Konnte der Beklagte nicht augenscheinlich überführt werden, dann durfte er schwören. Berief sich der Angeklagte darauf, daß Alles in einer rechtmäßigen Fehde sich zugetragen habe, so hatte er nicht gegen den Landfrieden gesündigt, auch war er dem Kläger Schadenersatz schuldig. Der Beklagte wurde freigesprochen, wenn der Kläger ihm selbst die Fehde angekündigt hatte, denn dies bewies er mit des Klägers offenem versiegelten Briefe. Wenn die Fehde nicht landwissig war, so mußte der Beklagte die Rechtmäßigkeit derselben beweisen. Die Fehde konnte nicht rechtmäßig sein, es sei denn, daß er mit dem Kläger zuvor das Recht versucht und dieser ihm solches geweigert hatte. Daher versteht es sich von selbst, daß der Beklagte dies vor allen Dingen außer Zweifel setzen mußte. Nebstdem mußte er auch dem Kläger Fehde und Bewahrung zubringen, d. i. beweisen, daß er dem Kläger die Fehde zu gehöriger Zeit, z. B. vierzehn Tage vorher, angekündigt und solchergestalt seine Ehre gegen ihn bewahrt habe. Diesen Beweis brachte er mit sich selbst, mit demjenigen, der den Brief geschrieben hatte, mit dem Boten, der den Brief gebracht hatte, mit zwei unbescholtenen Zeugen, die dabei gewesen waren, als er dem Boten den Brief übergeben hatte. Alle diese sollten jeder seine Aussage eidlich bestärken. Die Land- oder Friedensrichter hatten die Macht, den ungehorsamen Theil aus sämmtlicher Herren Landen, d. i. aus dem Friedenszieler, zu verweisen. Alle Vierteljahre wurden die Friedensrichter durch besondere Deputirte revidirt, ob sie ihrem Amte fleißig und ordentlich nachkämen.

Eigenthumsgerichte.

Hatte Jemand sein Gut unter dem Vorbehalt des Obereigenthums an einen fremden Leibeigenen oder freien Manne zur Benutzung übergeben, so hatte der Eigenthümer die Gerichtsbarkeit über den Empfänger des Guts, jedoch nur in denjenigen Sachen, die das Gut und die zwischen dem Eigenthümer und Empfänger des Gutes bestehenden Verbindlichkeiten angingen. Wenn ein Leibeigener das Gut erhalten hatte, dann erstreckte sich des Herren Gerichtsbarkeit um des Verhältnisses der Leibeigenschaft willen weiter. Die zu einer Gerichtssitzung nothwendigen Schöppen durften nur aus der Zahl derjenigen Männer genommen werden, die gleichen Standes mit dem Empfänger des Gutes waren, gleiche Güter hatten und in gleicher Verbindlichkeit mit dem Herrn standen, d. i. pares curiae. Wenn also ein Herr nicht so viel Güter weggeben konnte, um die nöthige Anzahl der „pares curiae“ zu erhalten, so konnte er seine Gerichtsbarkeit in denjenigen Sachen, die einer rechtlichen Erkenntniß bedurften, nicht ausüben. War die streitige Sache so klar, daß keine Erkenntniß der Schöppen nöthig war, dann blieb ihm seine richterliche Erkenntniß unbeschränkt. Hatten die Besitzer der Güter Streit unter sich, dann wurde das Richteramt vom Herrn derselben in eigener Person verwaltet. Lag hingegen der Herr mit einem der Besitzer in Streit, dann konnte er nicht Richter und Kläger zu gleicher Zeit sein, er ließ in diesem Falle seine Richterstelle durch einen der pares curiae vertreten, der bei den adeligen Lehen der Mannrichter, Stadthalter, bei den Bauernlehen der Hochhubner genannt wurde.

Der Gutsherr hatte nun ständig Jemanden nöthig, der nicht nur an seiner Stelle zuweilen das Gericht halten, sondern auch die Zinsen und Gebühren von den Gutsleuten eintreiben mußte. Diese beiden Punkte wurden dem Vogtmannen, villicus maior, aufgetragen. Dieser Beamte war nicht vornehmen Standes, sondern von gleichem Stande wie die Gutsleute, da kein Freigeborener mit leibeigenen Schöppen zu Gericht sitzen durfte. Allmälig aber fingen auch freie Leute an, dieses Amt gegen einen gewissen Theil der gutsherrlichen Einkünfte und zwar auf gewisse Zeit oder erblich zu übernehmen, oder sie pachteten es dem Gutsherrn ab. Ein solches von einem Vogtmanne abgehaltenes Gericht wurde Vogtding, Vogtey, genannt und wurde jedes Jahr abgehalten.“ Bei ihm war ein verpflichteter Vogtgrebe, der auf Freiheit, Recht und Gerechtigkeit des Vogtlandes Acht geben, die Lehrfälle anzeigen, Bestallungen an die Hübner und Zinsleute thun und überhaupt alles wahren mußte, was das Beste des Gutsherrn erforderte, daß die Hübner, wenn Sterbefälle sich ereignen, ehedem das Lehen bei dieser Gelegenheit von neuem empfangen mußten, daß von rechtswegen alle Vogtleute hierbei erscheinen mußten, mithin dieses Gericht eine Art von ungebotenen Dingen vorstellt, daß die Schöppen für ihre Sitzung ½ Reichsthaler erhielten, und daß den Censiten vermöge eines besonderen Herkommens ebensoviel zur Ergötzlichkeit gegeben wird.“

Von Partikulargerichten, die aus dem Rechte der Oberherrschaft, ex iure imperii, hergeleitet waren, waren nur so viele, wie der Landesherr ausdrücklich verordnete. Diese Gerichte wurden entweder über Sachen gewisser Personen oder über Sachen, einerlei welche Personen sie betrafen,

eingerichtet. Zu ersterer Gattung gehörte das Partikulargericht, das Heinrich der Eiserne 1353 der Geistlichkeit zu Grüneberg zu ihren Welthändeln bestellte. Ein gleiches Gericht hatten auch die „ehrbaren Mannen“ bei Hofe vor dem Marschall. Zu derselben Klasse gehörte wohl auch das spätere Kriegskollegium und alle Garnison-Kriegs-Gerichte, das Bergrathskollegium, die Universitätskonsistorien und endlich die französische Kommission auf der Ober-Neustadt zu Kassel, insoweit die Franzosen in der Altstadt in Personalsachen unter ihr standen. Zu der anderen Klasse von Sachen, die sich nicht auf bestimmte Personen beziehen, rechnet man die geistlichen Konsistorien, die Polizeikommissarien, das Kommerzienkollegium zu Kassel.

Wie nun der Prozeß in den alten hessischen Gerichten gehandhabt wurde, werden wir in einer späteren Schrift sehen.

Oberbürgermeister Franz Rang †.

(Schluß.)

Wie groß die Sympathien waren, welche die Bürgerschaft Fuldas für ihren so unerwartet dahingeschiedenen Oberbürgermeister Franz Rang hegte, dafür liefert den sprechendsten Beweis die außerordentliche Theilnahme, die sich bei seiner Beerdigung kund gab. Alle Kreise der Bevölkerung waren in dem Leichenzuge vertreten, und jedem der Theilnehmer merkte man sichtlich den tiefen Schmerz ob des herben Verlustes an. Am 10. Oktober 1862 war Franz Rang in sein neues Amt als Oberbürgermeister der Stadt Fulda im dortigen Rathhause eingeführt worden, einunddreißig Jahre später an demselben Tage wurden seine sterblichen Ueberreste aus demselben Gebäude zur letzten Ruhe nach dem alten Friedhof übergeführt. Unübersehbar war der Leichenzug, der sich am 10. Oktober, Nachmittags 3 1/2 Uhr, durch die Straßen bewegte. Die meisten Geschäfte in denselben waren geschlossen, die brennenden Gaslaternen waren mit schwarzem Flor umhüllt, um so auch äußerlich der Trauer Ausdruck zu geben. Den Leichenkondukt eröffnete die Schuljugend; dieser folgten die sämmtlichen Vereine und Korporationen der Stadt mit umflorten Fahnen und Standarten. Die amtirenden Geistlichen schritten wie herkömmlich dem Wagen mit dem Sarge voraus. Reich war derselbe mit Kränzen umgeben, auf beiden Seiten gingen schwarzgekleidete Knaben, Blumenkissen, Kränze und Palmen tragend. Die Fortsetzung des Geleites bildeten zunächst die Anverwandten des Verstorbenen, dann die Mitglieder des Stadtrathes und des Bürgerausschusses, die städtischen Beamten, die auswärtigen Deputationen, der hochwürdigste Bischof, das Domkapitel, die Geistlichkeit der Stadt Fulda und viele auswärtige Priester; dann folgten die Spitzen der Behörden, und eine lange Reihe von Bürgern aller Stände machte den Schluß wohl des größten in Fulda gesehenen Leichenbegängnisses, das durch eine musterhafte Ordnung und den tiefen Ernst der Theilnehmer wahrhaft erhebend und erbauend wirkte. Unter den fremden Leidtragenden befanden sich u. A. der Präsident des Kommunallandtages Kammerherr v. d. Malsburg, der Landesdirektor v. Hundelshausen, die Landesräthe Knorz, Schröder und Zuschlag, die sämmtlichen Mitglieder des z. Z. in Kassel tagenden Landesausschusses, der stellvertretende Vorsitzende des Bezirksausschusses, Regierungsassessor von Ditfurth, als Vertreter des Regierungspräsidenten, der Erbprinz Friedrich Wilhelm von Ysenburg-Büdingen, der Graf Froberg-Montjoie von Gersfeld, der Kammerherr v. Bothmer als Vertreter der Landgräfin von Hessen ꝛc., ferner die Vertreter der Nachbarstädte Hanau, Hünfeld, Gersfeld, Tann, Soden, Wächtersbach, Gelnhausen, Allendorf a. d. Werra, sowie die Mitglieder des Kreisausschusses und Kreistages, endlich viele Bürgermeister aus der Umgegend. Unter feierlichem Geläute der Glocken erreichte der Trauerzug den alten Friedhof, auf dem der Heimgegangene seine Ruhestätte neben dem Grabe seines Vaters fand. Nach dem liturgischen Akt und der Versenkung des Sarges nahm Stadtpfarrer Riehl das Wort zu einer ergreifenden Rede am offenen Grabe. Darauf wurde ein Gebet für den Entschlafenen verrichtet, dem sich das Grablied: „Hier unten ist Friede“, von den vereinigten Mitgliedern der Fuldaer Gesangvereine gesungen, anschloß. Nachdem die Töne verhallt waren, widmete Oberbürgermeister Westerburg aus Kassel seinem dahingeschiedenen Kollegen mit beredten Worten einen warmen Nachruf, den wir nach dem „Fuldaer Kreisblatt“ hier wiedergeben:

„Auf's Schmerzlichste ergriffen stehen neben der trauernden Bürgerschaft Fuldas, neben dem vollzählig anwesenden Landesausschusse die Vertreter der hessischen Städte an der Gruft des unvergeßlichen Freundes und Kollegen. Als Vorsitzendem des hessischen Städtetages und als Oberbürgermeister der Hauptstadt des Landes kommt es mir zu,

an diesem offenen Grabe laut und öffentlich Zeugniß abzulegen von dem, was der Verstorbene nicht nur seiner Stadt, nicht nur als Mitglied des Bezirks-, Landesausschusses und als Kommunallandtagsabgeordneter dem ganzen um ihn trauernden Hessenlande, sondern was er namentlich auch den hessischen Städten gewesen ist. Hier in dieser schönen, über 30 Jahre von ihm so vortrefflich verwalteten Stadt, der ältesten Kulturstätte im Lande, wurde unter seiner freudigen Zustimmung und wesentlichen Mithülfe der hessische Städtetag gegründet, um für die gemeinschaftlichen Interessen der hessischen Städte ein einheitliches, alle Kräfte fest zusammenhaltendes Organ herzustellen. Er gehörte von Anfang an dem Vorstande an, war von Anfang an Mitvorsitzender desselben, war auf allen Versammlungen Referent in den wichtigsten Angelegenheiten und Begründer und Vorsitzender des aus dem Städtetag hervorgegangenen Sparkassenverbandes der hessischen Städte. Aber nicht nur durch das, was er in dem Städtetag und für denselben geleistet und geschafft hat, nein, noch viel mehr durch das, was er in ihm war, durch seine ganze Persönlichkeit, durch seine reiche Erfahrung, seine besonnene Weisheit, sein liebenswürdiges, vornehm-bescheidenes und mildes Wesen ist er geradezu die Zierde und der Stolz des Städtetages und der in ihm vereinten hessischen Städte gewesen. Wir werden Dich, theuerer Freund, auf's Schmerzlichste vermissen, und Du wirst uns unersetzbar sein, aber wir geloben um so mehr, das, was Du geschaffen, als theures Erbe zu bewahren und zu pflegen, und Dein Name, Franz Rang, Oberbürgermeister von Fulda, wird nicht vergessen werden, solange die hessischen Städte treu verbündet zusammen stehen werden. Ruhe sanft, lieber Freund, Dein Gedächtniß bleibt in Ehren und im Segen. Der hessische Städtetag und die Stadt Kassel senden Dir durch mich in diesen Kränzen ihren letzten freundlichen Gruß."

Während die Vereine am Grabesrande vorüberzogen und als letzten Abschiedsgruß die umflorten Fahnen über dem mit Blumen bedeckten Sarge schwenkten, fielen zum Schluß der ergreifenden Trauerfeierlichkeit die Erdschollen auf denselben nieder, welche die Leidtragenden vor dem Scheiden von der geweihten Stätte zum Zeichen ihrer Liebe und Verehrung dem Todten spendeten. —

Nur Wenigen dürfte es erinnerlich sein, daß Franz Rang zweimal zum lebenslänglichen Oberbürgermeister der Stadt Fulda gewählt worden ist. Dieses eigenthümliche Verfahren hing mit den Verfassungswirren der damaligen Zeit zusammen. Die erste Wahl war im Herbste 1862 auf Grund der provisorischen Bestimmungen erfolgt, durch welche nach Erlaß der oktroyirten Verfassung vom 13. April 1852 die hessische Gemeindeordnung vom 23. Oktober 1834 Abänderungen erlitt, die aber nach Wiedereinführung der Verfassung vom 5. Januar 1831 durch die landesherrliche Verkündigung vom 21. Juni 1862 bis zur weiteren Ordnung durch die Landstände noch beibehalten wurden. Als nun durch das Gesetz vom 15. Mai 1863 jene provisorischen Bestimmungen von der kurhessischen Ständekammer als ungesetzlich aufgehoben wurden, mußten auf Grund des § 2 des letztgenannten Gesetzes überall da, wo die Ortsvorstände nicht nach der ursprünglichen Gemeindeordnung von 1834 gewählt worden waren, neue Wahlen angesetzt werden. Oberbürgermeister Franz Rang hatte sich in der kurzen Zeit seiner Amtsführung aber das Vertrauen seiner Mitbürger und speziell der Mitglieder der städtischen Körperschaften in so hohem Grade erworben, daß seine Wiederwahl auf Lebenszeit, diesmal sogar, wenn wir nicht irren, einstimmig, erfolgte.

Schwere Zeiten hat der Verblichene als Oberbürgermeister von Fulda durchzumachen gehabt, aber den Muth hat er niemals sinken lassen. Sein Streben ist immer das edelste, das beste gewesen, stets war er bemüht, das Wohl seiner geliebten Vaterstadt mit allen seinen Kräften zu fördern, und wohlverdient hat er sich um dieselbe gemacht. Soll ich seine Verdienste einzeln angeben? Das würde zu weit führen; sind sie doch noch frisch im Gedächtnisse eines Jeden, und sind sie doch allgemein anerkannt und gewürdigt worden. Er war ein wahrer Vater der Stadt, wohlwollend und entgegenkommend gegen Jedermann, treu, offen und bieder, hochherzigen und edelmüthigen Charakters.

Nicht minder verdienen seine Leistungen als Mitglied des Kommunallandtages, des Landesausschusses, des Bezirksausschusses, des Kreistages und Kreisausschusses als hervorragende bezeichnet zu werden. Er war ein guter Redner, ein trefflicher Stilist, in seinen nach Form wie nach Inhalt ausgezeichneten Referaten, mochten sie in Wort oder Schrift bestehen, wußte er stets das Rechte zu treffen.

Seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein „vornehm-bescheidenes mildes Wesen" gewannen ihm die Sympathien Aller, die mit ihm in Berührung kamen. Er war ein treuer Sohn seiner Kirche, sein tief-religiöser Sinn, seine aufrichtige Frömmigkeit waren ihm Herzensbedürfniß. Und sein Familienleben? Die zartesten, innigsten Bande der Liebe und Verehrung herrschten zwischen den einzelnen Familiengliedern. Zweimal war er verheirathet. Gleich nach seiner Ernennung zum Oberbürgermeister verehelichte er sich mit Fräulein Anna Warmann aus Würzburg; nach deren fünf Jahre später erfolgtem Tode vermählte er sich mit Fräulein Pauline Schantz, Tochter des im Jahre 1880 verstorbenen Landrathes Ludwig Schantz von Rotenburg, und in wenigen Tagen würde die silberne Hochzeit gefeiert worden sein, wenn nicht der unerbittliche Tod dazwischen getreten wäre. Den unermeßlichen Schmerz, der die trauernde Wittwe, die Söhne und Töchter durch das allzufrühe plötzliche Hinscheiden des theuren Gatten und Vaters betroffen, wer, der den edlen Verblichenen gekannt, sollte ihn nicht nachfühlen! Beide Ehen waren die glücklichsten. Es waren, ich sage nicht

zu viel, Musterehen. In dem traulichen Familienleben, verschönt durch das Walten hochgebildeter Frauen, fand der gemüthvolle Gatte und Vater seine Erholung, seine Freude, sein Glück.

Ich bin zu Ende. Der Name des Oberbürgermeisters Franz Rang verdient eingetragen zu werden in die Annalen der Stadt Fulda, ihm zum Ruhm, den Mitlebenden zum Gedächtniß, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung. Er ruhe in Frieden.

F. Z.

Jakob Hoffmeister †.

Am 9. Oktober d. J. starb zu Kassel nach langen und schweren Leiden im 81. Lebensjahre der bekannte hessische Schriftsteller, der ehemalige Staatsanwaltssekretär Jakob Hoffmeister.

Er war der Sohn des Pfarrers Hoffmeister in Waldau und daselbst am 6. August 1813 geboren. Nachdem er das Kasseler Lyceum besucht, studirte er in Heidelberg und Marburg Jurisprudenz und trat nach gut bestandenem Examen — 25 Jahre alt — in den juristischen Vorbereitungsdienst, zunächst bei dem Stadtgericht zu Kassel, in welchem er fast 11 Jahre lang ausharren mußte, um vom Jahre 1849 ab nach einander an verschiedenen Justizämtern (Ziegenhain, Bischhausen, Wetter) kommissarisch Aktuarstellen, auch im Jahre 1859 die Stelle eines Sekretärs bei der kurfürstlichen General-Staats-Prokuratur in Kassel zu verwalten. Im Jahre 1861 erhielt er eine Anstellung als Aktuar beim Justizamt in Melsungen, gründete daselbst seine Familie und blieb bis zum Jahre 1867, welches ihn als Sekretär an die Staatsanwaltschaft nach Marburg führte. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1881. Ein Nervenleiden nöthigte ihn um diese Zeit, seinen Abschied nachzusuchen. Danach verlegte er seinen Wohnsitz nach Kassel, in seine alte, von ihm so sehr geliebte Heimath, wo er nun auch seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Es ist ein Leben reich an Gegensätzen und Schicksalen, welches da soeben zu Ende gegangen ist.

Begabt mit einem für alles Schöne, für Kunst und Poesie begeisterten Gemüth empfing Hoffmeister als Schüler des Kasseler Lyceums seine nachhaltigsten Eindrücke durch einen langjährigen Verkehr im Hause seiner Tante, der Wittwe des Geheimraths Engelhardt, der als Dichterin gefeierten Philippine Gatterer, welche mit ihrem lebhaften Geiste und ihrer großen Belesenheit seine ganze geistige Entwicklung beeinflußte und den Grund dazu legte, daß seine Geistesrichtung mehr idealen und ästhetischen als praktischen Zielen zustrebte. Sehr gegen seinen Willen nöthigte ihn der Einfluß seiner Familie, sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Damit wurde ein Kontrast in ihm geschaffen, der für seine ganze Lebensentwickelung verhängnißvoll werden mußte. Ein begeisterter Jurist ist er nie geworden. Dieser Beruf entsprach den Neigungen und Bedürfnissen seines Geistes nicht. Zwar hat er treu, wie es seinem gewissenhaften Sinne entsprach, auch die ihm hieraus erwachsenden Pflichten erfüllt; aber äußere Erfolge konnte ihm derselbe nicht bringen. Mehrfache Versuche, in eine andere Carriere des Staatsdienstes überzutreten, wurden theils durch die Mißbilligung seiner Verwandten, theils durch die Ungeneigtheit der Staatsregierung, solchen Wünschen zu entsprechen, vereitelt.

Seine Lieblingsstudien mußten es sich gefallen lassen, auf seine Mußestunden beschränkt zu werden. Dieselben, die sich vorzugsweise auf litterarischem, historischem und kunstgeschichtlichem Gebiet bewegten, waren und blieben die Freude seines Lebens, und ihnen widmete er mit rastlosem Fleiße alle seine freie Zeit. Ihnen hat er zu danken, was ihm an Erfolgen in seinem Leben zu Theil geworden ist. In ihnen und in dem Verkehr mit feinsinnigen und genialen Menschen, wie sie sich in den 40er Jahren um die Spohr'sche und Hummel'sche Familie in Kassel vereinigten und wie sie später mit ihm in Verbindung traten, als er durch seine litterarischen Arbeiten und insbesondere sein großes Münzwerk sich in weiten Kreisen bekannt gemacht hatte, fand er die Freude seines Lebens und eine Entschädigung für manche Enttäuschung, die ihm das Leben im Uebrigen gebracht hatte. Eine nicht geringere Waffe gegen die Begegnisse der letzteren Art fand er allerdings auch in seinem fast kindlich zufriedenen Gemüth, welches ihm nach jeder getäuschten Hoffnung stets wieder seinen Blick auf neue Ziele zu richten gestattete.

Bereits in seinem 20. Lebensjahre hat sich seine kunstsinnige Begeisterung in öffentlichen Besprechungen klassischer Vorstellungen am Mannheimer und Kasseler Theater Luft gemacht. Diese Neigung ist ihm Zeit seines Lebens verblieben. Viele Aufsätze ästhetischen Inhalts und ein Bändchen feinsinniger, stimmungsvoller Gedichte legen hierfür Zeugniß ab. Zu einer von seinem Freunde Hugo Stähle komponirten Oper „Arria" lieferte er den Text. Auch ein

Theil des Textes zum 1. Akt der Nicolai'schen Oper „Die lustigen Weiber von Windsor" rührt von ihm her. In frühester Zeit begannen auch schon seine heraldischen und numismatischen Studien welche für die Folge im Verein mit seinen Forschungen und Veröffentlichungen über die Geschichte der hessischen Fürstenhäuser den breitesten Raum seiner Thätigkeit eingenommen haben. Eine bald nach seinem Tode erschienene wohlwollende und sachkundige Besprechung im „Kasseler Tageblatt" nennt ihn mit Recht den Historiographen der hessischen Fürstenhäuser. Sein im Jahre 1861 erschienenes „Historisch-genealogisches Handbuch über alle Linien des hohen Regentenhauses Hessen" sowie „Hessens Regenten in historischen Umrissen für Volk und Jugend" und manche andere Arbeiten ähnlichen Inhalts sind die Ergebnisse dieser Studien.

Das eigentliche Werk seines Lebens, die dem Großherzog Ludwig III. von Hessen gewidmete vierbändige „Historisch kritische Beschreibung aller bis jetzt bekannt gewordenen hessischen Münzen, Medaillen und Marken in genealogisch-chronologischer Folge", ist als eine der bedeutendsten Arbeiten über Numismatik anerkannt, hat den Ruf ihres Verfassers weit über Deutschlands Grenzen getragen und ist eine bahnbrechende Grundlage geworden für viele Werke ähnlichen Inhalts. Mit Recht sagt der bereits oben erwähnte Aufsatz, Hoffmeister habe mit diesem Werk für die Behandlung der numismatischen Wissenschaft förmlich Schule gemacht.

Aus Anlaß dieser Arbeiten unterhielt er eine rege Verbindung mit bedeutenden Münzkundigen des In- und Auslands, und namentlich hat die gleiche Neigung ihm die wohlwollende Freundschaft seines langjährigen Gönners, des Prinzen Alexander von Hessen, eingetragen, welche in einem reichen persönlichen und schriftlichen Verkehr zum Ausdruck kam.

Von äußeren Auszeichnungen sind ihm neben dem preußischen rothen Adler-Orden 4. Klasse vom Großherzog von Hessen das Ritterkreuz erster Klasse des großherzoglich hessischen Verdienstordens Philipp des Großmüthigen sowie die hessische goldene Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst verliehen worden. Ferner erhielt er die würtembergische goldene Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst und vom Fürsten Alexander von Bulgarien dessen Verdienstmedaille in Gold am rothen Band.

An der Hand seiner Studien und Arbeiten lebte er ein stilles, bescheidenes und sich von der Gegenwart immer mehr zurückziehendes Leben. Seine Neigungen lagen in der Vergangenheit. Was nicht der Geschichte angehörte, trat für seine Interessen zurück. Noch in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn die Neubearbeitung der Piderit'schen Geschichte der Stadt Kassel.

So ist er still hinübergegangen, von den Zeitgenossen fast vergessen. Aber die Genossen seiner vergangenen Tage wissen, ein wie reiches Leben sich mit ihm geschlossen, welcher Schatz von Wissen, namentlich in der vaterländischen Geschichte, ein wie feinsinniger Geist mit ihm dahingegangen ist. Die Erinnerung hieran wird die an manche Schwachheiten seines Wesens überwiegen.

Ein von ihm selbst im Jahre 1862 geschriebener Lebensabriß nebst einem Verzeichniß seiner sämmtlichen litterarischen Produktionen findet sich bei „Dr. Otto Gerland, Fortsetzung von Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte, Kassel, bei Freyschmidt, 1863".

H. O. G.

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

Je näher die Männer dem Kasernenhofe kamen, um so geräuschvoller ging es in den Straßen zu. Es spielten sich Abschiedsszenen aller Art ab. Hier schwuren sich Liebende ewige Treue, dort mischten sich Flüche und Verwünschungen in den Trennungsschmerz, und dann wieder sah man ein weinendes Mütterchen, welches dem Sohne ihren Segen als letzte Gabe bot.

Eifrig vorwärtsstrebend, hatten die Männer den Königsplatz überschritten, und bald übertönten die Kommandorufe der Truppenführer und schmetternde Fanfaren das Stimmengewirr.

Menschen und Pferde drängten hier, keines Verbotes achtend, durch einander, bis des kommandirenden Generals von Heister Befehl zum Abmarsch mit klingendem Spiel diesem sinnverwirrenden Lärm ein Ende machte.

Zwar gab die halbe Stadt und Schaaren von Landleuten den Abziehenden das Geleite. Wer keine Angehörigen unter den Soldaten hatte, dem

ließen Neugier und Aufregung nimmer Ruhe im Hause. Zu beiden Seiten der ausrückenden Kolonnen wogte eine bunt gemischte Menschenmenge, unter der auch der Geheimrath und sein Schwager fortschritten.

Auf etwas erhabenem Platze, geschützt vor dem Andrange des Volkes, stand eine kleine Gruppe Herren und Damen, der Hofgesellschaft angehörend, unter ihnen Fräulein von Wilden. Als Eckebrecht vorüber kam, grüßten Alle, Aurora aber winkte ihm mit ihrem weißen Tüchlein zu. Der ritterliche junge Offizier senkte vor ihr seinen Degen; gehörte sie doch zu dem vielen Schönen und Ansprechenden, was er dahinten lassen mußte. Frank und frei, mit frischem Lebensmuthe zog er hinaus, den Blick auf die unbekannte Zukunft gerichtet. —

Auch Loßberg und Tankmar nahmen nach einer Weile Abschied von dem gen Münden weiter Ziehenden und wandten sich heimwärts, Kassel zu. Die Brüder freilich durften sich nahen Wiedersehens vertrösten, da der ältere versprochen hatte, vor beendeter Einschiffung der Truppen nach Bremen zu kommen.

In ernstem Sinnen schritten die Rückkehrenden neben einander hin. Wieviel konnte sich zwischen dem „Heute“ und einem fernen Willkommsgruß ereignen! „Welchen Gefahren“, sagte Loßberg, „setzt eben ihn seine allzu lebhafte Gemüthsart aus.“

„Darin magst Du Recht haben, Schwager,“ unterbrach ihn Münikerode, „aber selten findet man Menschen, die gleich Eckebrecht für sich einzunehmen verstehen. Trotz mancher Thorheit ist sein Sinn rein und hochgemuth, möchte er dermaleinst heimkehrend sich diese Eigenschaften bewahrt haben.“

„Um zu etwas Anderem zu kommen,“ setzte der Geheimrath die Unterhaltung fort, „Deine Aktien an unserem Hofe sind im Steigen. Der Landgraf wird Dir den Kammerherrnschlüssel nicht versagen, sobald Du Dich darum bemühst: eine Ehre, wonach Viele vergeblich trachten.

Irre ich nicht, so beabsichtigt man, Dich dauernd hier zu fesseln. Der Lockvogel ist allerdings schön und liebenswerth genug, um die Sache in Ueberlegung zu ziehen. Aurora scheint Dir in der That zugethan, sie ist nicht reich, aber wenn der Landgraf einen Lieblingsplan hat, so spart er nicht mit dem Gelde. Unsere Finanzen müssen das oft auf empfindliche Weise erfahren.“

Mit erstaunten Blicken hatte Tankmar der Auseinandersetzung seines Begleiters zugehört.

„Du täuschest Dich, Loßberg,“ fiel er diesem in die Rede, „wenn Du das ganz unverdiente Wohlwollen, welches Fräulein von Wilden mir seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft zu Theil werden läßt, für einen Ausdruck von Herzensgefühlen hälst. So etwas bringt ein Mädchen wohl einem Eckebrecht entgegen, aber nicht mir armem Krüppel. Es wäre lächerliche Thorheit, wollte ich mir dergleichen einbilden. Ich bin ihr dankbar, daß sie sich herabläßt, sich mit mir über Künste und Wissenschaften zu unterhalten, und freue mich einen gediegenen Grund von Kenntnissen bei diesem Mädchen zu entdecken, welches scheinbar von einer Freude zur andern gaukelt, wie ein buntfarbiger Schmetterling. Mitten in einer ernsthaften Unterhaltung kann sie dann abbrechen, um den faden Schmeicheleien eines Dritten zu lauschen, oder mit derselben Bereitwilligkeit, welche sie mir entgegenbringt, an dem Wortgefecht jedes Laffen ihren Scharfsinn und ihre Redegewandtheit zu üben. Es wiegt dies bei ihr ebensoviel, als meine Meditationen, die mich nicht selten den Schlaf der Nächte gekostet haben.“

„Lieber Tankmar, Du bist zu schwerfällig in Deinen Anschauungen, ein Einzelner kann das Leben nicht umgestalten, sondern muß sich demselben anpassen. Deine Schwester und ich gehören doch auch nicht zu den leichtfertigen Leuten, und doch haben wir uns dem Herkommen gefügt wie den Umgangsformen, denen unsere Zeit huldigt.“

„Wollte ich mich auch bemühen, die mir angeborenen Charaktereigenschaften zu modifiziren,“ entgegnete Münikerode nachdenklich, „aus mir würde nur eine Karrikatur Eures geschmeidigen Wesens entstehen. Der äußere Schaden wirkt zurück auf mein ganzes Sein. Indem er mich unfrei in den äußeren Bewegungen macht, übt er auch einen Druck auf die Entfaltung meiner geistigen Spannkraft. Ich bin ein alter Mann, ohne jemals das Glück der Jugend kennen gelernt zu haben.“

„Ach was! Das ist der Pessimismus der Vierundzwanzigjährigen“, schalt Loßberg. „Versuche es nur einmal, jung und glücklich zu sein, so wird es auch gelingen.“ —

„Lupus in fabula“, murmelte Loßberg halblaut sich tief vor Aurora von Wilden verneigend, welche aus der Umgebung ihr fremder, unheimlicher Menschen auf die Herren zukam.

„Wohin des Wegs, meine Gnädigste? Es ist für eine junge Dame nicht zuträglich, sich allein durch diesen Menschenschwall zu winden. Mein Schwager und ich werden es uns zur hohen Ehre anrechnen, Ihnen unseren Schutz anzubieten.“

„Darum eben wollte ich bitten und wartete Ihrer, als ich Sie kommen sah. Ich bin vorhin im Gedränge von meiner Begleitung getrennt worden und mußte erfahren, daß die Stimmung dieses Proletariats sehr gereizt gegen alle vor=

nehmen Leute ist. Dies dumme Volk sieht uns als Bevorzugte und Urheber seines Ungemachs an."

„Ich hoffe," sagte Tankmar erregt, „es sind Ihnen keine Unannehmlichkeiten zugestoßen."

„O nein," fiel sie ihm lachend in die Rede, „es kam mir nur mehr denn eine unfreundliche Aeußerung zu Ohren, über Menschenhandel, Sklaverei und dergleichen, während doch auch die Offiziere Gut und Blut einsetzen müssen. Wie frisch und kühn blickte vorhin Ihr Bruder seinem Schicksal in's Auge, Herr von Münikerode."

Loßberg hatte erwartet, sein Schwager würde der jungen Dame den Arm bieten. Da derselbe aber nicht dergleichen that, zürnte er innerlich dem unverbesserlichen Krautjunker und genügte selbst dieser Kavalierspflicht, während der Baron an der anderen Seite des schönen Mädchens einherschritt.

„Ich, mein gnädiges Fräulein," entgegnete er auf ihre letzten Worte, „habe nicht ohne tiefes Mitgefühl den berechtigten Schmerz dieser Volksmenge ansehen können, und darf man den Betroffenen wohl eine unüberlegte Aeußerung zu Gute halten. Mit den Offizieren hat es doch eine andere Bewandtniß, als mit dem gemeinen Manne."

„Um Gottes Willen," unterbrach Aurora seinen Redestrom, „schweigen Sie heute von Ihrer Weltverbesserung, ich habe für den Augenblick genug vom Volke. Mich verlangt nach andern, wohlthuenden Eindrücken. Helfen Sie mir, Herr Geheimrath, Ihren Schwager zu überzeugen, daß wir nicht nur Parasiten sind, die sich von Saft und Kraft Anderer nähren, daß wir, in dem umhegten Garten des Hoflebens aufgewachsenen Pflanzen, der vornehmen Gesellschaft als unserer Lebensluft bedürfen."

Mit tief schmerzlichem Blick sah der junge Mann das so ganz anders geartete Mädchen an, welches verstand, ihn fortwährend anzuziehen und wieder zurückzustoßen. Er erfreute sich selten des Glückes ihrer Zustimmung zu seinen Anschauungen. Wortkarg blieb er ihr zur Seite, während es den Geheimrath von Loßberg offenbar unterhielt, die Blitze ihres Geistes im Wortgeplänkel spielen zu sehen und sie von einem Gebiet auf das andere zu führen, immer vergeblich bemüht, den Gefährten zu gleichem Aufschwung in ihre lichten Regionen anzureizen.

„Du bist wie eine Eule auf dem Vogelherd", bemerkte er sarkastisch.

„Und mir theilen Sie die Rolle der Krähen zu", lachte die junge Dame.

„O! da weiß ich doch besser Bescheid", warf Tankmar ein. „Auch Edelfalken kreisen um die angekettete Eule."

„Bravo!" stimmte Loßberg bei, Aurora aber streifte den Baron mit einem langen fragenden Blicke. War dies eines seiner seltenen Komplimente, oder nur der Ausdruck pedantischer Wahrheitsliebe?

Fräulein von Wilden verabschiedete sich, zu Hause angekommen, unter den üblichen Dankesbezeigungen und Gegenreden ihrer beiden Beschützer von denselben. Diese setzten schweigend den kurzen Weg bis zu ihrer eigenen Wohnung fort.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Hessendenkmal zu Eschwege. Am 29. d. M., Nachmittags 3 Uhr, fand nach dem Nachmittags-Gottesdienst die Enthüllung des Denkmals für die am 21. Februar 1807 auf dem „Werdchen" kriegsrechtlich durch die Franzosen erschossenen fünf hessischen Soldaten statt, nachdem sich vorher vom Marktplatz aus in einem stattlichen Zuge mit fliegenden Fahnen unter den Klängen der Turnertrommeln und der Muskat'schen Kapelle die obersten Klassen der Knabenschulen, die Männerriege der Turnerschaft, die Turner selbst, die Kreis- und Stadtbehörden und ihnen zur Seite die Mitglieder des Denkmal-Comités, der Gesangverein Konkordia, das Jäger'sche Männerquartett und sämmtliche Kriegervereine zu Füßen des Denkmals auf dem alten Friedhofe, der jetzt in eine schöne Anlage umgewandelt worden ist, begeben hatten.

Die Feier begann mit der Absingung des Chorals: „Allein Gott in der Höh'", worauf Pfarrer Liese die Weiherede hielt. Athemlos folgte die nach Tausenden zählende Menge dem mit kräftiger Stimme gehaltenen schwungvollen Vortrag über die Worte, die eben von dem Munde der Sänger erschollen waren: „Allein Gott in der Höhe". Und als dann der ehrwürdige Herr seine Rede beendet hatte und die an hohen Masten, welche mit Wimpeln in den städtischen, hessischen, preußischen und den Reichsfarben geschmückt waren, befestigte rothweiße Hülle niedersank, da erscholl ein Ruf der Ueberraschung in der umstehenden Menge.

Auf einem stilvollen Sockel, welcher von rothem hessischen Sandstein von der Firma R. Holzapfel zu Eschwege ausgeführt ist, erhebt sich die in Lebensgröße dargestellte Figur eines liegenden

Löwen. Es ist ein herrliches Werk, das von der kunstreichen Hand Deutschmann's in Erfurt prächtig aus bairischem grüngrauen Sandstein ausgeführt worden ist. Die Vorderseite des Sockels ziert die Inschrift:

Dem Andenken braver Hessen,
den Opfern der Soldatenerhebung
zu Eschwege 1806—1807;

die Rückseite:

Am 21. Februar 1807 starben durch
französische Kugeln
C. Pfannkuch. J. Hupfeld.
J. G. Schäfer. C. Bachmann.
H. Sommermann,
kurhessische Soldaten aus dem Kreise
Eschwege.

Als die Hülle sank, sangen die Mitglieder der Konkordia und des Jäger'schen Männerquartetts das Lied: „Dir möcht' ich meine Lieder weihn", dann bestieg der Vorsitzende des Comités für Errichtung des Denkmals, Rektor Wagner, die Tribüne, um die fünf Erschossenen in begeisterter Rede zu feiern und das Denkmal dem Vertreter der Stadt, Bürgermeister Bocke, zu übergeben, welcher dasselbe freundlichst für die Stadt übernahm und ihm für die Folge den Schutz versprach.

Mit einem Hoch auf Se. Majestät den Kaiser schloß Rektor Wagner seinen gediegenen Vortrag, in welches die Menge mit dem Liede: „Heil Dir im Siegerkranz" einstimmte.

Die Feier vor dem Denkmal endete mit dem Absingen des Liedes: „Deutschland, Deutschland über Alles", worauf sich der Zug auflöste und die Fahnen der Vereine durch eine Turnerabtheilung nach dem Festsaale verbracht wurden.

Noch bis zur Dunkelheit aber blieb das Denkmal von Neugierigen umwogt, während Photographen beschäftigt waren, dasselbe aufzunehmen.

Am Abend versammelten sich in dem Ernst Holzapfel'schen Saale noch einmal die Festtheilnehmer zum Festkommers und blieben beim Klange patriotischer Lieder und Reden in gehobener Stimmung bis in die späte Nacht vereint. Der Abend wird Allen ein unvergeßlicher sein.

L. M.

Grüß dich Gott, du stolzer Löwe!

Ein Palmzweig, niedergelegt am Fuße des Hessen-Denkmals zu Eschwege am Tage seiner Enthüllung.

Herbstlich rauscht es durch die Lüfte, und die Hülle sinkt hernieder — —,
Grüß dich Gott, du stolzer Löwe! . . Ei, das nenn' ich prächt'ge Glieder,
Nenn' ich eine Königsmähne! Grüß dich Gott, du Steingebild
Dessen, den die Landesfürsten führten in dem Wappenschild.—

Grüß dich Gott, du Wüstenkönig! heil'ges Zeichen stolzer Fahnen,
Dem da selbstbewußt zum Kampfe folgten meines Volkes Ahnen
Seit der Zeit, wo sie gewandert aus dem fernen Steppenland
Asiens als Jägerhorde in's Gefild am Edderstrand.

Und wo immerhin sie rauschten diese Fahnen mit dem Leuen,
Schmückten Sieges-Lorbeerkränze Haupt und Helme der Getreuen.
Fragt den Halbmond; fragt die Pußten Ungarns, wo die Hessenschaar
Mit Eugen, dem edlen Ritter, dem Besieger Belgrads, war.

Fragt Moreas Myrthenhaine, d'rin der Chatten-Leu sich sonnte
Unter heit'rem Griechenhimmel; fragt die Wahlstatt Negroponte,
Wo im Vorderstreit sie rauschten über Leichen — auf dem Schutt
Des erstürmten trutzgewalt'gen Türkenbollwerks Marabut.

Fragt Siciliens Gestade; Schottlands felsenklüft'ge Clane;
Fragt Kolumbus' neue Welten, meerumspült vom Ozeane;
Fragt die Stadt der Kaiserkrönung, Deutschlands Perle an dem Main;
Fragt die Berge, wo die Traube reifet zum Champagnerwein;

Fragt am Rheinstrom auf und nieder und im städtereichen Flandern;
Fragt nach Neuß; fragt nach dem Rheinfels; weiter fragt nach all' den andern,
Wo zur Rechten tapf'rer Britten stolz und siegreich sie geweht,
Und wo ihre Ruhmeshalle, Hochstädt, unvergänglich steht.

Ueberall im Vorderstreite stand der Löwe auf den Pranken,
Hoch zum Schlag die wucht'ge Tatze auf den Erbfeind, auf die Franken;
Grüß dich Gott darum, du kühnes, stolzes, edles Steingebild
Dessen, welchem einst die Ahnen folgten treu mit Schwert und Schild.

Ja, im Vorderstreit! Auch damals, als in Deutschlands weiten Forsten
Frankreichs mächt'ge Kaiseradler blutberauschet wollten horsten;
Als da Preußens Aar zerfleischet lag umgeben von Verrath,
Und den Schild hob an der Werra kühn der hessische Soldat —

Doch was will ich? Doch was fing' ich? Ist das heute wohl von Nöthen?
Wirst du Steinbild nicht viel besser als die beste Lyra reden?
Wirst du nicht die fünf Soldaten rühmend feiern stets auf's Neu',
Die durch Frankenschergen starben für die Fahne mit dem Leu?

Steingebild, ja, du wirst reden —, und die falschen Tagspropheten
Müssen schweigen und mit ihnen alle, die sich nicht entblöden
Die Geschichte zu verkehren und zu ziehn das Eichenlaub
Von der Stirne deutscher Männer in gemeinen Alltagsstaub.

Grüß dich Gott im Steingebilde, grüß dich Gott darum, du Leue,
Ew'ge Denkschrift, du erhab'ne, ruhmeswürd'ger Fahnen-treue,
Stein-Blatt im Geschichtenbuche uns'res lieben Werrastrands,
Unvergänglich steingeflocht'ner Hessenmänner-Lorbeerkranz.

Ludwig Mohr.

Am Montag den 30. Oktober fand zu Kassel die erste Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in diesem Wintersemester statt. Ueber die reichhaltige Tagesordnung, sowie über den vom Rittmeister a. D. Gustav Freiherrn von Pappenheim aus Marburg gehaltenen interessanten Vortrag „Beiträge zur Geschichte des sächsischen Hessengaues, der Burg und Stadt Warburg und der ehemaligen Parochia Pappenheim" berichten wir in der nächsten Nummer.

Universitätsnachrichten. Am 15. Oktober fand in Marburg die feierliche Einführung des neuen Rector magnificus für das Amtsjahr 1893/94, des Professors der Theologie Dr. Wolf Wilhelm Grafen von Baudissin, durch den bisherigen Rektor Professor Dr. Max Bauer in herkömmlicher Weise statt. Der abtretende Rektor gab einen Rückblick über das verflossene Rektoratsjahr und überlieferte sodann seinem Nachfolger die Insignien der neuen Würde. Se. Magnificenz Professor Graf von Baudissin hielt hiernach einen Vortrag über „Alttestamentliche Spruchweisheit". Mit einem Schlußgesange des akademischen Konzertvereins schloß die Feier. — Die zur Vertheilung gelangte Festschrift enthält eine Abhandlung des Professors Dr. Albert Naudé über Friedrich's des Großen Angriffspläne gegen Oesterreich im siebenjährigen Kriege.

Dr. phil. Charles Doutrepont aus Herve in Belgien ist für das Wintersemester 1893/94 mit der Versehung der Geschäfte eines Lektors der französischen Sprache an der Universität Marburg vom Kultusminister beauftragt worden.

Der Präsident der Justizprüfungskommission Dr. Adolf Stölzel in Berlin hatte es in seinem letzten Jahresbericht an den Justizminister als einen fühlbaren Mangel bezeichnet, daß die Studirenden an den Universitäten zu wenig für die Praxis vorbereitet würden und zugleich eine Vorlesung in Aussicht gestellt, die diesem Mißstande abzuhelfen geeignet wäre. Für dieses Winterhalbjahr hat nun unser hessischer Landsmann, Präsident Dr. Adolf Stölzel an der Berliner Universität eine zweistündige öffentliche Vorlesung, betitelt „Schulung für die civilistische Praxis, unter Benutzung gerichtlicher Aktenstücke" angezeigt. Das sehr beachtenswerthe Kolleg ist für Juristen aller Semester bestimmt.

Am 12. Oktober verschied zu Kassel nach langem schweren Leiden der Postdirektor a. D. Justus Hohmann im Alter von 70 Jahren. Derselbe besuchte das Gymnasium zu Hanau, wo sein Vater Steuerbeamter war, studirte von 1842 bis 1846 in Marburg Rechtswissenschaft und wandte sich dann dem Postfache zu. Nachdem er mehrere Jahre Postsekretär in Hersfeld gewesen war, wurde er 1867 zum Postdirektor in Biedenkopf ernannt und später in gleicher Eigenschaft nach Eschwege versetzt. Im Jahre 1887 trat er in den Ruhestand und nahm seinen Wohnsitz in Kassel. Der Verblichene war ein tüchtiger Beamter, wohlwollend und gefällig gegen Jedermann, ein aufrichtiger, treuer Freund, hochgeschätzt von Allen, die ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Sit tibi terra levis!

Briefkasten.

H. K. Kassel. Von den uns s. Z. freundlichst zugesandten Sagen gedenken wir einige zu veröffentlichen.

E. B. Marburg und H. H. Hanau. Wir sind Ihnen für Ihre Zusendungen sehr verbunden. Dieselben werden demnächst benutzt werden.

N. G. E. Marburg. Besprechung folgt in einer der nächsten Nummern.

H. F. Fulda. Wir bitten Sie, uns mitzutheilen, ob Sie uns gestatten, einige der Skizzen auszuwählen. Der Brief als Vorwort dürfte sich übrigens nur zum Abdrucke in einer Buchausgabe eignen.

E. S. Haina. Das Gedicht „Mein Hessenland" bringen wir in der nächsten Nummer. Besten Dank.

Th. K. Regensburg. Wir freuen uns, durch Ihre schöne und interessante Sendung einen neuen Beweis Ihres geneigten Wohlwollens für unsere Zeitschrift „Hessenland" erhalten zu haben.

A. T. Wien. Mit Dank angenommmen. Freundlichsten Gruß.

Inhalt des Octoberheftes, Nr. 4, der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck"**: Dem Taunusklub nochmals Willkommen. — Eine dreitägige Tour durch das Rhöngebirge (Schluß). — Neuerschlossene Wanderziele im Waldeckschen. — Generalversammlung des Frankfurter Stammtaunusclubs und sämmtlicher Zweigvereine in Königstein. — Berichte. — Kritiken. — Briefkasten. — Anzeigen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. Kassel, 16. November 1893.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Träume, Schäume.

Dich fand ich, wie das Glück wir finden:
Nur unerwartet, unverdient,
Ein duftend Reis in Waldesgründen,
Das still am Pfad des Wandrers grünt.
Dann hab' ich hoffend Dein gedacht,
In heller Luft verloren,
Als hätt' auch mich die Frühlingsnacht
Zur Freude neu geboren.

War das ein Jauchzen und ein Klingen,
Als wär's von Lerch' und Nachtigall.
Aus Deinem Herzen kam das Singen,
In meinem klang der Widerhall.
Und ringsumher ein Paradies
Voll junger Blüthentriebe —,
Dein Blick, wie grüßte der so süß,
Als wär's ein Gruß der Liebe.

Geht alles das nun doch zu Ende?
Weh mir! die kalte Wirklichkeit
Legt mir auf's Haupt die schweren Hände,
Und ich erwach' im alten Leid.
O daß der Tod, der Jeden ruft,
Mit seinem Ruf mir säumte,
Da mir, umwogt von Glanz und Duft,
Von Dir so lieblich träumte!

A. Trabert.



Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.*)

I.

Stadt und Land Fulda.

Von Dr. Justus Schneider.**)

Wenn wir ein älteres encyklopädisches Werk aufschlagen, finden wir bei dem Artikel Fulda dreierlei verzeichnet: 1) Fluß Fulda, 2) Stadt Fulda, 3) Land Fulda. Der letztere Artikel ist allerdings in den neueren Lexicis weggeblieben, da es seit neunzig Jahren kein Fuldaer Land mehr giebt. Vor hundert Jahren indeß blühte dasselbe noch unter der Regierung eines geistlichen Fürsten, welcher in Anbetracht von Glanz und Reichthum nicht die letzte Stelle unter den 300 Reichsständen Deutschlands einnahm. Da ich mir vorgenommen habe, Fulda vor hundert Jahren Ihnen zu schildern, so meine ich eben nicht die Stadt allein, sondern auch das Land, das reichsunmittelbare Fürstenthum oder die gefürstete Abtei Fulda. Ueber den Fluß Fulda kann ich mich kurz fassen, denn er war vor 100 Jahren fast ebenso wie jetzt. Doch dürfte die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß vor hundert Jahren oder etwas länger die hessischen Landgrafen mit den Fuldaer Fürstäbten Verhandlungen wegen der Schiffbarmachung des Flusses bis zur Stadt Fulda aufwärts gepflogen haben, welche sich aber wieder zerschlugen, wahrscheinlich weil die Regulirung des Flusses und die Schleusenanlagen doch gar zu viel Geld gekostet haben würden. Napoleon I. griff die Pläne, zu denen schon Vorarbeiten existirten, wieder auf, als Fulda 1806—1810 unter unmittelbarer französischer Administration stand; der unglückliche Feldzug nach Rußland und die endliche Vernichtung der französischen Herrschaft durch die Leipziger Schlacht hinderten dieses Mal die Ausführung.

Ich werde Ihnen also zunächst den Zustand des Fuldaer Landes vor hundert Jahren schildern und sodann Alles, was man über die Beschaffenheit der Stadt Fulda und deren Bewohner zu dieser Zeit weiß, erzählen.

Ein hervorragender Kenner der Geschichte Fuldas, der frühere Dompfarrer und Kapitular Isidor Schleichert, ein alter Benediktiner, theilt die Geschichte Fuldas in drei Perioden:

1) Fulda gratiosa, das gnadenreiche Fulda, von der Gründung 742 bis in das XIII. Jahrhundert, als durch die Begräbnißstätten der Gründer, des heiligen Bonifatius und Sturmius, der heiligen Lioba, sowie durch die Reliquien der stiftsheiligen Ritter und Patrone Simplicius und Faustinus gar viele Menschen veranlaßt wurden, nach Fulda zu wallen und viele Fürsten und Große aus ganz Deutschland ihre Söhne daselbst erziehen ließen in der durch Rhabanus Maurus, den Praeceptor Germaniae, gegründeten berühmten Klosterschule. 2) Fulda gloriosa, das ruhmreiche Fulda, vom XIII. Jahrhundert bis zur Aufhebung der geistlichen Herrschaft 1802. Die Fuldaer Aebte kamen durch die Verdienste, welche sie sich bei den deutschen Kaisern erwarben, zu immer höherem Ansehen, sie wurden Reichsfürsten, mußten deshalb von gutem Adel sein und eine Ahnenprobe bestehen, sie erhielten das Recht, unmittelbar zur Linken des Kaisers bei den Reichstagen zu sitzen; sie erhielten die Würde als Erzkanzler der römischen Kaiserin und den Primat vor allen Aebten in Germanien und Gallien; sie erhielten auch das Reichspanier unter Kaiser Karl IV. (1370), welches bei feierlichen Gelegenheiten und Reichszügen den Fürstäbten voran getragen wurde. Die Abtei Fulda stand unmittelbar unter dem römischen Papste und war der Jurisdiktion keines Bischofs unterworfen.

---

*) Wir beabsichtigen unter obigen Titel eine Schilderung hessischer Städte und hessischen Landes, insbesondere der Städte Kassel, Marburg, Hanau und Fulda, in zwangloser Folge zu bringen und beginnen zunächst mit der Stadt und dem Lande Fulda. Diesem Aufsatze wird dann eine Schilderurg der Residenzstadt Kassel vor hundert Jahren folgen. (D. Red.)

**) Nach einem im Rhönklub gehaltenen Vortrage.

Dieses Recht ist am meisten angefochten worden zuerst von den Erzbischöfen von Mainz, später von den Bischöfen von Würzburg; den Zerwürfnissen wurde erst dadurch ein Ende gesetzt, daß unter Fürstabt Amand von Buseck 1752 Fulda zum Bisthum erhoben wurde; der Fürstabt war nun auch Fürstbischof. Im Jahre 1802 bei der Säkularisation des Hochstiftes endigte diese ruhmreiche Periode, und es beginnt die dritte, welche Schleichert 3) Fulda luctuosa, das trauernde oder traurige Fulda, nennt. Wenn diese Bezeichnung in der ersten Zeit der Fremdherrschaft, namentlich der französischen, eine richtige sein dürfte, wenn Fulda auch vielleicht in der letzten Zeit von manchen Fremden als traurige Stadt bezeichnet worden sein mag, so werden sie doch mit mir einverstanden sein, daß Fulda gegenwärtig, wo es sich in jeder Beziehung gehoben hat, nicht mehr so genannt werden darf; ich möchte daher vorschlagen, unsern jetzigen Zeitraum, in dem sich die Industrie so sehr gehoben hat, viele fleißige Fabriken und Werkstätten entstanden sind, Fulda industriosa, das fleißige oder industrielle Fulda, zu nennen.

Im Jahre 1793 hatte das unmittelbar vom Fürstbischof von Fulda regierte Land folgende Grenzen: Nach Norden die Landgrafschaft Hessen-Kassel und Weimar-Eisenach; die nördlichsten Orte waren Odensachsen bei Neukirchen, Buttlar zwischen Geisa und Vacha. Nach Osten Sachsen-Eisenach und Meiningen, das Fürstbisthum Würzburg. Die äußersten Orte waren Dermbach, Batten und Geroda (zwischen Brückenau und Kissingen). Im Süden grenzte das Amt Hammelburg mit dem äußersten Orte Hundsfeld gegen Würzburg; weiter isolirt lag noch im Süden die Propstei Holzkirchen, fünf Stunden westlich von Würzburg, mitten in dessen Gebiet. Im Westen grenzte zunächst Hammelburg an Kurmainz, das Amt Salmünster an das Isenburgische, das Amt Herbstein an die Riedesel'schen, das Amt Großenlüder und Burghaun an die Schlitzer gräflich Görtz'schen Besitzungen.

Das Land war in folgende 21 Aemter eingetheilt, denen altadelige Oberamtmänner sowie Amtsvögte, letztere als richterliche Beamte, vorstanden: 1) Amt Bieberstein, 2) Amt Blankenau, 3) Amt Brückenau, 4) Amt Burghaun, 5) Centoberamt Fulda, 6) Centoberamt Johannesberg, 7) Amt Eiterfeld, 8) Amt Fischberg, 9) Stadtschultheißenamt Fulda, 10) Amt Geisa, 11) Amt Großenlüder, 12) Amt Hammelburg, 13) Amt Haselstein, 14) Amt Herbstein, 15) Amt Hünfeld, 16) Amt Motten, 17) Amt Neuhof, 18) Amt Salmünster, 19) Amt Sannerz, 20) Amt Uerzell, 21) Amt Weyhers.

Außerdem gehörten als isolirte Besitzungen das schon genannte Holzkirchen im Frankengau und das Schloß Johannisberg im Rheingau zu Fulda. Die angrenzenden und innerhalb des Gebietes liegenden Standesherrschaften der Grafen von Görtz zu Schlitz, der Freiherrn Riedesel zu Eisenbach, Stockhausen und Lauterbach, derer von Trümbach zu Wehrda, von Mansbach, von Boyneburg, von Ebersberg, von Thüngen, von Hutten, von der Tann und andere standen sämmtlich im Lehensverbande zum Fürstbischof. Erbmarschälle waren die Grafen von Görtz zu Schlitz, Erbkämmerer die Freiherren von Walderdorf, Erbtruchsesse die Freiherren von der Tann und Erbschenken die Freiherrn von Buseck.

Das Hochstift Fulda hatte zwar in jener Zeit von seinen früheren Besitzungen schon viel verloren; denn im Mittelalter rühmte sich der Fürstabt von Fulda, auf der Reise nach Rom jedes Nachtquartier auf seinem Eigenthum nehmen zu können, in Rom selbst hatte er ein eigenes Kloster; 1793 war das Hochstift aber immer noch 48 Quadratmeilen groß und zählte über 80 000 Einwohner. Die Einnahmen betrugen über 600 000 Gulden. Man zählte damals in Deutschland unter 300 Reichsständen 74 geistliche Stände, speziell 30 geistliche Fürsten. Der Kurfürst und Erzbischof von Mainz war der erste der Bischöfe, der Fürstabt von Fulda der erste der Aebte, wie schon gesagt Primas und nun ebenfalls Bischof; als Erzkanzler hatte der Kurfürst von Mainz den Kaiser, der Abt von Fulda die Kaiserin zu krönen. Als Reichsfürst mußte er von gutem Adel sein, und deshalb bestand in Fulda das alte von Sturmius gegründete Benediktinerstift aus einer adeligen und einer bürgerlichen Abtheilung. Dieses Stift oder Konvent befand sich neben dem Dome in den Räumen, die jetzt das Priesterseminar inne hat. Die Mitglieder aus dem Adel allein gelangten zu den Würden im Kapitel. Das adelige Stifts-, später Domkapitel bestand aus 15 Kapitularen und den Domizellaren; es war die einzige ständische Vertretung und gewissermaßen das Ministerium des Fürsten. Die neun ersten Kapitulare genossen den Rang von infulirten Prälaten, der erste war Stifts- oder Großdechant, später Domdechant, zugleich Propst am Neuenberg oder Andreasberg, residirte aber in der Dechanei neben dem Dome, wo wieder die jetzigen Domherrn wohnen. Die übrigen wohnten in den Propsteien, welche früher Klöster gewesen waren, die aber in der Reformationszeit ihre Mönche

resp. Nonnen verloren hatten; diese Propsteien waren der Neuenberg bei Fulda, Michaelsberg in Fulda, Johannesberg, Petersberg, Blankenau, Sannerz, Holzkirchen, Thulba bei Hammelburg und Zella bei Dermbach. Die übrigen in Fulda wohnenden Kapitulare bekleideten noch Stellen als Regierungs-, Vize-Dom- und Hofkammerpräsident, Polizeipräsident, Hospitalienpräsident, Land-Obereinnahme- und Chausseepräsident, Oberforstamtspräsident, und einer war noch Rector magnificus der 1733 gegründeten Universität. Aus diesen Kapitularen ward der Fürstabt erwählt. Es waren diese Stellen in Fulda, wie in den übrigen geistlichen Fürstenthümern, Versorgungsanstalten für die nachgebornen Söhne des katholischen Adels. Der älteste Sohn eines Grafen oder Freiherrn bekam das Majorat, der zweite wurde Domherr, die übrigen erhielten als Kammerherrn, Generäle oder hohe Offiziere eine würdige Versorgung. In jeder Beziehung zeigte sich der Hof von Fulda anderen geistlichen und weltlichen ebenbürtig. Hofchargen, Marställe, Jagdsport, Militäraufwand, prächtige Residenz- und Lustschlösser finden wir wie dort, auch eine Universität und Porzellanfabrik fehlte in Fulda nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der sog. guten alten Zeit.

Der Wilddiebstahl hatte zur Zeit der Regierung des Landgrafen Philipp des Großmüthigen in außerordentlichem Maße in unserem Hessenlande, namentlich im Reinhardswalde, zugenommen. Strenge Gesetze waren gegen die Wilddiebe erlassen worden, sie fruchteten nur wenig. Als gelindeste Strafe konnte noch die Wippe oder tratto di corda gelten. Oben am Querbalken eines Schnellgalgens befand sich eine Rolle, in welcher ein Strick lief, an dem die auf den Rücken gebundenen Hände des Verurtheilten befestigt wurden. Derselbe wurde nun in die Höhe gezogen und plötzlich fallen gelassen, doch nur so weit, daß er schwebend blieb und den Boden nicht erreichte. Es war diese Strafe um so schmerzhafter, als der Unglückliche nur an den Armen hing und diese dadurch auf eine unnatürliche Weise rückwärts bis über den Kopf gebogen wurden. Außerdem stand am Reinhardswalde, unfern Immenhausen, eine hohe Warte und auf dieser drohend ein weithin sichtbarer Galgen.

Schon im Jahre 1543 war zwischen Förstern und Wilddieben in der dortigen Gegend ein Gefecht vorgefallen, in welchem mehrere der ersteren theils schwer verwundet, theils getödtet wurden, und als Landgraf Philipp fern von seinem Lande in kaiserlicher Haft lag, da traten die Wilddiebe immer kecker auf. 1550 fielen wieder einige Förster durch die Kugeln der Wilddiebe, und wenn auch einer der letzteren, welcher ergriffen worden war, mit dem Leben an jenem Galgen büßte, so schreckte dies die verwegenen Gesellen doch nicht ab. Ein gegenseitiger Kriegszustand bestand zwischen den Förstern und den Wilddieben, die blutigen Zusammenstöße mehrten sich in unheilvoller Weise. Da ereignete sich denn ein Vorfall, der zu einem eigenthümlichen Gerichtsverfahren den Anlaß gab, das wohl einzig in seiner Art dasteht. G. Landau, dessen Schrift „Die Geschichte der Jagd und der Falknerei in beiden Hessen“ wir diesen Artikel entnommen haben, berichtet darüber:

Es war am 7. Februar 1551, als mehrere Schützen zu Roß und zu Fuß unter Führung Engelhard's von der Wiek in den Reinhardswald zogen, um auf Wilddiebe zu streifen. Schon Morgens 9 Uhr stießen sie bei der Schmelzhütte an der Lempe (östlich von Hombressen) auf sechs solcher Gesellen. Sobald man sie bemerkte und und Junker Engelhard „Schützen her“ rief, wendeten sie um und stellten sich an einem Graben bei einem „gewaltigen Eichbaum“. Engelhard forderte sie auf, sich zu ergeben, drohend, daß sonst keiner von ihnen mit dem Leben vom Platze kommen solle. Doch das war vergebens. „Steht, ihr lieben Brüder!“ rief einer, „es will hie doch nit anders seyn, wir müssen die Haut dazuthun.“ Als Engelhard entschlossen seine Büchse auf sie drückte, die aber versagte, war dieses das Zeichen zum Gefechte, und von beiden Seiten wurde gefeuert. Gleich bei den ersten Schüssen brach Eugelhard's Pferd zusammen, und einer seiner Begleiter fiel tödtlich verwundet, ein anderer fand in der Verfolgung den Tod. Aber auch von den Wildschützen ließen drei ihr Leben. Schon lagen zwei getödtet, als auch der dritte im Springen über einen Graben einen Schuß durch den Leib erhielt. Trotzdem vertheidigte er sich noch, und erst als sein Verfolger ihm das Schwert auf den Kopf stieß, bat er um Gnade und reichte seine Büchse hin. Doch auch seine Stunde hatte geschlagen, denn

wie die Bauern herankamen, schrieen sie: „schlaget ihn todt, das ist der rechte Mann“, und als nun auch Engelhard rief: „schlaget den Schelmen todt“, fielen sie seines Flehens nicht achtend über ihn her, und während ein Zimmermann mit der Axt ihn auf den Kopf schlug, stach ihn Engelhard's Knecht durch die Kehle. Es war dieser Lise Machwüste aus Münden, ein ehemaliger Landsknecht, der schon seit zehn Jahren sich mit der Wilddieberei nährte und jüngst in Gimmte gesagt hatte, er wolle seine Haut an eine Wildpretshaut setzen. Auch der aus Junker Engelhard's Begleitung Verwundete starb nach drei Tagen.

Die fürstliche Regierung war sofort entschlossen, diesen Fall „zu einem Exempel und Abschrecken“ zu benutzen und erließ schon am nächsten Tage den Befehl nach Grebenstein, Hofgeismar und Immenhausen, die Schöpfen dieser drei Städte an gewöhnlicher peinlicher Halsgerichts-Stätte zusammentreten zu lassen, um Urtheil und Recht zu sprechen. „Wollet dieses Gericht“ — schließt der Befehl — „der Bürgerschaft bei euch verkündigen, ob sie wollen dem Urtheil und Recht dieser Sachen bei seyn.“

Am bestimmten Tage, „Morgens zu rechter Gerichtstagszeit“ traten die Schöpfen, 14 aus Grebenstein (der fürstliche Befehl hatte nur 8 verlangt), 4 aus Hofgeismar und 4 aus Immenhausen, zusammen, und der Schultheiß von Kassel hegte mit Hilfe des Schultheißen zu Grebenstein das Gericht. Es war diesesmal der eigenthümliche Fall, daß man nicht über Lebendige, sondern über Todte zu sprechen hatte, deren Leichen an der Stätte neben einander lagen, wo sonst die Angeklagten standen.

Alsobald trat der fürstliche „Fiskal und Prokurator“ vor und erhob eine Anklage gegen die drei Leichen, indem er erst die Strafbarkeit des zwiefachen Verbrechens, des Wilddiebstahls und des Mords, begründete und die Thathandlung erzählte, zu deren rechtlicher Beweisung er die Aussagen der bereits von dem Statthalter vernommenen Zeugen dem Gerichte übergab. Erst nachdem diese Aussagen verlesen und von den gegenwärtigen Zeugen nochmals eidlich bestätigt worden waren, fuhr der Fiskal fort, rechtfertigte die Handlung der fürstlichen Diener als Nothwehr und schloß mit den Worten: „Es seyn aus den erzählten Ursachen und der abgehörten Kundschaft die todten Körper, gleich als ob sie noch lebten, nach Ausweisung geschriebener kaiserlicher Rechte als öffentliche böse Diebe mit mördlichen Wehren befunden, auch als offene Mörder und Landfriedensbrecher, inhalts der kaiserlichen und anderer fürstlichen peinlichen Halsgerichts-Ordnungen, für rechte muthwillige Frevler und Mißhändler, als Diebe, Mörder und Landfriedensbrecher zu strafen und an den todten Körpern die Strafe des Rechts zu vollziehen, gleichergestalt, als ob sie noch am Leben wären, anderen bösen muthwilligen Buben zu einem Exempel und Abscheu“ 2c. 2c.

Nachdem hierauf auf des Richters Geheiß der geschworne Gerichtsdiener überlaut mit hoher Stimme „zum ersten, zum andern und zum dritten Mal ausgerufen, ob jemand wäre, der die todten Körper vertreten oder sich derselben annehmen, die Klage anhören, dieselbe verantworten, oder etwas dagegen und wider die Kundschaft, die Personen oder ihre Aussagen mit Recht vorzubringen haben wolle, daß der oder dieselben, wer die auch wären, erscheinen und alle zulässige und gebührliche Nothdurft mit freier Sicherung und Geleit vorbringen möchten“, und niemand auftrat, wendete sich der Richter an die „Urtheilsprecher und Schöpfen“ und forderte sie auf, Urtheil und Recht zu sprechen. „So haben“ — heißt es wörtlich im Protokoll — „sie die Schöpfen auf erlaubten Bedacht das nachfolgende Urtheil und Erkenntniß gegeben.“

Dieses Urtheil ist für jene Zeit ziemlich weitläufig. Nachdem es die rechtlich erwiesenen Thatsachen aufgezählt und daraus nachgewiesen, daß die Angeklagten Wilddiebe und Mörder seien, fährt es fort: „Wiewohl nun durch den tödtlichen Abgang der Mißhändler die Strafe aufhören sollte, dieweil der fürstliche Fiskal andern zum Exempel und Abscheu, auch künftigen Aufruhr und Ungehorsam muthwilliger Unterthanen zu verhüten, diese todten Körper mit Recht zu verfolgen geboten, und notorium ist, daß nun etliche Jahre her, sonderlichen Abwesens unseres gnädigen Fürsten und Herrn dergleichen Frevel und verfriedbrüchige Beschädigung in derselbigen ihrer F. G. des Orts Territorio und Wildfuhr vielfältig beschehen, dem allein nach haben Urtheiler und Schöpfen dieses Gerichts zu Recht erkannt (anderen zum Ebenbild und Erschreckung von gleichen Missethaten abzustehen) und erkennen zu Recht, daß die Körper der Entleibten, des Machwüsten und der andern beiden, gegenwärtig vor Gericht liegend, als Todtschläger mit dem Schwerte zu richten seyen und auf die Rade gelegt und als Diebe mit dem Strange und einen Galgen über sie gesetzt, und also gerichtet werden sollen.“

Ob dieses Verfahren die bezweckte Wirkung hatte, darüber ist nichts bekannt, jedenfalls war dieselbe rasch vorübergehend, da man sich, wie Landau weiter bemerkt, schon im folgenden Jahre genöthigt sah, zum Schutze der Wildbahn Hakenschützen in die Wälder zu vertheilen, um unter Führung der Förster auf die Wilddiebe zu streifen, auch wurden alle Feuergewehre in den nächst dem Walde liegenden Dörfern weggenommen.

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

Die Mittagstafel, welche die Hausgenossen wieder vereinte, verlief ziemlich einsilbig, nur Agnese fragte lebhaft nach vielen Dingen, die der Papa oder der Ohm ihr beantworten mußten. Ueber Aurora von Wilden gab „das Kind" ganz unberufen ein sehr abfälliges Urtheil ab, als die Herren die Begegnung mit der jungen Dame erwähnten. Frau von Loßberg verlangte von der Tochter eine Begründung ihrer Abneigung. Als diese erröthete, aber schwieg, sagte die Mutter streng: „Wenn Du Dir anmaßest, große Leute zu bemäkeln, sollst Du eine Ursache dafür angeben, Antipathien, die nur in der eigenen Laune beruhen, lasse ich nicht gelten."

„Wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt," entgegnete Agnese trotzig, „sie hat mich einen vorwitzigen Balg genannt."

Nun lachten Alle, trotz der herrschenden trüben Stimmung; Ohm Tankmar meinte: das Fräulein hätte wohl nicht so ganz am Ziele vorbeigeschossen mit seiner Bemerkung.

Agnese kämpfte mannhaft ihre Empfindlichkeit herunter, doch war ein Jeder zufrieden, nach dem Essen dem Verlangen allein zu sein nachgeben zu dürfen.

Fräulein von Loßberg suchte aus ihren Sachen ein hübsches buntes Tuch hervor, ging hinunter in die Küche und schenkte dasselbe Ilsabe. Als das Mädchen sie ganz verwundert ansah, wurde Agnese sehr verlegen, fing zu weinen an und machte sich eilig von dannen. Sie floh in ihres Vaters Bibliothek, wo um diese Zeit sich Niemand aufzuhalten pflegte, und ließ hier in einer Ecke kauernd den lange zurückgehaltenen Thränen freien Lauf.

Doch blieb das arme Kind nur kurze Zeit ungestört, Tankmar hatte sich dasselbe gesicherte Ruheplätzchen ausersehen. Der junge Baron machte sich's bequem und blätterte in einem Folianten, als ein leises Geräusch ihn den Kopf heben und Agnesens ansichtig werden ließ. Bei dem Anblick ihrer Thränen war sogleich des Ohms gutes Herz gerührt, er nahm das Mädchen in seine Arme und bat es seine nicht böse gemeinten Worte vergessen zu wollen. „Euch", sagte sie, sich emporrichtend, „geht es gerade so gut an wie mich, Ohm! Fräulein von Wilden ist falsch, sie thut immer schön mit Euch, dem Eckebrecht aber kam sie ebensowohl entgegen; bei einem Stelldichein mit ihm war es, wo ich ihr in die Quere kam."

„Was weißt Du Kindskopf von Stelldichein?" antwortete Tankmar sehr verlegen; er fühlte in diesem Augenblicke nur zu gut, daß es ihm nicht gleichgültig war, ob Aurora einen Andern ihm vorzog. Er empfand eine Verstimmung gegen Agnese, gegen Fräulein von Wilden, gegen die ganze Welt, ein Heimweh nach dem stillen Welsen, aber dennoch blieb er.

Auf dem nächsten Hoffeste trug der Freiherr von Münikerode die Kammerherrnuniform mit dem goldenen Schlüssel, und niemals war ihm Fräulein von Wilden begehrenswerther erschienen als an diesem Abende, wo sie ihm in zuvorkommender Weise ihren Glückwunsch aussprach.

III.

Noch etwa 6 Wochen hatten die hessischen Regimenter auf deutschem Boden zugebracht, bevor alle Mannschaften und Offiziere dem König von England den Fahneneid leisteten. Am 4. April endlich wurde das Regiment, dem Eckebrecht angehörte, auf der Korvette „Lord Sandwich" eingeschifft. Es vergingen jedoch über vierzehn Tage, bis die Abfahrt soweit vorbereitet war, daß General Heister an Bord des Kommandeurschiffes gehen konnte, welches alsbald unter Abfeuern der Kanonen, Musik und Trommelwirbel die Anker lichtete; die aus etwa 60 Schiffen bestehende Flotte folgte.

Tankmar von Münikerode wohnte dem ungewohnten Schauspiel der Abfahrt einer Kriegsflotte aus der Weser mit hohem Interesse bei. Der junge Baron hatte noch einen letzten Abschied von seinem Bruder genommen, den er bereits auf dem Schiffe installirt fand. Die vielfache Abwechselung und Neuheit dessen, was sich ihrer Anschauung bot, half den Brüdern unvermerkt über die Bitterkeit des Abschieds hinweg.

Mit einer unzählbaren Menge verharrte der Zurückbleibende am Ufer, während die Flotte sich majestätisch der Wesermündung entgegen bewegte und endlich den Augen der Nachschauenden entschwand.

Das ungewohnte Leben auf dem Schiffe, das enge Zusammenhalten des Geschwaders, kameradschaftlicher Verkehr und günstige Witterung übten

beim Beginn der langen Reise einen großen Reiz auf den jungen Offizier aus.

Das Einlaufen der Flotte in den Hafen von Portsmouth bildete eine erwünschte Abwechselung. Hier lag das große englische Geschwader bereit, ein überwältigender Anblick, wie er sich bislang niemals den Augen der Deutschen geboten hatte.

Jedes der Schiffe salutirte das Admiralschiff mit Kanonenschüssen und fuhr unter Musik und Trommelwirbel an demselben vorüber. Die Engländer begrüßten die deutschen Hülfstruppen mit Hurrahrufen.

Es wurden Anker ausgeworfen und einige Tage Rast gemacht, bis auch die englische Marine segelfertig war und die vereinigte Flotte in See gehen konnte.

Eckebrecht, der mit durstigem Geiste diese neuen Eindrücke einsog, nahm Urlaub, um die berühmte Hafenstadt Portsmouth näher in Augenschein zu nehmen, doch machte ihn die große Unruhe, welche in den Straßen und vorzüglich am Quai herrschte, müde und abgespannt. Es erschien dem jungen Offizier eine willkommene Erholung sich von den geübten Matrosen des „Lord Sandwich“ unberührt durch das Gewirr aus- und einlaufender Fahrzeuge führen zu lassen, angesichts dieser mächtigen Marine, der er sich mit gehobenem Stolze zuzählte.

Plötzlich ertönte ein Schrei in seiner unmittelbaren Nähe, zwei Boote waren so hart aufeinander gefahren, daß das eine derselben ein Leck aufwies. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, der schuldige Theil machte sich schleunigst aus dem Staube, die Schimpfworte der Beschädigten mit noch ärgeren erwidernd.

Das gefährdete Boot gehörte dem Kriegsschiff „Roman Emperor“ an. Da es sich bereits mit Wasser füllte, war rasche Hülfe von Nöthen. Außerdem befand sich eine Dame an Bord; die Ehre des Kavaliers erforderte es, sich ihrer anzunehmen, auch wenn sie minder jung und hübsch gewesen wäre als „Colonel Hemfort's wife“. Mit diesen Worten stellte sich die Lady vor, indem sie ihren kleinen Fuß auf die sichereren Planken des Sandwich-Bootes setzte.

Lieutenant von Münikerode beeilte sich gleichfalls, Stand und Namen in englischer Sprache darzuthun; er pries seinen guten Stern, welcher ihn im rechten Augenblicke zu ihrem Beistande vorüberführte.

Lady Hemfort zeigte sich angenehm überrascht durch des deutschen Offiziers Kenntniß ihrer Muttersprache; sie berichtete alsbald, warum sie gezwungen war, ohne Begleitung ihres Gatten „at our home“, womit sie S. M. Schiff „Roman Emperor“ bezeichnete, zurückzukehren.

Eine unter den Leuten ausgebrochene Meuterei hielt den Colonel im Augenblicke der Abfahrt am Lande fest, während eben dadurch der Verbleib der jungen Frau dort unstatthaft ward. —

„Eine Soldatenfrau“, sagte sie, „darf sich nicht fürchten! Ich gedenke meinen Mann auf dem Feldzuge zu begleiten, da muß ich auf eigenen Füßen stehen lernen.“

Eckebrecht ließ seinen Blick herabgleiten zu den schmalen, zierlichen Schuhspitzen, welche das Kleid frei ließ. Unverhohlen sprach er seine Bewunderung aus, daß eine so junge Dame es wage, sich den Wechselfällen des Kriegslebens auszusetzen. Da umspielte ein schelmisches Lächeln ihren Mund, indem sie eingestand: „Es wird immer doch erträglicher sein als die grenzenlose Oede unserer verlassenen Garnison.“

Der „Roman Emperor“ war nur zu bald erreicht. Lady Hemfort sprach in verbindlicher Weise ihren Dank aus, indem sie zugleich der Hoffnung Raum gab, diese zufällige Begegnung möchte eine vorbedachte Wiederholung finden, was natürlich den Wünschen des Offiziers nur entsprach.

Dieses kleine Abenteuer trug dem Baron seitens seiner Kameraden endlose Neckereien ein, über „seine formidable fortune bei dem Frauenzimmer“, welches ihn nun selbst über das Meer hinaus begleitete.

Als nun anderen Tages Colonel Hemfort, begleitet von seiner Gemahlin, an Bord des „Sandwich“ kam, um Herrn von Münikerode seinen Dank abzustatten, veranstaltete das Offiziercorps sogleich ein kleines Fest zu Ehren des schönen Gastes. Alle kamen darin überein, Lady Alice Hemfort sei eine Perle, welche ausnahmsweise nicht in der Tiefe, sondern auf der Oberfläche des Meeres zu finden sei.

Die junge Frau sprühte in der Unterhaltung von übermüthigem Witz, der Niemanden, auch nicht ihren bedeutend älteren Gatten, verschonte. Die Unterhaltung gewann dadurch an Reiz, daß die Lady in allerliebster Weise deutsch radebrechte, um denjenigen Offizieren gefällig zu sein, welche die englische Sprache noch nicht genügend beherrschten.

Eckebrecht, den sie ganz besonders ihrer Aufmerksamkeit würdigte, ließ sich von dem Zauber ihres Wesens und den Goldfäden ihres lockigen Haares gänzlich umspinnen. Mit Freuden sagte er seinen und seiner Kameraden Gegenbesuch auf dem „Roman Emperor“ zu, und gleich am folgenden Morgen wurde die Ausführung in's Werk gesetzt.

Es war eine ungewohnte Abwechselung mit dem Anhauch des Romantischen, wofür ja gerade

die Gemüthsart des Deutschen so empfänglich ist.

Lady Alice schien der immerwährende Sonnenschein, wie er draußen am Himmel auf das unruhige Treiben herunter lächelte, und Eckebrecht bildete das Brennglas, welches diese zündenden Strahlen auffing.

Eben war in der prickelnden Unterhaltung ein kleines Gewehrfeuer von hin und wieder fliegenden Neckereien eröffnet, als plötzlich der Donner des groben Geschützes ertönte, alle Säumigen auf ihren Posten zurückrufend. Diese Signalschüsse verkündeten der Flotte, daß Admiral Howe an Bord des Kriegsschiffes „Eagle“ gegangen sei, zugleich aber dienten sie dem ganzen Geschwader als Zeichen nahen Aufbruchs.

Die Offiziere schnitten die heitere anregende Unterhaltung kurz ab, so gern vor allen Eckebrecht dieselbe noch fortgesetzt hätte. Der leicht erregbare junge Mann fühlte sich durch die reizende Frau mächtig angezogen, scheidend bat er als Erinnerungszeichen um die Rose, welche sie an der Brust trug. Die Lady gab sie ihm in jener unauffälligen Weise, welche den Werth einer Gabe von lieber Hand in den Augen des Empfängers erhöht. Lieutenant von Münikerode zog die spendende kleine, weiße Rechte an seine Lippen und murmelte etwas von „Talisman“.

Das Wort jedoch trieb eine Blutwelle in seine Wangen; hatte nicht Agnese dasselbe gebraucht, als sie ihm ihre lang gehegten Ersparnisse übergab? Unwillkürlich fühlte er nach dem Besitz in seiner Brusttasche. Lady Alice mußte diese Bewegung anders deuten, denn sie erhob drohend den Finger gegen den Enteilenden, während ihr lachender Mund „auf baldiges Wiederbegegnen“ sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Hessenland.

Gesegnet seist du, mein Hessengau,
Wo Buchen und Eichen stehen
Und Berge ragen in Lüfte blau
Und kräftige Winde wehen,

Wo Bäche sich schlingen wie silbernes Band
Durch blumige Wiesen und Matten
Und Hirsche und Rehe am Waldesrand
Still ziehen im Abendschatten,

Wo Männer sind zähe wie Eichenholz —
Im Sturm' erprobte Gestalten —,
Doch ehrlich und bieder, und wahren stolz
Gebräuche und Sitten der Alten,

Und wo des Landes köstlichstes Gut,
Die Frauen, sind sittsam geblieben,
Und lieblich und rein in häuslicher Hut
Und treu im Glauben und Lieben.

Mein Hessenland, sei immer ein Ort,
Wo ehrliche Herzen schlagen
Und Frauentugend den sicheren Port
Noch findet in fernen Tagen.

Emilie Scheel.

Sonntagsruhe.

(Gedicht in Wetterauer Mundart.)

D'r Sonndoagk kimmt met Gold eann Blo,
— 's blitzt vom Wahld, etzt eaß e do!
Nauschirig [1]) gukkt e, — „alles zou,
„'s leit Alles noach eann Sonndoagksrouh!
„Ihr schloft — sähr hen [2]), wärt bihs [3]) eann schöllt [4]) —
„Beaß deaß die Kouh enn Batze gelt!“
No, denkt e, 's eaß Sommerschzeit,
Aich gonn's uch wann err lenger leit [5]).
Singt aach d's Vihlche schuhnd eamm Ruhr [6]),
Drebt [7]) uch erimm off's anner Uhr [8])!

Die Ärwett eaß dem Mensch sein Luus,
Denkt hen, eann d'r Beholf eaß gruuß,
Eann so behealf aich meich e Weil,
D's Kaffitrinke hott kahn Eil.
Hen mächt eweil eamm Doarf die Rond
Giht beaß ennoabb [9]) ohn Wissegrond,
Mächt sich Betroachting, „noimohl [10]) aach!
„Schuhnd kimmt aus all de Schoarnstahn Raach!“

Eann monter wärt's, ferr Mensch eann Vieh
Scheckt jed Haus Wolke eann die Hih [11]).
Die Ällern [12]), däi sein wacker [13]) woarrn,
Die klahne Keann, däi Noachts gegoarrn [14]),
Korzimm e jeres Glidd eamm Haus,
's eaß Alles off de Kaffi aus.
Die Motter greift met bohre [15]) Henn
Nooch Schälerchen eann Kaffimenn [16]).

Sonndoagksemoarje, heilig' Zeit!
's eaß alles friddlich weit eann breit.
D's Vihlche botzt [17]) sein Fearrernschmuck,
Soacht merr [18]) ihrn Junge kimmt die Gluck.
Die gähle Gainserchen, bahl flegg [19]),
Däi groase ohm gemahne Steck [20]);
Die Gritt seatt [21]) eamm gemahne Haus
Mächt's Feanster off eann gukkt erraus.

Ach, Sonndoagk, Sonndoagk, heil'ger Doagk,
Dou weckst die Welt. Eamm Dauweschloagk

Rumurt's erimm eann hält kahn Rouh,
„Rukudigu, die Diehr[22]) eaß zou."
Wann's off emm Thorn[23]) d's Zaje[24]) läut,
Doas waaß merr aach, woas doas bedeut.
Dann hääßt's „ihr Keann, etzt flichtig drohn,
„Etzt macht uch stolz eann dour uch[25]) ohn!"

Dann wäsche se Gesicht eann Henn[26])
Ohm Dreppestahn[27]), doas hott kahn Enn.
E Bleach met Wasser, her demett,
Gereappt, deaß ruhre Backe gett[28]).
Seaht die Mondur leit schuhnd beroat[29]), -
„Ihr Keann, etzt seirrer[30]) all d'r Stoat[31]);
„E Keimesträußi[32]) hibsch eann's Buch;
„Wann's läut, ihr Keann, dann dommelt uch!"

Ach, Sonndoagk, Sonndoagk, Doagk d'r Rouh!
Merr sicht kahn Mensche, hihrt kahn Kouh!
Die Orjinn[33]) späilt. Die Strooße hihn
Sicht merr e schiwwrig[34]) Hieckil[35]) gihn.
Nurts die Koathrine kimmt erraus,
Läft strimpig[36]) eann e Nochberschhaus,
Muß Ehle[37]) lihn, — 's eaß Sonndoagksrouh,
„No, goure Abbeditt dezou."

Friedrich von Trais.

---

¹) neugierig, ²) sagt er, ³) böse, ⁴) schilt, ⁵) liegt, ⁶) Schilfrohr, ⁷) dreht, ⁸) Ohr, ⁹) hinab, ¹⁰) neunmal (Fluch), ¹¹) Höhe, ¹²) Eltern, ¹³) wach, ¹⁴) geweint, ¹⁵) beiden, ¹⁶) Kaffeemühle, ¹⁷) putzt, ¹⁸) mit, ¹⁹) flügge, ²⁰) Gemeindestück, ²¹) die Grete dort. ²²) Thüre, ²³) Thurm, ²⁴) Zeichen, ²⁵) thut euch, ²⁶) Hände, ²⁷) Treppenstein, ²⁸) giebt, ²⁹) parat, ³⁰) seid Ihr, ³¹) alle der Staat (überaus fein geputzt), ³²) Rosmarinsträußchen, ³³) Orgel, ³⁴) schieferfarben, ³⁵) Huhn, ³⁶) strümpfig, ³⁷) Oel.

Aus Heimath und Fremde.

Ueber die am Montag den 30. Oktober in Kassel abgehaltene Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde entnehmen wir der „Casseler Allgemeinen Zeitung" auszugsweise folgenden Bericht:

Der Vorsitzende des Vereins, Bibliothekar Dr. H. Brunner, eröffnete die Versammlung mit einer Ansprache, in welcher er die erschienenen Mitglieder und Gäste freundlichst begrüßte. Es folgten dann geschäftliche Mittheilungen. Wir heben daraus hervor, daß auf der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumvereine in Stuttgart (21. bis 25. September) der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, in Verhinderung des Vorsitzenden, durch den ersten Schriftführer Dr. K. Scherer vertreten worden ist, der s. Z. darüber Bericht erstatten wird. Die Publikationen des Vereins, welche in aller Kürze ausgegeben werden*), haben den stattlichen Umfang von 35 Druckbogen. Die Mittheilungen des Vereins umfassen 15 Druckbogen. Ihnen ist eine vom Major H. von Roques verfaßte Denkschrift betr. die Erhaltung der alten Flurnamen beigefügt. Ferner beabsichtigt der Verein ein Urkundenbuch des Stiftes Kaufungen und durch Studiosus Umbach ein Kasseler Bürgerbuch herauszugeben. Um Unterstützung dieser Unternehmungen wurden die kommunalständische Verwaltung, die Stadt Kassel und das Stift Kaufungen ersucht. Der Municifenz der Familie v. d. Malsburg verdankt man es, daß die Herausgabe eines Urkundenbuches derselben in Angriff genommen werden kann. Hofphotograph Rothe hat auf Veranlassung des Obervorstehers v. Baumbach von Zeichnungen der alten Stiftsgebäude von Kaufungen, welche in der Landesbibliothek aufbewahrt werden, photographische Vervielfältigungen angefertigt, die durch denselben bezogen werden können. Galeriedirektor Dr. Eisenmann hat sich aus Gesundheitsrücksichten veranlaßt gesehen, das Amt eines Konservators des Vereins niederzulegen. Der Vorsitzende machte diese Mittheilung unter dem gleichzeitigen Ausdruck des Dankes für die seitherige Thätigkeit des genannten Herrn in Interesse des Vereins. Die langjährigen Vorstandsmitglieder Major a. D. v. Stamford und Sekretär Stern wurden in Anerkennung ihrer Verdienste um den Verein zu Ehrenmitgliedern ernannt. Seit April d. J. hat der Verein eine Zunahme von 69 Mitgliedern zu verzeichnen gehabt, der ein Abgang von 25 Mitgliedern gegenübersteht. Von letzteren sind 11 verstorben. Der Verein hat wieder zahlreiche Geschenke erhalten, darunter ein Bildniß des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. — Nachdem der Vorsitzende seinen Geschäftsbericht beendet, erhielt Dr. Scherer das Wort zu einer eingehenden, interessanten Mittheilung über den Aufenthalt Johann Sebastian Bach's im Jahre 1732 zu Kassel. Dr. Schwarzkopf zeigte darauf der Versammlung eine westfälische Uniform vor, in deren Besitz er gekommen, zugleich Erläuterungen über die westfälischen Uniformen überhaupt gebend. Es folgte sodann zum Schlusse der Vortrag des Rittmeisters a. D. G. Freiherrn von Pappenheim „Zur Geschichte des sächsischen Hessengaues, der Burg und Stadt Warburg und der ehemaligen Parochia Pappenheim". Sind wir recht unterrichtet, so wird dieser Vortrag demnächst in Druck erscheinen.

---

*) Die Ausgabe ist inzwischen erfolgt. Siehe unten.

Wie die „Hessischen Blätter" berichten, ist dem Stadtsekretär Demme in Hersfeld, dem Verfasser der „Nachrichten und Urkunden zur Chronik von Hersfeld", nach dem kürzlich erfolgten Erscheinen des II. Bandes dieses Werkes vom Vorstand des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel folgendes Schreiben zu Theil geworden:

Kassel, den 3. Oktober 1893.

Hochgeehrter Herr Stadtsekretär!

Durch die Ueberreichung der von Ihnen mit so großem Fleiße und ausgezeichneter Sachkenntniß ausgearbeiteten Chronik von Hersfeld haben Sie den Verein für hessische Geschichte zu besonderem Danke verpflichtet. Der unterzeichnete Vorstand weiß sehr wohl die Schwierigkeiten der bisher von Ihnen fertiggestellten Arbeit zu würdigen, und er kann Ihnen aus voller Ueberzeugung das Zeugniß ausstellen, daß Sie Vortreffliches geleistet haben. Die beiden umfangreichen Bände sind ein neuer ehrenvoller Beweis für hessischen Fleiß und hessische Gründlichkeit. Der Gelehrte, der Forscher, welcher auf die Quellen zurückgeht, weiß die mühevolle und selbstlose Hingabe, welche die Ausarbeitung solcher Quellenwerke wie das Ihrige erfordert, nicht hoch genug anzuschlagen, denn solche sind die Grundlagen, auf denen sich die Geschichte aufbaut. Es wäre zu wünschen, daß wir in unserem Hessenlande recht viele Männer hätten wie Sie, Männer von solchem Fleiß und solcher warmen Liebe zur Heimath, — dann würde unsere heimische Geschichte noch weit besser gefördert werden, als dies bisher der Fall gewesen ist. . . . Je häufiger jetzt mittelmäßige und unbedeutende Geschichtswerke, Werke, die kritiklos aus zweiter und dritter Hand Geschöpftes dem Leser darbieten, wie Pilze aus der Erde schießen, um so willkommener heißt der Vorstand die Gelegenheit, auf ein so tüchtiges Quellenwerk wie das Ihrige öffentlich hinweisen zu können.

Von dem Stadtrathe zu Hersfeld ist Herrn Demme in Anerkennung der Verdienste, welche er sich durch Ordnen des städtischen Archivs und Herausgabe des oben erwähnten Geschichtswerkes erworben, das Prädikat „Archivar" verliehen worden.

Am 13. Oktober starb in Kassel im 65. Lebensjahre der Mittelschullehrer A. Rabe, ein Mann, der als Leiter des hessischen Lehrervereins und Herausgeber der von Chr. Liebermann begründeten hessischen Schulzeitung sich große Verdienste um den hessischen Lehrerstand und die Volksschule erworben hat. Aber nicht nur in Hessen, sondern auch im weiteren Vaterlande hat sein Tod die schmerzlichste Theilnahme hervorgerufen, gehörte er doch den Vorständen des preußischen und des deutschen Lehrervereins als eifrig thätiges Mitglied an. Auch sonst stand Rabe im öffentlichen Leben, er war lange Jahre Direktor der Kasseler Liedertafel und gehörte dem außerordentlichen Bürgerausschusse daselbst an. Sein Leichenbegängniß, zu dem seine Verehrer aus allen Theilen des Hessenlandes herbeigeeilt waren, war wohl das stattlichste, das in langer Zeit in Kassel gesehen worden ist. Ende September hatte Rabe noch die hessische Lehrerversammlung in Karlshafen in voller Rüstigkeit geleitet, ein Gallensteinleiden, das in Folge eines Falles wieder bei ihm auftrat, machte seinem schaffensfrohen Leben ein Ende.

A. G.

Am 11. November starb zu Marburg plötzlich im 80. Lebensjahre der vorhinnige Universitätssyndikus, Obergerichtsrath a. D. Hermann Platner, eine in Marburg und in Hessen überhaupt sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit. Er war der zweite Sohn des geistreichen Professors der Rechtswissenschaft, Geheimen Hofraths Dr. Eduard Platner, widmete sich, nachdem er das Pädagogium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, dem Studium der Rechtswissenschaft, war Referendar am Obergericht in Marburg und wurde schon frühzeitig, nachdem er das damals noch übliche Assessorexamen bestanden, zum Obergerichtsassessor ernannt, später in gleicher Eigenschaft an das Obergericht in Fulda versetzt und dort zum Obergerichtsrath befördert. Als im Jahre 1850 die Hassenpflug'schen Septemberordonnanzen erschienen, nahm der verfassungstreue Mann seinen Abschied aus dem Staatsdienste und zog sich in seine Vaterstadt Marburg zurück. Hier war er mehrere Jahre als Hülfsarbeiter des Obergerichtsanwalts Metz thätig, bis ihm 1856 auf Vorschlag des akademischen Senates das Amt des Universitätssyndikus übertragen wurde. 1883 trat er wegen vorgerückten Alters in den Ruhestand. Gleich seinem Vater und seinen Brüdern ein Freund der Natur und Liebhaber von größeren Spaziergängen und Dauerläufen unternahm er in seiner Jugend fast täglich zur bestimmten Stunde seinen Gang nach dem zwei Stunden von Marburg entfernten Dorfe Anzefahr bei Kirchhain, und dieser Gepflogenheit hatte er den Spitznamen „Schulmeister von Anzefahr", zu verdanken, den ihm seine Freunde im Scherze beigelegt hatten. Schon während seiner Universitätszeit hatte er neben den juristischen auch philosophische Studien betrieben, die er später fortsetzte, und selbst als er in den Ruhestand getreten war, widmete er sich noch den Wissenschaften und besuchte sogar theologische Kollegien, namentlich diejenigen des Professors Harnack. Wegen seines freundlichen, gefälligen Wesens und seiner gediegenen Charaktereigenschaften erfreute sich der Verblichene der allgemeinen Hochschätzung Ehre seinem Andenken.

Nach Schluß der Redaktion geht uns von Wächtersbach die Nachricht zu, daß daselbst am 14. d. M., Nachmittags 1/2 5 Uhr, Seine Erlaucht

der Graf Ferdinand zu Ysenburg-Philippseich, Generalmajor a. D., im Alter von 62 Jahren an einer Lungenentzündung sanft verschieden ist. Graf Philippseich befand sich zu Besuch in Wächtersbach und zog sich die tückische Krankheit vor einigen Tagen auf der Jagd zu.

Hessische Bücherschau.

Gedichte von D. Saul. Verlag der deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin und Wien. 1894.

Von Franziskus Hähnel las ich in den jüngsten Tagen die Worte: „Wir tragen ohne Zweifel zur Erweckung des literarischen Interesses in allen Volkskreisen wesentlich bei, wenn wir bestrebt sind, der Familie die Schätze der Literatur zu erschließen, wenn jeder Deutsche erkennen lernt, daß er aus einem Abend, in anregenden Gesprächen mit seiner Familie über ein gutes Buch, größere Kraft gewinnt, des folgenden Tages Arbeit zu ertragen, als wenn er die Erholung da sucht, wo sie nimmer zu finden ist: im Wirthshause oder am Skattische.“ Und diese Worte fielen mir wieder bei, als mir die Gedichte unseres hessischen Landsmanns und werthgeschätzten Mitarbeiters an diesen Blättern D. Saul zu Händen kamen, die eben in Stuttgart, 13 Bogen stark, erschienen sind. Auch sie gehören unter „die Schätze unserer Literatur“ und erheben daher einen Anspruch darauf, den „literarischen Interessen aller Volkskreise“ empfohlen zu werden.

Ein Theil dieser „Gedichte“ ist den Lesern des „Hessenlandes“ bereits bekannt, sie gehören zweifellos zu den besten lyrischen Ergüssen, die diese Zeitschrift aufzuweisen hat; die vorliegende ganze Sammlung aber entspricht den bereits bekannt gewordenen Gedichten, und es muß uns mit nicht geringer Genugthuung erfüllen, aus unserer hessischen Heimath solche dichterischen Kräfte hinaus in die Welt treten zu sehen und zu wissen, daß sie alsbald unter die besten zählen, die das deutsche Volk aufzuweisen hat.

Der Dichter hat sein Buch in zwei Abtheilungen getheilt und davon der ersten die Unterabtheilungen: Aus der Jugendzeit, Wandern und Rasten, Vermischtes und Stachelreime und Sprüche gegeben. Das Warum? finden wir leicht beim Lesen der Gedichte. In der ersten Abtheilung erkennen wir den Dichter mehr in seinem Verhältniß zur Außenwelt, während wir in der zweiten Abtheilung mehr seinem inneren Seelenleben, mehr dem eigentlichen Lyriker begegnen. In beiden jedoch tritt uns ein heiliger Ernst der Lebensauffassung entgegen, aus dem hier und dort ein liebenswürdiger Humor blitzt, und der in seinen Urtheilen einen scharfen, gereiften Geist verräth.

Saul singt von seinem Liede:

Nur eine Seele sollst du finden,
Die sich aus Gram und Schmerz erhebt,
Mein Lied, wenn du ihr tröstend nahest:
Dann hast du nicht umsonst gelebt —

denn:

Der Quell, der einen Durst'gen tränkte,
Der hat erfüllt, was er gesollt.

Der Vergleich mag schön sein. Indessen sind sämmtliche Lieder so schön und reizend, daß sich mehr als „nur eine Seele“ daran erquicken wird. Sie zeichnen sich durch tiefe Empfindung aus, sind, was nicht gering anzuschlagen ist, durchaus eigenartig, und die Naturbetrachtungen, wie z. B. die Ode „Schneeglöckchen“, sowie die Reflexionen von der Natur auf das Fühlen und Denken verbinden Schönheit mit innerer Wahrheit in ebenso glänzender Darstellung als in tadelloser Form. Gerade die Eigenart aber ist es, die uns bei Saul von vornherein einnimmt. So singt kein Anderer, und so schreibt kein Anderer; es tritt uns alles als neu entgegen, und weil es aus Saul's Leier wohl und angenehm klingt, so dringt es tiefer zu Herzen als gar mancher Sang der modernen Lyrik. Nicht weniger rechne ich es dem Dichter hoch an, daß er in Beziehung auf die Form, ohne im Mindesten den Inhalt darunter leiden zu lassen, sich den Neueren anschließt. Detlev v. Lilienkron wird eine Freude daran haben, wieder einem Dichter zu begegnen, den er nicht nöthig hat, wegen unreiner Reime — ungelesen zu lassen, denn in dem ganzen Buche stößt man auf nicht einen dieser Reime, die unbegreiflicherweise von mancher sprachschwachen Seele leider noch immer vertheidigt werden. Gehört Saul aber auch so unter die Neueren im besten Sinne des Wortes, so gehört er doch nicht unter die „Modernen“, gegen die er vielmehr in seinen vortrefflichen, geistreichen „Stachelreimen und Sprüchen“ mit aller Entschiedenheit ankämpft und nach Elysium keinen kommen läßt. In dieser Stellung zur Poesie fühlt er sich stark und erklärt sich selbst mit feinem Humor als — „unverbesserlich“, indem er singt:

Ich bin halt unverbesserlich,
Ich glaub' an Goethe und Schiller,
Trotz alles neuen Kunstgeschreis
Und aller ostelbischen Triller.

Mit Wein vom Neckar, Main und Rhein
Verspül' ich Brast und Aerger:
Wem Schlesiens Gewächs behagt,
Der trinke Grüneberger.

Nein, lieber Saul, lasse Dir Deine Kunst nicht „verbessern“ durch „ostelbische Triller“ und spüle

Dir allen Aerger über die ostelbische Kunstrichtung hinunter mit Wein vom Rhein; um so mehr Recht erwirbst Du Dir, wie in Deinem „Burschenliede“, am Weltgerichtstage zu singen:

So bitt' ich: Herr, noch einen Tag,
Dann schlag' die Welt in Scherben!
Ein Tag noch, — da ich trinken mag,
Und morgen will ich sterben.

Möge der Dichter so fortfahren, wie er begonnen hat! Im Uebrigen sei noch bemerkt, daß die Verlagshandlung dafür sorgte, das Buch zugleich für den Weihnachtstisch und würdig seinem Inhalte pompös auszustatten, indem es in dunkelrothem Einband in Goldschnitt und mit Goldpressung in altdeutscher Manier zur Ausgabe gelangte. **Carl Preser.**

Der soeben erschienene und zur Vertheilung gelangte 18. Band (Neue Folge) der „Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde“ (Kassel, im Kommissionsverlag von A. Freyschmidt) hat folgenden Inhalt:

1) „Die älteste selbstständige Realschule in der Provinz Hessen-Nassau“, von Dr. Karl A. F. Knabe.
2) „Untersuchungen über den Chronisten Johannes Nuhn von Hersfeld“, von Dr. Julius Pistor.
3) „Schreiben der Landgräfin Anna, geb. Herzogin zu Mecklenburg, an ihren Schwiegervater, Philipp, Grafen zu Solms, aus dem Jahre 1520“, mitgetheilt von Dr. August Röschen.
4) „Die Annalen und die Matrikel der Universität Kassel“, herausgegeben von Dr. Wilhelm Falckenheiner.
5) „Der Antheil der Hessen an der Schlacht bei Lützen“, von Dr. Hermann Diemar.
6) „Das hessische Bühnenspiel vom Bauernkriege“, von Dr. Hermann Diemar.
7) „Beiträge zur älteren Geschichte Hauedas von 1360—1577“, von Gustav Freiherrn Rabe von Pappenheim.
8) „Zur Ehrenrettung Sigmund Peter Martin's, ein Beitrag zur Geschichte des Dörnberg'schen Aufstandes (1809)“, von Seminar-Direktor Martin.
9) „Zur Jugendgeschichte Wilhelm's I., Kurfürsten von Hessen“, von Dr. Erich Meyer.

Die „Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“, Jahrgang 1892, I.—IV. Vierteljahrsheft (Kassel) Druck von L. Döll, 1893) enthalten:

1) Bericht über die Jahresversammlung des Vereins vom 28.—30. Juli in Eschwege.
2) Rechnungsabschluß für das Jahr 1891—1892.
3) Berichte über die Monatsversammlungen zu Kassel, Hanau, Marburg und Schmalkalden.
4) Mitgliederverzeichniß.
5) Bericht über Zuwachs der Sammlungen zu Kassel und Hanau.
6) Bücherbesprechungen.
7) Verzeichniß neuer hessischer Literatur von Edward Lohmeyer.
8) Nachträge und Berichtigungen zum Mitgliederverzeichniß.

Den „Mittheilungen“ ist eine sehr beachtenswerthe „Denkschrift über das Studium und die Herausgabe der Flur-, Forstorts- und Dorfstellennamen sowie die Geschichte der Ortschaften“ von Hermann von Roques, Major a. D., beigegeben.

Briefkasten.

Unserem hochgeschätzten Mitarbeiter Dr. J. Sch. und dessen Gemahlin in Fulda zur Feier der silbernen Hochzeit nachträglich noch unseren herzlichsten Glückwunsch.

J. W. Br. Innigen Glückwunsch zum 28. November.

W. B. Kassel. Mittheilung sehr willkommen. Für die nächste Nummer bestimmt. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

C. W. Kassel. Mit Dank angenommen. Wird in einer der nächsten Nummern gebracht.

Dr. O. G. Hildesheim und G. Th. D. Marburg. Zusendung erhalten. Verbindlichsten Dank. Brieflich nähere Mittheilung.

Dr. O. Br. München. Sehr erfreut über die gütige Zusendung. Dem verehrten Landsmanne und lieben alten Freunde herzlichsten Gruß und aufrichtigen Dank.

Inhalt des Novemberheftes, Nr. 5, der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck“**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig in Kassel: Der Scharfenstein. — Generalversammlung des Frankfurter Stammtaunusclubs und sämmtlicher Zweigvereine in Königstein (Schluß). — Von Marburg nach Kassel. — Berichte. — Botanisches und Zoologisches. — Literatur. — Briefkasten. — Anzeigen.

Auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der **N. G. Elwert**'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg betr. **„Münscher, Geschichte von Hessen“** machen wir unsere Leser besonders aufmerksam.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel



№ 23. Kassel, 2. Dezember 1893.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2969. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Getrocknete Blätter.

Blätter unter Glas und Rahmen,
Die auf meiner Heimath Bäumen
In des Herbstes letzter Sonne
Sich gewiegt in Farbenträumen —,
Leichte Blätter, ernste Worte —
Bittre habt ihr mir zu sagen
Von der fernen Jugendheimath
Unvergeßnen goldnen Tagen,
Von der längst versunknen Sonne,
Die so wundersame satte
Reiche Wärme und so tiefe
Strahlend goldne Lichter hatte.
Wieder lieg' ich — träg' und sorglos —
Tief im Gras, die Herbstzeitlosen
Neigen ihre blassen Kelche,
Und es schimmern fern die Rosen,
Ueppig jung, so nah dem Sterben,
Und des Eichbaums späte Loden,
Die sich immer höher färben,
Und die Linden sind so dunkel,
Schmetterlinge schwärmen trunken,
Hoch am Rand des Stoppelfeldes
Weht der Mohn wie rothe Funken.
Ach, es ist ein wonnig Ende —
Eines Künstler's, sich versöhnen
Mit dem allgewalt'gen Tode,
Eines Liedes letztes Tönen.
Meine Seele läßt sich tragen
Von dem Duft in's Selbstvergessen,
In die blaue, ferne Weite,
Die sich aufthut unermessen.
Mutter Heimath, wie voll Liebe
Hast du damals mich umschlossen,
Deine tief verhüllte Schönheit
Heimlich vor mir ausgegossen.
Nord'sche Heimath, — Staub und Hitze
Hat der Süden mir gegeben —,
Eingesargt in deine Milde
Liegt der Seele Jugendleben.
Längst vertrocknet sind die Blätter,
Die dereinst im Purpurschimmer
Leuchtend zu mir niedersanken
In der Sonne Herbstesflimmer.

M. Herbert.



Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen.

1567 — 1592.

Von H. Metz.

I.

Geboren wurde Wilhelm am 24. Juni 1532 als ältester Sohn Philipp's des Großmüthigen und einer Tochter Herzogs Georg von Sachsen. Seine ersten Jugendjahre verbrachte er unter Obhut der Frauen.

Schon in seiner frühen Jugend bewies er eine außerordentliche Wißbegierde, verbunden mit einem großen Hange zur Einsamkeit. Seine Lieblingsbeschäftigung unter seinem Lehrer Volpert Riedesel waren die Geschichtsschreiber und Dichter der Römer, die Staatsmaximen Cicero's, die heilige Schrift. Zehn Jahre alt, wurde er im Jahre 1542 in der St. Martins-Kirche zu Kassel konfirmirt. Als der Bundeskrieg gegen Karl V. ausbrach, wurde Wilhelm von seinem Vater nach Straßburg gesandt, wo er in freundschaftlichen Verkehr mit den ersten Theologen seiner Zeit, wie Martin Bucer, Paul Fagius, Kaspar Hedio, Petrus Martyr, trat. Da der Krieg eine ungünstige Wendung für Philipp nahm, verließ Wilhelm Straßburg und eilte unerkannt bis zu dem Zweibrückischen Kloster Hornbach, wo er Aufnahme auf der Burg seines Schwagers fand. Von hier aus gelangte er über Simmern, den Hundsrück, Rheinfels, Niederweisel in der Wetterau, Gießen und Ziegenhain glücklich nach Kassel. Bevor Philipp nach Halle zum Antritt seiner Gefangenschaft abzog, stellte er seinen Sohn Wilhelm an die Spitze der Regierung, bis zu seiner Rückkehr im Jahre 1552, von wo an Wilhelm wieder in's Privatleben zurücktrat. Während der Zeit von 1552 bis zu seinem 1567 erfolgten Regierungsantritt gab er sich ernsten Studien, namentlich der Mathematik und Astronomie hin, verfehlte aber auch nicht, die Pflichten eines ersten Unterthanen zu erfüllen. So übernahm er mit anderen Räthen die Prüfung der großen und verwickelten Rechnungen der Bundeskriege gegen Herzog Heinrich und Kaiser Karl V., er leitete den neuen Schloßbau zu Kassel, übernahm die höhere Verwaltung der Landesuniversität, er erschien im Auftrage seines Vaters 1562 auf dem Reichstage zu Frankfurt, woselbst er nebst seinem Bruder Ludwig zum Ritter geschlagen wurde. Dem Wunsche seines Vaters gemäß vermählte er sich mit einer Tochter des Herzogs von Württemberg. Im Jahre 1567, beim Tode seines Vaters, trat Wilhelm als vierter der hessischen Landgrafen gleichen Namens die Regierung an.

Zu Kaiser Maximilian stand Wilhelm IV. persönlich freundlichst.

Als unter Kaiser Rudolf II. strengere Maßregeln gegen Preßerzeugnisse, namentlich den Verfasser der „Nachtigall“ in Frankfurt, ergriffen werden sollten, stellte Landgraf Wilhelm sich auf die Seite der Stadt Frankfurt und ermahnte sie, sich nicht von der kaiserlichen Macht blenden zu lassen, vielmehr die Auslieferung des Verfassers zu verweigern. Dennoch war er politischen Streitschriften abgeneigt, weil er sie in einer politisch aufgeregten Zeit für scharfe Schneiden hielt, durch welche wunde Stellen wieder aufgeritzt würden. Seine Druckereien zu Marburg und zu Schmalkalden beaufsichtigte er streng.

Papst Gregor XIII. hatte die Einführung des verbesserten Kalenders beschlossen und ließ ihn zu Ende des Augsburger Reichstages 1582 dem Kaiser zur Einführung überreichen. Landgraf Wilhelm erklärte sich aus politischen Gründen gegen die Annahme des Kalenders: „Wenn die Stände des Reichs durch die Annahme des neuen Kalenders dem Papste eine ungebräuchliche Jurisdiktion und die Gewalt, dem Kaiser und Reich zu gebieten, einräumten, so werde dadurch zugleich die Hoheit des Kaisers und des Reichs geschmälert, den kaiserlichen Mandaten zur Annahme dieses Kalenders müsse, seiner Meinung nach, eine Berathschlagung aller Stände des Reiches vorangehen.“ Sodann wies er auf die Verwirrung hin, welche die Aenderung des Kalenders in zahlreichen Beziehungen des privaten und öffentlichen Verkehrs zur Folge haben werde. Auf Grund dieser Bedenken erließen die evangelischen Kur-

fürsten 1583 ein Schreiben an den Kaiser, welcher unter dem 4. September desselben Jahres ohne Reichsversammlung ein Edikt erließ, nach welchem der neue Kalender in den Habsburgischen Erblanden wie im Reiche eingeführt und demgemäß nach dem 4. Oktober alsbald der 15. gezählt werden sollte. Da der Kurfürst von Mainz, Wolfgang von Dalberg, den neuen Kalender alsbald einführte, so geriethen die hessischen Pfarrer, deren Patronat dem Kurfürsten von Mainz zustand, in Verlegenheit; zwischen den Mainzischen und hessischen Bauern in der Gegend von Fritzlar und Amöneburg entstanden Reibungen, indem die Katholiken sich rühmten, ihr Christus sei schon 14 Tage alt, als der protestantische geboren wurde, u. s. w. Auch das Reichsgericht hatte die Einführung des neuen Kalenders bis zum Erlaß einer verfassungsmäßigen Verordnung aufgeschoben. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts beschlossen Hessen-Kassel und Damstadt die Einführung eines verbesserten Kalenders mit dem Jahre 1700, der aber auch nicht mit dem Gregorianischen übereinstimmte. Endlich 1770 erfolgte die Einführung des Gregorianischen Kalenders in verfassungsmäßiger Form als Reichskalender.*)

Nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) sollten Prälaten, welche von der katholischen Religion abfielen, ihre Pfründen aufgeben, und ferner sollten nach dem Nebenabschied Ferdinand's I. die katholischen Fürsten jeder Reaktion gegen ihre protestantischen Unterthanen sich enthalten. In Fulda hatte sich zur Zeit des Regensburger Interims unter Abt Philipp Schenk zu Schweinsberg eine evangelische Gemeinde gebildet, und die buchonische Ritterschaft gehörte diesem Bekenntnisse meist ebenfalls an. Gegen diese evangelischen Gemeinden ging Abt Balthasar von Dernbach mit großem Eifer vor. Er untersagte den Evangelischen, auf eigene Kosten Pfarrer zu halten, sowie die fernere Ausübung ihrer Religion, übergab den Jesuiten das Franziskanerkloster und eine Stadtschule; verdächtige Beamte, selbst die Geistlichen der Ritterschaft wurden abgesetzt. Vergebens berief diese sich als reichsunmittelbar auf den Religionsfrieden, die Bürger auf die Deklaration Ferdinand's I., das Stiftskapitel auf das Privilegium der Stiftsschule u. s. w. Der Landgraf von Hessen hatte die Schirmvogtei der Stadt Fulda von dem Grafen von Ziegenhain geerbt. Die Bürger wandten sich daher an den Landgrafen und dessen Erbverbrüderte. Die evangelischen Fürsten verlangten Ausweisung der Jesuiten, als der Urheber aller Wirren. Der Kaiser aber beschränkte sich darauf, die Bürgerschaft zur Folgsamkeit gegen ihre Obrigkeit zu ermahnen, die Jesuiten zu schützen und den Parteien weitere Rechtfertigung zu eröffnen. Als sich die Unterdrückten wiederholt an den Landgrafen wandten, versprach er der Ritterschaft, auf dem nächsten Reichstage persönlich ihrer Sache sich anzunehmen, ermahnte den Abt und machte das Kapitel auf seine verfassungsmäßigen Rechte aufmerksam. Auch die Eichsfeldische Ritterschaft, welche ebenfalls vom Erzbischof von Mainz in Religionsangelegenheiten bedrängt wurde, wandte sich hülfesuchend an Landgraf Wilhelm. Da dieser am Besuche des Reichstags verhindert war, schrieb er an den Kurfürsten August von Sachsen: „er möge dem Kaiser die Deklaration Ferdinand's I. vorlegen. Hungersnoth sei heftig, aber noch mehr die Sehnsucht nach dem Worte Gottes. Landgraf Philipp habe noch kurz vor seinem Tode die Worte wiederholt: Das Reich einer Obrigkeit, die Gottes Reich nicht sucht, wird nimmer bestehen. Er möge seines Ansehens und seines Verstandes sich bedienen, um die Lehre des Evangeliums und den Frieden im Reiche zu erhalten, denn sonst werde in Deutschland noch ein größeres Blutbad als in Frankreich und den Niederlanden entstehen" (1575).

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine von der obigen abweichende Darstellung findet sich in dem Artikel „Zur Geschichte des Kalenderwesens in Hessen" in der Nummer 24 des Jahrgangs 1890 unserer Zeitschrift „Hessenland", worauf wir hinzuweisen nicht ermangeln wollen. (D. Red.)

Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

I.

Stadt und Land Fulda.

Von Dr. Justus Schneider.

(Fortsetzung.)

Die Regierung in Fulda im Jahre 1793 war folgendermaßen zusammengesetzt:

Fürstbischof und Fürstabt war Adalbert III. von Harstall, Domdechant Lothar Freiherr von Breidbach zu Bürresheim, auch Weihbischof, Bischof von Jericho i. p. i., Regierungspräsident und

Geheimerath. Kapitulare waren Karl von Piesport, Propst zu Sannerz; Bonifaz von Ebersberg genannt Weyhers und Leyen, Propst in Holzkirchen; Joseph von Hettersdorf, Propst zu Blankenau; Adolph von Hövel, Propst zu Pertersberg; Amand von Zobel zu Giebelstadt, Propst zu Johannesberg; Heinrich von Warnsdorf, Propst zu Michaelsberg; Ludwig von Schönau, Propst zu Zella; Benedict von Ostheim, Propst zu Thulba; Sigmund von Bibra, Regierungs= und Hofkammerpräsident; Constantin von Guttenberg, Vizedom= und Polizeipräsident; Alexander von Zobel zu Giebelstadt, Hospitalspräsident; Heinrich von Reisach, Landes=Obereinnahme= und Chausseepräsident, Rektor der Universität; Aegil von Reichlin, genannt Meldegg, Oberforstamtspräsident; Sigmund von Huber, genannt Maur, Superior des hochadeligen Konventes; Domicellaren waren Philipp von Hettersdorf und Adalbert von Bodmann.

Betrachten wir uns vor Allem zunächst den Fürstbischof Adalbert III. aus dem alten thüringischen Geschlechte der Freiherren von Harstall. Er stand gerade vor hundert Jahren im fünften Jahre seiner Regierung. Sein Vorgänger war Heinrich VIII. von Bibra, dessen Regierung für Fulda so segensreich gewesen war. 1759, wo der siebenjährige Krieg auch im Fuldaer Lande tobte, war er erwählt worden. Erst nach demselben, im Jahre 1763, konnte er die Huldigung seines Volkes annehmen, indem er das ganze Land bereiste. Er verbesserte Justiz und Verwaltung, suchte der Landwirthschaft aufzuhelfen und das damals noch sehr abergläubische Volk zu belehren. Er gründete das erste Lehrerseminar. Der Rhön wandte er seine besondere Aufmerksamkeit zu. Es berief Professor Voigt von Jena, welcher die Gesteine und Mineralien untersuchen und darüber ein Buch schreiben mußte, ließ am Dammersfeld und Dörrenberge Eisensteine bergmännisch bearbeiten und erbaute mit dem vortrefflichen Besaltmateriale des Gebirges die herrlichen Chausseen im Lande, die Leipziger Straße von Vacha über Buttlar und Hünfeld bis Fulda (1764—1771), die Frankfurter Straße von Fulda über Neuhof und Flieden, Schlüchtern und durch das Amt Salmünster bis Gelnhausen (1773 vollendet), die Würzburger Straße von Fulda nach Brückenau und durch das Amt Hammelburg bis Arnstein (1774—1785). Diese waren die besten Kunststraßen in ganz Deutschland. Der berühmte Dr. Weikard, Leibarzt des Fürsten und späterer Hofarzt der Kaiserin Katharina II. von Rußland, ein ausgezeichneter Schriftsteller, schreibt, daß die Reisenden der damaligen Zeit aus Sachsen, Preußen und Polen den Umweg nicht scheuten, indem sie bei Reisen nach Süddeutschland die neuen vortrefflichen Straßen des Fuldaer Landes benutzten. Die Landstraße Frankfurt=Leipzig über Fulda war die frequenteste in Deutschland, und dadurch war Fulda ein für die damalige Zeit hervorragender Verkehrsplatz geworden. Die Gründung der Landesbibliothek war noch eines der hervorragendsten Werke Heinrich's von Bibra. Dieser aufgeklärte und vortreffliche Fürst hatte einst bei seiner Erhebung gesagt, daß er der letzte Fürstbischof von Fulda sein werde, und er war wirklich der letzte geistliche Regent, der als solcher starb. Sein Todestag ist der 24. September 1788.

Als Nachfolger wurde der am 17. März 1743 zu Treffurt geborene Adalbert von Harstall bereits am 18. November 1788 erwählt und am 14. März 1789 zum Bischof geweiht. Er war vor seiner Erwählung Propst zu Thulba. Ich besuchte einmal bei einer Fußtour von Hammelburg nach Brückenau das 1½ Stunden von Hammelburg entfernte Dorf Thulba. Dort steht noch das stattliche Propsteigebäude, welches 1701 vom Propste Friedrich von Buttlar erbaut worden ist, mit dessen Wappen und dem des damaligen Fürstabtes Adalbert I. von Schleifras geziert; es dient nun als Pfarr= und Schulhaus. Die Kirche ist eine alte Basilika, deren Seitenflügel von unserem Adalbert von Harstall neu erbaut sind und dessen Wappen tragen. Ich suchte den Pfarrer auf, einen gemüthlichen und freundlichen bayerischen Geistlichen, welcher mir über die Wahl Harstall's zum Fürstbischof eine Anekdote erzählte, die sich unter den Nachfolgern der Pröpste, den bayerischen Pfarrherren, weiter vererbt haben soll. Nach des großen Fürstbischofs Heinrich VIII. von Bibra Tode habe sich das Fuldaer Domkapitel zur Wahl versammelt. In der Vorbesprechung sei keine Einigkeit über den Nachfolger erzielt worden, keiner habe dem anderen die hohe Würde gegönnt. Die meisten Chancen soll der Propst vom Michaelsberge, Heinrich von Warnsdorf, gehabt haben. Es habe nun ein Kapitular gedacht, ich wähle den Thulbaer Propst, weil er der unbedeutendste von uns allen ist, der wird es doch nicht, und so haben noch viele gedacht, und die Majorität der in die Urne gelegten Stimmzettel habe Adalbert von Harstall, Propst von Thulba, als Fürstbischof ergeben. Es war aber wirklich eine Verlegenheitswahl; er besaß nicht die Einsicht in die Forderungen seines Zeitalters, welche den Vorgänger ausgezeichnet hatte; er war kleinlich und galt als geizig. Doch war sein Geiz mehr eine tugendhafte Sparsamkeit. Als Fürst beschränkte er deshalb seine Hofhaltung, hob die Marschallstafel auf und gab aus der fürstlichen Silberkammer 1430 feine

Mark in die Münze, trug 200000 Gulden Kammer- und 50000 Gulden Kabinetschulden ab und hinterließ bei der Säkularisation 1802 eine Baarsumme von 213994 Gulden in der Staatskasse. Im Sommer pflegte der Fürst entweder auf der Fasanerie, dem von Adolf von Dalberg als „Adolfshof“ errichteten Landsitze (es war dieses der zweite Querbau, wo jetzt der Kastellan wohnt), welchen Amand von Buseck als Lustschloß ausbaute, zu residiren oder auf dem Bieberstein, dem jetzt noch stehenden Schlosse, auch im Thiergarten, wo das Jagdschloß hinter dem Weiher bei der jetzigen Fohlenweide stand, auch wurde zeitweise nach dem Schlosse Johannesberg im Rheingau, wo unter der Pflege der Fuldaer Fürsten der edelste Rheinwein gedieh, übergesiedelt.

Es wurde auch überall gut getafelt, zu den Hoftafeln wurden außer den vielen geistlichen Herren auch weltliche Beamte und Würdenträger eingeladen. Von dem einfachen Sinn des Fürsten Adalbert giebt auch folgende in der hiesigen Familie Rang erhaltene Begebenheit ein schönes Zeugniß ab. Unser verehrter Herr Oberbürgermeister Rang hatte eine prachtvolle goldene Schnupftabaksdose von seinem Großvater ererbt. Sie hat die Form einer Perlmutter-Muschel. Mit dieser Dose hat es folgende Bewandtniß. Da Geschäfte mit Gold und Juwelengegenständen damals noch fehlten, wurden diese hausirt. Bei den Hof- und Festtafeln gingen denn auch jüdische Handelsleute, sogenannte Hofjuden, ein und aus. Da kam bei einer Tafel des Fürsten just im Jahre 1793 ein solcher Mann herein und bot eine herrliche Dose aus, welche die Bewunderung sämmtlicher hohen Herrn erregte. Dem Fürsten wurde diese Dose zuerst angeboten. Er fragte nach dem Preise, da ihm derselbe jedoch zu hoch war, schickte er den Handelsmann fort. Diesem winkte aber der neben dem Fürsten sitzende Domdechant Freiherr Lothar von Breidbach zu Bürresheim, der Bruder des vorletzten Kurfürsten von Mainz, und zahlte alsbald die geforderte Summe. Aber auch die schöne Dose gab er sofort dem ebenfalls geladenen Amtsvogt zu Neuhof, Hofkammerrath Christian Franz Rang, zum Geschenke. Der Herr konnte es machen, die Propstei Neuenberg lieferte einen Reinertrag von 22000 Gulden; gewiß eine schöne Einnahme für einen ledigen geistlichen Herrn. Diese Propstei, deren Propst ständiger Stifts- und Domdechant war, bezog Zinsen und Gefälle von nahe und fern, z. B. aus den jetzt Sachsen-Weimarischen Orten Ostheim und Sondheim. Die übrigen Propsteien waren ebenfalls gut dotirt, die geringste Propstei war der Michaelsberg, welcher ungefähr 4000 Gulden einbrachte. Jeder Propst hatte für sich einen kleinen Hofstaat, wo auch die Damen, Anverwandte der hohen Herren, nicht fehlten. Ich kenne ein schönes Bild des fuldaischen Hofmalers Herrlein, welches einen Propst vom Johannesberg mit einem Gefolge von Damen und Herren auf der Jagd darstellt. Herrlein's beste Leistung ist der Baumschlag und die schmucke grüne Jagdkleidung der Damen und Herren mit feinen Pferden.

Adalbert's Regierung zeichnete sich nicht nur durch weise Sparsamkeit aus; er schuf auch milde Stiftungen und große Bauten. Im Jahre 1789 stiftete er eine Witwen- und Waisenkasse für die Staatsdiener und das Militair, welche heute noch besteht. In der Löherstraße erbaute er ein Haus, welches jetzt dem Liqueurfabrikanten Herrn Heilbrunn gehört und das Harstall'sche Wappen trägt, als Waisenhaus für 12 Knaben. Als später das Waisenhaus in das Hospital zum heiligen Geist verlegt wurde, ist das Haus an den Bäcker Sennefelder verkauft worden und hieß noch zu meiner Studienzeit das „Waisenbäckers“. Der Brunnen am Gemüsemarkt mit der abgestumpften Säule, an welcher man noch das schöne Harstall'sche Wappen, zwei Adlerflügel mit Pilgerstab in der Mitte, sehen kann, ist auch von ihm erbaut worden. Im Rhöngebiete hat er sich außer in der schon erwähnten Kirche in Thulba noch dreimal verewigt. Er erbaute das Schloß Saaleck bei Hammelburg neu in der Gestalt, wie es jetzt noch steht. Er ließ die Schweizereigebäude auf dem Dammersfeld, das jetzige Wiesenhaus, wo die Rhönclubisten so gerne rasten, neu errichten. Sodann baute er auch das geräumige Schloß Fürsteneck bei Eiterfeld neu, welches gegenwärtig königlich preußische Domäne ist.

Vor hundert Jahren hatte der durch die französische Revolution entstandene Krieg gerade begonnen, 1792 zog bereits das preußische Heer auf den neu erbauten Landstraßen über Fulda, um sich mit der kaiserlichen Armee am Rheine, welche in der Pfalz und in Baden stand, zu vereinigen. Die „Fuldaischen Polizei-, Kommerzien- und Zeitungsanzeigen“ vom Jahre 1793 berichten von den Truppenbewegungen und deren wechselnden Erfolgen, von der Belagerung von Mainz, den Schlachten bei Kreuznach und im Elsaß. Die Hinrichtung des Königs und der Königin von Frankreich erregten in Fulda große Theilnahme; die Throne wankten, man sah das Ende so vieler voraus, wie es schon Heinrich von Bibra auch von Fulda geahnt hatte. Allerdings erst neun Jahre später trat das Ende der geistlichen Herrschaft hier ein; dieser Regierungswechsel ist nach

aktenmäßigem Materiale von meinem Vater in seiner „Buchonia“ dargestellt und dabei die von dem Fürsten Adalbert bewiesene Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters eingehend geschildert worden.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Hartenau †.

Am 17. November d. J. verschied zu Graz Alexander Graf Hartenau, geb. Prinz von Battenberg, der ehemalige Fürst von Bulgarien, der Sieger von Sliwnitza und Pirot. Aufrichtige Trauer und innigste Theilnahme rief diese tiefschmerzliche Kunde in Oesterreich und Deutschland, sowie auch in Bulgarien hervor, dessen Boden der tapfere Fürst dereinst so heldenmüthig vertheidigt hat. Insbesondere aber auch das Hessenland muß stolz auf diesen Prinzen sein, der seinem Namen allezeit Ehre gemacht hat. In unser Aller Erinnerung sind noch die tapferen Thaten, die derselbe vor acht Jahren vollbrachte.*) Aber auch trübe Stunden blieben dem heldenhaften Fürsten nicht erspart. Feiger Verrath und niedere Gesinnung ließen ihn von dem Throne, dessen er sich so würdig zeigte, herabsteigen. Darauf suchte und fand er Ruhe und Befriedigung in stiller Häuslichkeit und den Pflichten des Militärdienstes, denen er sich nun mit regstem Eifer widmete. Der Mann, der vom einfachen Lieutenant zum Fürsten und Kriegsherrn aufgerückt war, begnügte sich jetzt damit, ein Bataillon zu befehligen. Darauf führte er das Regiment, und bald übertrug ihm das Vertrauen des Kaisers von Oesterreich das Kommando der Brigade zu Graz. Noch während der letzten großen Manöver dieses Sommers sollte sein Beruf ihm eine hohe Freude bringen. Mitten im Getümmel der Kriegsübungen, als die aufgelösten Schaaren wild durcheinander wogten, zeigte Graf Hartenau, daß er seine Truppen mit sicherer Hand zusammenzuhalten verstand. Kaiser Wilhelm und der König von Sachsen zollten dem Generalmajor Grafen Hartenau persönlich ihre vollste Anerkennung, und von Seiten seines kaiserlichen Kriegsherrn wurde ihm gleiche Ehrung zu Theil.

Bereits vor einigen Jahren hatten die scharfen Anstrengungen des Dienstes dem Grafen eine heftige Darmentzündung zugezogen; die Anstrengungen der Uebungen dieses Sommers erneuerten das alte Leiden. Nach nur zweitägigem Krankenlager schied Graf Hartenau im 36. Lebensjahre von dieser Welt, gerade am Jahrestage seines Sieges von Sliwnitza.

Der nunmehr Verewigte war ein Sohn des am 15. Dezember 1888 verstorbenen Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein.**) Von seinem Vater hatte der Prinz von Battenberg die kriegerische Begabung ererbt, sowie auch die reichen Gaben des Gemüthes, die natürliche Herzensgüte und die ungesuchte Freundlichkeit, die auf Jedermann eine faszinirende Wirkung ausübten.

Am 24. November wurde die Leiche des ersten Fürsten von Bulgarien von Graz nach Sofia übergeführt, um allda in der Nacht vom 26. zum 27., 12 Uhr, in der St. Georgs-Kirche beigesetzt zu werden. — In der Heimath aber und weit in der Ferne wird fortleben in treuen Herzen die edle Siegfriedsgestalt von Alexander Prinzen von Battenberg. +

Laubach in Oberhessen. **Dr. A. R.**

*) Vgl. hierzu A. von Huhn, Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit. Leipzig, bei Duncker und Humblot, 1886.

**) Vgl. Hessenland, Jahrg. 1888, S. 377 ff. —

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

Wie sich ein abziehender Bienenschwarm um seine Königin schaart, so strebten die 90 segelbeschwingten Kolosse dem Königsschiffe „Preston“ zu, und der „Roman Emperor“ war in erster Linie am Platze. Den „Lord Sandwich“ dagegen betraf das Malheur, daß ihm, als er kaum die mühsame Arbeit des Ankerlichtens beendet hatte, bei stark aufkommendem Winde ein „Brander“ in die Takelage fuhr, sodaß die Verwickelung beider Schiffe nur mit dem Verlust der Vorder-

mast=Toppstange zu lösen war. Dröhnend mahnten vom Kommandeurschiffe scharfe Schüsse die Säumigen, welche nun in der Arrièregarde die Reise antreten mußten.

Der Wind, welcher zu Anfang eine günstige Fahrt verhieß, steigerte sich indessen bald zum Sturm. Die Flotte konnte nicht in unmittelbarem Anschluß sich fortbewegen, und mehrere Schäflein der Heerde verloren sich, ferner ihren Weg durch die Wasserwüste nach eigenem Kompaß suchend. Einer dieser Abtrünnigen war der „Roman Emperor“. Somit schwand für Eckebrecht die erhoffte Gelegenheit, seiner neusten Flamme, bei „calme“ einen Besuch abzustatten, wie solche während der Windstille zahlreich von einem Schiffe zum andern gewechselt wurden.

Die Rose, das Andenken der schönen Frau, hatte ihren Platz in Agnesens seidenem Beutelchen, neben dem gemünzten echten Golde gefunden. Damit war zugleich ein Bild entworfen, welchen Standpunkt der junge Mann zu beiden Frauen einnahm.

Nach wenigen Tagen waren Duft und Farbe der Blüthe entschwunden, nur ein zartes Aroma strömten die Blätter noch aus. So gedachte Eckebrecht dieser Bekanntschaft als eines angenehmen Traumes, während eine Anwandlung von Heimweh das Bild Agnesens idealisirte oder, richtiger gesagt, voraussah, was die Knospe noch barg.

Zu keiner Zeit erscheint der menschlichen Phantasie die Rückkehr so nahe und lockend als in der Scheidestunde. Unter ihrem Eindrucke stand Lieutenant von Münikerode noch, wenn er, am Bugspriet des Schiffes lehnend, in die Wellen schaute und goldene Zukunftsbilder heraufbeschwor. In die alte Stammburg Münikerode, sein zukünftiges Erbtheil, zog er ein, sich den eigenen Heerd zu gründen, und immer war es die junge Nichte, welche er im Geiste an denselben heimführte, so oft auch sein leicht erregbares Herz für andere Schönheiten schwärmte.

Rhode=Island war in einer versiegelten Ordre allen Schiffskapitänen zum Rendezvous=Platz angewiesen worden. Als nach einer mehr denn zweimonatlichen Fahrt sich das Land der Verheißung den Blicken zeigte, ward es allseitig mit lautem Jubel begrüßt. Aber gleich den Kindern Israels mußten die Seefahrer noch einmal an der Grenze ihres zu erobernden Kanaans wieder umkehren.

Im Begriff, in die Bay Chebucto, an welcher Halifax liegt, einzulaufen, brachte eine Schaluppe dem Commodor die Ordre, mit der ganzen Flotte weiter zu segeln nach Sandy=Huck=Bay.

Die im Sturm oder Nebel verirrten Schiffe sammelten sich hier wieder zum Geschwader, nur der „Roman Emperor“, der die Reise in viel kürzerer Zeit zurückgelegt hatte, war bereits mit einem anderen Convoy vorausgegangen.

Diese letzte Nachricht trug dazu bei, die auf dem Sandwich und allen anderen Schiffen sehr gesunkene Stimmung bei Eckebrecht von Münikerode unter Null niederzudrücken.

Allmälig begannen die Lebensmittel rar und theuer zu werden, die Offiziere erhielten nur noch die Ration gemeiner Soldaten. Der Mangel an frischem Wasser machte sich empfindlich bemerkbar, und die überhand nehmenden Mäuse schmälerten noch die Kost und vernichteten manches gute Kleidungsstück. Unter solchen erschwerenden Umständen stach man wiederum in See, um nach abermals 14 Tagen die durch schreckliche Stürme und Gewitter bedrohte Seereise schließlich zu beenden. —

VI.

Die glänzenden Siege, welche die deutschen Regimenter den Engländern erfechten halfen, wiegten den jungen Helden Eckebrecht in den Glauben ein, es müsse von Erfolg zu Erfolg weiter gehen und das ganze Land bald der englischen Krone zurückerobert sein.

Die Weltgeschichte hat längst ihr Urtheil gefällt über die Fehler, welche in dieser Kriegführung durch die Zauderpolitik mancher Heerführer begangen wurden, wodurch sie sich bereits errungene Vortheile wieder aus der Hand winden ließen. Für unseren jungen, heißblütigen Offizier, der ebenso schnell wie zur That auch zum Urtheilen bereit war, kostete es oft schwere Ueberwindung, seine bessere Einsicht dem Gehorsam unterzuordnen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Helden dieser Erzählung durch die vielen Kreuz= und Querzüge dieses siebenjährigen Krieges zu begleiten, in den unzulänglichen Winterquartieren mit ihm zu frieren oder im Schneesturm auf Wache zu stehen. Diesem sowie der Gluthhitze amerikanischer Sommer mit alle den Beschwerden eines angestrengten Dienstes widerstand der jugendkräftige Körper des alsbald zum Hauptmann und später zum Obersten avancirten Barons von Münikerode. Christian, der treu ergebene, findige Bursche des Offiziers, wußte hier und da einen Vortheil für seinen Herrn wahrzunehmen, dagegen nahmen die in die Heimath entsandten Briefe des Junkers allemal einen Gruß an Ilsaben mit, begleitet von dem Vermerk: „Es geht dem Christian gut. Ob die schwarzen oder weißen Frauenzimmer ihn mit Blick und Wort zu verlocken suchen, er schaut sich nicht nach ihnen um.“

Die Antwort von „zu Haus" erwarteten Herr und Diener stets mit gleicher Spannung. — Manchmal irrten die Briefe lange umher, bevor sie ihre Bestimmung erreichten, — wie viel konnte sich alsdann hier und dort inzwischen verändert haben —, oder aber eine Sendung fiel in die Hände der Rebellen und ward vernichtet. Dieses Schicksal erfuhr ein Brief Loßberg's, worin er dem Schwager den schmerzlichen Verlust seiner Frau mittheilte. Ein Schreiben Agneses, den vollen Gram ihres jungen Herzens ausströmend, ging im Einschluß mit unter. Wer weiß, welche Wendung Eckebrecht's Schicksal genommen hätte, wenn er mit den Seinigen diesen schweren Verlust hätte betrauern dürfen. So schrieb er ahnungslos: „Endlich ein Ereigniß von durchgreifender Wichtigkeit, ein Schritt weiter zum Ziele. Philadelphia ist unser: Am 26. September 1777 zog der General Cornwallis mit 4 Bataillonen in die Stadt ein, welche der Feind gänzlich geräumt hatte."

Der Feind aber stand unter Washington's Führung jenseits des Delaware, ganz in der Nähe der Stadt, und verblieb auch dort im Winterquartier, obwohl gerade die Hessen ihn arg bedrängten und ihm noch einige seiner festen Plätze wegnahmen.

Bei solch einer Expedition, der Eroberung des Fort Muflin auf Moodiisland, wurde Eckebrecht von Münikerode verwundet. Diese erste Kugel, welche den Weg zu ihm fand, würde unfehlbar sein Herz getroffen haben, wenn sie nicht, an dem letzten Goldstücke der seidenen Börse abprallend, eine ungefährlichere Richtung genommen hätte. Dieser wahrhafte Talisman war ein sogenannter Paten-Dukaten mit der Umschrift „Gott schütze Dich", im Handel und Wandel ungültig, den der junge Edelmann wieder heim zu bringen gedachte.

In einer jämmerlichen Behausung, jedoch in der Obhut seines treuen Christian erwachte Eckebrecht aus langer Ohnmacht zum Leben. Ein Arzt hatte bereits den ersten Verband angelegt und den Zustand nicht hoffnungslos befunden, aber in der Hütte, wo er lag, fehlte jede Möglichkeit, die nothwendige Pflege zu beschaffen. Schwach und muthlos durch den starken Blutverlust, gab der Kranke sich alsbald selbst auf und äußerte nur das eine Bedauern, daß der leichtere, glückliche Tod auf dem Schlachtfelde ihm vorenthalten geblieben.

Der Hausstand seiner Wirthe war mit sieben Sprößlingen gesegnet, denen sich noch einige schwarze Kameraden zugesellten. Diese unruhige kleine Bande umstand anderen Tages eben voll Neugier das Lager des Verwundeten, als die Thür sich öffnete.

In dem hereinströmenden Sonnenglanze erblickte der Baron eine Lichtgestalt, welche er anfänglich für eine Ausgeburt seiner erregten Phantasie hielt. Erst als die Dame ihn anredete, überzeugte er sich, daß es wirklich und wahrhaftig Lady Hemfort war, welche in Begleitung ihres Gemahls gekommen war, sich nach dem Kranken umzusehen. Es war das erste Mal, daß er der schönen Frau wieder begegnete, ihr Mann stand jetzt beim Stabe in Philadelphia, durch einen Zufall hatten sie das Schicksal des jungen Offiziers erfahren.

„Hier können Sie nicht bleiben," entschied die entschlossene Frau, „wir müssen Sorge tragen, daß Sie nach Philadelphia geschafft werden. In dem Hause, welches wir bewohnen ist leerer Raum genug. Meinst Du nicht auch, Collin?" wandte sie sich an ihren Gemahl. Collin war ein tapferer Soldat vor dem Feinde, seiner Frau gegenüber wagte er aber niemals einen Widerspruch, auch nicht, wenn seine Meinung eine andere war.

So wurden denn unverzüglich die Anordnungen zu Eckebrecht's Uebersiedelung eingeleitet, und noch vor Abend befand er sich in einem hellen, luftigen Gemache, welches mit vielem Comfort ausgestattet war, dessen sich der Baron seit Deutschland nicht mehr erfreut hatte.

Unter diesen Verhältnissen schritt die Pflege normal vorwärts. Bald konnte der Rekonvaleszent bereits im bequemen Sessel am Kamine mit den Hemforts plaudern. Von beiden Seiten hatte man so viel erlebt, daß der Stoff nicht abriß.

Eines Tages verlangte Lady Alice das Goldstück zu sehen, welches seinen Spruch so treulich bewährt hatte. Es steckte noch in dem zerrissenen, blutbefleckten Beutelchen, und auch die Blätter der verwelkten Rose waren auf's Neue roth gefärbt. Das Blut stieg in Lady Hemfort's Wangen, als sie dies Erinnerungszeichen wieder erkannte, aber sie gab es schweigend zurück, ohne eine Bemerkung daran zu knüpfen.

Durch den oben erwähnten Zwischenfall war der Hauptmann von Münikerode durch mehrwöchentlichen Aufenthalt in den englischen Kreisen völlig heimisch geworden und unter den brittischen Kameraden ein gern gesehener Gast.

Man lag im Winterquartier, und nur dann und wann gab es kleine Zusammenstöße mit den Rebellen. Das Gros der Besatzung suchte sich die Zeit so gut zu vertreiben, wie es eben möglich war, Bälle und Gesellschaften wechselten ab mit Theatervorstellungen, welche die englischen Offiziere mit großer Gewandtheit ausführten.

Jugend und Schönheit waren bei den Frauen, welche Eckebrecht in diesen Kreisen kennen lernte, in hohem Grade vertreten, aber der junge Baron hatte nur Augen für die eine, die er zu seinem Ideale erhoben hatte. Der Hauptmann glaubte, mit der stillen Anbetung, welche er Lady Hemfort zollte, Niemandem zu nahe zu treten, sie war ja eine verheirathete Frau, und in der ritterlichen Verehrung Münikerode's lag viel von der Zartheit des Minnedienstes.

Hätte Eckebrecht jetzt Agnesens Schreiben erhalten, hätte dieses ihm mitgetheilt, daß er die geliebte Schwester niemals auf Erden wieder sehen würde, der Taumel, der sein Herz gefangen nahm, würde von ihm gewichen und er zu dem Wege der Pflichttreue zurückgekehrt sein.

Lady Alice benahm sich seiner Huldigung gegenüber wie eine Frau von Welt. Niemand konnte ihr den leisesten Vorwurf machen, jedes Wort, welches sie an den Baron richtete, durfte ihr Gatte hören, dennoch ließ sie ihren getreuen Sklaven nicht frei und belächelte sein vergebliches Bemühen, den Bann von sich abzuschütteln. —

(Fortsetzung folgt.)

Hymne.

Zuerst am Anfang war das Ungebor'ne,
War das Geheimniß, was zuvor gewesen
Und was da werden mochte, Nacht und Schweigen,
Unendlich, schaurig, reglos war das All.

Und eine Stille, eine laute Stille
Lag ausgebreitet über'm Uferlosen,
Lag über'm Unbegrenzten ausgebreitet;
Und wie ein Sehnen überkam's die Stille,
Daß sie emporstieg, daß sie wuchs und schwoll,
Bis ihrem Schooß der erste Ton entglitt
Und hinflog durch den wesenlosen Raum,
Um wieder zu ersterben in der Stille.

Und nicht Zukünft'ges war und nicht Vergang'nes. —
Und Werden und Vergehen nachtumschlungen
Ward da gezeugt zuerst in erster Stunde,
Und mit der ersten Stunde trat die Liebe
Hervor, und trat hervor der erste Keim. —
Und ein Geheimniß war's, und ewig, ewig
Wird es Geheimniß bleiben, was die Liebe,
Die in den ersten Keim die Kraft gelegt,
Im Stillen schafft und webt. — Sie trat hervor,
Und leise überkam's die trüben Nebel,
Daß sie zusammenflossen und sich ballten,
Bis Feuersgluth entstand in ihrem Innern
Und jubelndhell der erste Strahl des Lichts
Hinausfloß in den leeren kalten Raum.

Es hat kein Ohr gelauscht, kein Menschenaug'
Den ersten Gang geschaut der Morgensonnen,
Es hat kein Mund in Andacht angebetet
Der Monde weißen Glanz in kühler Nacht. —
Noch war kein Wesen —, majestätisch schritt
Durch die Jahrtausende gestaltungsstark
Die eine urgewalt'ge Kraft: Die Liebe.
Als starr die Erde lag und hohl, und laut
Das Meer nur pochte an den fels'gen Strand,
Sie war's, die hinschritt mit beschwingtem Fuß
Durch's ausgebrannte glühendheiße Feld,
Sie niedergoß mit milder Hand den Thau.
Ein lauter Jubel aber ging durch's All:
Die Meere brausten auf, die Erde barst,
Und Feuer brach hervor aus ihrer Brust,
Des Waldes Rauschen und des Sturmes Lied
Vereinten sich zu donnerndem Gesang,
Der vom Gebirge hinscholl zum Gebirg.
Und sieh, die Sonne stieg herauf mit Pracht
Und wandelte dahin auf ihrer Bahn,
Und Kraft und Wärme überkam den Keim,
Der tief im Erdengrund gebettet lag:
Er wuchs empor, er drängte sich zum Licht,
Und tausend Gräser zitterten im Wind
Und mehrten sich und blühten Nacht und Tag.

Und langsam glitten die Jahrtausende
Gleich Tropfen in das Meer der Ewigkeit,
Und es verging und es entstand die Welt
Auf's Neue Stund' um Stunde, fort und fort
Und Tag und Nacht, und Licht und Finsterniß
Fand seinen Weg und ging und kam und ging. —
Denn die das All gebar und es erhielt,
Und die das All umschlang: es war die Liebe!

Georg Edward.

Aus Heimath und Fremde.

Julius W. Braun (zu seinem fünfzigsten Geburtstag). „Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt", diese Goethe'schen Worte, die auf das Dichten und Trachten der Individuen im Allgemeinen so trefflich anzuwenden sind, sollten jedoch auf irgendwie hervorragende Menschen keinen Bezug haben, da die Gesammtheit ein wesentliches Interesse daran hat, das innerste Leben derselben kennen zu

lernen, um sich in ihren einzelnen Theilen darnach bilden zu können oder Belehrung daraus zu schöpfen. Das Leben der Künstler, Dichter und Gelehrten seit den Uranfängen der menschlichen Gesellschaft bis zur immer höher entwickelten Gegenwart, nackt und kahl, ohne jedes romantische Beiwerk, nur so geschildert, wie es sich in der nüchternen Wirklichkeit abspielte, bietet oft einen tolleren Roman, als ihn das glühende Hirn eines Phantasten sich zusammen träumen kann.

Der Bildungsgang und das Leben Julius W. Braun's, welcher am 28. November d. J. ein halbes Jahrhundert zurückgelegt hat, sind im Ganzen nicht sehr verschieden von denen vieler anderen Schriftsteller und Gelehrten, hierdurch aber gerade um so charakteristischer für die deutsche Geisteswelt und was mit ihr zusammenhängt. Julius Braun ist in Eschwege als Sohn eines Apothekers geboren, besuchte das dortige Realgymnasium und wurde von seinen Eltern gegen seine Neigung zum Kaufmann bestimmt. 1865 gründete er in Kassel ein Porzellangeschäft und ging drei Jahre später eine glückliche Ehe ein, aus welcher zwei Söhne hervorgingen. 1879, nach dem Tode seines Vaters, verkaufte Braun sein Geschäft, nachdem er bereits eine Anzahl Theaterstücke geschrieben hatte, von welchen einige auch zur Aufführung gelangten, und siedelte mit seiner Familie nach Berlin über. Hier gab er die großen Sammelwerke: „Lessing, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen" heraus und erwarb sich durch dieses mühevolle Werk die ungetheilte Anerkennung aller Literaturfreunde. Dies in wenigen Worten Braun's Bildungsgang und Leben, allem Anscheine nach sehr einfach und glatt, wenn nicht tausend Schmerzen damit verbunden gewesen wären, von welchen die weiteren Kreise erst im Winter des Jahres 1888 Kenntniß erhielten. Daß er nur gezwungen Kaufmann geworden war, hatte bereits seine Jugend verbittert, seine Manneskraft aber sollte noch unter einem andern Feinde zu leiden haben, dem Asthma. Schon in Kassel hatte er viele Jahre mit dieser schrecklichen Krankheit kämpfen müssen, in Berlin aber nahm sie mit der Zeit eine noch gefährlichere Gestalt an und wuchs zusehends mit seinem Werke. Je tiefer er in das Studium unserer klassischen Literaturperiode eindrang, desto fester packte ihn dasselbe, er konnte nicht loskommen und ließ für lange Zeit alles Andere, dramatische und künstlerische Bestrebungen untergeordneter Richtung, bei Seite. So vergingen Jahre; das kleine Kapital, über welches er zu verfügen hatte, neigte sich immer mehr seinem Ende zu, ohne daß dies jedoch von seinem Riesenunternehmen gesagt werden konnte, das ganz dazu angethan war, ihn vollends um seine Gesundheit zu bringen. Das anhaltende Sitzen über seiner Arbeit, der Staub, der in den alten Zeitungsbänden steckte, von welchen viele noch gar nicht aufgeschnitten waren, dabei wohl auch nur eine karge Kost, verschlimmerten sein Uebel stetig; trotzdem lieferte er aber in den Jahren 1882 bis 1885 sechs starke Bände Zeitungskritiken, Berichte und Notizen über Schiller und Goethe und machte in der gleichen Weise mit Lessing den Anfang.

Seine Gattin war ihm in dieser Zeit, wie auch heute noch, eine treue Stütze, erkrankte aber auch im Frühjahr 1886 an Ueberarbeitung, so daß sie mehr als ein halbes Jahr gebrauchte, um sich nur einigermaßen zu erholen. Braun's eigener Zustand wurde aber nach und nach so schlimm, daß sich schon Wasser im Herzbeutel zu bilden begann ꝛc. Er konnte wochenlang nicht liegen, nicht stehen, von den entsetzlichsten Qualen gefoltert und noch dazu ohne die nothwendigsten Unterhaltsmittel. Da führte der dem Untergange nahen Familie im Oktober 1888 ein gütiges Geschick als Helfer in der Noth den Dr. Heinrich von Arnim zu. Nachdem die Aerzte jahrelang stets die Lunge Braun's für krank erklärt hatten, fand Dr. von Arnim sofort bei der Untersuchung den Sitz des Uebels im Herzen und rettete durch seine Anordnungen das Leben des fast verzweifelten Schriftstellers. Die Vorschriften des Arztes aber hätten nicht ausgeführt werden können, wenn der bedrängten Familie nicht auch materielle Hülfe zu Theil geworden wäre. In Folge eines Aufrufs von Frenzel, Heiberg, Paul Lindau, Wildenbruch, Julius Wolff u. A. gingen für den kranken Literaturforscher namhafte Beträge ein: von Sr. Majestät dem Kaiser, dem Prinzen Georg von Preußen, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha, dem Kultusminister, der Schillerstiftung und ihren Zweigen in Berlin, Leipzig und München, dem freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. und vielen Freunden der Literatur, sogar aus Amerika.

So ward es denn möglich, die ziemlich kostspielige Kur, welche verordnet war, mit Erfolg durchzuführen, aber nur sehr langsam besserte sich Braun's Zustand, und noch jetzt ist er nicht völlig von seinem Leiden befreit, aber die Hoffnung ist doch vorhanden, daß er seine literaturhistorischen Forschungen nach menschlichem Ermessen zu Ende führen kann, wenn überhaupt ein Ende dabei erreichbar ist, denn gänzlich erschöpfen läßt sich dieser reiche Born überhaupt nicht, besonders wenn Einer so tief auf den Grund geht wie Braun, welcher gegenwärtig Lessing auch im Urtheil seiner französischen Zeitgenossen erscheinen lassen will.

Wo noch über das große Braun'sche Sammelwerk, welches Schiller, Goethe und Lessing im Richterspruche ihrer Zeit wiedergiebt, geschrieben worden ist, wurde hervorgehoben, daß damit eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt sei, die man längst störend empfunden habe. Auf die Frage aber, weshalb diese Lücke denn nicht schon längst beseitigt sei, konnte nur geantwortet werden, daß bisher kein Literaturforscher es in der Selbstlosigkeit so weit gebracht habe wie Braun und keiner auch von dem heiligen Eifer beseelt war wie er. Braun hat Aehnlichkeit mit Schliemann, der auch sein Leben an einen Gedanken setzte, den mit der nöthigen Selbstentäußerung und Thatkraft jeder Forscher hätte verwirklichen können, unter Tausenden aber fanden sich eben nur Schliemann und Braun, und beide waren, ehe ihnen das für ihre Bestimmung entscheidende Werk gelang, Kaufleute.

Von den zahlreichen Bühnenstücken Braun's sind: „Ein politischer Verbrecher", „Prinz Eugen" und „Die Arbeiter" in Berlin, Wien, Breslau, Prag, Danzig, Bremen, Kassel und anderen Städten mit vielem Beifall zur Aufführung gelangt. In den letzten Jahren hat Braun sich auch dem Roman zugewendet und das Seelengemälde: „In Fesseln", worin er eine Episode aus seiner käufmännischen Vergangenheit mit feinem Gefühl wiedergegeben hat, sowie neuerdings das hochinteressante Buch: „Umsonst gelebt" geschaffen. In dem zuletzt genannten Roman schildert er das Dichten und Trachten eines deutschen Gelehrten unserer Zeit, der Vermögen und Leben an ein ideales Werk setzt und dabei elend zu Grunde geht. Vieles darin scheint Braun seiner eigenen Leidensperiode entnommen zu haben, möge dieselbe für immer überwunden sein und dem Fünfzigjährigen noch ein Zeitraum der Befriedigung beschieden werden!

(Aus: „Der neue Kurs.") **Wilhelm Bennecke.**

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel hielt am 27. November Abends von 6 Uhr ab in der Aula der Oberrealschule seine regelmäßige Monatsversammlung unter zahlreicher Betheiligung von Mitgliedern und Gästen ab. Der Vorsitzende, Herr Bibliothekar Dr. Brunner, stellte fest, daß sich im Mitgliederbestand des Vereins seit dem verflossenen Monat nichts geändert, d. h. Abgang und Zugang sich die Wage gehalten haben. Der Verein hat wieder verschiedene Geschenke erhalten, wofür den freundlichen Gebern herzlicher Dank ausgesprochen wurde. An Stelle des aus Gesundheitsrücksichten vom Amte eines Konservators des Vereins zurückgetretenen Herrn Galeriedirektors Dr. Eisenmann wurde Herr Museumsassistent Dr. Böhlau vom Vorstand kooptirt. Bekanntlich hat Herr Studiosus Gundlach in Marburg die Herausgabe eines „Bürgerbuches der Stadt Kassel" übernommen. Er ersuchte daher durch den Vorsitzenden des Geschichtsvereins alle diejenigen, welche etwa noch im Besitz von Familienstammbäumen, Urkunden u. dergl. aus der Zeit vro 1700 sind, ihm solche zur Verfügung zu stellen und dem Vorstand zur Uebermittelung einzureichen. Einen Vortrag für diesmal hatte Herr Dr. med. Schwarzkopf übernommen und das Thema gewählt: „Das hessische Volk in Waffen von dem Zeitalter der Kreuzzüge bis zum Jahre 1870". Der Redner, welchen wir als ausgezeichneten Kenner hessischer Kriegsgeschichte schätzen, hat bekanntlich nach eigenen Angaben und Skizzen eine Reihe bildlicher Darstellungen der hessischen Kriegstrachten verschiedener Jahrhuuderte durch Oberregisseur Neumann in Dresden anfertigen lassen. Auf diesen Bildern sind auch historische Persönlichkeiten, Fürsten und Kriegsleute, angebracht worden. Sämmtliche Tableaux sind außerordentlich gelungen und seit ihrer s. Z. im Schaufenster einer Kasseler Kunsthandlung erfolgten Ausstellung noch ergänzt und vermehrt worden. An der Hand dieser Darstellungen nun wußte Herr Dr. Schwarzkopf in reizvollen Farben einzelne Kriegsthaten unserer ruhmvollen hessischen Vergangenheit an uns vorüberzuführen. Er begann mit dem Auszug Landgraf Ludwig's von Thüringen von der Wartburg zur Theilnahme an den Kreuzzügen und vertrat die Ansicht, daß hier auch hessische Ritter und zwar aus den Geschlechtern Derer von Schenk zu Schweinsberg, von Löwenstein und von Baumbach Theil genommen haben. Das zweite Bild erläuterte eine Episode aus der Schlacht bei Lauffen. Im dritten Bild wurde die Uniformirung der hessischen Regimenter zur Zeit des Landgrafen Moritz des Gelehrten gezeigt. Interessant ist, daß wir da bereits so etwas wie unsere heutigen Reserveoffiziere finden, indem der Landgraf verlangte, daß seine höheren Beamten der Justiz, der Verwaltung 2c. auch ein Fähnlein zu führen vermöchten und die Ferien ihres Dienstes zur Kriegsübung benutzten. Es ist hier nicht möglich, die Einzelheiten der weiteren Schilderungen kriegerischer Episoden, die bis zur Neuzeit geführt wurden, wiederzugeben. Alles in allem waren es fesselnde, von echt patriotischem Geiste getragene Darlegungen, für welche die Zuhörerschaft Herrn Dr. Schwarzkopf am Schluß ihren Beifall laut zu erkennen gab.

M.

Wegen Raummangels mußten wir die Universitätsnachrichten und die hessische Todtenschau vom Monat November zurückstellen.

Hessische Bücherschau.

Aus allerlei Tonarten. Verdeutschte spanische und eigene Lyrik von Otto Braun. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1893.

Die letzten Jahrzehnte haben eine empfindliche Lücke in unserer Kenntniß der Literatur europäischer Völker ausgefüllt. Literaturhistoriker und Dichter, vor allen Graf von Schack, Emanuel Geibel und Paul Heyse, haben uns hervorragende dramatische, epische und lyrische Dichtungen Spaniens, bisher fast unbekannt in Deutschland, in vorzüglichen Uebersetzungen zugänglich gemacht und uns einen Blick in den außerordentlichen Reichthum und in die große, eigenartige Schönheit der spanischen Literatur überhaupt in dankenswerther Weise ermöglicht. Ihnen schließt sich der Verfasser oben benannten Buches, Otto Braun*) in München, ebenbürtig an. Die ganze erste Hälfte des zierlichen Bandes ist der Verdeutschung hervorragender Erscheinungen spanischer Lyrik gewidmet, zumeist Produktionen des neunzehnten Jahrhunderts, hochwichtig für Spanien als eine Periode der Neubelebung des nationalen Geistes, der zu Offenbarungen eigenster Natur auf allen Gebieten des Kulturlebens drängt. Seine Auswahl traf der Verfasser namentlich aus den dichterischen Schöpfungen von José de Espronceda, Angel Saavedra, Paz de Borbon, José Somoza, Juan Escudero, Angel M. Dacarrete, Luisa Arroyo, Breton des los Herreros, Graf v. Campo Alange, Manuel del Palacio, Pablo de Jérica, José de Mora 2c.; Dichter von sehr charakteristischer Eigenart, bei der auch ein ergötzlicher Humor zu seinem Recht kommt. Die Verdeutschung ist außerordentlich flüssig und formvollendet; der Uebersetzer erscheint im Besitz aller künstlerischer Mittel, die eine so schwierige Aufgabe erfordert. Auch die eigenen Dichtungen O. Braun's, so bescheiden sie auftreten, bekunden ein sehr achtbares poetisches Talent, genährt durch reiche Bildung und umfassende Welt- und Lebenserfahrung; ihre Veröffentlichung steigert die hohe Werthschätzuug, die das deutsche Publikum dem langjährigen Leiter der „Allgemeinen Zeitung" schuldig geworden ist. (Deutsche Rundschau)

*) Geboren am 1. August 1824 zu Kassel.

Inhalt des Dezemberheftes, Nr. 6, der **„Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck"**, herausgegeben von Dr. phil. Fritz Seelig in Kassel: Von Marburg nach Kassel. (Schluß). — Goethe als Tourist — Persönliche Reiseerinnerungen vom Verbandstag deutscher Touristen-Vereine in Trier. — Berichte. — Ausführliche Besprechungen und Kritiken. — Anzeigen.

Den geehrten Lesern unseres Blattes wird die heutige, reich illustrirte Extra-Beilage der **Kasseler Vexir-Artikel-Fabrik** von **C. H. Giesen** einer geneigten Beachtung empfohlen.

Hierbei eine Beilage der Hofbuchhandlung von **G. Klaunig**, Kassel, betr. **„Gute Bücher zu bedeutend ermäßigten Preisen"**.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren nebst Prospekten zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№. 24.

Kassel, 19. Dezember 1893.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372) Bestellungen an. In der Postzeitungsliste für das Jahr 1894 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 3031. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G.** in **Kassel** oder deren übrige Filialen angenommen.

Beim ersten Schnee.

Kaum fiel ein herbstlich Falb' und Roth,
Und traurig ragten Zweig' und Aeste,
So prangt ihr wieder wie zum Feste
In Blüthen, die der Winter bot.

O welch' ein Reichthum der Gestalten
Vom ersten hellen Ostergrün
Bis zu dem schweigenden Verblühn
Und dieses Wintermärchens Walten!

Du güt'ge Mutter, die uns hält!
Dein Spiel beschau'n bewegte Kinder,
Du wechselst Bild um Bild geschwinder,
Bis uns ein tiefer Schlaf befällt.

Karl Liebreich.



Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen.

1567 — 1592.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Auch auf dem folgenden Reichstage (1576) waren die hessischen Gesandten angewiesen, unter Anführung aller bisherigen Verletzungen des Religionsfriedens im Anschlusse an Kurpfalz auf die förmliche Bestätigung jener Deklaration zu dringen. Sachsen schloß sich diesem Vertrage nicht an, und der Kaiser begnügte sich mit einer Ermahnung an die evangelischen wie katholischen Stände. Der Landgraf schrieb bei dieser Gelegenheit an Kurpfalz: „Seine Stimme sei eine Stimme in der Wüste;' man habe es vor fünfzig Jahren versäumt, jetzt würden diejenigen, die von jeher die Religion für die Ursache aller Empörung ausgegeben, unter dem Vorwande, die Urquelle aller Unruhen allenthalben zu verstopfen, das Schwert in die Hand nehmen."

In Fulda dauerten die Streitigkeiten fort, und der Bischof Julius Echter von Mespelbrunn befahl ebenfalls seinen Unterthanen die Rückkehr zum katholischen Glauben. Die Widerstrebenden wurden unter Einbehaltung des dritten Theils ihres Vermögens aus dem Lande vertrieben. Landgraf Wilhelm nahm viele der Vertriebenen auf und machte dem Bischofe Vorstellungen mit dem Hinzufügen, daß er die Protestanten bei dauernder Verfolgung unter seinen Schutz nehmen werde. Er erreichte hierdurch, daß der Bischof von den harten Maßnahmen abstand und auf friedliche Bekehrung durch Missionare sich beschränkte.

Im Jahre 1567 nahm Wilhelm den Paderborner Prediger Martin Haitbrand, welcher den Gottesdienst nach evangelischem Muster eingerichtet und einen bedeutenden Anhang unter der Bürgerschaft gewonnen hatte, als Flüchtling auf und wandte sich in dessen Interesse vergeblich an den Bischof.

Das Stift Hersfeld stand unter hessischem Schutze und neigte schon seit Luther's Zeit zur evangelischen Kirche hin. Landgraf Wilhelm knüpfte die Beziehungen des Stifts zu Hessen noch enger.

Nach dem Tode des Bischofs Rembert von Paderborn versuchte Landgraf Wilhelm seinem Bruder Georg die Administration des Stifts zu verschaffen. Er versprach, um alle Bedenken wegen des protestantischen Bekenntnisses seines Bruders zu beseitigen, in dessen Namen den Erlaß einer Assekurationsakte. Aber nicht Landgraf Georg, sondern ein Graf von Hoya wurde (1568) gewählt, der als eifriger Katholik auftrat, aber nur wenige Jahre regierte (bis 1574). Ihm folgte Bischof Heinrich von Bremen, welcher beide Konfessionen gleichstellte, aber schon 1585 starb. Schon bei seinen Lebzeiten war das Domkapitel von Gregor eingeschüchtert. Gregor XIII. hatte Jesuiten in das Gebiet eingelassen. Heinrich's Nachfolger wurde (1585) Theodor von Fürstenberg, welcher während seiner zweiunddreißigjährigen Regierung alle evangelischen Prediger vertrieb.

Die Absicht Gebhard's, Truchsessen von Waldenburg, das Erzbisthum Köln der evangelischen Religion zuzuführen war gescheitert; Landgraf Wilhelm hatte auch hier gerathen, „sich nicht zu übereilen und mit verständigen Theologen und politischen Räthen gefaßt zu sein". Wilhelm stand ebenso wie seine Brüder, namentlich Ludwig von Oberhessen, auf Seiten des Erzbischofs; er legte unter dem 13. Februar 1583 dem Kaiser brieflich an's Herz, dieser möge die Sache von Reichswegen entscheiden, damit sie dem in sich uneinigen Domkapitel und der Einmischung fremder Herrscher entzogen werde. Ein thätiges Eingreifen der evangelischen Fürsten war durch deren Uneinigkeit gehindert: Sachsen und Brandenburg stimmten für parteilose Unthätigkeit, Württemberg zögerte wegen augenblicklicher Hinneigung des Erzbischofs zum Kalvinismus, am thätigsten zeigte sich der Kurfürst Ludwig von der Pfalz.

Als Gebhard abgesetzt und an dessen Stelle Ernst von Bayern, bereits Bischof von Freising, Lüttich und Hildesheim, zum Kurfürsten gewählt wurde und mit Truppen in das Erzbisthum einzu-

ziehen im Begriffe stand, schrieb Wilhelm an die erbverbrüderten Kurfürsten: sie würden nun anerkennen, wie verletzend die papistische Partei alle Reichskonstitutionen verachte; da man so geduldig gewesen, den Kurfürsten Gebhard nicht mit den Waffen zu unterstützen, so müsse man deshalb nicht alle mißbräuchlichen Folgen seiner willkürlichen Entsetzung noch den Umstoß des Landes- und Religionsfriedens und die Herüberziehung des Niederländischen Kriegs zugeben. Es sei Zeit, die Köpfe zusammenzustecken, wenn sie anders freie Deutsche bleiben und das väterliche Gut auf ihre Erben bringen wollten.

Als Herzog Ferdinand von Bayern mit seinen Truppen in das Erzbisthum Köln kam, wurden die Grenzgebiete der Grafen von Waldeck, von Wittgenstein und Berleburg und die Besitzungen der Familie von Gaugreben durch die Truppen beläſtigt. Sie wandten sich um Schutz an den Landgrafen. Dieser stellte dem Herzog vor: „er werde wissen, wie in dem Zuge gegen Karl V. er, der Landgraf, und Landgraf Moritz an der bayerischen Grenze kein Huhn verscheucht, sonst müsse er thun, was seines Amtes sei". Der Herzog antwortete zwar, die Grafen seien der Unterstützung Gebhard's verdächtig, Westfalen sei seinem Bruder verwandt und er selbst handele nach kaiserlichem Befehl, aber seine Truppen zogen sich doch zurück. Landgraf Wilhelm befand sich in jener Zeit in Bad Ems. Er drang von dort aus bei den Kurfürsten um bessere Einrichtung der Kreisverfassung, „deren Kontributionen so schlecht eingingen, daß man kaum Tinte und Papier davon bestreiten könne".

Die evangelischen Bürger zu Köln, welche den Landgrafen Wilhelm um Fürsprache angingen, ermahnte er, ihr Kreuz mit Geduld zu ertragen, und sprach sich gegen die bewaffnete Koalition aus, welche der bei Wilhelm von Oranien flüchtig lebende Kurfürst Gebhard zu Stande zu bringen suchte. In den Aachener und Straßburger Religionsstreitigkeiten selbst schloß Wilhelm sich den vermittelnden Kurfürsten an. An den Rath zu Aachen schrieb er kurz vor seinem Tode (1592): „da man jetzt, statt die geschlagenen Wunden zu heilen, die päpstliche Inquisition und das Recht des Stärkeren handhabe, die Evangelischen ohne Haupt und in dogmatische Streitigkeiten verwickelt seien, so könne er ihnen nichts Anderes rathen, als Hülfe bei Gott zu suchen."

Die Niederländer unterstützte er durch Vermittelung eines Geldanlehens des Prinzen von Oranien sowie durch Gestattung des Zuzugs seiner Vasallen zu dem oranischen Heere. Im Uebrigen bewahrte er aber volle Neutralität; in diesem Sinne lehnte er sowohl den Antrag Johannes' von Nassau-Dillenburg, des Bruders Wilhelm's von Oranien, auf Verhaftung der Gesandten Alba's auf hessischem Gebiete ab als auch das Anerbieten Philipp's II. auf Gewährung einer Pension, „nicht um ihm mit seinem Leibe oder Kriegsvolk, sondern um ihm in aufrichtigen billigen Dingen zu dienen" (1570).

Der Kurfürst von der Pfalz hatte ein mit spanischen, im Reiche verbotenen Münzen beladenes für den burgundischen Kreis bestimmtes Schiff bei Mannheim in Beschlag genommen. Landgraf Wilhelm wurde von Philipp als ein Betheiligter des Rheinzolls ersucht, zur Aufhebung des Arrestes mitzuwirken. Auf dieses Ansuchen antwortete er, „freie Schiffahrt und Verkehr des Rheines zu fördern, sei er immer bereit; in jener Sache den älteren und vornehmeren Kurfürsten zu unterrichten, gezieme ihm nicht, er hoffe aber, daß der Kurfürst sich nach des Kaisers als seines Oberhauptes Weisung und des Reiches Gesetzen richten werde" (1568). Auf dem Reichsdeputationstage zu Frankfurt (1577) erklärte er sich aus Veranlassung der Beschwerden Juan's d'Austria gegen den Prinzen von Oranien für friedliche Einwirkung, weigerte aber jede Hülfe an den König von Spanien, da er entschlossen sei, keinen Falls bei der Verfolgung seiner Glaubensgenossen mitzuwirken und, bis die Religion vom König freigestellt werde, sich in nichts einzulassen.

Mit der Königin Elisabeth von England stand er in enger Freundschaft.

Als im September 1569 zu Erfurt ihr Antrag auf Abschluß eines Vertheidigungsbündnisses von den evangelischen Fürsten berathen wurde, sprach Landgraf Wilhelm sich durch seinen Gesandten Johann Meysenbug dagegen aus, weil die päpstlich gesinnten Fürsten daraus leicht einen Vorwand zum Angriff entnehmen könnten. Er hielt aber eine Verbindung der evangelischen Fürsten unter einander für wünschenswerth und befürwortete Anlehnung an England: „denn er wisse von seinem Vater, daß er immer gerathen, die evangelischen Fürsten sollten auf diese vermögende und geldreiche Fürstin, da sie selbst um der Religion willen so vieles ausgestanden, ihr Augenmerk richten". Er wies sodann darauf hin, daß die Gegner der evangelischen Lehre nur dadurch die Möglichkeit gewinnen würden, die zur Kriegsführung erforderlichen Truppen zusammenzubringen, daß sie in den evangelischen Ländern selbst Werbungen veranstalten dürften. Er schlage daher vor, daß die evangelischen Fürsten ein feierliches Verbot erlassen möchten: „daß sich keiner ihrer Unterthanen gegen eigene Religionsverwandte

gebrauchen ließe, und daß die Uebertreter dieses Verbotes, weil sie ihren Taufeid gebrochen, an Ehre, Leib, Leben und Gut gestraft und von jeder christlichen Gesellschaft gemieden würden". Dieser Vorschlag fand nur bei Kurpfalz Anklang.

Wilhelm blieb mit Elisabeth fortwährend in freundschaftlichen Beziehungen, die auch Pathenstelle bei einer seiner Töchter, Elisabeth, übernahm. Sie gab ihm als Beweis ihrer Freundschaft die bei Vernichtung der Armada erbeuteten spanischen Kanonen zurück, welche vom Landgraf Philipp herrührten (1580). Mit Wilhelm verabredete sie den Plan zu einem allgemeinen evangelischen Bunde, 1577 (Beruhenlassen aller religiösen Streitigkeiten bis zu einer allgemeinen Synode, Anlegung eines Geldschatzes zu gegenseitiger Hülfe für den Nothfall). Dieser Plan scheiterte an der Uneinigkeit der hervorragenden evangelischen Fürsten, der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sowie des Herzogs von Württemberg.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Städte und hessisches Land vor hundert Jahren.

I.

Stadt und Land Fulda.

Von Dr. Justus Schneider.

(Fortsetzung.)

Nach der kurzen Beschreibung des Landes Fulda und dessen Regierung wende ich mich nun der Schilderung der Stadt Fulda und deren Bewohner vor 100 Jahre zu.

Fulda war damals wesentlich schon eine Stadt wie jetzt, hatte 950 Häuser und 8500 Einwohner. Es hatte aber dieses seine und wirklich städtische Gewand, welches wir und alle Fremden bewundern, wenigstens an dem Haupttheile vom Paulusthor bis zum Rathhause, erst in demselben Jahrhundert bekommen, das nun (1793) zur Neige geht. Anfangs des 18. Jahrhunderts ist zuerst das Schloß und die Domkirche unter den Fürstäbten Adalbert I. von Schleifras und Konstantin von Buttlar erbaut worden. Letzterer überwölbte den am Domplatze fließenden Weidesbach und errichtete die zwei Häuser, die den Eingang zur Friedrichstraße markiren, das jetzige Hotel Kurfürst und das frühere Bürgervereinsgebäude. Adolf von Dalberg gründete die Universität, das jetzige Gymnasium, und das Hospital zum heiligen Geist. Amand von Buseck vollendete den von seinem Vorgänger begonnenen Bau des Lustschlosses Fasanerie; sein Nachfolger Adalbert II. von Walderdorf baute das Kloster und die Kirche des Frauenberges neu, Heinrich VIII. von Bibra die Landesbibliothek.

Im letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts sahen demnach die Haupttheile der Stadt schon ziemlich gerade so aus wie heut zu Tage. Ich lade Sie nun ein, am großartigsten katholischen Feiertage, am Frohnleichnamsfeste, einen Spaziergang durch Fulda vor 100 Jahren mit mir zu machen.

Es ist Frühsommer, der 7. Juni 1793, wir kommen morgens von Norden auf der Hünfelder Landstraße herein. Der Leipziger Hof ist noch nicht da und das Lagerbier noch nicht erfunden; die wenigen Häuser, welche wir da oben sehen, heißen Kalteherberge, es wird uns frostig zu Muth, wir gehen weiter. Keine Eisenbahn zieht durch die Flur, die Dampfmaschine wurde damals erst erfunden. Aber die schöne Landstraße ist schon da, die Fuldaer und Rhönbasaltsteine, von denen die härtesten ausgesucht werden, sind hübsch klein geklopft, besser als jetzt, denn die Arbeit im Frohndienst kostet ja nichts, durch das häufige Befahren sind aber die Steine mit dem Sande so dicht gefügt, daß man beim Fahren über eine gegossene eiserne Platte hin zu gleiten glaubt. Wir kommen nun ohne Aufenthalt zum Paulusthor. Dieses Thor, durch welches wir jetzt in die Stadt durch das Gedränge schreiten, hatte nur die eine große Oeffnung, keine Seitengänge, sie ist aber nicht allzu groß, und mancher beladene Fracht- und Futterwagen würde darin stecken bleiben, wenn man nicht in Frankfurt und in Leipzig das Maß unseres Thores aufbewahrte; da darf denn kein Frachtwagen, der ja damals unsere heutigen Eisenbahngüterwagen vertrat, so hoch gepackt werden, daß er nicht das Fuldaer Paulusthor passiren könnte. Erst Fürst Heinrich von Bibra hat dies Thor vor 22 Jahren dahin gestellt, früher war es vor dem Schlosse.

Die Promenade bietet ein bunt bewegtes Bild; ihre Bäume sind ungefähr halb so hoch und stark wie jetzt und geben noch nicht solch schönen Schatten. Hunderte von Menschen, festlich geputzt, bewegen sich dort. Eben öffnen sich die Pforten des Michaelsberges, eine hohe Prachtkutsche, von vier Pferden gezogen,

mit einem steifen Kutscher auf dem Bock und gallonnirtem Kammerdiener am Rücksitz, beide in Rokoko-Livrée mit großen Zöpfen, fährt heraus, nach dem Dome zu; darin sitzt der Propst vom Michaelsberge, Heinrich Freiherr von Warnsdorf, mit seinem Kaplan. Die Hosannaglocke des Domes ertönt, die anderen Glocken fallen ein; wir eilen, so weit es das Gedränge zuläßt, dem Schlosse zu.

Wir drängen uns zur via triumphalis, welche, geziert mit grünen Maienbäumen und Fahnen, zu der Kastanienallee und bis zum Dome führt. Endlich haben wir der Hauptwache gegenüber einen guten Standpunkt erreicht. Es ist auch höchste Zeit. Da kommt im hastigen Laufschritte ein 190 cm großer Mann aus dem Schlosse heraus, in bunter, aufgeschürzter Livrée, ein Rokoko-Merkur mit einem Stabe mit silbernem Knopfe, größer als ihn jetzt die Tambour-Majore den Regimentern voraustragen. Es ist, wie wir hören, der fürstliche Hofläufer. Hinter ihm naht schnaubend, rechts und links mit den Federbüschen nickend und den weißen Schaum an der Zungenstange vorspritzend ein Sechsgespann, welches den Fürstbischof in dem goldenen Prachtwagen vorüberzieht, die Tamboure schlagen auf der Hauptwache den Trommelwirbel, die Kanonen donnern von der Bastei am Michaelsberge herab. Heiducken schreiten neben her, Leibhusaren folgen in großen Bärenmützen mit herabhängenden rothen Säcken, den verbrämten Dolman auf der linken Schulter, den Karabiner am rechten Arm und glänzende Sporen an gelbledernen Stiefeln.

Am Portale des Domes wird der Fürst von seinem Domkapitel empfangen; voran die neun ersten Kapitulare mit der Inful, mit violetten Talaren, über denselben Chorröcke mit unendlich werthvollen echten Spitzen. Die heilige Handlung wird in der Kirche auf der Orgel von trefflicher Musik begleitet. Der Hofkapellmeister Kaspar Stab liebt die neuere Musik, er führt eine Messe des vor $1^1/_2$ Jahren im jugendlichen Alter von nicht ganz 36 Jahren verstorbenen Wolfgang Amadée Mozart auf, deren Klänge uns in unserer Andacht erheben.

Nach dem Hochamte wird die glänzende Prozession von dem Weihbischofe von Jericho in partibus infidelium, dem Domdechanten Freiherrn Lothar von Breidbach zu Bürresheim, in derselben Weise durch die Stadt geführt, wie es noch jetzt üblich ist, doch ist der Schmuck der Häuser und Altäre sowie die Pracht der kirchlichen Gewänder und des Gefolges weit größer. Das Militär bildet Spalier; der ganze Hofstaat folgt dem Baldachin, worunter der Weihbischof das Allerheiligste trägt. Dicht hinter demselben schreitet der Oberhofmarschall von Buttlar. Der Hofmarschall Freiherr Friedrich von der Tann bleibt als Protestant dem Gedränge fern und besieht sich die Prozession in seiner Wohnung, dem jetzigen Hotel Kurfürst. Die adeligen Geheimräthe des Oberhofmarschallstabes folgen, die Freiherren von Stein zum Altenstein, der Oberjägermeister von Breidenbach genannt Breidenstein, Oberst von Piesport, die Herren von Bibra, von Buseck, von Truchseß, von Zobel folgen. Nun kommen die Kammerjunker von Buseck, von Dernbach, von Münster, Oberforstmeister von Harstall, des Fürsten jüngerer Bruder, von Karg zu Bebenburg, der Vizedom (Oberbürgermeister) von Fulda, von Buttlar, von Borrie, von Egloffstein, Graf von Tattenbach zu Reinstein und von Guttenberg. Ferner folgen die Edelknaben, die Pagen. Das Militär wird kommandirt vom Obersten von Buseck, Hauptmann von Roth, Oberlieutnant von Katzmann, Lieutnant Albert Dominikus von Limburg-Styrum, die Husaren vom Rittmeister Bott. Hinter dem adeligen Hofstaat folgt die hochfürstliche weltliche Landesregierung mit 12 adeligen und 12 unadeligen Geheimräthen, voran der Hof- und Regierungskanzler Johannes Eberhard von Kaiser. Alle tragen goldgestickte Uniformen, meist Dreimasterhüte, Escarpins und an der linken Seite feine Degen.

Doch welche Gruppe erscheint jetzt vor unseren erstaunten Blicken? Es tauchen ehrwürdige Häupter auf mit mittelalterlichen Baretten und mit Talaren angethan, wie sie die evangelische Geistlichkeit und heutzutage die Richter bei ihren Sitzungen tragen, aber in verschiedenen Farben, schwarz, blau, roth und grün. Dahinter eine Menge junger Leute, ebenfalls Barette tragend und seidene Wadenstrümpfe mit Schnallenschuhen. Es ist dieses die fürstliche Adolfs-Universität. Von den Professoren der vier Fakultäten tragen die Theologen schwarz, die Philosophen blau, die Juristen roth, die Mediziner grün. Der Rector magnificus Propst von Reisach und der ständige Kanzler Propst von Warnsdorf sind nicht dabei, sie gehen mit dem Kapitel dem Baldachin voraus. Voran schreitet der Prorektor, der jedes Jahr mit den Fakultäten wechselt, in diesem Jahre der Mediziner, Stadtphysikus Professor Dr. Joseph Heinrich Scheer. Die theologischen Professoren, Bardo Herbert, derzeitiger Dekan, dann Böhm, Mihm, Rupfer und Weider, sind vollzählich erschienen. Sie alle sind Benediktiner. Es folgen die Professoren der Jurisprudenz, Schlereth, Fösser und Uth, die Mediziner Schlereth, Lieblein, Dorsch und Zwenger, dann die Philosophen Baumann, Becker, Heller und Mihm.

Nun kommt auch das Gymnasium, welches nur vier Klassen hatte, mit seinen Lehrern, meist ehemaligen Jesuiten. Direktor ist Johann Baptist Hillenbrand, die Professoren heißen Dorn, Dietrich, Riegel, Moris, Komp und Gößmann. Unter den Schülern, welche die Prozession mitmachen, befindet sich auch mein guter Vater, damals 16 Jahre alt. Die Bürgerschaft, die Zünfte und schließlich die Damen reihen sich an.

Vor dem Baldachin hätte ich beinahe die Prozession zu beschreiben vergessen. Zuerst kommen die Knaben mit ihren Lehrern, dann die Mädchen, dann folgen die Mönche des Franziskaner-, Kapuziner- und Benediktinerklosters. Nun kommen die Alumnen des Seminars, die Kanoniker und Weltgeistlichen, dann das hohe Domkapitel unmittelbar vor dem Baldachin.

Nachdem die Prozession zum Dome zurückgekehrt, der letzte Segen ertheilt ist und die letzten Kanonenschüsse verhallt sind, ist es Mittagszeit geworden. Wir fühlen Appetit und wollen nicht nur die viel gerühmte Fuldaer Küche, wo allgemein nach altfranzösischer Art gekocht wird, kennen lernen, sondern auch die Fuldaer Weine.

Wir fragen nach einem guten Gasthause; es werden uns der Stern in der Karlstraße, der Storch in der Mittelstraße und der Schwan oder die Post in der Löhersgasse empfohlen. Wir wählen den Storch (jetzt Haus des Herrn J. A. Reinhardt) in der Mittelstraße, wo wir sehr gut aufgenommen sind. Wir können daselbst auch logiren und erhalten ein gutes Zimmer nach vorn, dessen Wände nicht übel gemalt sind, mit Aussicht auf das gegenüberliegende Wirthshaus zur Windmühle, einen großen Brunnen, der Kaiserskumpf genannt, und die städtischen Brauhäuser. Von einer Molkerei war damals noch nichts zu sehen, die befand sich noch auf dem Dammersfeld. Wir bekommen ein vortreffliches Essen: Nudelsuppe, Karpfen aus den Klosterweihern vom Sulzhofe, saftiges Rindfleisch mit Zwiebelsauce und Meerrettig, Kapaunen und dann Hirschbraten aus dem Nonnenroder Wald, — wo aber auch noch kein landgräfliches Jagdschlößchen stand, da die Jagd noch dem Propst vom Johannesberge gehörte —, ein Pudding, nicht in der Form sondern in der Serviette gebacken, und allerhand Zuckerbäckereien vom Hofkonditor Philipp Schmitt (Pult war noch in der Schweiz), waren die Speisefolge.

Unser Storchenwirth war zum Glück mit dem Hofkammerrath und Kellereiverwalter Schild wohlbekannt, dadurch kamen wir zum Fuldaer Hofkellerwein. Wir tranken zuerst ein Fläschchen 1783er Saalecker, dann noch 1766er Schloß Johannisberger. Der genannte Herr Schild hat sich ja um diese beiden Fuldaer Weinberge so große Verdienste erworben, daß bei allen deutschen Weinkennern die sorgfältigst gepflegte und behandelte Crescenz zu Saaleck als Krone der Mainweine, zu Johannisberg als Krone aller Rheinweine erklärt wurde. Die Flasche Saalecker kostete im „Storch“ 1 Gulden 30 Kreuzer, Johannisberger 2 Gulden. Nach der Säkularisation wurde die Maß um 24 Gulden aus dem Fuldaer Hofkeller verkauft. Nach Ausweis der Johannisberger Kellereirechnung von 1793 bestand der vorjährige Weinrezeß in 17 Stück 1 Ohm 25¾ Maß (das Stückfaß hat 1600 Flaschen), dazu kamen vom Johannisberge 60 Stück, es betrug also die ganze Weineinnahme 77 Stück 1 Ohm 75¾ Maß. Davon wurden an den fürstlichen Tafel verbraucht: 3 Ohm 65 Maß, verkauft 4 Stück 8½ Ohm, verschenkt 74 Bouteillen, für Abgang und Füllwein berechnet 6 Ohm 49 Maß, es blieben also 71 Stück 3 Ohm 32 Maß Johannisberger vorräthig. Die Geldeinnahme dafür betrug 15 755 Gulden 46 Kreuzer.

(Schluß folgt.)

Ohm und Onkel.

Erzählung von C. von Dincklage-Campe.

(Fortsetzung.)

Der Hauptmann Eckebrecht von Münikerode kehrte als genesen zu seinem Regimente zurück. Dasselbe lag aber zur Zeit unter dem Befehl des Generals von Knyphausen in Philadelphia, auf den Erfolg der Friedensunterhandlungen wartend.

Der bevorstehende Abschied des Generals Howe, welcher, durch General Clinton in Amerika ersetzt, nach England zurückkehrte, gab Veranlassung zu einer Reihe glänzender Festlichkeiten. Niemand hätte denken können, daß diese anscheinend nur den Lustbarkeiten nachsinnende Gesellschaft auf unterwühltem Boden stand und die Posten verdoppeln mußte, um nicht unsanft aus dem Freudenrausch aufgeschreckt zu werden. Hemfort wurde inzwischen zum General befördert, seine Gemahlin nahm bei allen öffentlichen Ovationen einen Ehrenplatz ein, und Eckebrecht durfte ihr die Ritterdienste erweisen, für welche eine schöne,

etwas kokette Frau stets ausgiebige Verwendung hat.

In den Aufzeichnungen des Offiziers heißt es: „Eines der eigenthümlichsten Tractamente gab der hiesige Commodor, Capitain Hammon, dem Admiral und dem General Howe auf seinem Schiffe: ‚Rebuck'. Dasselbe war illuminiret und speiste darauf eine Gesellschaft von 120 Personen, worunter an die 50 Damens. Bis an den Morgen tanzten wir auf dem Schiffe. — Alle Engländer bemühen sich jetzt, dem General Howe vor seiner Abreise Fêten zu geben. Die Offiziere von der Garde und andern Regimentern, haben an die 1000 Pfund zusammengelegt zu einem Abschiedsfeste, welches sehr prächtig werden soll. Hierzu wird ein Haus vor der Stadt eingerichtet und verschiedene große Säle aufgeführt. Um die nöthigen Bretter zu erhalten, werden Wohnhäuser und Scheunen der Rebellen abgebrochen." Das Fest selbst fand am 28. Mai 1778 statt und überbot alles an Pracht, was die Phantasie des Deutschen sich auszumalen vermochte. Lady Hemfort freilich rümpfte hier und da das Näschen und nannte „mesquin", was ihrem getreuen Kavalier als gediegene Pracht erschien.

Das Programm war großartig und wurde in befriedigendster Weise durchgeführt.

Selbstverständlich hatte Eckebrecht ein Billet erhalten und beeilte sich, rechtzeitig Nachmittags 4 Uhr am Platze zu sein, um nicht der Ehre verlustig zu werden, Lady Alice beim Einsteigen in das Boot behülflich zu sein.

Festlich mit Wimpeln, Teppichen und Guirlanden geschmückt, harrte die kleine Flottille am oberen Ende der Stadt im Delaware der erlesenen Gäste. Voran fuhren drei Boote, welche die Musikkapellen trugen, ihnen folgte eine Rudergaleere mit verschiedenen Generälen, unter denen sich auch Hemfort befand. Zwei Divisionsboote nahmen alsdann die Damen und deren Kavaliere auf, ein jedes geführt von einem Seeoffizier, welcher in einem kleinen roth beflaggten Nachen die Tête hielt. Diesen zunächst kam die Galeere, welche den Admiral und General Howe trug. Zwei Divisionsboote und eine dritte Galeere machten den Beschluß.

In dieser Ordnung fuhr der Festzug den Delaware hinunter, alle hier vor Anker liegenden Schiffe hatten ihre Flagge auf dem großen Mast geheißt und gaben Salutschüsse beim Nahen der Flottille. Die Ufer des Flusses waren mit Tausenden schaulustiger Menschen besetzt. Am Landungsplatze bildeten zwei Linien Kavallerie und Infanterie Spalier, durch welches sich der Festzug einem grünen Platze zu bewegte. Um diesen Turnierplatz, der für die Damen erhöhte Sitze zeigte, bildeten Soldaten eine lebende Hecke.

Alsbald ertönten Fanfaren, und auf dem Plan erschienen acht weiße und acht schwarze Ritter mit ihren Herolden und Waffenträgern, alle prächtig in Seide und Gold gekleidet. Diese hielten ein Turnier ab, wonach der Sieger vor Lady Hemfort das Knie beugte und einen Lorbeerkranz aus ihrer Hand empfing. Mit bitterem Neide war Münikerode Augenzeuge der huldvollen Worte und Blicke, welche bei der Ueberreichung dieser Ehrengabe den Kapitän Anderson beglückten. Doch war der aufsteigende Unmuth bald verflogen, als Lady Alice's Wink den getreuen Ritter heranrief, und die Dame auf seinen Arm gestützt dem zweiten Akte der Feier beiwohnte.

Détachements Soldaten, mit allen Fahnen der ganzen Armee, waren auf einem länglichen Platze postirt und salutirten vor dem General Howe. Denselben umgaben alle Würdenträger der anwesenden Regimenter, man könnte sagen: zu Wasser und zu Lande.

Dann bewegte sich der Zug abermals durch einen Ehrenbogen, dem Hause zu, wo sich die Gesellschaft in den reich dekorirten Sälen vertheilte, um eine Erfrischung einzunehmen.

Alsdann begann der Ball, bei welcher Gelegenheit ein Glanz an Toiletten entwickelt ward, wie die üppigsten Hoffeste dergleichen nicht aufzuweisen hatten. —

Eine Stunde später rief ein brillantes Feuerwerk alle Theilnehmer an die Fenster oder in's Freie. Der Baron bewunderte die außerordentlichen Leistungen auf diesem Gebiete, Alice meinte wegwerfend, sie habe Besseres in London gesehen.

Es lag eine Verstimmung auf der Königin dieses Festes, und Eckebrecht sollte demnächst deren Grund erfahren.

Gegen Mitternacht wurde in einem eigens dazu erbauten Saale, an einer reich besetzten Tafel zu 500 Couverts, das auserlesene Souper eingenommen. Der Tanz ward dann freilich bis zum Morgen fortgesetzt, Alice aber schützte Müdigkeit vor und fragte Eckebrecht, ob ihm das Opfer, jetzt schon den Ball zu verlassen, zu groß sein würde, andern Falls bäte sie ihn, sie nach Hause begleiten zu wollen, da der General als Festgeber nicht vor dem Aufbruch Howe's das Bankett verlassen dürfe. —

Es entspann sich noch ein leichter Streit zwischen dem Hauptmann von Münikerode und dem Kapitän Anderson, welcher behauptete, seine devoten Dienste der Generalin zuerst angeboten zu haben, aber der Baron ging als Sieger daraus hervor. Bald saßen die Beschützte und ihr Schützer Seite

an Seite in einem wohlbemannten Boote, dessen taktmäßige Ruderschläge eine halblaute Unterhaltung gestatteten.

Alice wußte durch ihren Mann, daß ungünstige Nachrichten eingelaufen waren. Frankreich hatte England den Krieg erklärt, und alle erträumten Friedenshoffnungen waren damit vorläufig zerstört. Was aber die Lady noch näher anging, war die bevorstehende Räumung der Stadt Philadelphia, wo sie gehofft hatte während des weiteren Feldzuges eine feste Zuflucht zu finden.

General Hemfort war nach dem Süden beordert, so hieß es denn die Zelte abbrechen und scheiden.

Wer wägt ängstlich die Worte, wenn dem verhallenden Festesjubel sich jäh der Schmerz des Abschiedes mischt?

Als Eckebrecht sein Quartir betrat, überkam ihn mit der Ernüchterung das niederdrückende Bewußtsein, den bisher treulich behüteten Gefühlen seines Herzens Worte geliehen zu haben. Nun war es gut, daß bald ungemessene Meilen Landes, sich zwischen ihm und Alice ausdehnten, denn auch sein Regiment sollte sich marschfertig halten.

Das Schiff, welches die Hiobspost überbrachte, führte auch Eckebrecht mit den lang ersehnten Briefen die Trauerkunde vom Tode seiner Schwester zu.

Der Reue einte sich der bittere Schmerz, Agnese stand vor seinem geistigen Auge, zu ihm aufblickend voll Trauer, Liebe und Zuversicht. Er wollte sich ermannen und die seiner unwerthe Neigung, aus dem Herzen reißen, wie er die Rose aus dem seidenen Beutelchen zu entfernen gedachte, welches Agnesens Hände heimlich gestrickt, er wollte frei sein, mit dem „souvenir“ sollte diese Lebensepoche ausgemerzt werden. Die zerrissenen Maschen des zarten Gewebes waren ja mit seinem Herzblute wieder zusammengeklebt, es konnte noch alles gut werden. Aber der Kitt seines Blutes erwies sich kräftiger, als Eckebrecht geglaubt hatte, die Blume war damit unlösbar verbunden. So mochten denn die welken Blätter ferner verdorren, seinen männlichen Entschluß sollten sie nicht beirren.

Es ist fraglich, ob dieser Umschwung Bestand gehabt hätte, wenn ihm nicht der vielverpönte „Zufall“ zu Hülfe gekommen wäre. — Am kommenden Morgen erhielt er Marschordre, und zwar in so überraschender Eile, daß ihm keine Zeit blieb, sich persönlich im Hause des Generals Hemfort zu verabschieden. Schriftlich gab er seinem Danke für die viele Güte Ausdruck, welche diese Menschen ihm erwiesen hatten.

Vorwärts ging es in neue Kämpfe, neue Erfahrungen, vorläufig jedoch rückwärts nach New-York, von wo aus die Truppen zu anderen Expeditionen eingeschifft wurden.

Später brachten die wechselnden Ereignisse auch den Obersten von Münikerode nach den Südstaaten. Eine Begegnung mit den Hemforts suchte derselbe weder, noch wäre eine solche unter den obwaltenden Verhältnissen zu ermöglichen gewesen. Niemand durfte zu jener Zeit im feindlichen Lande seinen Posten verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Komme, schöne Weihnachtszeit!

Komme, schöne Weihnachtszeit,
Schwing' den Fittich wieder
Von dem Himmel nieder
Auf die ganze Christenheit!
Komme, sel'ge Weihnachtszeit!

Bringe uns den Tannenbaum
Mit den bunten Kerzen;
Blüht doch in den Herzen
Lieb' und Freud' im Erdenraum
Nirgends wie beim Weihnachtsbaum.

Senk' die stille heil'ge Nacht,
Senk' die gottgeweihte,
Hoch gebenedeite —,
Die den Christ der Welt gebracht —,
Nieder mit der Sternenpracht.

Komme, wunderſel'ge Zeit,
Schwing den Fittich wieder
Von dem Himmel nieder!
Deiner harrt die Christenheit,
Freudenreiche Weihnachtszeit!

Ludwig Mohr.

Abendglocken.

Abendglocken hör' ich läuten,
Abendglocken, hell und rein.
Sag', mein Herz, was soll es deuten,
Welche Wehmuth schleicht sich ein?

Ist mir's doch, als müßt' ich weinen,
Doch warum? — ich weiß es kaum;
Schmerz und Lust will sich vereinen,
Sinnend steh' ich wie im Traum,

Höre zu dem Klang, dem schönen,
Der von fern herüber zieht
Und in zauberischen Tönen
Singet sein melodisch' Lied.

Wie Gebet durchzieht's die Seele,
Führt den Geist zu lichten Höh'n;
Abendglöckchen, Abendglöckchen,
Reizend bist du, lieblich schön.

Kling! Klang! tönt's noch einmal wieder,
Dann verstummt der letzte Schall,
Wie das Leben, wie die Lieder,
Wie der Sang der Nachtigall.

Carl Weber.

Mohneng.[1])

(Schwälmer Mundart.)

Noch gest[2]) Dü stolzen Senns[3]) dohär,
Äs êb[4]) die Welt Deng eeje[5]) wär;
Da Dü best jong, kennst kee Beschwere[6]);
Doch glööw mer nür, es kêmmt die Zeiht,
Ö ach, villicht es see net weiht,
Da wescht ööch Dü, meng Frengd, bescheere[7]).

Met donklem Greffel schreiwt is Meer
Dr Storm so schneirig, fest ö schwer
Met gremmem Flüch seng Leed zü Zeihre,
Da kreischt dos Meer ver Wieh, ö groo
Ö schwaz vermommt sich's Himmels Bloo
J Ahngst ver sêlchem Wieh ö Leihre.[8])

Noch schwellt die Hoffneng[9]) Der die Brost
Voll Läwensmüt ö Läwensloft,
Ö noch demm Hêchste get Deng Sträwe[10]),
So fiejesstolz[11]) ö ohne Bahng.
Doch hemmst net Dü des Scheckfols Gahng
Ö schwere Schlôk im Äreläwe[12]).

Bie mänche Bliet[13]), ach, fällt vom Bööm[14]);
Bie mänche Hoffneng wedd zü Schööm[15])!
Net lang es hei dos Gleck ze schauwe[16]).
Met ongerbettlich hattem Schlôk
Kêmmt ööch fer Dich geweß in Dôk
Des schweren Leeds met Ahngst ö Grauwe.[17])

Da ächz nü net bie Storm ö Meer,
Äs êb kin Gött im Himmel wär,
Ö sei in Mann i Storm ö Wälle[18]),
Ö jommre net: Ach, Göttche meng!
Da dänk doch nür: Es müß so seng.
Es länkt dos All in hêhrer Welle[19]).

Ö glööw mer nür, reißt ööch dos Kleed,
Dü stest da ewer Dengem Leed —,
Net fiejesstolz, ne, gânz bescheere;
Ö kämpfesmatt dânkst Dü noch Gött,
Däß hä Dich so geleetseelt hôt,
Ö däß Dü därfst i Freere scheere[20]).

Kurt Kuhn.

---

[1]) Mahnung, [2]) gehst, [3]) Sinnes, [4]) als ob, [5]) eigen, [6]) Beschwerden, [7]) Dann wirst auch Du, mein Freund, bescheiden,
[8]) Mit dunklem Griffel schreibt ins Meer
Der Sturm so schneidig, fest und schwer
Mit grimmem Fluch sein Leid zu Zeiten,
Dann weint das Meer vor Weh, und grau
Und schwarz verhüllt sich des Himmels Blau
In Angst vor solchem Weh und Leiden,
[9]) Hoffnung, [10]) Streben, [11]) siegesstolz, [12]) Erdenleben, [13]) manche Blüthe, [14]) Baum, [15]) wird zu Schaum, [16]) hier das Glück zu schauen, [17]) Mit unerbittlich hartem Schlag kommt auch für Dich gewiß ein Tag des schweren Leids mit Angst und Grauen, [18]) Wellen, [19]) Wille, [20]) daß er Dich so geleitseilt (geführet) hat, und daß Du darfst in Frieden scheiden.

Aus Heimath und Fremde.

Universitätsnachrichten. Der Privatdozent und Assistent an dem mineralogisch-petrographischen Institut der Universität Marburg Dr. Reinhard Brauns hat einen Ruf als Professor der Mineralogie an die technische Hochschule in Karlsruhe erhalten und angenommen. —

Der außerordentliche Professor Dr. Karl Bergbohm ist zum ordentlichen Professor der juristischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden. —

An der Universität Marburg ist der „Vossischen Zeitung" zufolge die Vertretung der mittleren und neueren Kunstgeschichte sowie der Geschichte des Kunsthandwerks dem Professor Dr. Karl Alhard von Drach übertragen worden. Von Beruf Mathematiker hat er schon seit geraumer Zeit seinen Studien eine kunstwissenschaftliche Richtung gegeben und war in Folge dessen während der letzten drei Jahre beurlaubt. Außer den während dieses Urlaubs ausgeführten Reisen in Deutschland, Oesterreich, Italien und der Schweiz war Drach in Berlin längere Zeit hindurch am königlichen Kunstgewerbemuseum beschäftigt sowie

im königlichen Museum zu Kassel für seine Zwecke thätig. Er hat seither namentlich die im Marburger Staatsarchiv während vieler Jahre gesammelten Nachrichten über Kunst und Gewerbe in Hessen literarisch zu verwerthen gesucht, und außer einer Anzahl von in Fachzeitschriften veröffentlichten Aufsätzen über Keramik, Glasindustrie, Gobelinwebereien u. a. liegen von ihm ein Prachtwerk über die im königlichen Museum zu Kassel befindlichen älteren Silberarbeiten sowie eine in kunst- und kulturhistorischer Beziehung wichtige Publikation über einen Prachtpokal aus dem Jahre 1571, den sog. hessischen Willkomm zu Dessau, als Ergebnisse seiner Arbeit vor. Auch über die Kasseler Gemäldegalerie hat Professor von Drach Werthvolles veröffentlicht. Als neueste seiner Arbeiten erwähnen wir die in den Jahrbüchern der kunsthistorischen Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses erschienene Biographie des Kammeruhrmachers Rudolf's II., des Jost Byrgi, eines Schweizers, der vorher in hessischen Diensten stand und außer durch seine mechanische Kunstfertigkeit namentlich durch mathematische Erfindungen, wie die der Dezimalbruchrechnung und der Logarithmen, bekannt ist, und der auch zu dem Warburger Goldschmied und Kupferstecher Anton Eisenhoit Beziehungen hatte. Ueber diesen letzteren hat Drach schon vor einigen Jahren im Kunstgewerbeblatt beachtenswerthe Mittheilungen gemacht. — Wir fügen obigem Berichte noch hinzu, daß Professor Dr. von Drach, dem unsere Zeitschrift „Hessenland" mehrere sehr gediegne kunstgeschichtliche Abhandlungen verdankt, jetzt seine Studien über die frühere berühmte Fuldaer Porzellanfabrik beendet hat, und daß er demnächst das Resultat seiner Forschungen auf diesem Gebiete zu veröffentlichen beabsichtigt. —

Unser hessischer Landsmann, der Geheime Regierungsrath, Professor der Kunstgeschichte Dr. Karl Justi in Bonn (geb. am 2. August 1832 zu Marburg) ist von der Akademie der Wissenschaften in München zum korrespondirenden Mitgliede ernannt worden. —

Zu Haslemere in der Grafschaft Surrey ist am 4. Dezember Englands berühmter Physiker John Tyndall gestorben. Der große Gelehrte hat seine Studien zum Theil in unserm Hessenlande, an unserer Landesuniversität, gemacht. Im Jahre 1850 studirte er dort unter Bunsen (die hochbetagte Excellenz lebt jetzt in Heidelberg) Chemie, unter Kohlrausch Physik und unter Stegmann Mathematik. Das köstliche Porträt, das er von letzterem entworfen, haben wir im „Hessenland" von 1891, in Nr. 13, S. 179 gebracht. — In Marburg wurde John Tyndall auf Grund seiner Dissertation „Die Schraubenfläche mit geneigter Erzeugungslinie und die Bedingungen des Gleichgewichts für solche Schrauben" von der philosophischen Fakultät die Doktorwürde verliehen. — A.

Der Personalbestand der Studirenden an der Universität Marburg beträgt in diesem Wintersemester 822 gegen 837 im Vorjahre. Außer diesen immatrikulirten Studirenden haben noch 43 Personen vom Rektor die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten, demnach erhöht sich die Gesammtzahl der Berechtigten auf 868. Von den immatrikulirten Studirenden entfallen 110 auf die evangelisch-theologische, 195 auf die juristische, 216 auf die medizinische und 304 auf die philosophische Fakultät. Der Staatsangehörigkeit nach vertheilen sich die Studirenden auf folgende Länder: Preußen 683 (Hessen-Nassau 280), übrige Reichsländer 110, Oesterreich-Ungarn 2, Frankreich 2, Großbritannien 7, Niederlande 1, Rußland 6, Schweden 1, Schweiz 4, Afrika 2, Amerika 3, Asien 1. Als Dozenten sind an der Universität gegenwärtig thätig: in der theologischen Fakultät 6 ordentliche Professoren und 4 Privatdozenten, in der rechtswissenschaftlichen Fakultät 6 ordentliche, 2 außerordentliche Professoren und 5 Privatdozenten, in der medizinischen Fakultät 10 ordentliche, 1 Honorar-, 4 außerordentliche Professoren, 6 Privatdozenten und 1 Lehrer der Zahnheilkunde und in der philosophischen Fakultät 24 ordentliche, 13 außerordentliche Professoren und 10 Privatdozenten. —

Nekrologe. Am 22. November verschied zu Fulda nach zweitägigem Krankenlager im 76. Lebensjahre der Bibliothekar an der Landesbibliothek Amand von Keitz. 43 Jahre ist derselbe im Bibliothekfache beschäftigt gewesen, von 1850 bis 1856 als Praktikant, von da bis zu seinem Tode als Bibliothekar. Er war so zu sagen mit der Fuldaer Landesbibliothek verwachsen, und wesentliche Verdienste hat er sich um dieselbe erworben. Geboren am 19. Mai 1818 zu Fulda als Sohn des Seminar- und Reallehrers Michael Keitz, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte nachher zu Marburg Philologie. Hier wurde er durch seinen Onkel, den bekannten Professor der Geschichte Dr. F. Rehm, der zugleich die Stelle des ersten Bibliothekars an der Universitätsbibliothek bekleidete, in die Bibliothekswissenschaft eingeführt, und hier hatte er Gelegenheit, den Grund zu seinen Kenntnissen in der

Paläographie zu legen, durch welche er sich später auszeichnen sollte. Nach absolvirtem philologischen Fakultätsexamen trat er 1850 bei der Landesbibliothek in Fulda als Praktikant ein. Schon nach kurzer Zeit wurde ihm von dem kurhessischen Ministerium der ehrenvolle Auftrag zu Theil, eine Neukatalogisirung der Bibliothek vorzunehmen. Mit größtem Fleiße und Verständniß unterzog er sich dieser Aufgabe und vollendete seine Arbeit, die er nach dem Muster der Marburger Universitätsbibliothek ausführte, in verhältnißmäßig sehr kurzer Frist und in vortrefflicher Weise. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß er nach dem am 24. April 1856 erfolgten Tode des Bibliothekars, Professors Philipp Wehner, zum Bibliothekar der Fuldaer Landesbibliothek ernannt wurde. Mit der größten Bereitwilligkeit, Gefälligkeit und Freundlichkeit ist er stets allen entgegengekommen, die in Bibliotheksangelegenheiten seinen Rath einholten und seine Dienste in Anspruch nahmen. Diese Eigenschaften fanden auch allgemein die verdiente Anerkennung. Großen Schmerz machte es ihm, als im Jahre 1874 das Fuldaer Landesarchiv mit seiner berühmten Sammlung von Karolinger-Urkunden, das mehrere Jahre in den Räumen der Landesbibliothek aufbewahrt worden war und unter seiner Leitung gestanden hatte, aus höheren Rücksichten nach Marburg verbracht wurde, um dort mit dem Staatsarchiv vereinigt zu werden. — Von Jugend an kränklich, hat Amand von Keitz doch eine lange Reihe von Jahren einen ganz außerordentlichen Fleiß entwickelt, bis ihn sein zunehmendes Alter veranlaßte, bei seiner vorgesetzten Behörde, dem Landesdirektorium in Kassel, um die Bestellung eines Bibliothekar-Gehilfen nachzusuchen, welche Bitte ihm auch vor vier Jahren bereitwilligst gewährt wurde. — Mit literarischen Arbeiten ist Amand von Keitz nur selten in die Oeffentlichkeit getreten. In früheren Jahren hatte er die Absicht, eine Geschichte des Hochstifts Fulda herauszugeben. Er hatte dazu die umfassendsten Vorstudien gemacht, und es ist sehr zu bedauern, daß er seinen Plan nicht zur Ausführung gebracht hat. Kleinere Aufsätze von ihm sind in Fach- und Zeitschriften enthalten, so u. a. in unserem „Hessenland“ Jahrg. 1890 (Nr. 14 u. 15) ein Artikel über die Codices Bonifatiani in der Landesbibliothek zu Fulda. — Trotz seiner Kränklichkeit hat Amand von Keitz, Dank der liebevollen, aufopfernden Pflege seiner Nichte, einer ebenso edelsinnigen wie feingebildeten Dame, das hohe Alter von 75½ Jahren erreicht; ein Fall, der gerade bei dem Leiden, von dem er von Zeit zu Zeit heimgesucht wurde, wohl einzig in seiner Art dasteht. — Alle, die den Verblichenen gekannt haben, werden ihm auch über das Grab hinaus ein treues, ehrenvolles Andenken bewahren. R. i. p.

Am 22. November starb nach kurzer Krankheit im 67. Lebensjahre zu Schmalkalden der Bürgermeister, Major a. D. Friedrich Adolf Brack. Geboren am 25. Juni 1827 zu Schmalkalden als Sohn des Gendarmerierittmeisters Konrad Brack, widmete er sich der militärischen Laufbahn. Nach Absolvirung der Kadettenschule zu Kassel wurde er 1846 Lieutenant im 3. kurhessischen Infanterieregimente, machte den Feldzug in Baden mit, wurde 1854 zum Premierlieutenant befördert, 1860 als Lehrer an die Kadettenschule versetzt, 1864 zum Hauptmann im 1. kurhessischen (Leib-) Infanterieregiment ernannt und im Frühjahr 1865 in den kurhessischen Generalstab versetzt. Im Jahre 1866 begleitete Hauptmann Brack den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen in die Gefangenschaft nach Stettin. Nach seinem Uebertritte in preußische Dienste war er zunächst dem großen Generalstabe in Berlin zugetheilt und wurde im Herbst 1867 als Hauptmann und Kompagniechef in das 58. Infanterieregiment nach Glogau versetzt. Als Major und Bataillonskommandeur im Landwehrbataillon Kosten machte er den Krieg von 1870/71 mit. Bei der Belagerung von Metz wurde er verwundet. Mit dem eisernen Kreuze geschmückt, kehrte er aus dem Kriege heim und wurde 1871 als Bataillonskommandeur in das Füsilierregiment Nr. 37 nach Schrimm versetzt. 1874 nahm er seinen Abschied und ließ sich in seiner Vaterstadt Schmalkalden nieder. 1883 wurde er zum Bürgermeister der Stadt Schmalkalden gewählt, und nach der achtjährigen Amtsdauer erfolgte 1891 seine Wiederwahl. Er war eine lange Reihe von Jahren Abgeordneter des Kommunallandtags und von demselben zum stellvertretenden Mitglied des Landesausschusses gewählt worden. Auch dem Kreisausschusse in Schmalkalden gehörte er als Mitglied an. Wie Major Brack ein strammer, tüchtiger Offizier war, so war er auch ein sehr rühriger, thatkräftiger Bürgermeister, dem das Wohl der Stadt stets am Herzen lag und der sich um dieselbe wohlverdient gemacht hat. Mag er sich auch durch sein militärisches Wesen manche Gegnerschaft zugezogen haben, so war man doch einstimmig in der Anerkennung seines offenen, geraden und biederen Charakters. Friede seiner Asche.

Zu Neapel verschied am 23. November unerwartet an einem Gehirnschlage in seinem 68. Lebensjahre der Oberst z. D. Friedrich von

Starck. Geboren war derselbe 1825 zu Kassel als Sohn des nachmaligen Generalmajors C. F. Starck. Er widmete sich der militärischen Laufbahn, besuchte die Kadettenanstalt zu Kassel, wurde 1845 Lieutenant im 1. kurhessischen (Leib-) Husarenregiment, wurde 1851 zum Premierlieutenant und Regimentsadjutant befördert und 1859 zum Rittmeister ernannt. Nach der Einverleibung Hessens in Preußen trat er zunächst als Rittmeister und Eskadronchef in das Dragonerregiment Nr. 16 ein, wurde 1868 zum Major befördert, 1869 als etatsmäßiger Stabsoffizier in das 2. schlesische Dragonerregiment Nr. 8 versetzt, in welchem er den Krieg gegen Frankreich 1870/71 mitmachte. 1873 wurde er zum Oberstlieutenant befördert. Am 16. Oktober desselben Jahres wurde er zum Brigadier in der dritten Gendarmeriebrigade in Berlin ernannt, und am 22. März 1876 wurde ihm der Charakter als Oberst verliehen. 1881 trat er in den Ruhestand und verblieb zunächst in Berlin. Während eines längeren Aufenthaltes in Italien ereilte ihn zu Neapel der Tod. Oberst von Starck war ein sehr tüchtiger Offizier, allgemein hochgeschätzt und beliebt wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften.

Am 24. November wurden zu Cincinnati (Ohio) im Krematorium die Gebeine eines Mannes in Asche verwandelt, der eine bewegte, ereignißvolle Vergangenheit hinter sich hatte. Es war der Maler Johann Aubery, der nach kurzer Krankheit im Alter von 84 Jahren dort verstorben ist. Er entstammte einer alten Hugenottenfamilie, die sich in Kassel niedergelassen hatte, wo er am 13. August 1810 geboren wurde. Der Knabe zeigte schon frühzeitig bedeutende Anlagen zum Zeichnen und Malen und erhielt eine ausgezeichnete Ausbildung. Bald erregte er durch seine Arbeiten Aufsehen, und als Jüngling von etwa 20 Jahren wurde er an den kurfürstlichen Hof zu Kassel berufen, wo er als Künstler hochgeschätzt wurde. Seine großen Fähigkeiten und die Protektion des kurfürstlichen Hauses ebneten ihm die Wege, und im Jahre 1838 begab sich der erst 25jährige Künstler an den Hof Louis Philipp's nach Paris. Dort erkannte man rasch sein Talent, und der kunstsinnige König beehrte ihn nicht nur mit Aufträgen, ihn selbst und andere Mitglieder seiner Familie zu malen, sondern schickte ihn auch zu Studienzwecken nach Belgien, Italien und Deutschland. Da kam das Revolutionsjahr 1848, und Louis Philipp mußte fliehen. Aubery schloß sich nicht dem Könige an, sondern begab sich nach Rom, wo er fünf Jahre verblieb. Auf Veranlassung von Verwandten kam er 1853 nach Cincinnati. Neben zahlreichen Skizzen brachte er ein größeres Bild, „Hiob im Kreise seiner Freunde“, mit, das als ein Kunstwerk hohen Ranges berühmt wurde. Bald nach seiner Ankunft machte Aubery die Bekanntschaft eines Fräuleins Adele von Lang aus Stuttgart, die er als Gattin heimführte. Aubery widmete sich hier zuerst allein der Porträtmalerei, und nur in seinen Mußestunden arbeitete er an anderen Werken. Seit dem Tode seiner innig geliebten Frau, die vor zwei Jahren auf der Kabelbahn verunglückte, lebte Aubery in Zurückgezogenheit. Trotz seines hohen Alters war Aubery bis zuletzt in seiner Kunst thätig, und zahlreiche Skizzen und ein prächtiges Gemälde, „Die Frau Nero's“ darstellend, zeugen von seinem unermüdlichen Schaffensdrang und seinem künstlerischen Können. (Voss. Ztg.)

Hessische Bücherschau.

Vom Weihnachtstische. Zu Weihnachtsgaben gestatten wir uns folgende poetischen Werke hessischer Autoren ganz besonders zu empfehlen:

Gedichte von D. Saul. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

„Aus allerlei Tonarten.“ Verdeutschte spanische und eigene Lyrik von Otto Braun. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

„Heimathliche Bilder und Gestalten“, von Carl Preser. Marburg, Verlag von Oscar Ehrhardt.

„Fides“ von Anna Weidenmüller, Leipzig, Verlag von Georg Wigand.

Spanische Lieder von Gustavo Adolfo Becquer. Deutsch von Richard Jordan. Halle, Verlag von Otto Händel.

„Ausgewanderte.“ Roman von H. Keller-Jordan. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer.

„Baalsopfer.“ Novellen von M. Herbert, Köln am Rhein, Verlag von J. P. Bachem.

Zum diesjährigen Weihnachtsfeste können nachfolgende drei Bücher, von denen eingehende Besprechungen in Vorbereitung sind, nach genauer Durchsicht und Prüfung allen Freunden heimischer

Geschichtsforschung dringend und bestens empfohlen werden:

Geschichte von Hessen. Für Jung und Alt erzählt von Dr. Friedrich Münscher, weil. Gymnasialdirektor in Marburg. Verlag von N. G. Elwert in Marburg. 1894. 6 M.

Dieses Buch, von dem schon fünf Lieferungen, bis 1816 für Kurhessen gehend, vorliegen, wurde anfangs von mir als überflüssig und einem besseren den Weg verbauend angesehen; doch bei näherem Einsehen gewann es immer mehr an Werth, obwohl die letzte Ausfeilung des in hohem Alter verstorbenen Verfassers an manchen Stellen vermißt wird.

Da die Heßler'sche Geschichte aus Quellen zweiten, ja dritten Ranges schöpft und die durch v. Stamford besorgte zweite Auflage des z. Zt. — ebenso wie die Werke von Wenk, Rommel und Rehm, die alle unvollendet blieben, — veralteten Buches von Röth erst mit Philipp dem Großmüthigen wirklich Neues und für Kurhessen einen recht guten Schluß bietet, dagegen leider Hessen-Darmstadt völlig ausschließt, während die dortigen Darsteller ihrerseits Hessen-Cassel bei Seite lassen, so läßt sich das Fehlen einer handlichen hessischen Geschichte für weitere Kreise nicht mehr verneinen. Lieferung 1 geht bis zum Tode des Landgrafen Otto (1328) und erledigt knapp, aber völlig klar die ersten drei Hauptstücke (die älteste Zeit — Hessen als Glied des Frankenreiches — Zeit der Zerstückelung und Unselbstständigkeit) sowie den Abschnitt 1 des IV. Hauptstücks, die Erhebung zur Landgrafschaft: Heinrich I. und seine Söhne Johannes und Otto. . . . Lieferung 2 ist voll selbstständiger Gedanken bis S. 144 in der Geschichte der Landgrafschaft von 1328—1409, namentlich unter Hermann dem Gelehrten. Dann folgt das V. Hauptstücks: die Zeiten Philipp's und seiner Söhne (1509—1604), das erst am Schluß von Lieferung 3 auf S. 263 mit Philipp's Tode (1567) schließt und erst S. 280 zum Jahre 1604 kommt. Neben selbstständiger Darstellung, die namentlich die unselige Doppelehe genügend würdigt, gefällt das Hervorheben des allgemein Kulturhistorischen. Das VI. Hauptstück umfaßt die Seiten 281—372 und heißt: „Der fast fünfzigjährige Streit zwischen den Enkeln und Urenkeln Philipp's des Großmüthigen." Es braucht fast den ganzen Raum der Lieferung 4 und thut deutlich dar, daß die Geschichte Hessen-Cassels von der Darmstadts nicht zu trennen ist. Hauptstück VII geht von 1650—1789 in etwas flüchtigerem Tempo, obwohl Landgraf Karl nicht uneben in Licht- und Schattenseiten herausgekommen ist. Doch stört eine Menge leicht zu entfernender Druckfehler den Genuß der Darstellung nicht wenig; auch nimmt die Beurtheilung der Subsidienverträge einen gesünderen Standpunkt ein, als es bisher dem freilich durch frivole Angriffe verbissenen hessischen Partikularismus möglich war. Vom Hauptstück VIII, das bis 1866 gehen soll, liegt auf den Seiten 445—480 zur Zeit nur die Geschichte Hessen-Cassels und des westfälischen Zwischenreiches vor, doch können wir trotz aller Mängel, die hauptsächlich im Fehlen der letzten Ueberarbeitung durch den greisen Verfasser und in zu schneller Herausgabe zu suchen sind, diese Geschichte Hessens von Münscher als die zur Zeit beste zum Festgeschenk empfehlen.

Eine ausführliche Kritik müssen wir uns nach Abschluß des Werkes jedoch bis in die Einzelheiten noch vorbehalten.*)

Cassel, 14. Dezember 1893.

Dr. Seelig.

Sagenkranz aus Hessen-Nassau und der Wartburg-Gegend von Carl Heßler. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Cassel (Gustav Klaunig) 1894.

Dieses vor wenig Jahren in erster Auflage erschienene Büchlein hat sich, abgesehen von zahlreichen, auch einer günstigen Besprechung im Hessenland, mit Recht schnell viel Freunde erworben, und sticht die neue Auflage durch Ausscheiden unechter Sagen und bessere Fassung anderer vortheilhaft von ihrer Vorgängerin ab.

Auch äußerlich eignet es sich durch seine geschmackvolle Ausstattung vorzüglich zur Weihnachtsgabe für Jung und Alt.

Maria, Landgräfin von Hessen, geborene Prinzessin von England. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. Erich Meyer. Gotha (Friedrich Andreas Perthes) 1894.

Dieses auf Grund aller erreichbaren Materialien gezeichnete Lebensbild erweitert sich in der Prof. Lorenz'schen Art der Geschichtsbetrachtung zu einer anziehenden, psychologischen Skizze und einem ab-

*) Soeben erscheint Lieferung 6 als Abschluß des Bandes, der Kurhessen bis 1866 und das Großherzogthum bis 1871 schildert, sodaß das vollendete Werk gerade noch zu Weihnachten zu recht kommt.

gerundeten Kulturbilde des vorigen Jahrhunderts. Daß dabei der Erbprinz, spätere Landgraf Friedrich II. von Hessen schlecht wegkommen würde, war vorauszusehen; doch wird eine gerechte Kritik diesen echten Jünger frivoler Voltaire'scher und falsch verstandener Rosseau'scher Ideen nicht allein unter dem Gesichtswinkel ehelicher und streng religiöser Moral betrachten dürfen; im Zeitalter Friedrich's des Großen galten beide in fürstlichen Kreisen recht wenig. Und für das Hessenland, besonders Cassel ist sein Wirken nach den Greueln des siebenjährigen Kriegs unvergeßlich segensreich gewesen. Seiner religiösen Duldsamkeit und Gleichgültigkeit gegenüber wäre in unseren Tagen die grausame Härte Wilhelm's VIII. ebensowenig am Platze gewesen als die völlige Absonderung seiner Gemahlin; doch andere Zeiten, andere Sitten. In Dr. Meyer's Buche wird neben dem Seelenleben der Maria naturgemäß der Erziehungsgeschichte ihrer drei Söhne, von denen der älteste 1821 als erster Kurfürst von Hessen starb, ein breiter Raum gewidmet. Wir können allen Kurhessen, besonders auch der Frauenwelt dies Buch als Festgeschenk angelegentlichst empfehlen. Auf dasselbe kommen wir ebenso wie auf Münscher's hessische Geschichte in Kürze eingehend zurück. **Dr. Seelig.**

Adolf Liebreich, Assistent am mineralogischen Institut der technischen Hochschule Karlsruhe, Beitrag zur Kenntniß des Bauxits am Vogelsberge. (42 S. mit 3 Taf.) Gießen 1891.

Bauxit nannte der französische Mineraloge Berthier ein in der Nähe von les Baux unweit Arles in Südfrankreich nahe der Rhonemündung vorkommendes kompaktes, erdiges Gestein, das im Wesentlichen aus amorphem Thonerdehydrat und Eisenoxydhydrat neben geringen Mengen von Kieselsäure, Titansäure und Kalk besteht.

Auch in Deutschland haben sich später Fundorte für dieses Gestein ergeben, nämlich Mühlbach bei Hadamar und zwei hessische Gegenden: Kleinsteinheim bei Hanau und außerdem als reicher Fundort der Westabhang des Vogelsberges. Die Untersuchung des Vogelsberger Bauxit bildet den Gegenstand des vorliegenden Werkchens, und zwar lieferten speziell folgende hessische Fundstätten das Material: der rothe Hang bei Garbenteich, die Grube am Schäferling bei Lich, der Einschnitt der Eisenbahn Laubach-Hungen im Walde südwestlich von Villingen, Grube am Firnwald nahe der Straße Annerod-Steinbach.

Sowohl Untersuchungen zahlreicher Dünnschliffe wie chemische Analysen, welche letzteren den Bauxit als ein im Wesentlichen z. Th. amorphes, z. Th. krystallinisches Thonerdehydrat feststellen, erbringen den Beweis, daß, was bisher nur vermuthet worden war, der Bauxit Umwandlungsprodukt basaltischen Gesteins bedeutet, insbesondere beweisen die Dünnschliffe, daß der Bauxit eine wirkliche vollkommene basaltische Struktur, speziell die Struktur anamesitischer Basalte, besitzt.

Das in Rede stehende Gestein gewährt, wie wir hinzufügen wollen, nicht bloß ein rein wissenschaftliches Interesse, sondern ist auch von praktischem Werthe: es findet Verwendung bei der Cementfabrikation (bereits im Jahre 1882 hat L. Roth in Wetzlar eine Schrift „Der Bauxit und seine Verwendung zur Herstellung von Cement" erscheinen lassen) und ist auch zur Gewinnung von Aluminium, dem jetzt schon vielfache Anwendung findenden „metallischen Pappendeckel", ein beachtenswerthes Material. A.

Dr. Theodor Petersen, Ueber den Anamesit von Rüdigheim bei Hanau und dessen bauxitische Zersetzungsprodukte. — In „Jahresbericht des Physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M.", S. 108—116. Frankfurt, Naumann, 1893.

Verfasser hat den Basalt der an der Südspitze unseres Hessenlandes, östlich von Rüdigheim liegenden ausgedehnten Steinbrüche, die als Fundorte von schönen Einschlüssen (Hyalith, Halbopal und Zeolithe) allgemein bekannt sind, einer erneuten chemischen Analyse unterzogen, da die bisher darüber angestellten Untersuchungen ihm nicht eingehend genug erschienen. Ohne über die Resultate hier näher zu referiren, was doch nur Fachgelehrte interessiren würde, sei nur kurz erwähnt, daß der Typus der untersuchten Basalte ziemlich genau demjenigen entspricht, welchen Professor Streng-Gießen von den Anamesiten der Gießener Gegend gegeben hat (28. Bericht der oberhessischen Gesellschaft für Naturkunde in Gießen, 1891).

In einem zweiten Theil der Arbeit bespricht Verfasser dann das Vorkommen von Bauxit in dem Rüdigheimer Basalt, der an vielen Stellen durch einen Umwandlungsprozeß entweder in thonigten Bauxit oder, wenn mehr Kieselsäure zurückgehalten wurde, in röthlichen oder grauen bauxitischen Thon übergegangen ist. A.

Direktor Dr. G. Windhaus, Geschichte der Lateinschule zu Friedberg. Festschrift zum 350 jährigen Jubiläum der Großherzoglichen Realschule (196 S.). Friedberg 1893.

Die vorliegende Geschichte der altehrwürdigen, 1543 gegründeten Lateinschule zu Friedberg, welche in den Tagen des 16. bis 18. Oktober d. J. in würdigster Weise ihr 350 jähriges Jubiläum gefeiert hat, stützt sich im Wesentlichen auf urkundliche Materialien, die sich in dem Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt, in dem städtischen Archiv zu Friedberg und bei den älteren Schulakten gefunden haben und zum weitaus größten Theil bis jetzt noch völlig unbekannt waren.

Nachdem Verfasser einen Rückblick auf die Friedberger Schulverhältnisse vor der Reformation, bis in's 14. Jahrhundert zurück, geworfen, giebt er die Verhandlungen betreffs der Erwerbung des Friedberger Barfüßerklosters, das sich im Besitze des Franziskanerordens befand, durch die kaiserlich freie Burg und die freie Reichsstadt, zwei politische Gemeinwesen, aus denen im Anfang unseres Jahrhunderts das heutige Friedberg entstanden ist. Es folgt dann die Gründung der Lateinschule im Barfüßerkloster und des Pädagogiums Rudolphi's, welch' letzteres sein Domizil im Augustinerkloster hatte und nach wenigen Jahren (1550) wieder einging. Sein Gründer und Leiter Rudolphi war vorher Professor der Dialektik an der Universität Marburg gewesen. Die Friedberger hatten ihn trotz zweimaligem abschlägigen Bescheid der Kasseler Regierung der Marburger Universität „abgespannt". Die Trümmer des Pädagogiums wurden mit der Lateinschule im Barfüßerkloster vereinigt. Die vielen Wandlungen, welche die Schule durchgemacht, die Bedrängnisse, in die sie während des 30 jährigen Krieges gerathen, der Verfall in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ihr Wiederaufblühen als hessische Lehranstalt, alles dies ist in interessanter, fesselnder Weise erzählt, läßt sich aber in knappem Resumé nicht darlegen. Es sei deshalb die Lektüre der Schrift selbst, und zwar warm empfohlen.

Nur das mag hier noch Erwähnung finden, daß außer dem bereits erwähnten Rektor Rudolphi noch sechs andere Lehrer aus unserem Hessenlande stammten. Zunächst wurde mit Rudolphi gleichzeitig von Marburg nach Friedberg berufen der Magister Adam Lonicerus und einige Jahre später (1562) dessen noch in sehr jugendlichem Alter stehender Bruder M. Philipp Lonicer, beide Söhne eines Marburger Theologieprofessors. Dieser Lonicer wirkte nur vier Jahre in Friedberg und wurde ersetzt durch M. Gerhard Waldenberger von Wetter. Weiterhin holte man sich Ende Dezember 1590 als Rektor den Lehrer am Marburger Pädagogium M. Johannes Palthe, der bis 1613 der Schule vorstand. Endlich wirkte von 1712—29 der ebenfalls von Marburg berufene Johann Christoph Reinemann als Konrektor und von 1745—54 als praeceptor III. classis der Hanauer Schulmann Heinrich Schmid. Von da an scheint aus Hessen-Kassel kein Lehrer mehr sich nach Friedberg gewandt zu haben.

Unter den interessanten Beilagen findet sich auch aus dem Jahre 1618 die in 30 lateinischen Versen abgefaßte Meldung eines Hersfelders, M. Simon Franck, um eine erledigte Lehrerstelle an der Lateinschule. Den Schluß des Poems setzen wir zur Erheiterung unserer lateinkundigen Leser hierher:

Artibus et linguis, pietate et moribus, omni
Qui studio informet clarissima viscera vestra,
Vester Francus erit, Franci labor intimus omnis
Semper erit, Franco dabitis, quod flagitat ardens.
Francum exorantem non demittetis inanem.
O France, innumeras dices de pectore grates,
A te si Franco rudis informanda iuventus.
Hisce valete, mei proceres, responsa parati
Reddite, quod supplex a vobis omnibus oro.
V. clar. et prud. subjectiss.
M. Simon Franck,
Herosfeldianus Hassus.

Die schönen Verse scheinen dem Mückenstürmer nichts geholfen zu haben.

Auch der Schluß der im Jahre 1618 erlassenen Schulgesetze möge hier eine Stelle finden:

Summa: Has leges quisquis petulatur negligit, illi
Poenas conciso podice virga dabit.
(Lex sine executione est tanquam campana sine rhopalo.)

Zu deutsch:

Wer leichtfertigen Sinnes diese Gesetze mißachtet,
Wird mit der Ruthe bestraft, die ihm den . . . zerbläut.
(Gesetz ohne Strafe ist wie die Glocke ohne Klöppel.)

A.

Wir verfehlen nicht, die Leser unserer Zeitschrift darauf aufmerksam zu machen, daß der gediegene fachmännische Vortrag des Bauraths F. Hoffmann in der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 15. Juli 1890 zu Fulda über die alte, für die Kunstgeschichte das wesentlichste Interesse bietende Kirche in Rasdorf (s. „Hessenland", Jahrg. 1890, Nr. 23) jetzt auch von der im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Berlin herausgegebenen „Zeitschrift für Bauwesen", Heft VII—IX, mit den entsprechenden Abbildungen im Atlas (Blatt 42 und 43) veröffentlicht worden ist.

Hierbei:

eine **Beilage** der **N. G. Elwert'schen Universitätsbuchhandlung** in **Marburg,** betr. ihren **hessischen Verlag;** sowie

eine **Beilage** der **Hofbuchhandlung** von **Gustav Klaunig,** Kassel, betr. 2. **Aufl.** von **Heßler,** Sagen-Kranz aus Hessen-Nassau und der Wartburggegend; **Festgeschenke** und **Preisermäßigung** auf vorzügliche Werke der **hessischen Literatur** ꝛc.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Januar 1894 beginnt das **„Hessenland"** seinen achten Jahrgang. Es hat Wurzel geschlagen im hessischen Volke und ist ein gern gesehener Gast in unserem engeren Vaterlande und bei den Landsleuten in der Fremde geworden.

Die Aufgabe unseres Blattes ist die Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen. Das **„Hessenland"** will, ohne den Blick in weitere Gesichtsfelder sich trüben zu lassen, den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, insoweit sie unserm engeren Vaterland entspringen, zur Heimstätte dienen, und wohl kann unsere Zeitschrift heute schon als der Mittelpunkt des literarischen Schaffens auf hessischem Boden betrachtet werden. Die heimathlichen Dichter und Schriftsteller von Ruf sind fast ausnahmslos unsere Mitarbeiter, und junge Kräfte für uns zu gewinnen, ist unser stetes Bestreben.

Auch ferner werden wir der Erforschung unserer **heimathlichen Sondergeschichte** einen bevorzugten Raum in unsern Spalten zuweisen; wir werden die mit ihr verwandten Gebiete der **Literatur-, Kultur- und Kunstgeschichte** in entsprechender Weise berücksichtigen. Aber auch das Schaffen zeitgenössischer hessischer Dichter und Schriftsteller soll stets von uns, — soweit in unsern Kräften steht —, gefördert werden. Wir werden wie in den bisherigen Jahrgängen **Erzählungen** und **Gedichte,** namentlich auch **Volks- und Mundartdichtungen,** in sorgfältiger Auswahl bringen.

Unsere Mitarbeiter und Leser bitten wir, uns auch in Zukunft zu unterstützen und insbesondere auch für die Verbreitung des **„Hessenlandes"** wirken zu wollen.

Die Redaktion.

F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



